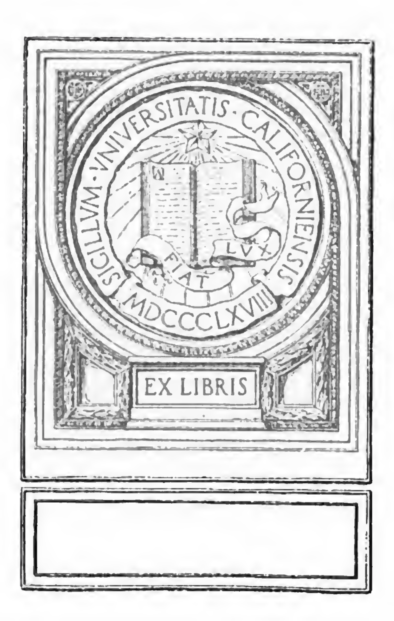
Berlin 1688-1840

Ludwig Geiger


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens
der
preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Erster Band.

Erste Hälfte.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1892.



Vorwort.

Dieses Buch hat eine lange Geschichte. Als ich vor beinahe zwanzig Jahren als Dozent an die Berliner Universität kam, trat ich meine Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über Berliner Litteratur- und Culturgeschichte im 18. Jahrhundert an. Seit jener Zeit pflegte ich den Plan weiter. Eine Vorarbeit dazu hatte ich in meiner „Geschichte der Juden in Berlin", 2 Bände, Berlin 1871, geliefert. Seitdem ließen andere Arbeiten die Vollendung jener größeren Aufgabe nicht zu. Materialien dazu sollten die im Vereine mit Fachgenossen herausgegebenen „Berliner Neudrucke" liefern, von deren 11 erschienenen Bändchen ich 4 und grade die umfangreichsten bearbeitete (Berlin, Gebr. Paetel, 1888—1892). Eine Anzahl dies Gebiet berührender Aufsätze, die einzeln in Zeitschriften erschienen oder als Vorträge gehalten waren, stellte ich in meinem Buche „Vorträge und Versuche" (Dresden 1890, S. 88—192) zusammen.

Nach längeren, häufig unterbrochenen Vorarbeiten trat ich im Frühjahr 1889 der Ausarbeitung der Aufgabe näher. Damals begann ich an der hiesigen Universität öffentliche Vorlesungen über das Thema zu halten, die in vier auf einander folgenden Semestern den in diesem Buche dargestellten Zeitraum behandelten. Ich nannte die Vorlesungen damals wie früher: Berlins Litteratur- und Culturgeschichte. Nach langen Erwägungen entschloß ich mich jedoch, diesen Titel aufzugeben und statt dessen den einer Geschichte des geistigen Lebens zu

wählen. Dieser Entschluß wurde besonders dadurch hervorgerufen, daß ich das oft mißverständlich gebrauchte Wort „Culturgeschichte" vermeiden wollte. Ich habe, wie ich dies gelegentlich (Münchener Neueste Nachrichten 1890, Nr. 512) ausgeführt habe, keineswegs eine geringe Vorstellung von Culturgeschichte und freue mich, durch solche Ausführung die Empfindlichkeit beschränkter Historiker gereizt zu haben, die noch immer im Ediren von Urkunden den Gipfel historischer Weisheit erblicken. Ich halte, wie Jakob Burckhardt, Culturgeschichte für die Zusammenfassung des gesammten geistigen und sittlichen Lebens und glaube, durch meine Bearbeitung des Burckhardtschen Werkes und durch meine anderen Arbeiten meine Berechtigung, in diesen Dingen mitzureden, genugsam erwiesen zu haben. Da man aber in neuerer Zeit angefangen hat — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt — bei Culturgeschichte den Hauptnachdruck auf Wirthschaftsgeschichte zu legen, eine derartige Ausdehnung der Studien aber meiner Neigung und Fähigkeit widerstreitet, so vermied ich lieber das Wort, um etwaigen Reclamationen die Spitze abzubrechen. Doch glaubte ich, darin dem ursprünglichen Plane treu, Geistesgeschichte im weitesten Sinne auffassen zu müssen, die Bethätigung des menschlichen Geistes auch in der Kunst darzulegen und die sittlich-ökonomischen Zustände der verschiedenen Epochen zu streifen. Freilich wurde ich als Litterarhistoriker dadurch zu Ausflügen auf Gebiete veranlaßt, die mir fern liegen, wie auf das der Kunstgeschichte, und bitte daher, die diesem Nebengebiet gewidmeten Abschnitte nachsichtig aufzunehmen.

Die Begrenzung des in vorliegendem Werke behandelten Stoffes möchte Manchem willkürlich erscheinen. Sie ergibt sich indessen naturnothwendig aus der hauptsächlichen Betonung des Litterarischen. Gewiß hat Berlin nach 1840 litterarische und wissenschaftliche Leistungen hervorgerufen, die den in früheren Epochen aufgetretenen nicht nur ebenbürtig, sondern zum Theil überlegen sind. Auch in der Periode vor 1688 existirten in

Berlin einzelne Dichter, Schriftsteller und Gelehrte, ohne daß es doch ein bedeutsames litterarisches Leben gab. Daher mußte der Anfang mit dem Regierungsantritt Friedrich's I. gemacht werden. Seitdem entfaltete sich dieses geistige Leben, gleichen Schritt haltend mit der Vergrößerung des Staats, der eigentlichen Entwickelung der Stadt aber weit vorauseilend. Dieses städtische Leben tritt seit 1840 in eine neue Epoche, die ihren besonders kennzeichnenden Ausdruck findet in erweiterter Handelsthätigkeit einer-, sowie dem Erwachen und starken Vordrängen des politischen Lebens andrerseits. Alles dies zu schildern, das im nächsten Zusammenhang steht mit noch nicht abgeschlossenen Arbeiten und Bestrebungen der Gegenwart, halte ich nicht für meinen Beruf. Aus solchen Erwägungen mußte sich als Gegenstand des Werks die in sich einheitliche Periode von 1688 bis 1840 ergeben, die mit dem Bestreben beginnt, dem Staat und damit auch der Residenzstadt königliches Ansehen zu gewähren, und mit dem Zeitpunkt abschließt, da die Bürger der Stadt und des Staates vor Allem volle Theilnahme an der Staatsverwaltung begehren. Die Eintheilung in die zwei Bände ergab sich von selbst. Der erste schließt mit dem Tode Friedrich's II., als mit der Zeit, da eine Glanzperiode geistigen Lebens zu Ende ging. Der zweite enthält eine Periode, die, nach Jahren gerechnet, wenig mehr als die Hälfte der ersten umfaßt. Aber ihr Inhalt, der unserer modernen Entwickelung viel näher steht, als der der früheren Jahrzehnte, ist ein so reicher und mannigfaltiger, daß der Umfang dieses Theils kaum kleiner sein dürfte als der des ersten. Der zweite Band wird voraussichtlich im Herbst 1893 erscheinen.

Schon die Begrenzung des Stoffes — Anfang und Ende einem Regierungsbeginn und Herrschaftsschluß entsprechend — deutet an, daß von der Persönlichkeit der fünf preußischen, während jener Periode herrschenden, Könige gesprochen werden mußte. Jedoch soll dies nur insoweit geschehen, als jene Könige auf das geistige Leben eingewirkt haben. Eine Darlegung der

preußischen Geschichte lag mir ebenso fern, wie eine Geschichte der Stadt, ihrer Verfassung und Verwaltung. (Für das allgemein Geschichtliche haben mir die berühmten Werke von Ranke und Droysen gute Dienste geleistet, die ich deswegen an dieser Stelle dankbar erwähne.) Schon durch diese Ausschließung des Politischen und Städtischen unterscheidet sich das vorliegende Buch von zwei großen Werken, die die Gesammtgeschichte Berlins zu behandeln unternehmen: A. Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. 4. Auflage. Zwei Bände. Berlin 1886; O. Schwebel, Geschichte der Stadt Berlin. 2 Bände. Berlin 1888. Hoffentlich unterscheidet sich aber mein Buch von den genannten Werken noch in anderer Weise. Denn als wissenschaftliche Werke kann ich beide Arbeiten nicht ansehen. Mein Verdammungsurtheil Schwebel's habe ich schon an anderm Orte („Die Nation“ 1888 Nr. 47, 1889 Nr. 26) ausgesprochen und möchte nun, da der Autor nicht mehr unter den Lebenden weilt, das Urtheil nicht wiederholen. Das Streckfuß'sche Buch, das durch die Zahl seiner Auflagen seine Beliebtheit in weiten Kreisen bekundet, ist ein Unterhaltungsbuch, aber kein wissenschaftliches, das durch sein anekdotenhaftes und politisch-geschichtliches Beiwerk seiner Aufgabe untreu wird und statt allseitiger gewissenhafter Benutzung der Quellen eine recht oberflächliche Verwerthung abgeleiteter und trüber Quellen zeigt.

Einer fleißigen Quellenbenutzung darf ich mich wohl rühmen. Nur im Nothfalle habe ich die einzigen Führer mancher meiner Vorgänger: Küster und Nicolai (über die Buch 3, Kap. 14 und 15 zu vergleichen ist) benutzt. Mehr mußte ich das fleißige und sehr gründliche Werk von König: Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften in der Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786, 3.—5. Theil (der 4. und 5. haben je 2 Bände), Berlin 1785—1799, zu Rathe ziehen. Es ist ein nach den Quellen gearbeitetes, gründlich unterrichtendes,

schlicht gearbeitetes Buch, dessen Führung man häufig nicht entbehren kann.

Alle übrigen zum Theil recht seltenen Quellen und die überaus zahlreichen Bearbeitungen, aus denen ich meine Darstellung entnahm, habe ich gewissenhaft in den Anmerkungen genannt. Sie sind unendlich zerstreut und zahlreich. Grade bei dieser Fülle des Materials, bei der ungeheueren Zahl der zu beachtenden Stoffgebiete mag mir manches einzelne Buch entgangen sein, vielleicht auch ein oder das andere Quellengebiet, aus dem Belehrung zu schöpfen gewesen wäre. Solche Mängel wird der Kundige leicht entschuldigen. Es handelt sich auf einem wissenschaftlich bisher so gut wie gar nicht gepflegten Gebiete um einen ersten Versuch, der nachsichtig aufgenommen werden muß. Auslassungen zu ergänzen, Falsches zu berichtigen, werde ich gern bestrebt sein, damit das Buch, wenn sich Gelegenheit zu einer erneuten Gestalt bietet, auch in vollkommenerer Weise erscheinen kann.

Von handschriftlichen Quellen sind die Akten des Berliner Geh. Staats-Archivs benutzt, Einzelnes aus dem Königl. sächs. Haupt-Staats-Archiv, wobei ich mich der ganz besonderen Freundlichkeit des Herrn Archivraths Dr. Distel zu erfreuen hatte, J. H. Landolt's „Reisejournal" (3. Band 1784) wurde mir durch die Güte seines Enkels, des Herrn Geh. Reg.-Raths Landolt in Berlin zugänglich; einige Notizen konnte ich den Briefen Ramler's, Sulzer's, Krause's, Winckelmann's entnehmen, die in der Gleim'schen Familienstiftung in Halberstadt aufbewahrt werden; Manches, freilich mehr für die spätere Zeit, ist der Bellermann'schen Briefsammlung in der Göritz-Lübeck-Stiftung zu Berlin entnommen. Einzelne Nachweise aus der Gottsched'schen Briefsammlung (Univ. Leipzig) verschaffte mir Herr Dr. Eugen Wolff in Kiel.

Hauptsächlich jedoch war ich auf gedrucktes Material angewiesen. Außer meiner eigenen Sammlung konnte ich die Schätze der Berliner Königlichen Bibliothek ausbeuten. Das

Meiste aber entnahm ich aus dem reichen Bücherbestande der Göritz-Lübeck-Stiftung, die mit Recht als die spezifische Berliner Bibliothek bezeichnet werden kann und die außer durch ihren großen Reichthum noch durch die unermüdliche Gefälligkeit und sachkundige Unterstützung, welche ihr Begründer und Vorsteher Herr Otto Göritz gewährt, für den wissenschaftlich Arbeitenden eine unerschöpfliche Fundgrube ist. Ihm vor Allen gebührt wärmster Dank! Einzelne seltene Druckschriften verdanke ich der Güte der Herren Stadtschulinspectoren Dr. L. H. Fischer und F. Jonas.

Die vielfach benutzten Bibliotheken und Archive sind der Raumersparniß halber mit folgenden Abkürzungen bezeichnet:

K. B.	= Königliche Bibliothek,	sämmtlich in Berlin.
G. L. St.	= Göritz-Lübeck-Stiftung,	
Gr. Kl.	= Bibliothek des Grauen Klosters,	
Jo. G.	= Bibliothek des Joachimsthal'schen Gymnasiums,	
Gl. A.	= Archiv der Gleimstiftung in Halberstadt.	
St. A.	= Geh. Staats-Archiv in Berlin.	

Ich wünsche meinem Werke wohlgesinnte Leser unter den Gebildeten in Berlin und außerhalb der Reichshauptstadt. Denn das Buch soll keineswegs nur ein Beitrag zur Lokalgeschichte, sondern eine Gabe sein, die mithilft, die Geschichte des geistigen Lebens deutscher Vergangenheit erkennen zu lassen.

Berlin, 15. August 1892.

Ludwig Geiger.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Zweites Buch.

Neuntes Kapitel.

Erstes Buch.

Die Begründung.

(1688—1713.)



Erstes Kapitel.

Friedrich der Erste und Sophie Charlotte.

Am Anfang der neueren Geschichte Berlins steht der König Friedrich; als Kurfürst von 1688—1701: Friedrich III., als König von 1701—1713: Friedrich I., eine repräsentationslustige, prachtliebende Persönlichkeit. Man macht sich von ihm ein falsches Bild, wenn man auf ihn ausschließlich die Beurtheilung anwendet, welche Friedrich der Große von ihm gab. Danach wäre er in eitlem Streben nach Luxus und äußerer Pracht aufgegangen, hätte einen geringen Verstand besessen und dem Staate keinen sonderlichen Vortheil gebracht. Was Friedrich den Großen, der ja Geschichte keineswegs objektiv schrieb, bei dieser Beurtheilung leitete, war der mehr von dem Künstler als von dem Historiker zu beachtende Grundsatz des Kontrastes, der Gegenwirkung. Er war bestrebt, die eine Persönlichkeit zu heben durch Herabsetzung der anderen, und da es ihm darauf ankam, seinen Vater Friedrich Wilhelm I. und seine Großmutter Sophie Charlotte vielleicht über Gebühr ins Licht zu setzen, so mußte er Friedrich I. von der Stelle entfernen, welche die dankbare Mitwelt ihm gewährt hatte.

Friedrich ist keine leicht erkennbare, schnell definirbare Persönlichkeit; er ist weder ein Krieger noch ein Diplomat ersten Ranges. Er führte seine Truppen selten selbst ins Feld, doch war er nicht unkriegerisch, sondern griff, sobald es nöthig war, zu den Waffen und sah dann mit großer Aufmerksamkeit auf die militärischen Bewegungen, höchlich erfreut über die branden-

burgischen Siege. Auch in der Diplomatie war er nicht ungewandt, wenn er ihr auch keine neuen Wege wies. Aber er wußte sich seine Minister geschickt zu wählen und einen bestimmten unverrückbaren Standpunkt in staatsmännischen Angelegenheiten einzunehmen. Freilich liebte er den Prunk, und wie er durch die Entfaltung von Pomp und Pracht fremde Gäste und Günstlinge unter seinen Hofleuten zu ehren suchte, so war er froh, sobald man ihm Ehren erwies. Nun konnte er zwar feierliche Aufzüge, Feuerwerke und Geldgeschenke, welche er gab, nicht wieder empfangen. Was er jedoch als Gegengeschenk gern annahm, waren poetische Huldigungen und schöne Worte. Von diesen aber konnte er selten genug bekommen und nahm auch die übertriebensten und geschmacklosesten gerne an. Bei einer in Berlin stattfindenden Zusammenkunft der drei Könige von Dänemark, Polen und Preußen 1709, bei welcher die Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine vollzogen wurde, machte ein Herr von Meisebuch ein Gedicht, in welchem er die neugeborene Prinzessin mit dem Jesuskinde und die drei zufällig anwesenden Herrscher mit den heiligen drei Königen verglich. Solcher Vergleich aber, fast ebenso groß als Blasphemie wie als Geschmacklosigkeit, fand bei dem hohen Herrn nicht nur keine Bestrafung, sondern reiche Belohnung. Der angebliche Dichter nämlich erhielt ein Geschenk von 1000 Dukaten.

Diese Hinneigung zum Schwachen und Bedeutungslosen jedoch war vorübergehend. Sie war mehr eine Verirrung des Geschmacks als eine Verirrung des Herzens. Unwürdiges zu thun, war dem Herrscher fremd. Er ist — und darin darf man ihn einen echten Hohenzoller nennen — ein Mann der Pflicht. Gerechtigkeit rühmt Toland als Haupteigenschaft an ihm. Wenn er bei der Stiftung des Schwarzen Adlerordens, dessen Begründung Friedrich der Große gewiß nicht ganz gerecht nur der Lust seines Ahnen zuschrieb, einen Orden zu haben und ein neues Fest zu veranstalten, demselben die Umschrift gab: „Suum cuique“, so sprach er damit einen schönen und großen Grund-

satz aus, den er auch wirklich befolgte. Ein Zeitgenosse rühmt von ihm: „Sein gegebenes Wort war ihm heilig. Daher überlegte er erst, ehe er etwas versprach; was er versprochen hatte, darauf konnte man sicher rechnen.“ Außer der Gerechtigkeit rühmt Toland auch Klugheit ihm nach. Den Beinamen des Weisen zwar, welchen schmeichelnde Zeitgenossen ihm gaben, würden wir ihm nicht verleihen. Aber Interesse für Kunst und Wissenschaft und ein gewisses Verständniß für beide läßt sich ihm nicht absprechen.

So manchen Erfolg er auch im Leben errang, wie viel Glanz er auch der Krone, wie viel neue Erwerbungen er auch dem Staate verschaffte, so war er doch nicht so eitel, sich selbst oder gar sich allein die Bedeutung seines Staates zuzuschreiben. Vielmehr sah er mit großer, stets gleich bleibender Verehrung auf seinen Vater. Ihm, dem Großen Kurfürsten, ließ er durch Schlüter das großartige Denkmal auf der langen Brücke in Berlin errichten, das wir noch heute bewundern. Er wollte, daß es mit ganz besonderen Feierlichkeiten enthüllt werde. Noch jetzt lesen wir nicht ohne Rührung das königliche Gebot, das der erste Herold bei dieser Enthüllung vorlas, „daß seine Königliche Majestät diese Statue, welche zu Friedrich Wilhelms des Großen und seiner unsterblichen Heldenthaten ewigem Andenken gesetzt und aufgerichtet worden ist, vor Allen und in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wissen wolle“.

Er that manches für seinen Staat; er wahrte ihm seine Größe und Unabhängigkeit, er erhöhte sein Ansehen nach außen und beförderte Gewerbfleiß und Thätigkeit der Bewohner; aber was in jener auslandssüchtigen Zeit vielleicht am meisten bedeutete: er war ein deutscher Fürst. Er war Frankreich abgeneigt trotz des überwiegenden Einflusses, den sonst die meisten Herrscher und Staaten, ja auch die eigenen Angehörigen und Landsleute dem mächtigen Westlande Europas gewährten. Als er die Berliner Akademie begründete, stimmte er den mancherlei Plänen zu, welche die eigentlichen Urheber des Planes durch

diese Anstalt erreichen wollten. Aber er fügte zu dem Entwurfe der anderen eigenhändig hinzu, daß die Akademie auch wirken solle „zur Erhaltung der Reinigkeit der deutschen Hauptsprache".

Friedrich I. war dreimal verheirathet, mit Elisabeth Henriette von Hessen, mit Sophie Charlotte von Hannover, mit Sophie Louise von Mecklenburg. Die erste, welche sehr jung starb, hat für Berlin gar keine Bedeutung. Die dritte, die Gefährtin von Friedrichs letzten Lebensjahren, kommt nur für die eigenthümlich religiöse Entwickelung der Hauptstadt in Betracht; von ihr muß noch in anderem Zusammenhange die Rede sein. Eigentliche Bedeutung für Berlin hat nur Sophie Charlotte. Sie war am 20. Oktober 1668 in Hannover geboren. Ihre Hochzeit mit Friedrich — eine der damals beliebten politischen Verbindungen, die aber von Seiten des Fürsten fast eine Liebesheirath war — fand am 18. Oktober 1684 statt. Ihr Tod erfolgte gleichfalls in Hannover am 1. Februar 1705. Sophie Charlotte, welche selbst Königin wurde und schon als Kind in einem Schäferspiel sich diese Krone prophezeit hatte, stammt aus einem königlichen Geschlecht; ihr Großvater war der Winterkönig von Böhmen, ihre Tante war jene pfälzische Prinzessin Elisabeth, welche durch ihre Verbindung mit Descartes berühmt geworden ist, ihre Cousine war Elisabeth Charlotte, die Gemahlin des Bruders des großen Ludwigs XIV., die durch ihre unvergleichlichen Briefe eine so eigenartige Stellung in der deutschen Literatur einnimmt. Sophie Charlotte selbst war auch in Frankreich gewesen; schon damals war sie von hohen Personen aufmerksam und begehrlich betrachtet worden. Manche andere Fürsten suchten eine Verbindung mit ihr und ihrem Hause.

In manchen Dingen steht sie in direktem Gegensatz zu ihrem Mann. War er deutsch, so war sie französisch, dergestalt, daß die Sprache ihres Hofes und ihrer Hofgesellschaft durchaus französisch war und gleichfalls französisch die Sprache ihrer Briefe und ihrer vielgerühmten anmuthigen Plaudereien und

Schilderungen. Nahm sie einmal einen Deutschen auf, wie etwa den ihr von Leibniz zugeschickten Philosophen Wagner, so geschah es eigentlich nur aus Curiosität, einen ungenirten Polterer zu hören, der die französische Sprache eine „Canaillensprache" nannte und auf die Franzosen als geistlose Narren schimpfte, lieber das dünnste deutsche Bier als den schwersten französischen Wein trank, dabei witzige Einfälle hatte und in der Discussion sich gelehrt und scharfsinnig zeigte.

War der König prachtliebend, ein Verehrer und starrer Bewahrer des Ceremoniells, so vergaß die Königin der Form, ja spottete über sie. Freilich ging ihr Spott nicht so weit, daß sie sogar die Königswürde, wie man wohl gesagt hat, verachtete, aber das bei derselben befolgte Ritual war ihr gleichgültig, ja langweilig, so sehr, daß sie mitten in der Krönungsceremonie zu Königsberg, freilich in einem Moment, in welchem sie sich unbeachtet glaubte, eine Prise nahm, — ein unceremonielles Benehmen, wegen dessen sie sich einen argen Verweis ihres Eheherrn zuzog.

War er schwerfällig, einseitig, so daß er seine Aufmerksamkeit nur auf einen Gegenstand richtete und diesen freilich recht gründlich, aber doch nur bedachtsam und nicht ohne Schwanken ausführen konnte, so bestand ihre Virtuosität eben in der Vielseitigkeit, in der Schnelligkeit der Auffassung, in der leichten, spielenden Beherrschung der Sprachen, Künste und Wissenschaften, in der raschen Erkenntniß der Dinge und in der gewandten sicheren Benutzung der Menschen. Sie war rasch und vielseitig, ohne leichtsinnig und ungründlich zu sein. Vielmehr war gerade die Gründlichkeit ihr angeboren, und nichts konnte sie mehr kränken, als wenn man ihr, der Frau, nicht so viel zutrauen, wenn man sie, die Frau, nicht so weit in die Wissenschaft einführen wollte, wie den Jüngling und den Mann. Man ist stets von Neuem überrascht, wenn man die an sie gerichteten Briefe Leibnizens und die vieler Anderer liest, die ihm wiederum mitgetheilt wurden. Sie bekunden ein so vielseitiges Interesse der Fürstin, wie man es in jener Zeit der so mangelhaften Frauen-

bildung selten findet. Sie ging in die fernestliegenden philosophischen Fragen und in das Detail der exacten Wissenschaften ein. Aus jenen Briefen, besonders denen von Leibniz, der, ein Befreier aus geistiger Noth, von Fräulein von Pöllnitz einmal angefleht wird, er möge nach Berlin kommen, die Königin habe keinen Menschen, mit dem sie sprechen könne, erkennt man, wie tief sie eingeweiht war. Und hätte sie bloß Leibniz zu Gefallen sich mit dem Gedanken getragen, ein chemisches Laboratorium, ein Naturalienkabinet, ein Observatorium zu errichten, bloß weil ein solcher Anblick dem Freunde, wie er scherzte, erfreulicher wäre, als der Genuß des Berliner Braunbieres, bloß weil sie begierig war, ihrem Lützelburg den Namen Heliosophopolis zu verdienen, welche Frau in jener Zeit kam auf solche Gedanken?*) In ihr lebt [illegible]in männlicher starker Geist, der die weibische Verzärtelung d[illegible]örpers nicht duldete; — sie haßte die Aerzte und verstieg [illegible] so weit, sie alle Charlatans zu nennen.

War Friedrich von Natur einigermaßen vernachlässigt, so war Sophie Charlotte schön. Deutsche und Ausländer priesen ihre blauen Augen und ihr schwarzes Haar. Hoch und Niedrig war entzückt von ihrer Anmuth, und ein französischer Gesandter versicherte und fand mit dieser Versicherung zahllose Anhänger: wäre sie nicht etwas zu stark, so würde sie die schönste Fürstin sein, die man sehen könnte.

Weiter jedoch darf man den Gegensatz zwischen Fürst und Fürstin nicht treiben. Mochte auch eine gewisse Gleichgültigkeit zwischen den Ehegatten herrschen, so waren sicherlich die völligen Haß athmenden Verse, welche Johann von Besser in einer berühmten Maskerade, in welcher Sophie Charlotte eine Quacksalberin vorstellte, derselben in den Mund legte, übertrieben; denn zu einer wirklichen Feindseligkeit zwischen dem fürstlichen Paare kam es nicht. All' die bösen Worte, welche Sophie Charlotte, freilich ihren Vertrautesten gegenüber, über ihren

*) Vgl. für diese Beziehungen zu Leibniz bes. dessen Werke ed. Klopp X. 112, 146, 160ff., 213.

Gemahl ausgesprochen haben soll, sind nicht recht bezeugt; es wäre mindestens höchst unzart von ihr gewesen, wenn sie wirklich ihren Gemahl einen Aesop genannt hätte. Ebenso wenig kann man sagen, daß sie eine Verachtung aller Politik zur Schau getragen und wirklich geübt, während ihr Gatte ja gerade in der Politik wirksam zu sein sich berufen fühlte; oder daß sie statt Frömmigkeit zu besitzen wie ihr Gemahl, den Unglauben einer Philosophin oder die Leichtfertigkeit eines Weltkindes gehabt hätte. In Bezug auf das erstere ist vielmehr neuerdings nachgewiesen worden, daß gerade die Fürstin es war, welche durch ihre Intriguen, ihre keineswegs gerechtfertigten Anschuldigungen den Minister Danckelmann zu Falle brachte und nach dem Sturze desselben eine Zeit lang großen Einfluß auf die Geschicke des Staates übte. Was aber ihre religiösen Anschauungen betrifft, so beruht das bekannte Wort Friedrichs des Großen: „Meine Großmutter war eine gute Frau, aber eine schlechte Christin“ auf mangelhafter Kenntniß der Dinge. Starr dogmengläubig war sie freilich nicht, — hatte man ja bis zu ihrer Brautschaft eine öffentliche Erklärung über ihre Confession verschoben und es von dem künftigen Bräutigam abhängig gemacht, ob sie dem lutherischen oder reformirten Bekenntniß angehören sollte, — aber sie, welche die Oberflächlichkeit in allen Dingen haßte, hatte nicht nur eine ernste, tiefe Neigung für religiöse Fragen, sondern auch ein wahrhaft frommes Gefühl. Mochte sie sich gelegentlich auch Spöttereien erlauben nach französischem Geschmack, in welchem sie groß geworden war — so etwa die, daß Gott sehr dicke und unförmliche Leute nicht nach seinem Bilde geschaffen, sondern sich zu deren Erschaffung eine ganz besondere Form konstruirt habe, — so hörte sie aufmerksam und theilnehmend ernsten religiösen Debatten zu. Gegen den Freidenker Toland führte sie gern ihren Prediger Beausobre ins Feld oder erwog selbst mit ihrem Vertrauten theologische Subtilitäten, und wenn sie auch nicht den in Briefform abgefaßten an den Jesuitenpater Vota ge-

richteten Traktat verfaßt hat, den man ihr eine Zeit lang zuschrieb, so mochten die Ansichten, mit denen daselbst die katholische Lehre und Kirche bekämpft wurden, von den ihrigen nicht sehr entfernt sein. Sie war fromm und todesmuthig; die Art, wie sie gefaßt und gläubig, gleich weit entfernt von Heuchelei und von Cynismus, dem Tode entgegen ging, ist bewundernswerth.

In sehr merkwürdiger Weise begegnete sie sich einmal mit ihrem großen Enkel in dem Worte, daß Furcht und Hoffnung nicht das Motiv sein dürfen, welche den Menschen zum Suchen nach der Wahrheit leiten. Auch sie also gehörte zu jenen wahrhaft religiösen und moralischen Naturen, welche das Gewissen zur Richtschnur ihrer Handlungen nehmen und von der künftigen Welt weder Belohnung noch Bestrafung erwarten. Daß Leibniz aber, der freilich erst in den letzten Jahren, seit 1697, der Kurfürstin nahe getreten war, auf Grund der Unterredungen, die er mit ihr gepflogen, seine Theodicee geschrieben, bleibt ein Ruhm für die weise und fromme Königin.

„Diese Herrscherin," so charakterisirt sie einmal Friedrich der Große, „brachte nach Preußen den Geist der Gesellschaft, die wahre Feinheit und die Liebe zu Künsten und Wissenschaften." Die Berliner Akademie war in erster Linie ihr Werk; überall wohin sie kam, suchte sie, nicht etwa um einer angeblichen fürstlichen Pflicht zu genügen, oder um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, bedeutende Männer auf. Sie schuf eine neue Geselligkeit, indem sie an die Stelle des Spiels die feine Unterhaltung, an Stelle der rohen Trinkgelage freie Scherze gebildeter Männer und schöner Frauen setzte, — denn sie liebte das Schöne und umgab sich daher immer mit schönen Hofdamen, — an Stelle der groben Späße das Ergötzen an Gebilden der Kunst, das innige Behagen am Vorführen von Schauspielen und Opern der Hofgesellschaft beibrachte, welche nicht eben willig solchen Dingen Auge und Ohr lieh. Dabei machte sie freilich die Nacht zum Tage, und Manche, welche

dem Hofe des Königs und der Königin angehörten, mochten den Seufzer ausstoßen, den ein Memoirenschreiber jener Zeit berichtet: „Vom Abendessen der Königin konnte man sich zur Morgencour des Königs begeben.“

Was diese von der Königin geschaffene Gesellschaft auszeichnete, ist nicht, wie sonst üblich, vornehme Geburt und hoher Stand, sondern Vornehmheit des Geistes und große Begabung. Sie, die Fürstin, welche auf dem Thron saß, gab das Beispiel der Freiheit. Inmitten einer vorurtheilsvollen Gesellschaft und in einer Zeit, in welcher der Kastengeist noch vollständig herrschte, entfernte sie sich von Vorurtheilen und suchte die strengen durch Jahrhunderte lang dauernde Unsitten fast geheiligten Abtheilungen zu durchbrechen oder zu verwischen. Darum zog sie Bürgerliche in ihre Gesellschaft, ja scheute sich nicht, sich selbst in ihren Fähigkeiten und Künsten, besonders in ihrer hervorragenden musikalischen Begabung vor ihren Gästen zu zeigen. Für ihre Vorurtheilslosigkeit spricht auch die Thatsache, daß ihr Kapellmeister ein Mönch Attilio war, dessen Abberufung ins Kloster sie unangenehm empfand; er trat später in eine ähnliche Stellung bei Kaiser Joseph I., sodann bei Philipp V. von Spanien. Sie liebte auch kostbaren Schmuck und Edelsteine, aber nicht allein wegen ihres Werthes und ihrer Pracht, sondern hauptsächlich wegen ihres schönen Anblicks und wegen der kunstvollen Arbeit. Dem Luxus aber war sie nicht seiner Kostspieligkeit halber abgeneigt, sondern weil er der Unabhängigkeit einen Zwang auferlegte, den sie nicht dulden mochte.

Nicht gern genoß sie das Schöne für sich allein. Auch die Schätze, über welche sie verfügte, wollte sie andern zu Theil werden lassen. Sie war froh des Spendens. Eben deswegen konnte sie nicht begreifen, daß Andere ihr Gut eifersüchtig zurückhielten. Daher haßte sie den Geizigen, weil das Laster des Geizes Mitleid und Güte im Herzen des Menschen untergrabe. Diese letztere Bemerkung brauchte sie im Hinblick auf

ihren Sohn, den späteren König Friedrich Wilhelm I. Indessen darf man aus dieser einen Aeußerung nicht den Schluß ziehen, daß sie mit ihrem Sohn zerfallen war. Sie hätte ihn freilich anders gewollt, als er in Wirklichkeit war. Sie wünschte ihn weniger roh, ja geradezu galant, nicht aber um ihn wie andere Prinzen jener Zeit frühzeitig in die Lüste einzuweihen, sondern wie sie dem Hofmeister schrieb, weil die Liebe den Sinn bildet und zu sanften Sitten gewöhnt. Mochte aber der Sohn ihrem Ideale wenig entsprechen, so blieb er ihr Liebling. Als er kurz vor ihrer letzten Reise nach Hannover seine Reise nach Holland antrat, zeichnete sie auf ein Blättchen ein Herz, benetzte es mit ihren Thränen und schrieb darauf die Worte: „Er ist fort."

Charlotte lebt in der Erinnerung der Nachwelt nicht durch einzelne Thaten, sondern durch den Inbegriff ihres Wesens. Ihr Gatte hat viele Gebäude errichtet. Sie hat die Grundlage zum Leben des modernen Berlin gelegt. Er in seiner Art konnte sie nur durch ein prächtiges Leichenbegängniß feiern, wobei unter den Sinnbildern auch ein Theil des Thierkreises sich befand, in welchem die Sonne dem Zeichen des Wassermannes begegnete, um dadurch anzudeuten, „daß die Königin den 1. Februar, an ihrem Todestage, in welchem die Sonne im Wassermann sich befand, so getrost wie die Sonne diesem Zeichen entgegen gegangen sei." Doch solche thörichten Vergleiche gehören einer entschwundenen Zeit an. Wir verehren die Königin als den Genius, der eine neue Zeit begründet, der Preußen und seine Residenz zu einem der Mittelpunkte des geistigen und geselligen Lebens gemacht. Ein naiver Ausländer, der Czar Peter der Große, mochte seine Bewunderung auf die von dem König ausgesprochene Frage, was ihm am besten in Preußen gefallen habe, in die Worte kleiden: „Was könnte denn einem Menschen noch besser gefallen als Deine Frau?" Suchen wir nach einem Ausdruck, der ihr hoheitsvolles und zugleich freundliches, ihr fürstliches und dabei echt menschliches Wesen bezeichnet, so begegnet er in der Inschrift, die sich auf

einer ihr gewidmeten Medaille findet: „In ihr vereinigt sich auf einem Throne Herrschergewalt und Liebe, in una sede morantur majestas et amor.“*)

---

*) Literarische Notiz. Die Literatur über Friedrich I. ist nicht eben sehr sorgfältig zusammengestellt in der Allg. d. Biogr. Bd. III. S. 635. Die allgemeinen Werke von Droysen und Ranke bedürfen keiner besonderen Erwähnung. Vgl. ferner: Chr. H. Günther, Leben und Thaten Friedrich des Ersten Königs in Preußen. Breslau 1750. 4.

Johannis Friderici Crameri historiae divi Friderici I. Borussorum regis e numismatibus fragmentum. In: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, das ist: Sammlung von allerhand u.s.w. Nachrichten und Schriften. (Von Küster.) Berlin, 1738. 8. Stück 8 u. 9.

Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg, erster König in Preußen, dargestellt von Franz Horn. Berlin, 1816. 8.

Die Schrift von Toland, von der im Text mehrfach Gebrauch gemacht und die auch später noch zu benutzen ist, führt den Titel: „Relation von den Königlichen Preußischen und Chur-Hannoverschen Höfen an einen vornehmen Staats-Minister in Holland überschrieben von Mr. Toland. Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzet. Frankfurt 1706.“ (Es gibt außerdem noch 2 gleichzeitige Drucke.)

Ueber Sophie Charlotte vgl. noch: Reinhold Koser (nach ungedruckten Briefen) Deutsche Rundschau XIII., H. 12, S. 353—369. Briefe von der Königin, an und über sie, in Leibniz' Werken ed. Onno Klopp, Bd. VIII, IX, X. — Ueber ihre Beerdigung das Prachtwerk: Christ — Königliches Trauer- Und Ehren-Gedächtnüs, Der Weyland Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Sophien Charlotten, ... Als dieselbe am 1. Febr. 1705. zu Hannover höchst seeligst in dem Herrn entschlaffen, Und Darauf den 28. Junii, mit königl. Solennitäten in die königl. und churfürstliche Grufft in der Dohm-Kirche in Berlin beygesetzet worden. Zu Dero Unsterblichem Nach-Ruhm aufgerichtet. Cölln an der Spree, Druckts Ulrich Liebpert ... 1705, Folio. In 82 numerirten und 7 unnumerirten Tafeln werden sämmtliche Theilnehmer des Leichenconducts in gewiß richtiger Tracht aber mit conventionellen Gesichtern und ohne jeden Anspruch auf Porträtähnlichkeit dargestellt. Der Text enthält die Beschreibung des Begräbnisses, die Predigten; außerdem Gedichte, z. B. auf 20 Folioseiten das Gedicht Bessers, von dem im 2. Kapitel noch zu sprechen ist, über das Absterben der Königin.

Berichte über ihre Beerdigung und ihren Tod zusammengestellt und geprüft von Nicolai in der Berl. Monatsschrift 1799 Dez. S. 401—416. Erman: Mém. pour servir à l'histoire de la reine Sophie Charlotte. Berlin 1801. Darauf gestützt: Varnhagen v. Ense, Königin Sophie

Charlotte von Preußen, vielfach gedruckt, zuletzt: Biogr. Denkmale. 3. Aufl. 4. Th. Leipz. 1872.

Auch sonst erschienen prächtig gedruckte und mit allem Pomp ausgestattete Werke über feierliche Vorgänge des königlichen Hauses. Das großartigste ist: „Preußische Krönungs-Geschichte", d. h. eine Beschreibung der Königsberger Krönung 18. Jan. 1701 und des Berliner Einzugs 6. Mai. 1. Ausgabe ohne Kupfer 1702. 2. Ausg. mit Kupfern 1712. — Die Schilderung des Einzugs von S. 64 an. Die riesigen, zum Theile sehr sorgfältig ausgeführten Kupfer beziehen sich ausschließlich auf Königsberg. — Werk über Tod und Begräbniß Friedrich I. (1713) ist durchaus ohne Kupfer, zwar stattlich gedruckt, bekundet aber doch, daß auf die äußere Ausstattung keineswegs mehr derselbe Werth gelegt werde, wie in der Regierung des prachtliebenden Königs. — 54 kleinere Schriften, die zur Krönung Friedrich I. erschienen, sind in Sammelbänden der Königl. Bibl., Berlin. Sa 2953 zusammengebunden.

Zweites Kapitel.

Hofdichter und Hoffeste.

In einem oft angeführten Gedichte des Joh. von Besser an Sophie Charlotte kommen die Verse vor:

Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, durchlauchtigste Sophie
Sich nimmer dürfen sehen lassen;
Noch hat ihr Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Von dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute noch geschehn,
Allein, nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie: Warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein! sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Die Rauhheit der deutschen Poesie galt nicht für Berlin allein. Die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts litt vielmehr ganz allgemein unter den Nachwirkungen des großen Krieges und unter der unglücklichen Ausländerei. Aber Berlin war fast noch übler dran, als andere deutsche Städte. Nicht einmal die Person und die Thaten des großen Kurfürsten riefen einen namhaften Poeten hervor. Nur ein einziger großer Dichter, Paul Gerhard, hatte in jener Periode zeitweilig in Berlin gelebt. Was sonst dort gesungen wurde, erreicht kaum ein dürftiges Mittelmaß. Daher wird es genügen, an zwei Beispielen den Zustand der Poesie im damaligen Berlin darzulegen. Das erste bietet eine Sammlung Gelegenheitsdichtungen, welche beim Tode eines Kriegshelden des großen Kurfürsten erschienen.*) Am 22. September 1677 war Joachim Ernst Bläsendorff, Churf. Generalquartiermeister und Ober-Ingenieur bei der Belagerung von Stettin, mitten in kriegerischer Thätigkeit durch ein feindliches Geschoß getödtet und am 21. Oktober in der Petrikirche zu Kölln beigesetzt worden. Am Schlusse einer langen Rede Joh. Bödikers, in der es an poetischen Citaten aus Opitz („Lob des Kriegsgottes") u. A. nicht fehlt,

---

*) Ueber Bläsendorff 7 verschiedene Schriften alle 1677 und 1678, Cölln an der Spree bei Georg Schultze (Sammelband der G. L. St.). Als Probe mag der Titel von Bödikers Leichenpredigt folgen:

„Stand-Rede und Abdanckung, Zu letzten Ehren Des HochEdlen, Vesten, u. s. w. Herrn, Herrn Joachim Ernst Bläsendorffs, Churfürstl Brandenburg. gewesenen General-Quartiermeisters, auch Ober-Ingenieurs und Directoris aller Fortificationen und Bau-Sachen, Als derselbe am 22. Septembr. 1677. in der Belagerung vor Stettin, nachdem Er, seinem Berufe nach, in den Approchen arbeiten lassen, vom Feinde, mit einem gezogenen Rohr durchs Hertze geschossen, und alsofort unter denen Worten: Herr Jesu, wie geschiehet mir? sein Leben beschlossen; Hernachmals aber am 21. Octobr. darauff in Gegenwart Chur- und Fürstl. Abgesandten, vornehmer Stats-Personen und Volckreichen Versammlung, Standesmäßig in der Cölnischen St. Peters-Kirche beygesetzet worden, Gehalten Von Johanne Bödikero, P. Gymn. Col. Rectore. Cölln an der Spree, Druckts Georg Schultze, Churf. Brandenb. Buchdr. 1678.

klagte der Bruder Ge. Laur. Bläsendorff nur 12 Verse, weil die Thränen nicht mehr zulassen. Schon er benutzt den frommen Ausruf, mit welchem der Tapfere aus der Welt geschieden, „Herr Jesu wie geschiehet mir“, zu gottseligen Betrachtungen, erregt aber wider seinen Willen einen komischen Eindruck, wenn er mit den Worten beginnt:

> Das war ja Dein Beruf, daß Du ließst approchiren;
> Drum warst Du sehr bemüht das Volk recht anzuführen.

Andere folgten ihm in Klagen, frommen Weisen und übertriebenen Lobeserhebungen. Joh. Bödiker selbst setzte den Verstorbenen über Daedalus und Mandrocles, Skopas und Libon, Artäus und Theodorus, Cherämon und Hermogenes, theils weil er mehr verstanden, als alle die Alten, theils weil er, wie ein Christ soll, auf Gott gebaut habe. J. G. Zeitz wundert sich, daß Mavors und Bellona auch diesen Tapfern nicht verschont habe, und fordert die betrübten Freunde auf, „die Thränen-Wangen abzuführen; doch so wie sich's gebühret.“ C. Ransleben dagegen, der in Anmerkungen schwelgt, in ihnen Anspielungen, theils auf römische, theils auf kürzlich verstorbene Krieger erklärend, warnt vor übertriebenem Schmerze: ist es ja doch des Helden Geschick, auf dem Schlachtfeld zu fallen:

> Gott ist den häuf'gen Zähren Feind.
> Der, der hier hat Ruhm bekommen,
> Ist vom Himmel angenommen.

Im Namen der Freunde ergreifen Matthias Gleissenberg und G. D. Ritthausen, im Namen der Verwandten A. de Peine das Wort. Der Letztere, obwohl er den Verstorbenen sehr rühmt, hervorhebend, daß „der Auszug aller Kunst ihm recht vermählet war“, tröstet sich und die Seinen doch ziemlich leicht mit dem Gedanken:

> So lang' er hier noch war, plackt' er sich in dem Kriege,
> Nun ist er dessen los, er hält Triumph und Siege,
> Zuvor flog er bald da- bald dorthin über Land,
> Nun ruht er trefflich schön in Gottes Vaterhand.

Einer der Ersteren zählt auf und rühmt des Verstorbenen vielseitige Kenntnisse und die Hochachtung des Fürsten, der statt dieses Mannes mit dem „künstlichen Wissen“ nicht ungern „eine Anzahl vieles Volkes“ gemißt haben würde.

Den Schluß macht ein „mitleidend entworfenes“ Klaggedicht in 16 Strophen von J. E. S. Blesendorf. Er selbst richtet hier das Wort an den frommen Christen, an Gattin und Kinder, rühmt sich der Gunst seines Fürsten und spottet der Neider, die ihn noch im Grabe verfolgen. Diese Verfolgung könne ihnen aber nichts nützen, da sein Ruhm anerkannt sei, denn so lautet eine Strophe, die in einem Leichengedicht recht seltsam klingt:

Das weltgepriesene Römerland
Mit seinen klugen Gaben
War meinem Fleiße nun bekannt:
Ich legte Wall und Graben
Ganz richtig nach dem Linial,
Und durft' nur ein zweibeinig Stahl
In allen dazu haben.

Auch Auswärtige mischten ihre Stimmen in den Berliner Chor. Joh. Christ. Rhetel, Student der Theologie, „wollte von Leipzig aus pflichtschuldigst“ den Todten besingen. Der arme Student wurde von dem Schwiegervater des Verstorbenen unterstützt und mochte nun nicht schweigen, „da sich mein Gönner schwemmet in schwarzer Trauerfluth“, sondern fühlte die Verpflichtung, die Hinterbliebenen durch den Hinweis zu trösten, daß Gott „für Thränen-Salz süßen Freudenwein schenke.“ Der Halberstädter Joh. Christoph. Koch geht noch weiter. Er will es für ein Glück betrachten, daß diese Sonne zu scheinen aufgehört habe:

Zwar hat sie sich entzogen
Dem Wesen dieser Welt und scheint im Himmelsbogen
Allwo sie allstets prangt in grauer Ewigkeit
Und ihrer Klarheit Glanz ausbreitet weit und breit.

Drei Quedlinburger Schulmeister endlich stiften dem Verstorbenen ein, wie sie selbst sagen, „trauriges Denkmal“,

Joh. Heinr. Sprögel lateinisch, Christ. Heinr. Lauterbach und Samuel Schmid deutsch. Der Erstere meint:

> Fürwahr viel sanfter stirbt, den stracks die Nereu-Klauen
> Zu Grunde ziehen hin, als der in Hoffnung quält
> Und Arm' und Schenkel bang ermüd't im Wellen-Feld;

der Letztere hat durch mühselige Berechnung, durch „Versetzung Kabbalischer Dreieck-Zahlen" herausgebracht, daß der Zahlenwerth der Worte „Joachim Ernst von Blesendorf" gleich sei dem des Spruches: „Er hat es jetzt selig gewaget" und variirt den letztern mit großer Ausführlichkeit, indem er besonders Stettin, der steinernen Stadt, dem andern Ilium ihre Eiskälte vorwirft.

Den eigentlichen Durchschnitt der damaligen Gelegenheitspoesie bezeichnete Nicolaus Peucker, der seit 1641 in Berlin lebte und 1674 als Kammergerichtsadvokat und Stadtrichter zu Kölln an der Spree starb. Von seiner Beliebtheit zeugt der Umstand, daß er bei allen Gelegenheiten, d. h. bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen in bürgerlichen und adligen Familien zu poetischer Mitwirkung aufgefordert wurde, noch mehr die Thatsache, daß seine Gedichte fast dreißig Jahre nach seinem Tode durch den Berliner Buchhändler O. Ch. Pfeffer gesammelt und gedruckt wurden.*) Der Sammler hat wohl den an den

*) Ueber Nicolaus Peucker vgl. Goedeke, Grundriß III, 2. Aufl. S. 271, besonders G. Ellinger im Neudruck einer Auswahl aus dem gleich zu erwähnenden Werke, Berlin, Paetel 1888, Berliner Neudrucke 1. Ser. 3. Bd. Sein Werk erschien zuerst unter folgendem ausführlichen Titel: Nicolai Peuckers, Des berühmten Cöllnischen Poeten, Und weyland Churfl. Brand. Cammer-Gerichts-Advocati, wie auch Stadtrichters und Rahts-Cämmerers in Cölln an der Spree wolklingende, lustige Paucke Von 100. Sinnreichen Schertz-Gedichten, Theils der Hohen Herrschaft in tieffster Unterthänigkeit, theils vielen Hoch-Adelichen, und andern vornehmen hiesigen Familien zu besondern Ehren geschrieben, Nunmehr aber nach des sel. Autoris Tode in diese Ordnung verfasset, mit Fleiß übersehen und zum Druck befodert von Otto Christian Pfeffern, Buchhändlern in Berlin. druckts Gotth. Schlechtiger, 1702". — Der günstigen Beurtheilung Peuckers, wie sie, wenn ich nicht irre, zuerst durch O. F. Gruppe in die Literaturgeschichte eingeführt wurde, kann ich nicht

Namen des Dichters anklingenden Titel „Wohlklingende, lustige Pauke“ nicht erfunden, solche Anklänge entsprechen vielmehr dem Geschmacke des Poeten. Er war ein armer Teufel, der sich über das geringe Erträgniß seiner Poesie beklagte, ein Ruhmesdurstiger, der sich heftig gegen die Kritik seiner Neider wehrte. Er nahm den Mund sehr voll, wenn er einen Hochstehenden zu loben hatte, richtete aber bei ihnen, sowie bei Niedriggeborenen und einfachen Bürgerlichen, das Maß seines Lobes nach der Bezahlung ein, welche er erhielt oder erwartete. Er wählte nicht frei die Gegenstände seiner Dichtung, darum unterrichtet er auch in seinen Poesieen weniger über seine Gesinnungen und Empfindungen, als über die Sinnesrichtung des Publikums seiner Zeit. Vielleicht war er gar nicht so frivol, wie es den Anschein hat, aber durch die Gewöhnung, in Hochzeitsgedichten grade den geschlechtlichen Verkehr stark zu betonen, lernte er an derben Scherzen und wirklichen Zoten Gefallen zu finden. Fromm, in der Art und nach der Forderung der Zeitgenossen mag er gewesen sein, aber eine individuelle Gestaltung seines religiösen Wesens vermag man aus seinen Gedichten nicht zu gewinnen. War er aber feineren und höheren Gefühlen nicht zugänglich, so war er wohl im Stande, dasjenige zu beobachten und zu schildern, was er vor sich sah. Die Kriegsgreuel hatten ihn die Segnungen des Friedens kennen gelehrt und bewogen ihn, seiner Friedenssehnsucht und Friedensliebe Ausdruck zu verleihen und mit mannigfachen Anspielungen auf den glücklich überstandenen Krieg hinzudeuten. Auf die Vorgänge der Natur achtete er gern, stellte nicht ohne Humor den Unterschied von Stadt und Land dar und beschrieb manchmal die Landschaft mit einer gewissen Naivetät, die Jahreszeiten und den Gesang

beitreten. Im Allgemeinen bemerke ich, daß ich die Stellen aus älteren Drucken, soweit sie im Text mitgetheilt werden, etwas modernisirt habe, um das Verständniß derselben zu erleichtern, die in den Anmerkungen angeführten Titel dagegen sind wörtlich genau gedruckt. Auf eine buchstäbliche Treue mußte ich bei der grenzenlosen Willkür, oft Sinnlosigkeit der in diesen Titeln beliebten Schreibweise häufig verzichten.

der Vögel mit erkennbarer Freude. Meist jedoch kleckste er, wie ein Ruppiner Bilderbogen und wurde kindisch, wenn er anschaulich werden wollte. Unserm Geschmacke wenigstens erscheint die folgende an den Churprinzen Karl Aemil gerichtete Beschreibung des Lustgartens in Berlin, welche freilich neuerdings Vertheidiger, ja Bewunderer gefunden hat, höchst jammervoll: „Den Garten, den Dein Vater hat So wunderschön gebaut, Desgleichen Babylon die Stadt Kaum jemals angeschaut. Du wirst Dich wundern um den Mann, Mit einem Gabel-Stiel, Der Wasser von sich sprützen kann, Sobald der Gärtner will. Du siehst den wunderschönen Klee dem Lenz entgegengehn Und Männerchen, weiß als den Schnee In guter Ordnung stehn." Nicht minder schlimm sind andere für denselben Prinzen bestimmte Verse, in denen platte Natürlichkeitssucht und geistlose Spielerei ihr Wesen treiben. In ihnen heißt es: „Wenn Flora sich tapetengrün Im Felde läßet sehn, Dann kannst Du mit nach Potsdam ziehn, Die Reis' ist bald geschehn. Nach Potsdam, das der Helden Held Dein Vater oft besucht, Das der Frau Mutter wohlgefällt, Wenn sie zur Wirthschaft kocht. Wenn die beschwatzte Schwalbe kommt und die so fromme Lerch Ihr sommerlanges Lied anstimmt, Dann höret man die Störch Auf ihrem Neste klappern stehn, Prinz, das hast Du noch nie Gehört, laß uns noch weiter gehn. Wie ruft der Kukuk: Wie?" Für solche Huldigungen gab's wohl gelegentlich einen Braten aus der kurfürstlichen Küche, womit die Poesien reichlich bezahlt waren und der Poet sich sehr zufrieden dünkte.

Die Bürgerschaft ihrerseits ging gleichfalls nicht leer aus. Auch in den ihr bestimmten Gedichten herrscht nicht der erlesenste Geschmack. Will der Dichter ein Paar ernst feiern — die Braut war eine Wittwe und soll schon vor ihrer ersten Ehe den zweiten Bräutigam geliebt haben — so braucht er die wenig feierlichen Töne: „Ein alter Käse zeuget Maden Und stinkt gleich einem alten Schaden . . . Nur alte Lieb und alter Husten, Die sollen, wie man sagt, nicht rosten." Wird er aber

gar humoristisch, so quält er sich und Andere, wie etwa in der grausamen 35 Mal vorgebrachten Spielerei mit dem Namen des ehrsamen Fürstenwalder Bürgers Joh. Kiepe, wo es heißt: „Nun so Kiepe, liebes Paar, Daß die Kiep ein andre Kiepe Bringt getragen übers Jahr, Daß es in der Kiepe pipe, Durch des Kiepens Stub' und Haus, Bis der Kiepen auf der Erden Eine große Menge werden, Kiepe, diese Kiep ist aus."

Derartigen Vorgängern waren die Dichter in Friedrichs Zeit glücklicherweise nicht ganz ähnlich. Auch für die Dichtkunst hebt an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts eine neue Zeit an. Sie beginnt unter Friedrich I., theilweise auch durch ihn. Der Zeitgenosse Wernicke, der eine literarische Reform oder Revolution mit anbahnen half, braucht einmal das Wort: „Unterdessen, so scheint es, daß der königlich preußische Hof auch in diesem Stück des Vaterlandes Ehre befördern und die vor Zeiten sogenannte Göttersprache von der Verachtung tragen und zum wenigsten zu einer männlichen Sprache machen wolle". Wie der Sprache, so gewährte der König denen, welche die Sprache beförderten, ein freundliches Plätzchen. Die drei Berliner Dichter, welche Peuckerschem und anderem Unwesen entgegentraten, Canitz, Besser, Neukirch, lebten in des Königs Nähe.

Wer an Canitz, Besser und Neukirch herantritt, kommt sich vor, als wenn er aus einer rauchigen Dorfkneipe in einen Salon versetzt wird. Im Salon mag's bei aller äußerlichen Ehrbarkeit oft recht langweilig sein, aber man fühlt sich in der Luft, die dort herrscht, wohler und freier.*) Alle drei, F. R. L. von Canitz (1654—1699), Joh. von Besser (1654—1729), Benj. Neukirch (1665—1729), waren gebildete Männer, hochstehende

*) Für Canitz, Besser, Neukirch die bibliograph. Zusammenstellung bei Goedeke, Grundriß, III, 2. Aufl., S. 345fg., 349. — Hier sind benutzt Canitz, Gedichte, Ausg. von J. U. König, Berlin 1765. Vergl. Lutz, F. R. L. v. Canitz, sein Verh. z. franz. Classicismus. Neustadt a. H. 1887. — Des Herrn v. Besser Schriften hgg. von J. U. König, 2 Bde.,

Beamte, die längere Zeit in Berlin lebten. Alle drei waren Hofdichter, welche gemeinsam gegen Schwulst und Unnatur der Lohensteinianer auftraten und den französischen Geschmack in Deutschland einführten. Aber jeder der drei hat eine eigenthümliche Physiognomie.

Das berühmteste und meist angeführte Gedicht von Canitz ist die Trauerode auf den Tod seiner Gattin Doris. Während der Brautzeit, die drei Jahre währte, und in einer ziemlich langen Ehe, in welcher ihm sieben Kinder geboren wurden, hatte er seiner Leier keinen Ton für die Geliebte entlockt; nun fand er Stimmung zu 27 wohlgebauten, von traurigen Klagen, Todessehnsucht, Liebesüberschwänglichkeit und Trostlosigkeit angefüllten achtzeiligen Strophen, um nach zwei Jahren einer anderen Frau die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Auch seine Freundschaft durfte man nicht starken Proben aussetzen; und auch sein Glaube war nicht durch Zweifel und Prüfungen gewonnen, sondern hielt sich in den üblichen conventionellen Grenzen. Doch ist es immerhin nicht die Freundschaft und die Religion im Allgemeinen, von der er spricht; wie seine Geliebte, so sind es auch seine persönlichen Freunde, von denen er redet, und sein Gott, der ihn „durch unbekannte Gänge sehr wunderbar, doch immer wohl geführet“. Aber Freundschaft, Liebe, Religion, so oft sie auch von ihm besprochen wurden, waren nicht die Dinge, die ihn innerlich am meisten beschäftigten. Sein Interesse ward vielmehr durch die Geschichte, die Tagesereignisse und die literarischen Bewegungen seiner Zeit erregt. Das geschichtliche Interesse bethätigte er durch eine in Verse gebrachte „Folge der römischen Kaiser“. An den Tagesvorgängen hatte er eine gewisse Freude, eine Mischung von Genußsucht und Selbstüberhebung; er be-

Leipz. 1732. Seine und Canitz' Biographie von K. A. Varnhagen v. Ense. Biogr. Denkmale. 3. Aufl. 4. Theil. Leipz. 1872. — Benj. Neukirch's ausgewählte Gedichte von Gottsched. Leipz. 1744. Eine (grade für unsern Zweck nicht sehr nützliche) Auswahl seiner und C.'s Poesien in Kürschner's Deutsche Nat. Lit. Bd. 39 hgg. von L. Fulda.

richtete seinem Freunde, dem Oberjägermeister von Wülckenitz, gern von den Hofscandalen, sprach aber lieber von seinem „freien Blumberg", wohin er sich aus dem Lärm der Stadt und den Vergnügungen des Hofes flüchtete. Er war ein Poet und sprach gern von Poesie. Aber da er seinen Boileau mit Nutzen gelesen hatte, so fand er bei den Zeitgenossen nicht Alles lobenswerth. Im Gegentheil trat er mit großer Entschiedenheit gegen die Reimwuth seiner Collegen auf, verwahrte sich gegen die „auf Stelzen gehende" Ausdrucksweise der gleichzeitigen Dichter und rief verzweifelnd aus, daß der Helikon zum Blocksberg geworden sei.

In ähnlich kriegerischer Stimmung befand sich Neukirch, dessen Satire um so merkwürdiger ist, als er ursprünglich selbst auf Seite der Lohensteinianer gestanden hatte. Freilich bekämpfte er außer den schlechten Poeten auch Wollust und Ehrgeiz, Trägheit und schlechte Erziehung, blieb aber bei diesen satirischen Ausfällen, ebenso wie bei dem gegen unwissende Richter so sehr im Allgemeinen, daß Anspielungen auf zeitgenössische Vorfälle und Personen seinen Gedichten sich nicht entnehmen lassen. Doch lieber als Tadel verkündete er Lob. Er pries Gott in ungemessener Weise, ohne für seine zur Schau getragene Inbrunst neue und echte Töne zu finden. Häufiger verherrlichte er die Menschen. Er pries die Frauen, aber nicht mit voller Wahrheit, denn Liebe war ihm, wie er einmal ausdrücklich sagt, stets nur ein Spiel. Besonders pries er, wenn er auch gelegentlich Ausländisches berücksichtigte, deutsche Fürsten, wie den Herzog von Braunschweig und den Kaiser Leopold, über dessen Sieg bei Belgrad er ein Lied anstimmte mit folgendem Anfang: „Zweimal gebiert die Kaiserin und zweimal fallen Türkenhaufen". In die erste Linie stellte er aber Berlins hohe Beamte, die Minister Danckelmann und Fuchs, deren persönliche und amtliche Ereignisse er dichterisch verherrlichte, sowie den König und die Seinen. Nichts war ihm zu geringfügig: selbst das Edikt, daß die Nachtigallen nicht aufgefangen werden sollten, entlockte

ihm einen Vers. Aber er fand auch Größeres: den Tod des großen Kurfürsten und die Thronbesteigung des neuen Königs, die Jahrestage der Krönung, den „Streit des alten und neuen Saeculi", auch einzelne Vorgänge, wie die Eroberung der Festung Geldern. Oft war er in seinem Lobe bei aller Redlichkeit übertrieben und aufdringlich und machte die Aufrichtigkeit seines Rühmens dadurch bedenklich, daß er recht unverblümt darauf hinwies, er wolle für seine Lobreden auch bezahlt werden. Er räumte sich und den Seinen einen Platz dicht neben Virgil und Homer ein, stellte aber Friedrich höher als die Helden des Alterthums, z. B. Pyrrhus, denn während dieser Mühe gehabt habe, Länder zu gewinnen, werde Friedrich von vielen Völkern aufgesucht. Zum Mindesten stellte er seinen Helden den Größten des Alterthums gleich, z. B. Augustus, dem Friedrich dadurch ähnle, daß er die Künste des Kriegs und Friedens in gleicher Weise liebe. Den Mitgliedern der Berliner Akademie, welcher auch er angehörte, prägte er als ihre Aufgabe ein:

> Ihr forschet die Natur, ihr untersucht den Graus
> Des klugen Alterthums, ihr legt die Sprachen aus.
> Ach! fragt denn die Natur, ob nicht ein Stein zu finden
> Der Unserm Friderich die Jahre mehren kann!
> Lauft die Geschichte durch und müht euch zu ergründen,
> Ob je ein Held so viel als dieser Held gethan!
> Und wenn ihr Sprachen wollt in Kunst und Regeln bringen,
> So laßt in jeder auch sein wahres Lob erklingen.

Solche plumpe Schmeicheleien hätte Besser, obwohl er dem Königshause viel näher stand als Neukirch, niemals gebraucht. Auf ihn paßt mit einigen Einschränkungen der Vers, den Canitz bei der oben erwähnten Schilderung der damaligen Poeten brauchte:

> Und nehm ich Bessern aus, wem ist's wohl mehr vergönnt,
> Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?

Besser war eine stattliche Persönlichkeit, ein vornehmer Herr. Er war ein gewandter Mann, von dessen Abenteuern und Kämpfen gar Manches erzählt wurde, und der durch geschicktes

Vorgehen gelegentlich auch im Auslande Preußen Vortheil verschaffte. Als Oberceremonienmeister war er in seinem Fache eine Autorität; als solche schreitet er auch in seinen wohlgebauten, volltönenden Versen einher. Von seinen Lehrmeistern, den Franzosen, hatte er außer dem Majestätischen auch das Zierliche gelernt. Freilich konnte er sich nicht enthalten, in der damals üblichen täppischen deutschen Manier das Majestätische in Bombast und das Zierliche in Tändelei zu verzerren. Aber es bleibt genug übrig, um seine guten Eigenschaften hervortreten zu lassen. Graziöseres als das schon angeführte Gedicht an Sophie Charlotte über die deutsche Sprache ist damals nicht geschrieben worden: ritterliche Huldigung für die schöne Fürstin, vereint mit edlem und mannhaftem Selbstbewußtsein. Ebenso anmuthig sind seine Liebesgedichte — eines der bekanntesten darunter: der Streit der blauen und schwarzen Augen —, die, mögen sie nun dem eigenen Gefühle entsprungen oder „im Auftrage eines Andern" gedichtet sein, durch einen eigenartigen Wohllaut, durch ein musikalisches Gefühl überraschen. Die „Macht der Liebe" wird von ihm in folgenden melodiösen Versen besungen:

O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!
Alle Schmerzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen
Dringen in das Herz hinein!
O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!

Wenn er prächtig werden will, weiß er zu imponiren. Sein 70 sechszeilige Strophen enthaltendes Trauergedicht auf den Tod der Sophie Charlotte ist nicht bloß vielleicht das längste unter den derartigen „Leich- und Trost-Schriften", sondern auch das wirksamste. Der Dichter weiß geschickt die ehrfurchtgebietende, schönheitstrahlende Erscheinung der Königin bei der Krönung dem traurigen Anblick ihrer Leiche entgegenzustellen. Doch tröstet er sich über die Vergänglichkeit des Körpers mit der Unsterblich-

keit der Seele, der nachhaltigen Wirkung ihres großen Geistes und dem Gedächtniß ihrer echten, von Heuchelei und Aeußerlichkeiten entfernten Frömmigkeit. Er tröstet den König mit dem Hinweis auf alles Große, was er im Leben der Gemahlin verschafft habe; er tröstet ihn selbst mit dem, was des Königs besonderen Schmerz ausmachte, daß nämlich die Gattin fern von ihm gestorben sei; er tröstet ihn mit der allgemeinen Trauer um die Dahingegangene; er tröstet ihn mit dem übrigbleibenden Pfande der Liebe, ihrem und seinem Sohn. In ihm, dessen Herz nach Ruhm und Ehre strebe und der auf nichts anderes als Heldenthaten denke

Es scheint in ihm vereint das Wappen beider Schilder,
Dein und Hannovers Schild, der Adler und das Pferd;
Er wird auch dermaleins, zur Deutung dieser Bilder
Ihr rechter Ausdruck sein, durch sein beherztes Schwert:
Wenn er zu Pferde wird durch Reih und Glieder dringen
Und über seinen Feind sich als ein Adler schwingen.

Außer dem Sohne bleibe dem Könige Charlottenburg, das die Königin so geliebt habe; der Ausbau dieses Schlosses, im Sinne und in der Erinnerung an die Verewigte, werde ihm gleichfalls Trost gewähren. Und so ruft der Dichter, die Trauernden ermahnend, den Leib der Erde zu übergeben, prophetisch aus:

Du warst in Deinem Reich, dem neubekrönten Preußen,
Die erste Königin; Du wirst auch allezeit
Die erste Deines Reichs und des Geschlechtes heißen,
Nicht nur der Ordnung nach, auch in Vollkommenheit.
Wie Du gewesen bist, so kann man sicher gläuben,
Daß Du die erste wirst auch bei der Nachwelt bleiben.

Das Merkwürdige an diesem Dichter, das heutigen Tags selbstverständlich erscheint, damals aber auffallend war, ist der Umstand, daß er nicht außerhalb seiner Dichtungen stand, daß er nicht wie ein Lohnschreiber Gegenstände bearbeitete, zu denen er nur durch fremden Antrieb geführt wurde, sondern daß er seine Empfindungen und seine Erlebnisse, seinen Antheil an den Dingen zu Gehör brachte. Wer hatte damals wie er den Muth,

Betrachtungen „an sich bei seinem vierzigsten Geburtstage" niederzuschreiben? Mag er mitunter schwülstig und unwahr sein, Thatsache bleibt, daß er die Dichtkunst am preußischen Hofe und damit an den deutschen Höfen überhaupt wieder zu Ehren brachte. Das rühmt einer seiner Nachahmer, der Herausgeber seiner Gedichte, J. U. König, an ihm:

Die deutsche Dichtkunst war veracht,
Sie suchte sich zu bunt zu kleiden,
Bei Hofe sah sie sich verlacht.
Denn der kann keinen Schulschmuck leiden.
Doch der Geschmack nebst der Natur
Fing an sie edler auszuzieren,
Wo sie befreit von Schmink' und Tand
Durch Besser's Schreibart Beifall fand.

Die drei genannten Hofdichter kargten in den Gedichten, mit welchen sie den König und die Stadt Berlin verherrlichten, nicht mit Vergleichen aus dem Alterthum. Aber nicht sie, sondern ein fast gänzlich unbekannter Dichter, Erdmann Wiecker, brachte es fertig, Berlin und Athen geradezu neben einander zu stellen. In einem überaus seltenen Dichtwerke (Berlin 1706), in welchem er den König Friedrich als Trajan feierte und besonders den Schutz rühmte, welchen er den Wissenschaften angedeihen ließ, brauchte er die Verse:

„Du aber, großer Held, hast dieses mehr gezeigt,
Wenn du so manche Stadt zur Hohen-Schul erwählet,
Daß, da der Künste Flor in deinen Landen steigt,
Man billig diesen Ruhm zu deinen Thaten zehlet,
Und was noch größer ist, so bist du selbst gelehrt,
Und hast mit solchem Witz die Weißheit ausgeübet,
Daß gantz Europa nicht von einem Fürsten hört,
Der so der Künste Kern als König Friedrich liebet.
Die Fürsten wollen selbst in deine Schule gehn
Drumb hastu auch für Sie ein Spree-Athen gebauet."

Der Dichtung war die Aufgabe zugewiesen, die Feste zu verherrlichen. Feste gab es aber bei Trauer und Freude. Noch größere Prachtentfaltung, als bei dem feierlichen Leichenbegängniß der ersten Königin herrschte, wurde bei dem feierlichen

Einzug des Königspaares in Berlin gezeigt*): Am 6. Mai 1701 fand der feierliche Einzug in Berlin statt. Ein mächtiges Aufgebot von Soldaten, Pferden und Wagen war zu diesem Zwecke vorgenommen worden. In 36 sechsspännigen Kutschen der Hofleute saßen die Provinzdeputirten und die Minister, dann folgten 27 prinzliche und königliche Wagen, 50 prinzliche und königliche Handpferde „mit ihren reich bordirten sammtenen Handdecken wurden im Zuge geführt. Als der König sich der Stadt näherte, wurden 205 Carthaunen von den Wällen und von den auf der Spree liegenden Schiffen abgefeuert, denen aber der königliche Kupferdecker Bertram, der sich auf die äußerste Spitze des hohen Marienthurms gestellt, mit seinen bei sich habenden 6 Stücken zuvorkam, die er wunderbarlicher Weise auf die alleröberste Dachkappe des Thurmes gepflanzet und sie unter beständiger Schwingung einer großen Fahne wie auch Herunterwerfung vieler Schwärmer, dreimal nach einander losließ". Die bewaffnete Bürgerschaft stand auf beiden Seiten der Straßen zum Empfange bereit; auf der Stechbahn und auf dem Schloßplatz das Militär. In den Straßen waren in gerader Linie, so daß ein Durchblick gewährt blieb, Ehrenpforten errichtet; die Erbauer standen vor den einzelnen und verbeugten sich vor den Majestäten, an der Ehrenpforte der Gärtner z. B. 20 als Gartennymphen gekleidete Mädchen, die der Königin Blumen zuwarfen, an der Berlinischen zwei auf römische Art gekleidete Jungfrauen, welche das Königspaar im Namen der Stadt mit Versen begrüßten. Straßen und Häuser waren mit Menschen vollgepfropft; an den Häusern, auf den Dächern waren unzählige Fremde und Einheimische versammelt. Als das Königspaar in das Schloß eingezogen war, fand eine nochmalige Salve und der Vorübermarsch der Bürgerwehr statt. Der Empfang der Collegia, der königlichen und städtischen Beamten, Richter und Prediger wurde, da der Zug

*) Vgl. die oben S. 14 erwähnte Schrift „Preußische Krönungsgeschichte"; die Schilderung ist auch abgedruckt in Besser's Schriften II, 451 ff.

zu lange Zeit in Anspruch genommen hatte, auf den nächsten Tag verschoben. Bei diesem Empfang wurden zehn Reden seitens der Berliner Beamten, neun von den Abgeordneten der Provinzen gehalten; jede Rede „handelte was merkwürdiges", wie Herr von Besser zu melden weiß; glücklicherweise theilt er sie nicht mit.

Am 9. Mai fand eine allgemeine Illumination statt, weit glänzender als diejenige, welche am eigentlichen Krönungstage (18. Jan.) ausgeführt worden war. Wenn irgend jemals, so verdiente an jenem Tage, wie der zeitgenössische Berichterstatter meint, Berlin ein Licht der Welt zu heißen (Berolinum lumen orbi). Denn „Berlin schimmerte nicht, sondern brannte gleichsam in allen Gassen von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freudenfeuern". Die Illumination war, wie die Illuminationen jener Tage überhaupt, weit dekorativer als heutzutage; außer der Erleuchtung der Fenster und Thüren wurde eine Ausschmückung der Mauern durch bezügliche Bilder vorgenommen. Die Gemälde dieser Illumination bezogen sich auf die ganze Regierungsgeschichte des Königs, wobei denn die Vergleiche aus dem Alterthum nicht gespart wurden: Friedrich war Jupiter, er wurde als Götterkönig gefeiert, der, wie über die Menschen, so auch über die niederen Götter zu herrschen hatte.

Besonders prächtig war die Illumination der Akademie der Künste. Von ihr ist uns eine besondere Beschreibung*) erhalten. „Die ganze Facciate des königlichen neuerbauten Marstalls, über welchem sie belegen und welche in 23 Fenstern bestand zusammt dem großen Portal darunter waren mit lauter wohl ausgearbeiteten Stücken besetzt und hinter denselben mehr denn 2000 Lampen angezündet, welche durch ein sehr helles und starkes Feuer die ganze Gegend mit Glanz erfülleten und an-

*) Beschreibung der Illumination, welche bei der Krönungsfeier Sr. K. Maj. in Preußen von der Kunst-Akademie in Berlin allerunterthänigst präsentiret worden. Von D. Chr. Eltester, Kammergerichts- und Akademie-Secretär. 1701.

sehnlich machten." An allen Fenstern standen Bilder: Porträts des Königspaares, Darstellungen des neugestifteten Ordens, der Liebe der Unterthanen, der königlichen Freigebigkeit. Letztere war geschildert als vestalische Jungfrau, welche das ewige Feuer wider den anblasenden Aeolus schützt. Die einzelnen Künste waren allegorisch dargestellt; auch sonst fehlte es nicht an Allegorieen mannigfacher Art. Unter ihnen befand sich auch die Aurora, von der es folgendermaßen heißt: „Aurora, welche einen sehr hellen Schein von sich gab und den Anfang des gegenwärtigen neuen Seculi vorstellen sollte, brachte die Königl. Krone getragen; unweit davon versteckte der Saturnus sein abgewandtes Gesicht in eine finstere Wolke, womit die verwichene Zeit angedeutet ward. Die Worte waren diese: Seculum praesignat ab ortu. Wollte dieses sagen, daß, wie die schöne Morgenröthe einen schönen Tag verkündiget, also könnte das neue Seculum, welches sich mit einer goldenen Krone anfinge, uns nichts anderes als lauter Glück und güldene Zeiten verheißen." Der Herausgeber vergißt auch nicht, die Ausschmückung und Beleuchtung seines in der Schloßfreiheit belegenen Hauses anzugeben, und schließt mit folgendem Gedicht, das zur Erklärung der Aufschrift einer sämmtliche Wappen des Königs tragenden Pyramide (Finis coronat opus) dient:

Egypten rühme sich mit seinen Pyramiden,
Die mehr, denn tausend Jahr, sich in die Luft gestreckt.
Hier wird der späten Welt ein größerer Bau entdeckt:
Ein Friedrich legt in Frieden
Durch seinen tapfern Arm ein hohes Churhaus an.
Zehn Helden haben drauf den Bau, wie sichs gebühret,
Noch weiter fortgeführet,
Doch unser Friedrich hat den Schluß hinzugethan.
Durch ihn wird dieses Haus noch eins so hoch erhoben;
Er setzt den Gipfel drauf und krönt das Werk von oben;
Wer muß den Bau nicht loben?
Wenn einst Egyptens Pracht wird in sich selbst verschwinden,
Wird man dies Wunderwerk noch bei der Nachwelt finden.

Auch sonst waren die Berliner bereit, derartige Illuminationen

zu veranstalten; und bei dem Mangel an Zeitungen zeigten sich Schriftsteller geneigt, die Beschreibung solcher Festlichkeiten in kleinen Schriften zu veröffentlichen. Die Ereignisse, welche derartige Festlichkeiten und Beschreibungen hervorriefen, waren das Beilager des Kronprinzen von Preußen 1706, die Geburt des Prinzen von Oranien 1707, die dritte Vermählung des Königs 1708 und die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm 1710.

Mit dem oben geschilderten Einzuge und der Illumination war die Reihe der in Folge der Krönung 1701 veranstalteten Feste noch nicht zu Ende. Am nächsten Tage fand unter Oberleitung des Generalfeldzeugmeisters Prinzen Philipp von Schwedt ein großartiges Feuerwerk am Leipziger Thor statt. Außer einem ungeheuren Aufwand von Böllern und Raketen wurden vier „Hauptwerke" dargestellt, welche der Festbeschreiber einem „vierfachen Gewitter" vergleicht und als eine Bekräftigung der Meinung Derjenigen anführt, welche Brandenburg von Brand und „Brennen" ableiten. Doch bestanden diese Werke nicht bloß in einem Raketenregen und in einer Verschwendung von allerhand Feuerwerkskörpern, sondern in der Darstellung der Vereinigung der kurfürstlichen und königlichen Würde, der Tugenden, der Krönung und des festlichen Einzugs des Königspaares. Auch an dieser festlichen Veranstaltung nahm das Volk in großer Masse freudigen Antheil. Bei solchen Festivitäten wurde sehr viel geschossen. Da die Schießenden unvorsichtig und die Zuschauer neugierig waren, so kamen Unglücksfälle vor. So wurde am 14. Juni 1688 bei der Erbhuldigung der Sohn eines vornehmen Bürgers und Goldarbeiters aus Halberstadt erschossen. Das traurige Ereigniß wurde in einer Rede des Predigers Joh. G. Rose, „Die in Leid verwandelte Freude", behandelt.*) Der hyperloyale Redner konnte sich aber nicht enthalten, auf die von ihm aufgeworfene Frage: „Muß denn das Freudenfest, da unsere märksche Sonne, Der Kurfürst Friederich der Dritte, brachte

*) Seltener Einzeldruck in einem Sammelband der G. L. St.

Wonne, Da Vivat! Vivat! rief die ganze Märkerschaar, Auch sein ein Klagetag bei schwarzer Todtenbar?" eine verneinende Antwort zu ertheilen; trotz des Todes sei eine Klage nicht angebracht, der Todte sei selig aufgehoben und genieße des Himmels Frieden.

Eines der zahlreichen anderen Hoffeste verdient deswegen ein Verweilen, da Leibniz dabei zugegen war und eine Schilderung desselben hinterließ.*) Bei der Feier des Geburtstages des Königs (die Angabe des Jahres fehlt) betheiligte sich auch der Kronprinz. Seinen militärischen Neigungen entsprechend lieferte er ein militärisches Schauspiel. Er ließ ein Boot, das blaue Fahnen mit Halbmonden trug, mit verkleideten Türken bemannen und griff diese, sobald sie im Lützelburger Garten gelandet waren, mit seinen Grenadieren an. Er schnitt sie von der Brücke ab, so daß sie, welche die Brücke nicht wieder betreten konnten, „ohne sich der Gefahr auszusetzen, in Stücke gehauen zu werden", sich wie Verzweifelte vertheidigen mußten. Um das Gemetzel zu vermeiden, fingirte der Kronprinz einen Rückzug, der den Feinden ermöglichen sollte, die Schiffe wiederzugewinnen, benutzte aber die Zeit, preußische Truppen auf Booten einschiffen zu lassen, und bedrängte das türkische Fahrzeug, das man auch vom Ufer aus beschoß, dermaßen, daß diesem nichts anderes übrig blieb, als zu capituliren. Der Kronprinz, auf dessen Seite die Markgrafen Christian Ludwig und Philipp Wilhelm gefochten hatten, kehrte mit den Siegern und Gefangenen zurück, „behandelte letztere sehr milde, bewirthete sie und schickte sie in ihre Heimath zurück."

Auf dieses militärische Schauspiel folgte das Abendbrot, dann begann eine Serenade, welche Apollo mit den Musen gab. Ein Theil des Gartens war in den Parnaß verwandelt, wo die Hippokrene lustig sprudelte. Zuerst sang Apollo in italienischen Versen das Lob des Königs; ihm folgten Kalliope und Poly-

*) Vgl. Werke ed. O. Klopp, Bd. X, 189 ff.

hymnia in derselben Sprache mit gleichem Inhalt. Die übrigen Musen trugen französische Verse vor. Alle waren glänzend geschmückt und hatten die ihnen zukommenden Geräthe und Instrumente in der Hand. Clio, die Muse der Geschichte, verherrlichte die großen Thaten des Königs, besonders die Einnahme von Kaiserswerth, die man besonders seiner Tapferkeit verdankte. Urania verherrlichte die friedlichen Tugenden des Fürsten und hob die Dankespflicht der Nachwelt gegen den König für die Errichtung der Akademie und die Erbauung eines Observatoriums hervor. „Das Bemerkenswertheste aber war", fährt Leibniz mit feiner Ironie und höfischem Compliment fort, „daß entgegen dem Gerede von der Ehelosigkeit der Musen Euterpe die Mutter und Erato die Schwester Amors waren. Euterpe wollte die Welt in der Gestalt der Herzogin von Curland entzücken und ahmte selbst ihre schöne Art nach, die Laute zu spielen. Amor hieß unter den Menschen der Herzog von Curland, schön wie Amor und zu großen Hoffnungen berechtigend. Erato war die Prinzessin von Curland; sie wie ihre Gefährten konnten auf der Erde nicht in vortheilhafteren und anziehenderen Gestalten erscheinen." Auf Gesang und Deklamation folgte ein Ballet, das die drei Letztgenannten aufführten unter der Leitung der Euterpe. „Die Königin ehrte Alles mit ihrem Beifall und war entzückt von der Befriedigung aller Anwesenden."

So gerne der König selbst derartiges Schaugepränge dem Volke vorführte, am liebsten vergnügte er sich doch im festlichen Prunke mit den Angehörigen seines Hofes. Bei solchen Hoffesten jedoch herrschte nicht bloß Kleiderpracht und ungemessenes Trinken und Essen, sondern die Kunst stellte sich in den Dienst der Festesfreude. Die Musik spielte ihre munteren Weisen außer zum Tanze auch zur Begleitung manches Liedes. Theatralische Aufführungen am Hofe, von Mitgliedern der Hofgesellschaft, fanden statt.

Derartige dramatische Vorführungen waren gelegentlich

auch in früheren Zeiten am Berliner Hofe vorgekommen.*) So war 1677 ein Stück „Triumphgeschütz" von Friedr. Madeweis, Lehrer am grauen Kloster, einem gelehrten Polyhistor, hauptsächlich Mathematiker, aufgeführt worden, ein Stück, in welchem Apollo, der Musenchor, Stettin und Pommern auftraten, um die Eroberung Stettins durch den großen Kurfürsten zu feiern. Im Jahre 1688 war dann ein Actus tragicus wegen des Ablebens Augusti Nestoris, des großen Kurfürsten, zur Aufführung gelangt.

Während der übrigen Regierung Friedrich I. waren es nicht solch' große Ereignisse, die den Gegenstand theatralischer Unterhaltung ausmachten. Die Hoffestlichkeiten, die sogenannten „Wirthschaften", welche in Berlin veranstaltet wurden, waren heiterer Art. Ihr Wesen bestand darin, daß alle Theilnehmer in Charaktermasken auftraten, und daß eine Person, meist die, nach welcher das Stück benannt wurde, zu den Einzelnen oder den Paaren bezügliche, oft satirische, Verse zu sprechen hatte. Ein Beispiel dieser Art ist die „Scheerenschleiferwirthschaft", die am 7. Januar 1690 stattfand. Besser hatte die Verse zu derselben gemacht. (Vgl. Werke II., S. 759 ff.) Der Scheerenschleifer war der Premierminister Dankelmann, der das Stück mit der Ankündigung begann, er werde auch Menschen schleifen, und dabei der Größten nicht schonen, der aber, seinem Programm wenig treu bleibend, das Herrscherpaar und seine Angehörigen durchaus schonend behandelte. Um so rücksichtsloser ging er gegen die hohen Beamten und Hofleute los, Skandalosa offen aufdeckend, Obscönes mit Vorliebe vorbringend; Viele traf er an empfindlicher Stelle. Das Ganze wird durch eine grausame Ironie beschlossen. Neben der Hauptperson nämlich treiben Narren ihre Possen, die zwar auch gelegentlich dem Römer (dem Kurfürsten) und der Gärtnerin (der Kur-

*) Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin 1787. Brachvogel, Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin. 1 Bd. 1877. L. Schneider, Gesch. der Oper u. d. Kön. Opernhauses in Berlin 1852.

fürstin) huldigen, aber ihre eigentliche Meinung in den Schlußversen sagen, die sie aneinander richten:

Wir Narren müssen heut uns zu der Narrheit zwingen,
Ein Amt, das Mancher hier natürlich kann vollbringen.
Was aber gäben sie, für uns das Werk zu treiben!
Wir sind's auf einen Tag, sie müssen Narren bleiben.

Auch zu anderen festlichen Veranlassungen dichtete Besser Festspiele, z. B. zur dritten Vermählung des Königs ein Singspiel „Alexanders und Roxanens Heirath“ (Werke II, S. 563 bis 590), bei welchem das Verzeichniß der singenden, sprechenden und tanzenden Personen fast fünf Druckseiten einnimmt. Die neun Musen mit Jupiter und Apollo, macedonische, persische Helden, Amazonen und Kriegerinnen verschiedener Nationen traten auf. Tanzmeister und Berufsschauspieler, Herren und Damen der Hofgesellschaft wirkten bei der Aufführung mit; Eosander hatte die Maschinen verfertigt und das Architektonische geleitet. Der Dichter legte großen Werth darauf, daß die Fabel des Stückes und die vorkommenden Ceremonien möglichst getreu den Quellen des Alterthums entnommen seien, wollte aber doch hauptsächlich in dem Brautpaar des Stückes das fürstliche Paar schildern. Der Held Alexander, dessen Herz lange von Liebe frei geblieben sei und der sich schon für einen Gott gehalten habe, dem Liebe fremd sei, fühlt Liebe zur Roxane und will sich mit ihr vermählen. Da sein Freund Hephästion, der es freilich nicht wagt, einem Könige in Liebesdingen Rath zu ertheilen, wenigstens empfiehlt, die Verheirathung aufzuschieben, wendet sich der König an Zeus, der durch starken Donner seine Billigung ausspricht. Nicht minder glücklich ist er bei seiner Wendung an Roxane selbst. Denn diese will von der Neigung des Teronbazes, eines vornehmen Persers nichts wissen und schließlich wünscht auch dieser, der anfänglich Schmerz über seine Abweisung empfand, dann das Schmerzgefühl in Rachelust verwandelte, freien Herzens Glück. Erst freilich empfindet sie Furcht vor dem großen unerwarteten Glück, dann Abscheu vor dem Gedanken, Alexander könne sie nur zur

Geliebten wählen, endlich das Frohgefühl, die Erwählte eines großen Herrschers zu sein. An die Stelle bangen Gehorsams des scheuen Mädchens tritt Eifersucht auf die Treue des Geliebten, Pflichtbewußtsein und Liebe der Jungfrau, die einem Manne ihr Herz schenkt:

Wie wenig kostet es, solch einen Held zu lieben,
An dem das Wenigste sein königlicher Thron.
Hätt' Alexander keine Kron',
Würd' ich unzweifelhaft ihn ungleich freier lieben.

Der Bund ist geschlossen; die erfreuten Unterthanen brechen in Hochrufe aus, die macedonisch gewiß ebenso unpoetisch lauten wie deutsch:

Es leben mit einander
Roxan wie Alexander!
Sie leben lange Zeit,
Und stets in Einigkeit.

Die Wünsche, so gut sie gemeint waren, gingen nicht in Erfüllung, denn der König lebte nur noch vier Jahre und mit der Einigkeit des fürstlichen Paares war es recht übel bestellt.

Neben Besser, der noch zu einer andern Berliner Festivität, der Vermählung des Kronprinzen (1706) den „Sieg der Schönheit über die Helden", dramatisch bearbeitete, stand Neukirch. In seinem „Streit des alten und neuen Jahrhunderts" (1701) brachte er dem Könige seine Huldigung dar: das neue Jahrhundert überbot mit seinen Schmeicheleien das alte und beide wetteiferten, dem König zu lobsingen. Durch Neukirch war Christ. Reuter*) beeinflußt (geb. 1665, gest. c. 1715, seit 1703 in Berlin). Er war kein Hofdichter wie die beiden Genannten, ließ sich aber, darin jenen gleich, bei feierlichen Veranlassungen zum Preise des Königs verleiten. Der geistreiche

*) Für das Folgende vgl. Berliner Neudrucke I, 3: Ellingers Einleitung S. XXI ff., Text S. 53—68. Die neuerdings starkangewachsene Literatur über Christ. Reuter verzeichnet Ellinger in Allg. d. Biogr. XXVIII, S. 314—318; über die Komödie ders. in Z. f. d. Philol. XX, 290—324. Mir scheint gegenwärtig eine Ueberschätzung Reuters mode geworden zu sein, in die ich nicht einstimme.

Schöpfer von Schelmuffskys Reisebeschreibung, ein in seiner Art classischer satirischer Schilderer des bürgerlichen Gernegroßen, des thörichten Philisters, der aus seiner Gewöhnlichkeit sich erheben will, ohne es zu können, der Schriftsteller, welcher in jenem Roman wie in seinen Molière nachgeahmten Lustspielen lebendige Bilder aus Zeit und Ort, in denen er lebte, zu schaffen wußte, blieb in seinen Berliner Hofdichtungen durchaus in conventionellen Phrasen. Diese Dramen sind keine dramatisch bewegte Dichtungen, sondern einzelne lyrische Stücke, denen bestimmte Personennamen vorgesetzt sind. „Die frohlockende Spree" (bei der Wiederkehr des Krönungsfestes 1703) ist kaum mehr als ein ausgesponnener Glückwunsch, welchen die Schiffer, die Spreenymphe, der Spreefluß und Gott Neptun darbringen.

In „Mars und Irene", zum Geburtstag des Königs (1703) im Auftrage der Königin gedichtet, kommen nur die beiden genannten Götter und ein Chor der Helden vor; die göttlichen Personen einigen sich bald, Friedrich zu schützen und freuen sich, übrigens in recht mäßigen Versen, ihn loben zu können. Endlich ist das gleichfalls zum Geburtstage des Königs (1710) gedichtete „frohlockende Charlottenburg" wirklich nichts Anderes als eine „musikalische Freudenbezeugung", eine Art Toast, welchen Charlottenburg, die sämmtlichen Einwohner der Stadt und der Spreefluß für das Geburtstagskind ausbringen. Verse wie „Friedrich dieser Lande Vater, Unser aller Schutz und Rather" hätte wohl auch mancher ehrsame Berliner Bürger machen können; der gute Geschmack hätte aber wohl manchen davor bewahrt, den Fürsten als „Sophiens Freude und Luisens Augenweide" anzureden, d. h. die damalige Fürstin an ihre Vorgängerin zu erinnern.

Die „Wirthschaften" und die im Obigen skizzirten Gelegenheitsfestspiele waren nicht die einzigen damals gebotenen dramatischen Belustigungen. Für das Vergnügen des Hofes und der Bürgerschaft sorgten vielmehr deutsche und französische Schauspielergesellschaften. Für den Hof wurde in dem kleinen

Saal über dem Marstall in der Breitenstraße und, wenn der Hof nicht in Berlin war, in den Lustschlössern Lützel (Charlotten) burg und Oranienburg gespielt; für die Bürgerschaft im Köllnischen Rathhaus, vielleicht auch im Seitenflügel des ehemaligen Douilhacschen Hauses in der Poststraße. Eine französische Gesellschaft von G. Rocher, der den Titel: Intendant des plaisirs de S. M. führt, erscheint von 1706—1711, vorher gelegentlich andere französische, englische oder italienische Comödiantentruppen. Der mit dem Erstgenannten geschlossene Vertrag war wohl maßgebend für alle: Zwei Abende waren für den Hof reservirt, die übrigen mochten der Bürgerschaft überlassen bleiben; dem Hofe war eine Liste der vorzustellenden Stücke einzureichen; sie sollten insgesammt den Anstand nicht verletzen; die unverkürzte Einnahme eines Abends mußte den Armen überlassen werden. Von den deutschen Truppen, die ab und zu nach Berlin kamen, war die Veltheimsche, zuerst unter Veltheim selbst, später unter seiner Wittwe, die berühmteste; 1708 wird auch eine weimarische Truppe, unter der Führung von Möller genannt, wohl die erste literarische Verbindung zwischen Weimar und Berlin, aber keine folgenreiche.

Eine genaue Liste der von diesen Wandertruppen aufgeführten Stücke läßt sich nicht aufstellen. Doch wird das Repertoire der anderen damaligen Bühnen*) wohl auch auf Berlin passen, da es eine besondere Berliner Dichterschule nicht gab. Danach waren es Bearbeitungen, Anpassungen aus der französischen Literatur, aus Shakespeare und Calderon, historisch-mythologische Stücke, die man früher mit dem Namen der Haupt- und Staatsaktionen bezeichnete, Einzelnes auch aus dem Vorrath älterer deutscher Dichter wie Jak. Ayrer. Unter den Titeln der in den Berliner Theatergeschichten überlieferten Stücke befindet sich keiner, der ausschließlich Berlin angehört; unter den am Ausgange des 17. und am Anfange des 18. Jahr-

*) Vgl. C. Heine, Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. Halle 1889.

hunderts gedruckten Dramen ist nur ein einziges mit dem Drucke orte Berlin.*)

Dieses, die „Comödie" von der Geburt Christi ist, wie Sprache und Inhalt beweisen, ein Erzeugniß des 16. Jahrhunderts. Wohl aber darf sie an dieser Stelle erwähnt und analysirt werden, weil sie zu einer Zeit wiedergedruckt wurde, da Neudrucke nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern nur aus Bedürfniß vorgenommen wurden. Die Thatsache der Wiederholung des Dramas im J. 1693 beweist, daß man es in jenem Jahre, wenn nicht etwa aufführte, doch für den Zeitgeschmack passend fand.

Das Stück ist eines der ungefügigsten Produkte biblischer Dramatik. Die Eintheilung in Akte und Scenen ist eine ganz äußerliche; fast nach jeder Scene ändert sich der Schauplatz; innerhalb einer und derselben Scene befindet man sich an verschiedenen Plätzen und zu verschiedenen Zeiten. Der Inhalt der s. g. Comödie ist die Geschichte des N. T. von der Schatzung bis zur Ausführung des von Herodes erlassenen Gebots der Kindertödtung. Maria und Joseph gehen der Schatzung wegen nach Jerusalem. Dort finden sie bei dem Wirth Ruffinus keinen Platz, von Serpillus werden sie grob abgewiesen, von Titius erhalten sie zum Aufenthalt einen Stall. In diesem wird Jesus geboren und, da kein anderes Lager für ihn bereit ist, in die Krippe zwischen Ochs und Esel gelegt. Drei Schäfer Gallus, Stichus, Wildack, die bei der schweren Noth der Zeit auf einen Erlöser hoffen, hören Engelsgesänge und sehen eine glänzende Erscheinung, die ihnen die Geburt des Messias verkündet, eilen zum Stalle, opfern ihre dürftigen Gaben und frohlocken, daß sie, die armen Schäfer, zuerst das

*) Die Liste bei Goedeke, Grundriß III² S. 220 ff. Dort S. 230 wird auch: Ein schöne neue Comedia, Von der Geburt Jesu Christi, unsers Heilandes und Seligmachers. Jetzo zum ersten der Jugend zum besten in Druck verfertiget 1693. — Vgl. Märkische Forschungen 1884, 18, 219 ff.

Glück haben, den Messias zu begrüßen. Aber auch die Könige Melchior, Balthasar, Kaspar haben von der Wundermähr' gehört. Nachdem Jeder in je einer Scene des dritten Aktes sein Erstaunen ausgedrückt, erscheinen sie in der vierten schon auf der Reise. In der fünften hat Herodes von der Reise und ihrer Veranlassung Kunde. Die Könige bringen dem Christuskinde ihre Gaben. Während dessen werden die Geschenkgeber und die Eltern des Kindes durch den Engel vor Herodes gewarnt. Denn wirklich hat Herodes, der in der Erscheinung des Messias sogleich Gefahr witterte, in großer Erregung darüber, daß die von ihm erwarteten Könige nicht zurückkommen, den Befehl ergehen lassen, alle einjährigen Kinder zu tödten. Kaum ist der Befehl erlassen, so ist er auch schon ausgeführt. Ein Diener bringt 2000 Köpfe mit, die er selbst abgeschlagen, andere rühmen sich ihrer Thaten: der eifrigste hat es mit seinen Knechten auf 148 000 Opfer gebracht. Herodes dankt seinen Treuen und verspricht Jedem eine Belohnung. Dem Drama folgt ein Epilog, dessen Schluß, getreu in der Schreibweise des Originals, zur Kennzeichnung der Sprache mitgetheilt werden mag:

Derwegen bey euch Unzucht, Geitz und Stoltzheit,
Lasset verliehren Platz und Streit,
Anderm statthaltet die in Hut
Unschuld, Andacht, Trost und Demut
Durch welche Todt und Satan fällt
Gott und Himmel der Mensch erhält.
Derwegen wollet zum Kampff seyn bereit,
Mit den Lasteren erheben diesen Streit,
Damit wir letztlichen allzumal
Mögen eingehen in himmlischen Saal.

Poetisch wird man solche Sprache nicht nennen können. Das einzige Fünkchen Poesie, das in der Comödie gefunden wird, ist folgende Rede des einen Schäfers, die aber durch den platten Schluß um alle Wirkung gebracht wird:

Dein Bettlein von keinen Federn zart,
Sondern von spitzigen Heu und so hart,

Dein Geburts-Tag nicht zur Sommers-Zeit,
Sondern zu des Winters Bitterkeit,
Für den May, Rosen und Lilien weiß,
Erwähleſt harten Froſt, Schnee und Eiß.
Dein Wänglein weich, dein Näſelein zart,
Wie ſehr iſt aus groſſer Kält erſtarrt?
Dein ſchöne güldene lieb Aeugelein,
Wie mit bitteren Thränen begoſſen ſeyn.
Bring dir o Jeſulein ein wenig Wollen,
Darein ſie dich fein wickelen ſollen.

Iſt ſchon das ebenbehandelte Stück für die Schuljugend geſchrieben, ſo wurde das im Folgenden darzulegende nachweislich von den Schülern aufgeführt. Solche Schuldramen hatte es in Deutſchland ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert gegeben. Die Schulſtücke jener Zeit unterſcheiden ſich aber von den früher üblichen dadurch, daß die ehedem herrſchende lateiniſche Sprache verbannt war, ſtatt deren die deutſche herrſchte, und daß ſtatt der bibliſchen Stoffe zeitgemäße literariſche behandelt wurden. Ein charakteriſtiſches Beiſpiel dafür war ein Stück,*) das folgenden Titel führt: „Die entdeckte und verworfene Unſauberkeit der falſchen Dicht- und Reim-Kunſt. Am 22. Nov. Anno 1700 als am 126. Gedächtnißtag der Aufrichtung des Berliniſchen Gymnasii, in einem einfältigen Schulſpiel vorgeſtellet und aus unterſchiedlichen Abſichten, beſonders aber denen, welche Natur und Luſt in gedachter Schule vor andern fähig gemacht, zur ſtets währenden Erinnerung in den Druck gegeben von Johann Leonhard Friſch, Subrector." Das Schulſpiel gehört zu den damals üblichen Aeußerungen der Reaction gegen die Unnatur der ſ. g. zweiten ſchleſiſchen Schule. Von einem dramatiſchen Aufbau iſt in dem Stücke durchaus keine Rede. Der Inhalt iſt kurz folgender: Schüler des Gymnaſiums treten auf als Vertreter der Unnatur der frühern Poeſie und bringen Verſe vor, welche die Verkehrtheiten jener Zeit und Richtung darthun:

*) Neugedruckt als 26. Heft der „Schriften des Vereins für Geſchichte Berlins" mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von L. H. Fiſcher. Berlin 1890.

überladene Vergleiche, Einfügung zahlloser französischer Worte, maccaronische Dichtungen, Verse, in denen von heidnischen Fabeln und Götternamen ein zu häufiger Gebrauch gemacht wird, Rohheiten der Soldatenlieder, Derbheiten und Obscönitäten herumziehender Bänkelsänger, Leberreime, gekünstelte Räthselfragen, Spielereien, welche Gedichte in Form einer Krone, Säule, Glocke, eines Altars und eines Bären zur Darstellung bringen. Den Vertretern dieser Unarten stellt sich je ein Vertheidiger echter Dichtkunst gegenüber, der die Vortrefflichkeit der deutschen Sprache rühmt und in Versen, die ihrem Dichter jedenfalls als Muster des Wohlklangs erschienen, die Herrlichkeit der Poesie vertheidigt. Gegen die Verkehrtheiten der früheren Zeiten richtete er die Verse:

> Wem dieser alte Reim der ausgeflickten Zeilen
> Die halb verwesten Wort' der langverflossnen Zeit,
> Nicht wie des Orgelwerks verstimmte Pfeifen heulen,
> Der weiß vom Dichten nichts, noch dessen Reinigkeit.

Seine und der wahren Dichter Aufgabe und Hoffnung definirte er in den Versen:

> Man bring der Alten Herz in Verse neuer Zeiten,
> (Ach, aber eine Sach, die man so selten spürt)
> Und laß dann alle Welt mit uns im Dichten streiten,
> So wird auch alle Welt des Vorzugs überführt.

Dies Alles ist nothwendige Reaction nüchterner Verständigkeit gegen Verkehrtheiten der früheren Dichtung, eine Reaction, wie sie sich in ähnlicher Art gleichzeitig bei Weise und Chr. Gryphius findet. Wiederholt so das Drama Stimmungen, die sich auch sonst in Deutschland finden, so hebt es auch einiges Berlinische hervor. Schon das ist nicht uninteressant, daß uns die Namen der Schüler, aus Berlin, Kölln, der Mark, der Uckermark genannt werden, welche bei der Aufführung betheiligt waren. Auf Berliner Sitten wird angespielt: gewiß kamen auch vor das Gymnasium „Zeitungssinger mit einem zerbrochenen Stuhl und Stange“, die, sobald die Schüler heraustraten, ihre herzbrechenden Gesänge anstimmten und dabei

mit ihrer Stange auf das klägliche Bild wiesen, das sie gleichfalls herumführten. Wenn schlechte Volkslieder getadelt wurden, so fehlte es nicht an einer Erwähnung desjenigen vom „Bernauer Bier"; bei dem Gedichte, das in Form eines Bären gedruckt war, hatte der Dichter das Lob Berlins nicht gespart und unter den sog. scherzhaften Räthseln befand sich auch das folgende, an dem gewiß mancher Klosteraner vergangener Zeiten seine Freude gehabt hatte:

Die Schul ist zu Berlin und ist nicht die zu Cölln,
Nehmt meine Vers auch mit, ihr lieben Schulgeselln.
Die Schul ist zu Berlin und nicht in Friedrichswerder,
Ich reim zwar diesmal grob, doch mach ichs künftig zärter.
Die Schul ist zu Berlin und nicht in Friedrichsstadt,
Ich freue mich, daß man den Tag erlebet hat.

Betrachtet man die beiden zuletzt analysirten Stücke als Proben zweier Gattungen, der geistlichen und weltlichen, der ernsten und heitern, und erwägt man dasjenige, was von den Stoffen der übrigen Dramen, von dem Inhalte der Festspiele gesagt worden ist, so kann man von irgendwie unsittlicher Tendenz der Dramen nicht sprechen. Trotzdem werden Schauspiele und öffentliche Lustbarkeiten verdammt. Zunächst freilich solche, in denen heilige Gegenstände dargestellt und, wie man meinte, ungebührlich behandelt waren. Daher wurde ein Magister Rösner (1661) belangt, weil er in einer Darstellung der „Leiden des Heilands" durch „verbotene, freche, unziemliche Verkleidungen" und „abscheuliche Entheiligung des Abendmahls" die Jugend verführt habe. Da sich aber herausstellte, daß er von jeder religionswidrigen Absicht, auch von den vermutheten Spöttereien gegen die Reformirten entfernt gewesen sei, so wurde er seines Arrestes entlassen und wieder in sein Schulamt eingesetzt.

Ein derartiger furor theologicus, der sich z. B. darin äußerte, daß Velten das Abendmahl, Jak. Scheller (1711), einem ehemaligen Comödianten, der aber schon lange als achtbarer Bürger lebte, das ehrliche Begräbniß verweigert wurde, — das erste Mal trat der Kurfürst, das zweite Mal der Magistrat der

priesterlichen Entscheidung entgegen — konnte der Entwickelung des Schauspiels nicht günstig sein. Dieser Eifer war aber keine singuläre Berliner Erscheinung. Vielmehr war er von Frankreich ausgegangen, wo er mehr ästhetische als theologische Gründe gehabt hatte, war besonders stark in Hamburg aufgetreten, wo er in Anton Reiser's theatromania einen überaus charakteristischen Ausdruck gefunden hatte. In Berlin zeigte er sich aber sehr verhängnißvoll, weil der Kurfürst selbst, trotz gelegentlichen Eintretens, die Sache der Schauspieler und des Schauspiels fallen ließ, und weil die Geistlichkeit sich mit aller Macht dagegen wandte. Als Friedrich 1692 einer Aufführung des „verlorenen Sohnes" beiwohnte, wo Hanswurst sich mit einem Engel und zwei Teufeln zu prügeln hatte, verließ er mitten in der Aufführung den Saal. Als Sophie Charlotte dem Prediger Cochius, der gegen die Opern aufgetreten war, zu einer ihrer Opernvorstellungen Billete schickte, um ihm zu beweisen, daß nichts Aergerliches vorginge, ließ der Kurfürst die Opernbühne abbrechen.

Die Geistlichen nahmen seit 1703 offen Stellung gegen die Dramen. Phil. Jac. Spener, der eigentliche geistige Führer, hatte zwar Comödienspielen und Tanzen dem Christen niemals empfohlen, sondern davor gewarnt, weil außer Zeitvergeudung viel Sündliches mit unterlaufe*); nun wünschte er geradezu strenge Verbote. Das geistliche Ministerium wandte sich damals an die Regierung mit der ausdrücklichen Bitte, die Schauspiele gänzlich abzustellen. Die Petenten erklärten sich zu diesem Verlangen berechtigt, durch die in manchen Comödien vorkommenden Narrengeschichten, durch die Liebesabenteuer, besonders aber durch die in der Tragödie „Faust" vorkommende

*) Herrn D. Phil. Jac. Spener's theologische Bedenken und andere brieffliche Antworten auf geistliche, sonderlich zur erbauung gerichtete Materien, zu unterschiedenen zeiten aufgesetzet, endlich auf langwieriges Anhalten Christlicher Freunde in einige Ordnung gebracht und nun zum dritten mal herausgegeben. 4 starke Bände in 4°. Halle 1712—1715. Bd. II, 484ff., 747. IV, 325. Die erste Hauptstelle ist aus d. J. 1680.

Teufelbeschwörung und die lästerliche Abschwörung Gottes. Ihr Verlangen wurde freilich nicht gewährt; doch versprach der Minister Fuchs, darauf zu sehen, daß in Zukunft nichts aufgeführt werden sollte, was der Moral und insbesondere der Ehre Gottes zuwiderlaufe. Mit solchem halben Zukunftsbescheide begnügten sich die Eifervollen nicht.

In ihrem Namen ergriff (1706) einer der Eifrigsten, Joh. Porst das Wort*) in seinem „Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit wider alle in der Christenheit übliche Lustbarkeiten der Opern, Comödien und andere Spielen". Als Grund seines Auftretens gab er an, daß „dergleichen ungöttliche Spiele bisher sowohl auf öffentlichen Markten, Rath- und andern Häusern, ohne Scheu, zu großer Schande des heutigen Christenvolks und offenbaren Beweises des grausamen Verfalls der Evangelischen Kirchen geduldet, agiret und von Hohen und Niedrigen zu vieler gottseliger Seelen Betrübniß und weltlich gesinnten Gemüthern Verführung und Ärgerniß häufig und fleißig besucht werden".

In ähnlichem Sinne wie Porst schrieb sein Amtsgenosse Chr. Matth. Seidel gegen öffentliche Vergnügungen, besonders Seiltanzen, aber auch gegen Tanzen und Spielen überhaupt. Da seine erste Schrift von 1718 Gegenschriften hervorrief, so veröffentlichte er 1719 gegen letztere eine heftige Entgegnung, ein Gespräch zwischen Cosmophilus und Christianus.**) In dem-

*) Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit wider alle in der Christenheit übliche Lustbarkeiten der Opern, Comödien und andern Spielen, aus der berühmten Kirchenlehrer Reformirter, Lutherischer und Papistischer Theologorum, gottseliger Politicorum und vernünftiger Heiden, ihren Schriften, aus Liebe zur Wahrheit, dem in weltlichen Lüsten aber trunkenen armen Christenvolk zur Warnung und Besten zusammengetragen, ganz ohne allen Zusatz eigener Worte, außer was zur connexion hat geschehen müssen. Berlin 1706, 3 Bogen in 8°.

**) Die Beantwortung Etlicher Durch Misbrauch der Heiligen Schrifft erzwungenen Gegensprüche, Mit welchen Das welt-übliche Tantz- Spiel- und Lust-Wesen Entschuldiget und verthädiget wird, Aus Gottes H. Worte Zur Befestigung in der Wahrheit, wie auch jedermann zur Buße und

selben wagte der Erstere nur eine zahme Vertheidigung weltlicher Vergnügungen, wurde aber von dem Letzteren belehrt, daß auf Grund von Gottes Wort das ganze Tanz-, Spiel- und Lust-Wesen ungöttlich, unchristlich und heidnisch sei. Im Gegensatz zu David's frommen, heiligen, ehrbaren Hüpfen vor der Bundeslade sei das Tanzen nun ein unehrbares, sinnliches, gekünsteltes Rasen, mit unanständigen Bewegungen und häßlichen Begierden. Andere Bibelworte, in denen das Tanzen erlaubt, ja empfohlen zu sein scheint (Jer. 31, 4. 13), werden in sehr künstlicher Weise auf Singen und Spielen der Jungfrauen gedeutet und allgemein gehaltene Aussprüche des Alten und Neuen Testaments, in denen vor Fleischeslust gewarnt wird, als genügender Ersatz des allerdings fehlenden Verbotes „Du sollst nicht tanzen" angesehen.

Noch stärker, aber freilich mit einer Grobheit, die ihren Zweck verfehlte, ging Martin Heinrich Fuhrmann vor. Seine Schrift*) mag gleich an dieser Stelle erwähnt werden, obwohl

Warnung öffentlich fürgelegt von Christ. Matthaeo Seideln, A. P. P. & J. in Berlin. Berlin, verlegt von Gottfried Gedicken, priv. Buchhändler. Anno 1719. 72 SS. 12°.

*) Die an der Kirchen Gottes gebaute Satans-Kapelle, darin dem Jehova Zebaoth zu Leid und Verdruß, Und dem Baal-Zebub zur Freud und Genuß 1. die Operisten und Comoedianten mancher Orten ihren Zuschauern eine Theologiam Gentilium aus den Griechischen und Lateinischen Fabel-Mätzen und eine Moral aus des verlohrnen Sohns Catechismo vorbringen und 2. die Menschliche Welsche Wallachen und Amadis-Sirenen aus dem Hohen Lied Ovidii de arte amandi, liebliche Venus-Lieder dabey singen; und 3. die Jubalisten mit Geigen und Pfeiffen noch des Alten Adams Lust und Wust darzu klingen; und 4. Sylvester mit seiner Herodias-Schwester und Arlequin in einem Frantzösischen Kälber-Tantz herum springen; In einem Wald-Discours über des Autoris zwey letzte Tractätlein wider die Hamburgischen Operisten und Herrn D. Mayern betrachtet, von Caspar, Baltzer, Melcher. Und allen Christlichen Seelen zur Anschau und Abscheu vorgestellet von Marco Hilario Frischmuth. Gedruckt zu Cölln am Rhein, und verlegt von der Heil. Drey Könige Erben. o. J. 96 SS. — Beginnt mit einer „Zuschrift an die harmonisch-erschaffenen Gönner, Könner, Kenner und Bekenner der löblichen, lieblichen, köstlichen, künstlichen Sing- und Kling-Kunst". Kölln a. Rh. ist natürlich ein Scherz statt Spree. Daß M. H. F. = Martin

sie über den hier zu behandelnden Zeitraum hinausgeht und nur gegen die Opern auftritt. Seinen Kampf hatte er schon in zwei früheren Schriften begonnen „Siechendes Christenthum" und „Singendes Heidenthum"; nun kämpfte er weiter gegen Castraten und Sänger, überhaupt gegen die Opern, von denen er wenigstens einzelne, „Die verkehrte Welt", „Mirivays" und den „Galan in der Kiste", nennt. Den Grund seines Ansturmes bilden die lockeren Sitten, oder, wie er sagt, die „Saumoral" der Opern, sodann das Vorkommen der heidnischen Götter und Göttinnen, welches geeignet sei, den christlichen Glauben zu untergraben, endlich das Auftreten des Harlekin. Das letztere schien bekanntlich Lessing und anderen Verständigen kein großes Unglück; der Glaube mußte schon recht wankend sein, um durch eine Anführung antiker Götter zu Falle gebracht zu werden; und wenn wirklich nichts Schlimmeres in den Opern stand, als die von Fuhrmann angeführte Probe:

Ich sehne mich nach einem Mädchen
Das hübsch ist und nicht extra geht,
So werd' ich, wenn ihr Liebesrädchen
Mir einzig immer offen steht,
Mit allen Schwägern Possen treiben
Und Hahn allein im Korbe bleiben, —

so wäre dadurch die öffentliche Moral nicht tödtlich verletzt worden. Unserem Kämpfer aber scheint Gefahr im Verzuge zu

Heinrich Fuhrmann ist, geht aus zahlreichen Stellen, z. B. S. 52 hervor. Die Schrift ist nicht datirt, muß aber, wie aus einigen Erwähnungen hervorgeht, nach 1728 gesetzt werden. Um eine Idee des Tones zu geben, der freilich einigermaßen schon aus dem Titel hervorgeht, sei eine Stelle S. 35 hervorgehoben gegen die Castraten: „Wenn sie dies lesen, so mag es ihnen weher thun, als da sie in ihrer Jugend gewallacht worden, denn diese Creaturen tragen die Nase zwei Querfinger höher als andere Musici, weil sie wissen, daß wenn die italienischen Geister sovieler Hasen ihnen ins Gehirn steigen und daselbst auf dem leeren Brachfelde ihres Verstandes viele krumme Capriolen machen, sie in ein paar Stunden oft von den Deutschen ein Dutzend Dukaten erwarten können." — „Mirivays" ist von J. S. Müller, Musik von Telemann 1728; „Die verkehrte Welt" von J. Ph. Praetorius, Musik von demselben. (Goed. III², S. 338.). Nach Schneider S. 45 ist die Musik zum „Galan" auch von Teleman.

sein. Daher lobt er das Auftreten der Prediger gegen solche Mißstände, ja feuert zu heftigerem Kampfe an; „also sollte man", so meint er, „einem solchen Schandvogel mit seiner Lockwachtel ein Eselbegräbniß geben." —

So wenig wahre Frömmigkeit in derartigen zelotischen Angriffen sich zeigt, so wenig kündigt sich in den bisher erwähnten künstlerischen Darbietungen die echte Kunst an. Von der italienischen Oper jener Tage hat sich in die folgende Zeit nichts herübergerettet; es war eine ausländische Pflanze, die trotz liebevoller Pflege bald dahinsiechte. Die Componisten waren ausnahmslos Italiener; unter den ausübenden Künstlern befinden sich, wenn auch manch ausländischer Name begegnet, viele Deutsche. Der Hauptnachdruck bei den Opernvorstellungen lag auf Costümen, Dekorationen, Ballet; man blickte mit Wohlwollen auf die schönen Frauen und hörte mit Behagen die Stimmen der Castraten, die übrigens besser bezahlt wurden als andere Musiker. Doch begann die deutsche Kunst zu tagen. Händel, damals 12 Jahre alt, war Anfang 1697 in Berlin.*) Kurfürst Friedrich erbot sich, den Knaben, der durch sein Spiel allgemeine Bewunderung erregte, nach Italien zu schicken, vermochte aber den Vater, der die juristische Ausbildung seines Sohnes wünschte, nicht zur Annahme seines Anerbietens zu bewegen. Viele Jahrzehnte später 1741 richtete Händel vorübergehend seine Blicke nach Berlin, aber vergebens. Die deutsche Kunst suchte lange Zeit nach einer Heimstätte in der deutschen Stadt.

*) Chrysander, G. F. Händel. Leipzig 1858. 1 Band. Allg. d. Biogr. XII, 777—789.

Drittes Kapitel.

Religiöse Bewegung.

Friedrich I. war fromm. Jeden Morgen, wenn er sich von seinem Lager erhoben hatte, betete er, in der Einsamkeit, fern von seinen Hofleuten. Am dritten Jahrestage seiner Krönung verfaßte er ein Gebet, das er auch drucken ließ.*) Darin empfahl er dem Herrn sich und sein Reich, bat, daß er und sein Nachfolger unter dem Segen Gottes zum Besten des Volkes regieren möchte. Trotz seines Herrscherbewußtseins war er demüthig seinem Gotte. Dem Hofprediger Schmettau, der bei einer Wiederkehr des Krönungstages den König darauf hinweisen zu müssen glaubte, es sei nur eine zeitliche Krone, versicherte der König, er denke täglich an den Tod. Er suchte unter dem Heere das Christenthum zu befördern, er wünschte die Seinen dem Glauben zu gewinnen.

Als im Jahre 1696 eine Schrift gedruckt wurde „Gewissenhaftes Glaubensbekenntniß", die aber, statt wirklich die Meinung des Fürsten darzuthun, „solche Principia enthalte, welche directe ad indifferentismum in Religions- und Glaubenssachen, so der nechste Grad ad Atheismum ist, führe", ließ der Kurfürst officiell erklären, daß er sich zu der evangelisch-reformirten Re-

---

*) Wieder abgedruckt, Berl. Monatsschr. 1795. — Vgl. im Allg. Etwas von der Religiosität Friedrich I. in Hering: Merkw. aus d. brand. Gesch. 1801, IV, S. 9 ff.

ligion aufrichtig bekenne und mit göttlicher Hülfe dabei beständig zu verharren gedenke.*)

Bei Sophie Charlotte glückten solche Anstrengungen nicht völlig. Um so mehr sollten sie bei den Kindern des Kurfürsten versucht werden. Das von der Tochter erster Ehe, Louise Dorothea Sophie (1679—1705), am 19. März 1693 abgelegte Glaubensbekenntniß ist uns erhalten.**) Es ist dieselbe Prinzessin, bei deren Verheirathung Leibniz die Verse machte (Werke X, 62):

> Der Einzug blinkt von Gold, die Trauung von Demanten,
> Gott gebe, daß die Gluth, davon die Herzen brannten,
> Vergleiche sich dem Gold und diesem Edelstein
> Mit höchst beglücktem Glanz und mit Beständigkeit.

Das Glaubensbekenntniß ist ein hochinteressantes culturgeschichtliches Denkmal. Auf die Predigt, eine der damals üblichen wortreichen Deklamationen, folgt das aus 297 Fragen bestehende, nach den fünf Hauptstücken: Zehngebote, Glaubensartikel, Taufe, Abendmahl, Vater Unser, geordnete Examen. Einige herausgehobene Proben mögen genügen. Die Prinzessin wird gefragt: „Kann denn Niemand ohne Verletzung seines Gewissens am Tage des Herrn in ein Wirthshaus gehen und zechen?" und hat zu antworten: „Ein Christ ist schuldig, den Tag mit Gottesdienst zuzubringen und hat demnach nach vollbrachtem öffentlichen Gottesdienst in seinem Hause mit fleißigem Überdenken soviel zu thun, als er thun kann; wenn er dann bei seinem Überdenken und Erforschen befindet, daß er an dem Tage nichts zugenommen

*) Nöhtige Anzeigung wegen des falschen Scripti, So unter dem Titul: Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg, Herrn Friderici III. Gewissenhafftes Glaubens-Bekänntnüs Hin und wieder divulgiret worden. 20./30. März 1696. 2 Bl. in 4°. (Gr. Kl.)

**) Assa des III. Königs in Juda Rechtschaffenes Hertz an dem Herrn, Betrachtet, und in der Dohm-Kirchen In einer Predigt fürgestellet . . als am 19. Martii . . 1693 . . Auf gnädigste Verordnung Des . . Fürsten . . Die . . Prinzeßin Louisa Dorothea Sophia, . . Ihres Glaubens öffentl. Bekantniß, . . ablegete, . . von Christiano Cochio, Churf. Br. Hof Prediger. Cölln an der Spree. S. a. 215 S. 4.

und die Mittel der Gnade an ihm vergebens gewesen, so hat er keine Ursach zu saufen, sondern zu weinen; findet er aber, daß er durch die Mittel der Gnade zugenommen, wird der nach Gott gebildete Mensch sich hüten, daß er den Segen Gottes durch Saufen nicht wiederum verschwende." Nicht minder ausführlich als vom Saufen wird vom Ehebrechen gesprochen. Nach der Auseinandersetzung, daß das Verbot Ledigen wie Verheiratheten gelte, heißt die 91. Frage: „In welchem Stücke versündigen sich ledige Personen an dem Gebot?" Worauf das vierzehnjährige Mädchen „in volkreicher Versammlung", „zu vieler tausend Seelen Erbauung" zu antworten hatte: „Erstlich mit Hurerei, wenn man seine Glieder zu Hurengliedern machet und an einer Hure sich verunreinigt. 2. mit unreinen Gedanken. 3. mit unkeuschen Worten und Gesprächen, mit eitlen Weltliedern und Küssen aus fleischlichen Lüsten." Noch schlimmer ist es, daß das arme Mädchen, welches das Ebenmitgetheilte so wenig wie vieles Andere verstand, der 113. Frage: „Habt Ihr denn alle diese Gebote gehalten?" die Antwort entgegenstellen mußte: „Ach nein! Wir haben sie alle überschritten, mit Gedanken, Gebärden, Worten und Werken, wissentlich und unwissentlich, nicht nur aus Schwachheit, sondern leider oftmals mit Vorsatz und dadurch haben wir verdient den Fluch, Gottes Zorn, zeitliche und ewige Strafe."

Unter all dem Wust von Geschmacklosigkeiten und Thorheit begegnet manchmal eine sinnige Bemerkung. So heißt auf die 264. Frage „Was ist das Gebet" die Antwort: „Ein Gespräch des Herzens mit Gott, da die Seele eines Gläubigen mit tiefster Erniedrigung und Demuth Gott für den Geber alles Guten erkennt, ihn um allerlei Nothdurft des Leibes und der Seele anruft und ihm für alle Wohlthaten herzlich dankt." Im Allgemeinen aber gehört Cochius zu den beschränkten Vertretern starrer Orthodoxie. Daß mit einem Priester dieser Gattung eine wahrhaft aufgeklärte Fürstin wie Sophie Charlotte nicht einig werden konnte, ist nur zu natürlich.

Die Gesinnung des Königs theilte sich seinem Volke mit, in erster Linie den Bewohnern seiner Residenz. Berlin war in jener Zeit fromm; die Weherufe einzelner Priester können diese Behauptung nicht erschüttern.

Ein Zeugniß für den fleißigen Kirchenbesuch jener Zeit und das fromme Zusammenleben im Gegensatz zu Unkirchlichkeit und wüster Verfolgungslust vergangener Perioden ist in einer Einführungsrede des Ministers Fuchs zu finden.*) Er bemerkt, daß sich damals so viele Menschen in die Kirche drängten, daß sie in den Stühlen keinen Platz mehr fänden; vor zwanzig bis dreißig Jahren habe man wenig Stühle, aber noch weniger Besucher gehabt. Dann fährt er fort, „es leben noch manche alte Leute, welche sich erinnern, daß der erste reformirte Prediger dieser evangelischen Kirche Trisselius genannt, mit der größten Lebensgefahr sein Amt allhier verrichtet und nach ausgestandener Plünderung und Bestürmung seines Hauses auf einen stillen Freitag in diese Kirche in ungewöhnlicher Kleidung, nämlich einem Unterkleide und grünem Camisol, da ihm sonsten nichts übrig geblieben, getreten und öffentlich wiewohl mit Todesfurcht umgeben gepredigt hat."

Die Frömmigkeit der Berliner wird ferner dadurch bekundet, daß mannigfache neue Kirchen während Friedrichs Regierungszeit entstanden. Dies sind außer den noch unten zu nennenden französischen Kirchen die Louisenstädtische oder Sebastianskirche vor dem Köpnickerthor (eingeweiht 21. Juli 1695); die Parochialkirche in der Klosterstraße, die frei ohne Säulen gewölbt werden sollte, die Wölbung stürzte aber 1698 ein, das neue Gebäude wurde erst 1715 fertig; die neue Kirche auf dem Gensdarmenmarkt, deren Grundstein am 11. August 1701 gelegt wurde, deren

*) Introductions-Rede . . . gehalten von Excellenz Herrn von Fuchs . . . bei Vorstellung des Churfürstlichen Hofpredigers Jablonsky in der Schloßkirche 12. Febr. 1693. Berlin, bei D. Saalfelds Wittwe 1694. Dabei: Abschiedspredigt Jablonskis aus Königsberg 19. 29. März 1693 und Antrittspredigt in Berlin 12./22. Febr.

Einweihung Ostern 1708 stattfand; die Garnisonkirche (1701 und 1703); die Sophienkirche oder eigentlich Kirche vor dem Spandauerthor, die nicht etwa nach der Heiligen gleichen Namens, wie lange Zeit geglaubt wurde, sondern nach der dritten Gemahlin des Königs ihre Bezeichnung erhalten hatte. Auch an den bestehenden Kirchen wurden mancherlei Veränderungen angebracht. Die Domkirche erhielt Communionstühle und eine prächtige Kanzel, letzteres auch die Marienkirche 1703, und ähnlich die Gertraudtenkirche 1711; ein neuer Thurm für die Petrikirche wurde begonnen, stürzte aber alsbald nach der Vollendung 1733 ein; die Nicolaikirche wurde mit einer neuen Glocke (1696)*) und einer großen Orgel beschenkt (1707); die 1712 abgebrannten Glockenthürmchen der Klosterkirche wurden in demselben Jahre erneuert; die Jerusalemerkirche wurde 1693 aus einer kleinen Kapelle zur Kirche erweitert und 1696 eingeweiht.

Es ist unmöglich, die Geschichte aller dieser einzelnen Kirchen zu erzählen, obwohl manche ihren Geschichtschreiber gefunden haben. Daher mag es genügen, auf eine einzugehen, wenn auch die über sie zusammengestellten Notizen theilweise schon einer späteren Zeit angehören. Der Bau der Parochialkirche**) wurde durch eine Collecte ermöglicht, an der sich Ber-

---

*) Der Küster der Nicolaikirche gratulirt zu der neuen Glocke mit folgenden Versen:

> Papisten tauften dich Osannah; reine Lehre
> Hilft, daß sich Gottes Lob jetzund durch dich vermehre:
> Weil du Fataliter in unsre Kirch gesetzt,
> So blieb Feliciter die Betglock unverletzt!
> Dem Himmel sei der Preis, der alles wohl regieret.
> Und durch des Friedrichs Gnad die Kirche ausgezieret.
> Leb', großer Friederich, So oft die Glocke klingt,
> Gott geb, daß man auch dir Danksagungs Opfer bringt.

**) Geschichte der evangelisch-reformirten Parochial-Kirche in Berlin im ersten Jahrhundert ihrer Stiftung. Bei der Feier des Stiftungstages 10. Juli 1803. Berlin 1803. Neuere Schriften: F. Arndt 1839. W. Ziethe 1874.

liner und auswärtige Reformirte, in erster Linie auch Kurfürst und Kurfürstin betheiligten. Ersterer war bei der Grundsteinlegung zugegen, bei welcher Hofprediger Ursinus die Weiherede hielt. Ein Bauplan war von Nehring gemacht; nicht von diesem jedoch, sondern nach dessen Tode von Grüneberg wurde der Bau vollendet. Zum Bau des Thurmes wurde eine Anleihe von 15,000 Thalern aufgenommen; der vollendete Thurm erhielt das aus 37 Glocken bestehende, aus Holland stammende, eigentlich für den Münzthurm des Schlosses bestimmte Glockenspiel. In der Nähe der Kirche wurden Schul- und Predigerhäuser erbaut; 1731 bekam die Kirche auf Grund des Geschenkes eines Gönners eine Orgel. Die Kirche wurde ursprünglich von den durch die Gemeinde gewählten Vorstehern oder Kirchenältesten geleitet. Diese bildeten zusammen mit den Predigern das Presbyterium, das längere Zeit auch einen Obervorsteher hatte. Dieses wählte die übrigen Gemeindebeamten. Zu denselben gehörten, außer den zwei, seit 1751: drei Predigern — die beiden ersten empfingen ihre Besoldung aus den königlichen Kassen, der dritte aus einem Kirchenlegat — vier Schullehrer, zwei Lehrerinnen und folgende von der Kirchenkasse besoldete Beamte: je ein Kantor, Organist, Bälgetreter, Glockenist, Küster, Uhrmacher, Kirchendiener, der zugleich Todtengräber war, vier Almosenpfleger und sechs Glockentreter. In dem ganzen Jahrhundert (1703—1803), das außer dem Einschlagen des Blitzes 1754*) für die Kirche ohne bemerkenswerthe Ereignisse

*) Mächtiger und gnadenreicher Schutz in der größesten Gefahr, aus Jesaj. XLIII, 2. 3 vorgestellet den 11. Aug. 1754 von Joh. Herm. Gronau, nachdem 8 Tage zuvor das Gewitter in der hiesigen evangelisch-reformirten Parochialkirche bei versammelter Gemeine eingeschlagen. Nebst einem Vorbericht von denen bei diesem Gewitter bemerkten und z. Th. sonderbaren wahren Umständen und Wirkungen. Auf vieler Begehren zum Druck befördert. Berlin 1754. — Sehr genau wird der Weg beschrieben, den der Blitz nimmt. Das Merkwürdigste am Berichte ist, daß der Prediger, der vorher acht Jahre lang auf dem linken Ohr so gut wie taub war, durch den Blitz das Gehör wieder erlangt!

vorüberging, wurden 5616 Kinder getauft, 1656 Ehepaare getraut, 5035 Leichen begraben.

Ein derartiges Anwachsen der Gotteshäuser, liebevolle Verschönerung der bestehenden bezeugt einen nicht geringen religiösen Sinn. An der Annahme eines solchen darf man sich dadurch nicht irre machen lassen, daß man erfährt, mitunter seien kirchliche Feste durch possenhaftes Treiben profanirt worden. Derartige Possen sind eher als Reste urwüchsigen Volkshumors, denn als Zeugnisse irreligiöser Gesinnung zu betrachten. So geschah es, daß an dem Vorabend vor Weihnachten Leute mit Christ- und Lichterkronen in die Kirchen drangen, oder unter der Maske des Knechts Ruprecht oder des Engels Gabriel umherliefen. Um diesem Unfug zu steuern, wurden die Christmessen statt Abend am Nachmittag gehalten und zu wiederholten Malen alle solche „Christabend-Ahlefanzereien" streng untersagt.*) Die Mitglieder der verschiedenen Gemeinden verharrten theils in der alten Gläubigkeit, in welcher die vorgeschriebenen Formeln gesprochen, die gebotenen Dogmen angenommen wurden; theils wendeten sie sich dem neuen Pietismus zu, der auch in Berlin weite Kreise gewann.

Der Pietismus knüpft an Phil. Jak. Spener an (1635 bis 1705, seit 1691 Propst an der Nicolaikirche in Berlin)**). Seine pia desideria (1675) sind das Programm der neuen Richtung, die durch ihn zum Sieg geführt wurde. Denn in Berlin verblieb ihm der Sieg: noch Jahrzehnte nach seinem Tode waren die Stellen an Kirchen, Schulen und Universitäten durch seine Anhänger besetzt.

*) Vgl. die Edikte 17. Dez. 1686, 18. Dez. 1711, 23 Dez. 1739, mitgetheilt in „Der Bär" XIII (1887) S 156fg.

**) Ueber Spener, Hoßbachs Biogr. Berlin. 2 Thle. 3. Aufl. 1861. — Für den Pietismus überhaupt, Schmid, Geschichte des Pietismus 1863. Franck, Gesch. der prot. Theol. (1865) II, 130 ff. 213 ff. Dorner, Gesch. d. prot. Theol. 1867 S. 630 ff. Am ausführlichsten Ritschl, Gesch. d. Pietismus 2. Band, Bonn 1884 S. 97—225. Für Einzelnes: F. A. Wolf, Speners letzte Stunden (Kleine Schriften hgg. v. Bernhardy. 1852).

Spener war Lutheraner; trotzdem war das Auftreten gegen die Verknöcherung des Lutherthums die Arbeit seines Lebens. Für seine Reformversuche kommen wesentlich drei Punkte in Betracht. Er erstrebte eine Aenderung des Studiums und des Betriebs der Theologie. Daß der Glaube lebendig werden, daß er praktisch wirksam werden müsse, war sein Hauptaxiom. Die Wissenden sollten zugleich die Gläubigen sein. Daher sollten die Gläubigen durch eine bessere Erziehung gefördert, das Studium der Bibel in der Lutherischen Uebersetzung und damit der deutschen Sprache in den Mittelpunkt aller Bildung gestellt werden. Spener wollte sodann eine lebendige Volkskirche erzielen. Das allgemeine geistliche Priesterthum aller Christen schwebte ihm vor, in dem kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Clerus und Laien, sondern nur eine Stufenfolge beider als der zum praktischen Christenthum Erzogenen und zu Erziehenden existirte. Daher sollten die Laien, vornehmlich auch die Frauen, in der Kirche sich eines selbständigen Antheils erfreuen, in Privatversammlungen, die aber niemals in Conventikel oder Separatkirchen ausarten durften, mitfragen und antworten. Auch kleine Kirchenreformen, die sich auf dem Boden des praktisch Erreichbaren bewegten, dünkten ihm, der sich ungern ins Theoretisch-Allgemeine verlor, nicht unbedeutend. Er verzeichnete es gern, daß er in Berlin drei Feiertage: Mariae Lichtmeß, Heimsuchung, Johannestag abgeschafft habe. Spener wollte endlich auf das außerkirchliche Leben einen nachhaltigen Einfluß üben: die erste Aufgabe des praktischen Christenthums mußte sein, die Sitten zu verbessern und zu veredeln. Aus diesem Wunsche entstand sein Kampf gegen Tanz und Theater, Spiel, Kleiderpracht, Gelage, leichtfertige Reden. Er war kein Ascet, aber er kannte nur den Genuß, welcher nicht in sittlich Unschönes entarten kann. Diejenigen Welttriebe mußten ihm schädlich dünken, welche die Heiligung des ganzen Lebens beeinträchtigten. Trotzdem stand Spener mitten im Leben. Dadurch unterschied er sich von seinem

Vorgänger, dem sonst von ihm hochverehrten Joh. Arndt, daß er der von diesem gepredigten weltflüchtigen Tendenz die Hochschätzung des bürgerlichen Berufs entgegenstellte. Er verstand die innere Heiligung niemals so, daß der Gläubige sich gänzlich aus der Welt zurückziehen mußte. Vielmehr sollte der im Leben Thätige seine Kraft im Kampf mit den Mächten des Lebens erproben. Die „theologischen Bedenken" (vgl. oben S. 45), welche er während seiner Berliner Zeit vermehrte und abschloß, bewiesen ein verständnißvolles und von jeder Feindseligkeit fremdes Eingehen in die Angelegenheiten des praktischen Lebens.

Spener war ein ernster, aber kein strenger Mann, in viele Kämpfe verwickelt, aber ohne Freude am Kampf, ein Prediger nicht von unmittelbarem mächtigen Eindruck, aber von nachhaltiger Wirkung. Mehr aber als durch Schriften und Predigten — sie sollen die Zahl 2532 erreicht haben — wirkte er durch seine Persönlichkeit. Der machtvolle Eindruck derselben wird von Männern wie Leibniz und A. H. Francke bezeugt. Er stand mit Hohen und Niederen im Verkehr und bewahrte Allen gegenüber Milde und Ruhe, ohne kriechend gegen die Einen, hochmüthig gegen die Andern zu werden. Selbst gegen die Katholiken, denen er ihre Erfolge bei manchen protestantischen Fürsten verargte und gegen die Juden, zu deren Bekehrung er das Seinige beitrug, empfahl er Milde. In den Streitigkeiten, die von seinen übereifrigen Anhängern ebenso oft angefangen wurden wie von den angriffslustigen Gegnern, war er stets zur Vermittlung bereit. Der Rath, den er seinen Getreuen gern ertheilte, war Vorsicht, so daß die offen Vorwärtsdrängenden fast irre an ihm wurden. Friede war sein Arbeitsruf; seine friedlichen Gedanken werden vielleicht am besten bezeugt durch die Worte, welche Benj. Ursinus von der, nicht ohne Speners Antrieb errichteten, Universität Halle brauchte: „Ja diese Friedrichs-Universität soll academia pacifica, ein friedlicher Tempel und Lehrhalle des Friedens sein, d'rin sich

Güte und Treue, Friede und Gerechtigkeit, Weisheit und Wahrheit umfassen und küssen."*) Er dachte von sich nicht klein, denn er war sich seines Wollens und Könnens bewußt, aber er überschätzte sich keineswegs. Niemals wollte er für einen Reformator gelten; den Namen eines „zweiten Luther", den ihm übereifrige Verehrer gaben, wies er von sich. Bei aller tiefen Demuth vor Luther aber brauchte er das schöne, später oft nachgeahmte Wort: „Ein Riese bleibt groß und ein Zwerg klein und ist keine Vergleichung zu machen unter beider Größe; indessen, wo der Zwerg auf des Riesen Achsel steht, sieht er noch weiter als der Riese, weil dieses Natur die seinige erhöht." Für sich hatte Spener Recht, aber die Zwerge, die nach ihm kamen und sich Riesen dünkten, vermochten nicht über ihn hinwegzuschauen.

Zu den wenigen theologischen Plänen, bei denen Speners Name und Ansehen nicht gebraucht werden konnte, weil er sich ablehnend verhielt, gehört die von Berlin aus betriebene Kirchenvereinigung, d. h. die beabsichtigte Union der streitenden Schwestern, der lutherischen und reformirten Kirche. Dieser erst 1817 wirklich zur Ausführung gelangte Lieblingsplan hohen-

---

*) Die Höchst-Fürstliche-Schulen-Sorge, wie solche bey prächtiger Einweyhung der Churfürstlichen Friedrichs-Universität zu Halle in Sachsen, in Hoher Gegenwart des Durchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herren Friedrichs des Dritten, Marggraffens und Churfürstens zu Brandenburg u. s. w. Wie auch anderer Hoch-Fürstl. Personen über die von Seiner Churf. Durchlaucht angegebenen Worte Esajae XLIX, 23. Die Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürsten deine Säugammen seyn, auf Dero gnädigsten Befehl, am IV Sonntage nach Trinitatis, war der 1. Juli 1694, Als an Seiner Churf. Durchl. höchsterfreulichen Gebuhrts-Tage in der Churfürstl. Schloß- und Dohm-Kirchen daselbst kürtzlich betrachtet und folglich zum Druck gegeben. Benjamin Ursinus. Cölln an der Spree. Druckts Ulrich Liebpert, Churf. Hoff-Buchdr. 1695 (G. L. St.). Die Schrift verdient eine Erwähnung, weil sie von einem Berliner gehalten, in Berlin gedruckt wurde und gleichsam öffiziös die Gesinnungen des Kurfürsten ausdrückt.

zollernscher Fürsten beschäftigte Berliner Geistliche und Gelehrte am Anfange des 18. Jahrhunderts. Die treibende Kraft zur damals beabsichtigten Ausführung war Leibniz. Seine auf eine wirkliche Verschmelzung, nicht bloß auf friedliche Duldung beider Konfessionen, gerichteten Pläne gingen weit über Preußen hinaus, erstreckten sich auch auf die Schweiz und England und bezweckten auch das Eingreifen der weltlichen Macht; hier kann nur angedeutet werden, was in Berlin und innerhalb der theologischen Welt geschah.*)

Leibniz' Mitarbeiter war D. Ernst Jablonski (1660—1741, seit 1693 Hofprediger in Berlin), ein gelehrter Hebraist und ein vielseitig praktischer Theologe. Schon 1698 that er den ersten Schritt, aber erst 1703 schien sich der Plan der Kirchenvereinigung seiner Verwirklichung zu nähern. Damals kam wirklich in Berlin unter dem Vorsitz des schon genannten Ursinus ein collegium charitativum zusammen. So wurde eine Unterredung genannt, in welcher auf der einen Seite Jablonski und Strimesius, auf der andern Lütkens und Winkler standen. Aber diese Disputation hatte denselben Mißerfolg, wie ähnliche angebliche Friedensgespräche älterer und neuerer Zeit. Jeder der Unterredner schrieb sich den Sieg zu; die Außenstehenden aber sahen in dem Gespräch, das den Frieden bewirken sollte, nur einen Anlaß zu neuer Fehde. Der Schriftenkampf wurde so arg, daß der König insbesondere durch Edzardis Schmähschriften gereizt, den Befehl gab, am 23. Febr. 1705 ein Autodafé auf dem Neuen Markt in Berlin zu veranstalten.**) Die zur Verbrennung

---

*) Leibniz' und Jablonski's Briefe bei Kapp, Sammlung einiger vertrauter Briefe, Lpz. 1745 S. 356 fg. — Vgl. Hering, Merkw. aus der brandenb. Gesch. 2. Stück. Breslau 1799. Allg. d. Biogr. XIII, 523—525.

**) Vgl. Annales Berolinenses, die Berlinische Chronica, in sich haltend die vornehmsten Denkwürdigkeiten der alten und neuen Zeiten, Nebst einem kurtzen doch accuraten Anhang, Worinnen die Königl. Residentzien nach ihrem heutigen blühenden Zustande, und ehemahliger Beschaffenheit,

gelangten 5 Schriften waren nicht etwa religionsfeindlich, sondern nur den Reformirten ungünstig, der Union entgegengesetzt, oder Schandschriften, eine z. B. gegen Spener gerichtet. Da deren Verfasser keine Berliner waren, so war die Verbrennung mehr eine Demonstration als eine Bestrafung: die Berliner Feinde des herrschenden Kirchenregiments sollten gewarnt und auf das Schicksal hingewiesen werden, das ihnen bei etwaiger Widersetzlichkeit bevorstehe.

Der Briefwechsel zwischen Jablonski und Leibniz ging zwar weiter, jedoch ohne praktisch-greifbare Resultate; die Sache wurde nunmehr dermaßen geheim getrieben, daß von Jablonskis Versuchen die Theologen und von Leibniz' Bemühungen, die Potentaten zu gewinnen, nichts verlautete. Ja, eine neue Unterredung, die bereits ausgeschrieben war, unterblieb, auf den Rath des großen Philosophen. Aber man konnte nicht hindern, daß nun Spötter sich der Angelegenheit bemächtigten. Hatte schon ein witziger Epigrammatist das „königliche Feuer“ besungen, das die Edzardische Dunkelheit erleuchte,*) so schrieb nun ein Anderer**) die Geschichte einer imaginären Friedensversammlung. Sie habe stattgefunden zur Zeit, da Venus und Jupiter in einer guten Constellation gestanden hätten. Vor

auch allen darinnen anzutreffenden Curiositäten abgebildet, Mit nöthigen Anmerkungen erläutert und zum Druck übergeben von Philipp Jacob Schmidt, Advocat. Anno 1736. Berlin, Gedruckt bei Christ. Albrecht Gäbert. Fol. 52 SS. Da die sehr merkwürdige Schrift selten ist (ein Ex. in der G. L. St.), so mögen die beiden ersten Bücher hier genannt sein:

Dissertatio de fugienda unione cum hodiernis Reformatis quia sine divinae veritatis et aeternae salutis jactura iniri non possit. 4°.

Diatribe de causis unionis a Calvinianis doctoribus quaesitae cum Episagmate de Gil. Forbesii considerat. pacificis Ao. 1704.

*) Edzardi tenebras illustrat regius ignis Et nugis pretium poena vel ipsa facit.

**) Dies nach Hering vgl. S. 60 Anm. 1. Der Gedanke soll des Weitern ausgeführt sein in der Schrift von Joh. Conr. Schramm: Oratio de remediis quibusdam ante doctrinae sacrae conciliationem ad concordiam ecclesiasticam necessariis Helmstädt 1710.

ihrem Zusammentreten seien alle gegensätzlichen Lehren, jede auf einen besondern Zettel aufgeschrieben und in einen Glückstopf geworfen worden. Zur Ziehung der einzelnen Loose bezw. Sätze seien zwei Theologen erwählt worden, deren einer den h. Petrus, deren anderer den Judas Ischarioth vorstellen sollte. Die Vertreter der beiden feindlichen Parteien hätten, damit kein Streit entstände, um ihre Rolle würfeln müssen. Nun griffen beide abwechselnd in den Topf, Petrus legte die von ihm gegriffenen Zettel in eine goldene, Judas die seinigen in eine bleierne Schüssel; festgesetzt ward, daß die in der goldenen vorgefundenen Sätze für orthodox, die in die bleierne gerathenen für ketzerisch gelten sollten. Der Witz ist nicht übel; es ist nicht unmöglich, daß manche Berliner mit dieser Beurtheilung der Unionsbestrebungen übereinstimmten.*)

Mit einer Aufzählung aller übrigen Berliner Prediger wäre nichts gewonnen. Die Namen sind belanglos, die Schicksale die gewöhnlichen eines Pfarrers, die Werke wortreiche Predigten, geistliche Gedichte, langausgesponnene theologische Abhandlungen. Die meisten ähneln einander zum Verwechseln. Statt aller Anderen mögen zwei herausgegriffen werden, die eine eigenartige, wenn auch nicht liebenswürdige Physiognomie haben: J. C. Schade und Joh. Porst.

Schade, geb. 13. Jan. 1666, gest. 25. Juli 1698, seit 1691 in Berlin, Prediger an der Nicolaikirche,**) war ein in

*) Daß dagegen Andere anders dachten, geht aus einer 1705 erschienenen Schrift hervor, die sich in einem Sammelband der G. L. St. findet, einer Vereinigung von Schriften, die Heinrich Otto, Küster an der Domkirche 1697—1708 „nach alter Gewohnheit“ den Mitgliedern der reformirten Kirche zu Neujahr überreichte. Sie führt den Titel: „Gründlicher Beweisthum, in welchem vorgestellt wird, daß beiderseits evangelische in keinem Glaubensartikel jemalen im Grunde der Seligkeit mißhellig oder uneinig gewesen, auch gegenwärtig nicht seien.“

**) Das Biographische aus der Leichenpredigt Speners „Christliches Ehrengedächtniß“ 1698. Darin auch eine kurze am 13. Jan. 1693 in Folge einer „Leibesschwachheit“ aufgezeichnete Selbstbiographie Schade's, die eigentlich über seine innere Erweckung durch Francke handelt, über die Berliner Zeit aber nichts bietet.

Mitteln und Worten nicht wählerischer Eiferer. Er konnte nicht froh werden, wenn er an die Bosheit und Verworfenheit der Menschen, besonders, wie Spener sagt, „an die in dieser Stadt im Schwange gehende vielfältige Sünde dachte.“ Er erregte in der theologischen Welt eine heftige Fehde durch seinen Ansturm gegen die Beichte, indem er statt der Privatbeichte die allgemeine d. h. die eindringliche Admonition an die Andächtigen und die wirkliche Bußfertigkeit der Ermahnten für genügend hielt. Die sittlichen und religiösen Zustände Berlins suchte er durch drei Predigten, bezeichnender Weise nicht im Verlage eines Berliner, sondern Leipziger Buchhändlers Heinich, bei dem auch Schade's sonstige Schriften erschienen, „Bedencks Berlin“*) darzustellen, in denen er der Stadt, sowohl den Bewohnern als den „erleuchteten“ Wächtern derselben beweglich und vernehmlich „Thuet Buße“ zurief. Er hob, indem er sich freilich sehr im Allgemeinen hielt und specielle Vorgänge zu berühren vermied, Schwächen und Laster der Bewohner hervor, Kleiderpracht, Schwelgen, Sabbathsschändung, beklagte besonders aber die Veräußerlichung des Glaubens und das Fehlen jeder Innerlichkeit.

Zur Kennzeichnung des Tons und der Gesinnung des Autors mögen zwei Stellen genügen. Die erste ist schon deswegen charakteristisch, weil sie ebensosehr das Wesen des Strafredners als der Angeredeten trifft. Sie lautet:

„Du hast meinen Glauben nicht in der Einfalt und gutem Gewissen behalten, sondern dich in viel Wort-Streit, seüchtige Fragen und Gezänk verwickelt . . . Meinestu die Feigenblätter deines äußerlichen Gottesdiensts werden deine Sünden-

*) Bedencks Berlin! Das ist Des Herrn Jesu dreyfaches Zeugnis über Jerusalem nochmaln über sein heutiges gantzes Christen-Volck, und insonderheit Der Stadt Berlin wiederhohlet. In dreyen darüber gehaltenen Predigten Seiner Gemeinde zu Warnung und Zeugnis deutlich gezeuget von Johann Caspar Schaden, Diener Jesu Christi, an S. Nicol. Kirchen daselbst. Leipzig. Verlegts Johann Heinichens Wittib 1696. 4°. (K. B.)

blöße bedecken . . . Was hilfft dichs, daß du zu deinen gebauten Kirchen gehest, da du doch zum Götzentempel des Weltgottes geworden bist . . . Die Decke deines Lippenbeichtens und Betens ist zu schmal, die Menge deiner Sünden zu bemänteln." Die zweite gibt eine gewiß übertriebene, aber in ihrer drastischen Sprache recht interessante Schilderung des damaligen Kirchenwesens. Der Redner ruft nämlich traurig aus:

„Wozu öfters wir unsre Kirchen machen, läßt sich diesmal nicht ausführen: zur Schlafkammer, darinnen sanft zu ruhen und auszuschlafen; zur Börse, von neuen Zeitungen mit einander zu plaudern oder Avisen zu lesen; zur Schreibstube, darinnen auf allerhand irdische Gewerbe und Händel zu dichten; ja das noch mehr ist: zur Schaubühne, darinnen sich sehen zu lassen und andere zu begaffen; zum Zankplatz, sich um die Oberstelle oder Narrenkappen zu zerren; zum H.. Haus, andere durch unzüchtige Mienen und Kleider zur bösen Lust zu reizen oder an andere seine Augen und Herz zu belustigen; zum Diebeshaus, darinnen auf allerlei Ränke und Trügereien zu denken; zur Mördergruben, dem Nächsten an Ehr, Gut und Leben Schaden zu thun bedacht sein und wer kann nur alle Arten der Entheiligung erzählen, geschweige ausführen?"

Es fragt sich, ob solche Declamationen, die sehr nach dem Vorbilde des Abraham a Sta Clara schmecken und die eine absichtliche, zur Erzielung größerer Wirkungen versuchte Aufbauschung der Ereignisse verrathen, wirklich einen Eindruck auf die Zeitgenossen hervorzurufen fähig waren. Gewiß war Spener mit seinem Schüler unzufrieden; dem Meister ging es in den „Hausversammlungen" des Jüngers zu unordentlich und unvorsichtig her; daß er die Kirche ein „Babel" nannte, dünkte dem bedächtigern Spener nicht recht. Dieser meinte, mit einer von Ironie nicht freien Anerkennung, „nun dieser Eifer hat ihn gefressen." Schade aber, der in sehr jugendlichem Alter, übrigens schon längere Zeit kränklich, unverheirathet, starb, rief in seiner

letzten Krankheit triumphirend aus: „Victoria, Victoria, ich habe mit den Teufeln gestritten und sie zu Boden geschmissen."

Der zweite der hier zu nennenden Prediger, Joh. Porst (11. Dez. 1668 bis 10. Jan. 1728) kam 1695 nach Berlin, hauptsächlich um Spener zu hören und erhielt von ihm und Schade mannigfache Anregung. In dem Geiste dieser seiner Lehrer bekleidete Porst seit 1698 sein Predigtamt zu Malchow und Hohen-Schönhausen. Er bemühte sich vornehmlich eine starke persönliche Einwirkung auf seine Pfarrkinder zu gewinnen und hielt zu diesem Zwecke außer den Predigten und Kirchenversammlungen, häusliche Zusammenkünfte und Andachten. Seine Thätigkeit fand Anerkennung bei den maßgebenden Männern jener Zeit. Schon 1704 wurde er zum zweiten Prediger an der Friedrichs-Werderschen und Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin erwählt. Auch dort setzte er diese erbaulichen Vereinigungen fort, vertheidigte sich in einer Predigt wider den ihm gemachten Vorwurf, daß er Quäkerversammlungen halte und wurde in seinem frommen Eifer belohnt dadurch, daß er 1709 zum Beichtvater und Hofprediger der Königin, Anf. 1713 zum Propst von St. Nicolai ernannt wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine mannigfaltige, wenn auch freilich auf das theologische Gebiet beschränkte: Predigten, homiletische Anleitungen, dogmatische Auseinandersetzungen über das Leben und Wesen seiner Anhänger, die er als Wanderer auf dem Wege der Seligkeit, Regeniti: Wiedergeborene bezeichnete, polemische Schriften gegen persönliche Angreifer, Katholiken und Sectirer, besonders gegen die damals auftretenden s. g. Propheten und Inspirirten, gegen Veranstalter und Besucher von Comödien und Lustbarkeiten, aber auch solche Schriften, in denen gerade die practische Seite seines Strebens hervortrat, z. B. über Verpflegung der Armen. Seine damals vielgerühmte Predigtweise möchte heute wenig Anhänger mehr finden. Einem 1699 zu Berlin verstorbenen Prediger Joh. Fritzsche widmete er eine Denkrede. Darin sagte er z. B. „An sein Haupt stelle ich eine

Perlenmuschel, die sich zu ihrer Zeit aus dem Abgrund des Meeres hervorthut; emporschwimmt, sich öffnet und die Inschrift zeigt: Patre edita coelo. „Wer durch des Herren Geist gezeuget und geboren, der ist zum Himmelreich geadelt und erkoren." Auf die rechte Seite des Sarges stellte er einen Springbrunnen von lebendigem Wasser, der die Verse zeigte: „Ich lasse gleiche Ströme fließen Auf jeden, der mich will genießen;" auf die linke Seite einen Kranich, als Sinnbild der Wachsamkeit, der demgemäß die Inschrift trug „Auf daß die Heerde ruhig bleibe, Mit Wachen ich die Nacht vertreibe." Endlich erschien ihm auf dem Deckel des Sarges das „Rauchfaß Aarons" mit der Inschrift: „Ich weiß, es wird vor allen Dies Rauchwerk Gott gefallen."

Trotz solcher Geschmacklosigkeiten war Porst durch seine Veröffentlichungen und sein practisches Wirken einer der geachtetsten Männer jener Zeit; die 77 Trauergedichte (Epicedien), die bei seinem Tode erschienen, bekunden deutlich die Achtung, die er bei seinen Lebzeiten genossen hatte.

An dieser zu seinen Ehren veranstalteten Gedichtsammlung betheiligten sich u. A.: Joach. Lange, S. G. Lange, C. B. Michaelis, J. D. Michaelis, Rambach, Freylinghausen, G. A. Francke, der Sohn, J. D. Kypke, J. G. Reinbeck, Daniel Schönemann, die in Jena und Halle studirenden Berliner. — Die Gedichte füllen 124 Folioseiten.

Zur Probe mag die von C. B. Michaelis gedichtete Grabschrift dienen:

Hier ruht ein Gottesmann, des Teufels arger Feind,
Ein Hirt von großer Treu, ein Held in Christi Kriege,
Ein Triumphirender nach wohl befochtnem Siege,
Ein Stern, des heller Glanz nun immerwährend scheint.
Ein Lehrer Israels von sonderbaren Gaben.
Ach möchte Zion stets dergleichen Wächter haben!

Doch auch an Anfechtungen fehlte es nicht. Porst wurde nämlich beschuldigt (dies berichtet zuerst Pöllnitz in seinen Memoiren, dem viele Geschichtsschreiber gefolgt sind), durch seine

geistliche Einwirkung auf die Königin Sophie Luise, die dritte Gemahlin Königs Friedrich I. Unfrieden zwischen dem Königspaare gesäet zu haben, wodurch er sich die Ungunst des Königs zuzog. Daß dies in den ersten Jahren seiner Hofpredigerstellung nicht der Fall gewesen sein kann, wird durch die besonders gnädigen Ausdrücke bewiesen, mit welchen der König Porst zum Propst von St. Nicolai berief. Vielleicht mag aber später in Folge des immer größeren Einflusses, den Porst auf die Königin gewann, ein Gefühl des Unbehagens sich des Königs bemächtigt haben.

Dieser Einfluß wird in überaus merkwürdiger Weise bezeugt durch eine Anzahl bisher ungedruckter und unbeachteter Briefe, welche, wie es scheint, — sie sind alle ohne Adresse — an A. H. Francke gerichtet sind.

In diesen Briefen sprach er von der Königin beständig als von „der Frau." Zwei Aeußerungen derselben mögen angeführt werden, weil sie Ausdrucksweise und Gesinnungen des Predigers deutlich vor Augen stellen.

Die erste lautet: „Melde zur Nachricht, daß die Frau noch in einem Zustand sich befinde. Manchmal ist sie bei sich und spricht verständig, zu einer andern Zeit aber laufet confusion mit unter. Mein Herz ist sehr geängstet, nicht wegen der Schmach, sondern wegen der Gefahr der Seelen der Frauen, indem ich sorge, sie wolle wider überspringen, das Joch Christi von sich werffen und sich gantz wider zur Welt kehren. Ihr einiges Verlangen ist, sie wolle vom Manne geschieden seyn, weil ihre Ehe keine Ehe gewesen. Daß aber dieses Verlangen schon vorher im Herzen gewesen, ist mir bekannt. Gott richte alles zu seinen Ehren."

In der anderen heißt es, nach einer längeren Schilderung der Krankheit folgendermaßen:

„Unter allen Verwirrungen, bricht das inwohnende Licht immer herfür, und wenn sie ein wenig zu sich kommt, so offenbaret sich der innwohnende Seelen-Kampff, in beten, ringen, kämpffen, ächzen und stöhnen, daß einem das Hertz zerbrechen

möchte; sie brach offt aus, und sagte: Das gantze Höllen Heer hat sich aufgemacht, wider mich zu streiten. Die ersten Tage waren lauter Beugungen und Demüthigungen unter Gott. e. g. Ach Gott wie bist du so gerecht! Gott ist gerecht, das sagte sie viel 1000 mal. it. Demuth, Demuth, viel 1000 mal. it. womit einer sündigt, damit wird er gestrafft. Gestern und heute aber war ein mehreres Zunahen zu Christo: e. g. Ach Vater! Sieh an deines Sohnes, Tod und Bittres, dein Blut der edle Safft. Das verborgene Seufzen ist verborgen für die Welt. Aber wenn die starcken Kämpffe antretten, so kan man fühlen, daß höllische Kräffte wider sie streiten."

Tritt Porst in dem vorstehenden Falle mit der Absicht auf, schlummerndes religiöses Leben zu erwecken, so erscheint er in einem andern bemüht, das Uebermaß religiöser Empfindungen und Aeußerungen zurückzudrängen. Es handelt sich dabei um eine jener Sekten, die sogenannten „Propheten", wie sie in religiös erregten Zeiten leicht sich bilden. Porst hat ihr eine eigene Schilderung gewidmet.*) Der Held dieser Schilderung ist ein Schneider, Joh. Mich. Bolich, der aus Franken stammte und von Kopenhagen, wo er durch Lütke erweckt wurde, 1707 nach Berlin kam. Dort wohnte er bei einer Frau Pottin und deren Sohn und bekam bei ihr „Bewegung und Aussprechen", die sich in Hüpfen, Singen und Jauchzen äußerte. Gleich das

*) Wohlgemeintes Send-Schreiben an die Personen, welche anjetzo zum Theil für Propheten wollen gehalten werden; außerordentliche Bewegungen des Leibes haben, und unmittelbahr göttliche Aussprachen des Geistes vorgeben: Wie auch an alle die, so dergleichen suchen, ihnen anhangen, und sie vor göttlich halten und ausgeben; Worinnen die Art und Beschaffenheit dieses Geistes, wie er sich an einem gewissen Mann den 10. Novemb. Abends nach 11 Uhr 1714 geoffenbahret, Nach der Wahrheit und des Mannes eigenen Erzehlung, welche er auch nebst seiner Ehe-Frau und Handwerks-Gesellen auf dem Berlinischen Rathhause öffentlich und Gerichtlich nochmahls bekräfftiget, vorgestellet wird; Ihnen und andern, hier und anderswo, zur Warnung entworffen von Johann Porst, Probsten und Inspectore in Berlin. Berlin, bey Christoph Gottlieb Nicolai 1715. 88 SS. in 12⁰.

erste Mal sang er ein Hallelujah „und sogleich darauf hat der von ihnen sogenannte Geist in ihm und durch ihn ein langes Lied gedichtet und gesungen". Solche Bewegungen bekam er im Bett, in seiner Stube, in feierlichen Versammlungen; am stärksten in einer Versammlung, wo der Geist zwei Stunden lang in ihm dichtete „und die Poesie mit einer anmuthigen Melodie begleitete". Als er fertig war, sprach der Geist „Der Herr Jesus hat diesen, nämlich Bolich, zu seinem Knecht gemacht, daß Ihr ihm sollt gehorchen und wer ihm nicht wird gehorchen, der soll des Todes sterben". Danach hielt Bolich, der die Versammelten während der ganzen Nacht zusammenhielt, eine große Rede gegen die putzsüchtigen Frauen und verkündete Wunder, die demnächst eintreten sollten. Dann legte er sich eine Stunde schlafen; während dessen mußten die Uebrigen stille sein. Erwacht redete er mit neuer Kraft und verkündete den Tod von Porst, weil dieser gegen die Sectirer gepredigt hatte. Auch zu Hause führte er Zwiesprach mit dem Geist und ließ sich in seinem Thun von ihm lenken. Der Geist bestimmte Großes und Kleines: er setzte die Zeit für nothwendige körperliche Verrichtungen fest, ordnete auch an, wann der Prophet in das Bett und aus dem Bette steigen sollte, gebot ihm und den anderen Gläubigen, sich einen großen Bart wachsen zu lassen, befahl, daß sie den Sabbath feiern sollten, z. B. mit Enthaltung von jedem Waschen und gab dem Propheten insbesondere die Weisung, „seine Brust beständig zuzuhalten, weil er als ein Hohepriester Licht und Recht auf derselben tragen sollte". Den Beginn des Reiches Gottes setzte er auf den 27. September fest. Porst, der durch Mittelsmänner von allen diesen Dingen hörte, ging zu dem Meister und versuchte vernünftig auf ihn einzuwirken. Er bemühte sich, ihm klar zu machen, daß eine besondere göttliche Stimme nicht in dem einzelnen Menschen wirksam sei. Seine Mahnung „sie mögen ihre Herzen bewahren und den Geist kennen lernen", was sich doch nur auf den echten Gottesgeist beziehen kann, der jedem Menschen vernehmlich und

auf jeden einflußreich sei, wurde von dem Meister zwar falsch aufgefaßt, übte aber die beabsichtigte Wirkung aus. Denn Tags darauf kam Bolich zu dem Propst, erzählte ihm, während der Nacht sei der ihm innewohnende Geist durch einen anderen ausgetrieben worden, statt des Teufels sei nun Jesus in ihn eingezogen, und versicherte ihn, „daß er künftig in Einfalt vor Gott wandeln und sich allein an sein Wort, als die einige Regel und Richtschnur seines Lebens halten wolle". Mochte der Prophet auch noch manche Rückfälle haben, er war durch den wahren Gottesmann zu Schanden geworden.

Waren Anführer und Mitglieder dieser Secte Einfältige, die in ihrer Thorheit thöricht handelten, so gab es zu jener Zeit in Berlin auch Böswillige, die durch ihre muthwilligen Streiche die Frommen ärgerten und abergläubischen Vorstellungen neue Nahrung gaben. Ein solcher Fall mag, wenn er auch mit Porst nicht in direkter Beziehung steht, an dieser Stelle erwähnt werden. In einem Hause der Heiligen Geiststraße, das einem alten, reichen, frommen Holzhändler gehörte, ließ sich Tag und Nacht ein sogenanntes Gespenst spüren, das besonders durch „An- und Aufschließen der Gemächer, Anhauchen der Leute" seine Existenz kundthat, absonderliche Gelüste aber zur Magd des Hauses hegte, welcher er bei der Arbeit den Kopf durch den Arm steckte und Nachts in viel deutlicherer Weise sein Wohlgefallen zu erkennen gab. Gewiß also trieb hier ein Schalk sein Wesen, der seiner Liebschaft ungestört nachgehen und seine Geliebte wegen etwaiger Folgen ihres Verkehrs von vornherein rechtfertigen wollte, die Berliner aber — ihren späten Enkeln darin vorbildlich — glaubten wirklich an ein Gespenst und eilten „Tag und Nacht zu diesem Spectackel nicht anders als zu einem Jeampotagen (Hanswurst) auf den Neuen Markt".*) Als die Neugierde befriedigt war, hörte

*) Vgl. Schreiben an einen guten Freund d. i. der von einem Vexir-Geist Wohlgeplagte Max Hase, Ehemals Bürger und Handels-Mann zu Landsberg an der Warte, Vorgestellet Bey Gelegenheit des allhier in Berlin itzo beschriebenen so genannten Gespenstes in der Heil.

der Spuk, jedenfalls das Interesse des Publikums an demselben auf; das Eingreifen eines Predigers war hier nicht von Nöthen, Porst brauchte diesmal die Seinen schwerlich zu warnen.

Erscheint Porst in den beiden vorher angeführten Fällen, der Königin und dem armen Schneider gegenüber, als der Priester, der seine Stellung hochhält und Achtung für Amt und Würde zu erzwingen weiß, so trat er in einem dritten Falle als der Bittende auf, der von dem weltlichen Arm die Stütze seiner geistlichen Autorität verlangt. Am 20. März 1714 schickte er nämlich seinem Meister Francke die neue Kirchenordnung*), bat um sein Gutachten und gab folgende klägliche Schilderung: „Es ist der Zustand der Kirchen hir in der Marck nicht genugsam zu beklagen, und das Elend derselben nicht mit Zungen auszusprechen. Z. B. Ich schicke zu einem Bürger, ihn in einer Sache zu erinnern, er läßt mir sagen, er habe nichts bei mir zu thun. Ich sage es seinem Beichtvater, der läßt ihn ruffen, dem giebt er eben diese Antwort, gehet auch von der Stund an nicht mehr zu Beicht bei ihm sondern laufft zu einem anderen. Kurtz wir haben nicht einen Schein oder Schatten von der Kirchen disciplin. Ich bin der beständigen Meinung, man müsse weder Inspectoribus noch Pastoribus große Gewalt geben, wenn man ihnen aber alle media paedagogica nimmt, so hauet man einem Arbeiter beide Arme ab. Man kann sich in allem schon vorsehen, aber diese Gelegenheit meinte ich, solte man nicht außer Händen lassen; weil sie schwerlich widerkommen möchte. Ich meinte ich wolte in einem memorial bitten, der König möcht unserer Kirche auch die Gnade thun welche er der reformirten gethan."

Geist-Straße Und communiciret durch Anonymum. Berlin, gedruckt bey Joh. Lorentz 4 Bl. in 4° o. J.; jedenfalls 1708. (Gr. Kl.; angebunden dem Ex. der ersten Berliner Monatsschrift vgl. Cap. 4, S. 143 ff.)

*) Gemeint ist die am 24. Oct. 1713 erlassene, z. B. bei Mylius, Corp. Constit. Marchic. Bd. III, Nr. 83, S. 417—508 abgedruckte „königlich-preußische evangelisch-reformirte Inspections-Presbyterial... Ordnung.

Porst hat für Berlin noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß er Verfasser desjenigen Gesangbuches war, welches für Berlin Jahrzehnte lang unbestrittene Geltung hatte.*) Verfasser d. h. Sammler, Anordner; aber eben in der Sammlung und Anordnung zeigt sich der Geist des Mannes und des Buches. Die Anordnung des Porstschen Gesangbuches, das 1708 zuerst erschien und unzählige Male, bis zu Porst's Tode bereits zehn Mal, aufgelegt wurde, erfolgte nach dem Vorbilde Spener's. Sie fing an „von Gott dem Urheber des Heils", schritt vor zu „Christo, der das Heil erworben" (wobei denn viele einzelne Theile über Geburt, Auferstehung, Himmelfahrt sich fanden) und endete mit der „Einführung in den völligen Genuß des Heils in der Ewigkeit". Die Einreihung der Gedichte in die einzelnen Abtheilungen war sehr äußerlich, da die meisten Lieder nicht nur einen Gedanken enthalten und daher ebensowohl in eine andere wie die vom Verfasser beliebte Abtheilung versetzt werden konnten.

---

*) Ueber die Geschichte des Berliner Gesangbuches ist unten, bei Gelegenheit der Streitigkeiten unter Friedrich d. Gr. zu sprechen. Vgl. J. F. Bachmann, Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher, Berlin 1856 und Berliner Neudrucke, 2. Serie, 3. Band, S. XXIX ff. — Eine sehr merkwürdige Notiz soll hier erwähnt werden. Sie findet sich in „Standrede bey der christl. Beerdigung des Joh. Rauen, Febr. 1733 gehalten von Joh. Ulr. Christ. Köppen". Johann Rau war der Schwager Joachim Lange's, geb. 1673, April 11. in Perleberg, seit 1697 Prediger an der Heiligen Geistkirche, seit 1700 an der Nicolaikirche, nach Porst's Tode Propst. Der Redner rühmt seinen Collegen als Armenprediger und sagt von ihm: „1700 hat er das Neue Testament mit kleinen Lettern, wie auch das Gesangbuch, wovor der selige Propst Porst nachhero die Vorrede gesetzet und Arnds wahres Christenthum in großer Menge drucken lassen". Soll die gesperrt gedruckte Stelle bedeuten, daß die allgemein als „Porst'sches Gesangbuch" bezeichnete Sammlung gar nicht von Porst herrührt? Rau war ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Mann. Spener rühmte ihn 1700 in seiner Einweihungsrede als Theologen, pries Gott und die Kirche glücklich, einen solchen Mann zu besitzen. Bisher wäre, so meint er, es zu beklagen gewesen, „daß Gott keine oder doch keine gleich treuen Diener mehr sendete, sondern mit fleischlichen und Miedlingen gestraft werden ließe".

Die Sammlung machte reichen Gebrauch von den großen Schätzen des deutschen Kirchenliedes; Gesänge Luther's, Gerhard's und anderer Dichter, welche Anmuth mit Kraft, dichterisches Gefühl mit tiefer Frömmigkeit vereinen, waren vielfach aufgenommen. Leider gab es daneben des Unerfreulichen, Undichterischen nur zu viel. Dazu gehört das Schwelgen in dem Gefühle der eigenen Richtigkeit, das oft genug, z. B. in dem Vers „Ich bin, Herr Jesu, ganz verflucht", seinen drastischen Ausdruck fand. Dazu gehören ferner die Reim- und Versspielereien, die, schon in der weltlichen Poesie höchst wenig angebracht, im geistlichen Lied unerträglich waren, wie etwa die Strophe:

„Mir hier stincket was da blincket
Nach der eitlen Herrlichkeit,
weil ich einsam und gemeinsam
handle mit der Ewigkeit;
Mit Gott leb ich, an Gott kleb ich
in und außer aller Zeit."

Dazu sind ferner die Liebeleien zu rechnen, welche die Poeten des 17. Jahrhunderts an Gott richten zu dürfen glaubten: die Spielereien mit „Jesulein, Krippelein, Lämmelein", die sich z. B. zu folgenden Versen verstiegen: „Der Sammet und die Seiden dein, Das ist grob Heu und Windelein, Darauf du, Kön'g so groß und reich Herprangst als wärs dein Himmelreich" und nicht selten zu einem widerlichen Liebesgekose ausarteten, wie in den Worten: „Wie süß ist es bei dir zu sein, Und kosten deiner Brüste Wein". Wer aber an diesen recht unerbaulichen Erbauungsliedern noch nicht genug hatte, der fand auf Schritt und Tritt Geschmacklosigkeiten, die ihn anwidern mußten, z. B. die Verse: „Zwar in Kaufung theurer Waaren Pflegt man sonst kein Geld zu sparen, Aber du wilt für die Gaben Deiner Huld kein Geld nicht haben, Weil in allen Bergwerksgründen Kein solch Kleinod ist zu finden, Das die blutgefüllten Schalen Und dies Manna kann bezahlen." Wenn gegen ein derartiges Werk, von dessen Geschmacklosigkeit das Hervorgehobene nur wenige Proben bietet, eine spätere Zeit energischen Protest erhob und

Alles that, um es aus Berlins Kirchen zu verdrängen, so darf sie deswegen nicht der Unkirchlichkeit geziehen werden.

Katholiken gab es damals in Berlin nicht viel. Sie lebten in Berlin, wie in ganz Preußen ungestört ihrem Glauben, sie rühmten Friedrich nach*), „daß sie unter der Herrschaft eines Fürsten ihres Glaubens nicht mehr begehren könnten, als er ihnen zugestehe". Die vielen theoretischen Schriften eifriger protestantischer Berliner Prediger waren, wenn sie auch gegen den religiösen Standpunkt der Katholiken Front machten, mehr zur Bewahrung der eigenen Lehre, als zur Herabsetzung der Andersgläubigen bestimmt. Nur einmal kam es zu einer antikatholischen literarischen Bewegung, die sich aber ausschließlich gegen den Papst, nicht gegen den Katholicismus und am wenigsten gegen die Berliner Katholiken richtete. Der Papst hatte, nachdem das Ansinnen, König Friedrich solle sich durch ihn zum König von Preußen erheben lassen, abgelehnt worden**), Einspruch gegen die Führung des Königsnamens eingelegt.***) Wider solche Uebergriffe der geistlichen Macht wurde von Berlin aus Protest erhoben.†) In langathmiger Rede wurden die Ansprüche des Papstes überhaupt bestritten, die päpstlichen Schmeichler und Rathgeber zurechtgewiesen und endlich „das päpstliche Breve wider die Krone Preußen insbesondere untersuchet und dabei gewiesen, daß alle gekrönten Häupter, absonderlich aber alle katholischen Könige damit von dem jetzigen Papst heftig beleidigt

---

*) Laspeyres bei Ranke II, 287.

**) Vgl. über das merkwürdige Schreiben des Jesuiten Vota an Friedrich, Ranke I, 441. Ferner für den ganzen Abschnitt M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, Bd. I, Lpz. 1878, 365fg., 370ff., 395fg., 625ff.

***) Im Breve vom 16. Apr. 1701.

†) Päpstlicher Unfug wider die Krone Preußen, welchen Clemens der XI. in einem den 16. April a. 1701 ausgestreueten irrigen Brevi zu Verkleinerung aller bekrönten Häupter begangen. Cölln 1702. 98 S. in 4°. (G. L. St.) Die in Berlin gedruckte Schrift rührt von dem Halleschen Professor Ludewig her.

worden seien". Der offiziöse Polemiker nahm die einzelnen Sätze des Breve durch und zeigte schadenfroh den in demselben herrschenden „verwirreten periodus" auf; er höhnte den Papst und warf ihm u. A. vor, daß er dem Deutschen Orden für eine Million Güter in Italien weggenommen und den Jesuiten geschenkt habe; er hoffte seinen Gegner vollends dadurch zu vernichten, daß er ausführte, seine Widerlegungen seien durch Zeugnisse päpstlicher Lehrer selbst bestätigt.

Ausübung ihrer kirchlichen Ceremonieen war den Berliner Katholiken nicht gewährt. Nur die katholischen Gesandten, der österreichische und französische, durften in ihren Häusern ihre Privatcapläne haben. Als aber der letztere, Gravel, Berlin verließ (1688), wurde dem bei ihm fungirenden Pater Peter sofort bedeutet, er habe sich aufs Schleunigste von Berlin fortzubegeben. Und da dieser verlangte, wegen Einstellung des Gottesdienstes „seiner Gemeinde" Mittheilung machen zu dürfen, erhielt er die Erklärung, daß man von einer römisch-katholischen Gemeinde in der Residenz nichts wisse. Noch strenger ging man 1697 gegen den im Hause des österreichischen Residenten Heems eine Weile gestatteten Gottesdienst vor. Da Heems nämlich nicht erwirken konnte, daß den in Wien beglaubigten brandenburgischen Residenten freie Religionsübung gewährt wurde, so wurde die ursprünglich erlaubte Abhaltung des Gottesdienstes in seinem Hause kurzer Hand untersagt. Dagegen wurde 1709, bei der in Berlin erfolgten Zusammenkunft der Könige von Dänemark, Polen und Preußen im königlichen Schlosse selbst durch Vota mit großer Pracht eine Messe gehalten, bei der die königlichen Diener hilfreiche Hand leisten mußten. Dies geschah, „nicht ohne Staunen der Calvinisten und Lutheraner und nicht ohne tröstliche Erhebung der Katholiken", wie Vota meldete, der zugleich die Hoffnung aussprach, daß „diese Vorspiele den Zugang zu bedeutenderen Dingen öffnen und vorhersagen könnten".

Die Versuche der Glaubensvereinigung, von denen früher die Rede war, schienen um so nöthiger zu sein, als die

reformirte Bevölkerung sich durch die Aufnahme der Franzosen erheblich vermehrt hatte. Diese Aufnahme war hauptsächlich durch den Gerechtigkeits- und durch den praktischen Sinn des großen Kurfürsten erfolgt, der sich auch später bei dem Einlassen der Juden bethätigte. Wie er den Letzteren gegenüber sich über die religiöse, so setzte er sich bei den Ersteren über die nationale Schranke hinweg: in den Franzosen sah er nicht Gegner seines Volkes, sondern tüchtige Arbeiter und fortgeschrittene Culturmenschen. Moderne Gedanken von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Verschmelzung verschiedener Culturelemente lagen ihm und seinen Zeitgenossen fern. Daß er durch die Aufnahme dieser Fremden das Wesen der Berliner umgestalten half, hätte er am wenigsten geahnt. Die schwerfälligen, geistig wenig beweglichen Märker wurden durch die leichtlebige, mitunter leichtsinnige, witzige, anmuthige, trotz aller scheinbaren Oberflächlichkeit stetige Art der Franzosen ebenso wie durch das nüchterne, verstandesscharfe, glaubenseifrige, allen Hindernissen zum Trotz auf ein praktisches oder ideales Ziel lossteuernde Wesen der Juden mannigfach geändert. Das Aneinanderreiben verschiedener, oft entgegengesetzter Eigenschaften hatte die wohlthätigsten Wirkungen. Das Nebeneinanderwohnen führte zur Vereinigung, die Betrachtung neuer Arten der Gottesverehrung, unbekannter Sitten, andersgestalteter Lebensführung erzog zur Duldung. Als die Erkenntniß von der Vereinbarkeit getrennter Elemente gewonnen war, trat eine wirkliche Vereinigung ein. Schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. gab die französische Colonie ihre völlige Abgeschlossenheit auf und ließ durch Verschwägerung Deutsche ein in ihre ursprünglich streng gehüteten Cirkel. In den letzten Jahren Friedrichs des Großen begannen schöne und reiche Jüdinnen, nachdem sie den Uebergang zum Christenthum vollzogen hatten, in die vornehmeren bürgerlichen, mehr noch in die adligen Kreise des Staates, besonders aber der Hauptstadt, ihren Einzug zu halten. Ein Jahrhundert, nachdem Franzosen und Juden als Fremde in Berlin aufgenommen worden waren, hatten sie

Berlin als wahre Heimath kennen gelernt und hatten dazu beigetragen, das Wesen der Stadt völlig umzugestalten. Die Aufnahme der Fremden hatte andere und größere Wirkung geübt, als die Veranstalter jener Maßregel geahnt hatten.

In Folge der harten Verfolgungen, welchen die Hugenotten in Frankreich ausgesetzt gewesen, waren manche Flüchtlinge nach Brandenburg gekommen.*) In Berlin hatten sich 1672 die ersten Ansiedler eingefunden. Sie constituirten sich alsbald zu einer Gemeinde, zuerst unter dem Prediger Fornerod, dann unter Abbadie. Die gottesdienstlichen Zusammenkünfte fanden ursprünglich in einem Zimmer des Marstallgebäudes, seit 1682 in der Schloßcapelle statt. Am 11. September 1684 erhielten die Aeltesten das Recht, ein Consistorium zu wählen. Der Hauptstrom der französischen Flüchtlinge ergoß sich nach Berlin erst, als am 18. October 1685 das Edict von Nantes aufgehoben wurde. Unmittelbar darauf nämlich am 29. October 1685 war von dem großen Kurfürsten ein großes Privileg erlassen worden, dessen Anfang folgendermaßen lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm . . . Thun kund und geben männig-

---

*) Ueber Einwanderung und spätere Zustände der französischen Colonie vgl. das Hauptquellenwerk: Mémoires Pour Servir A L'Histoire Des Réfugiés François Dans Les États Du Roi. Par Messieurs Erman Et Reclam Tome I. (Vign.) A Berlin Chez Jean Jasperd, MDCCLXXXII. Imprimé chez G. F. Starcke. Vom 7. Bande Mémoires ... Par Erman ... Bd. VIII u. IX sind erschienen A Berlin, Chez Frederic Barbier MDCCXCIV u. 1799 (!) Der letzte Band mit dem Separattitel: Tableau Des Militaires Et Des Nobles Appartenans Aux Colonies Françoises Des Etats Du Roi Depuis L'Epoque Du Refuge. Jeder Band hat ein Titelkpf. von D. Chodowiecki inv. et sc. — Eine gute Zusammenstellung, freilich mit vielen überflüssigen Bildern, ist „Geschichte der französischen Colonie in Brandenburg-Preußen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde. Aus Veranlassung der zweihundertjährigen Jubelfeier am 29. Oct. 1885 im Auftrage des Consistoriums der Französischen Kirche zu Berlin und unter Mitwirkung des hierzu berufenen Comitees auf Grund amtlicher Quellen bearbeitet von Dr. Ed. Muret. Berlin. Druck von W. Büxenstein, 1885. 360 SS. in 4°. Die Colonieliste von 1688 ist von R. Béringuier 1888 herausgegeben worden.

lichen hiermit zu wissen, nachdem die harten Verfolgungen und rigoureusen proceduren, womit man eine Zeithero in dem Königreich Frankreich wider Unsere der Evangelisch-Reformirten Religion zugethane Glaubens-Genossen verfahren, viel Familien veranlasset, ihren Stab zu versetzen und aus selbigem Königreiche hinweg in andere Lande sich zu begeben, daß wir dannenher aus gerechtem Mitleiden welches wir mit solchen Unsern, wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrengten Glaubens-Genossen billig haben müssen, bewogen werden, mittels dieses von uns eigenhändig unterschriebenen Edicts, denenselben eine sichere und freye retraite in alle unsere Lande und Provincien in Gnaden zu offeriren und ihnen dahineben Kund zu thun, was für Gerechtigkeiten, Freyheiten und Praerogativen Wir ihnen zu concediren gnädigst gesonnen seyen, und dadurch die große Noth und Trübsal, womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen unerforschlichen Rath gefallen, einen so ansehnlichen Theil seiner Kirche heimzusuchen, auf einige Weise zu subleviren und erträglicher zu machen."

Den Flüchtigen wurden die Wege angegeben, auf welchen sie nach Preußen gelangen konnten. Die Eingewanderten sollten all ihr Hab und Gut frei einführen dürfen; Häuser sollten ihnen eingeräumt, denen, die bauen wollten, Baumaterialien gewährt werden; Geldunterstützungen sollten denen zu Theil werden, die Fabriken anlegen, Landgeschenke denen, welche Ackerbau treiben wollten. Die Bürgerlichen sollten das Bürgerrecht und den unentgeltlichen Eintritt in die Zünfte, die Adligen volle Gleichstellung mit den heimischen Adligen haben. Freiheit des Gottesdienstes, Schlichtung der Streitigkeiten durch französische Schiedsrichter wurde ihnen bewilligt.

Die in Berlin unter Leitung des Marschalls von Grumbkow niedergesetzte Generalcommission hatte trotz einer auf die Bürger ausgeschriebenen Zwangscollecte einen schweren Stand, den mittellosen Flüchtlingen Unterkunft und Unterhalt zu verschaffen.

Viele hatten freilich Geld und Geldeswerth aus Frankreich gerettet, das sie in der neuen Heimath nutzbringend verwenden konnten. Aus den Hunderten, die vor der großen Einwanderung in Berlin gelebt hatten, waren im Jahre 1697: 4292 Seelen geworden, die sich bis 1703 auf 5689 vermehrten; im Jahre 1724 zählte man gar 8496. Aus einer im Jahre 1700 aufgenommenen Berufsstatistik ergibt sich, daß unter 458 selbstständig thätigen Männern — sehr Viele waren durch Alter und Krankheit gehindert, einem Berufe nachzugehen — 82 Kaufleute, 54 Beamte, 25 Aerzte, 52 Goldarbeiter, Juweliere, Steinschneider, 46 Friseure und Perückenmacher, 27 Gärtner, 18 Gastwirthe sich befanden. Die Prediger de Gaultier und Ancillon sorgten für die religiösen Bedürfnisse der Gemeinde, welche sich nunmehr in der Dorotheenstädtischen und der Domkirche auf dem Schloßplatz zu gottesdienstlichen Uebungen zusammenfand. Der Erstere hielt dem Schutzherrn eine Leichenrede im Namen der „angenommenen Familie" und dankte für die Aufnahme, welche die Flüchtlinge in dem sicheren Hafen der Brandenburgischen Staaten gefunden hatten. In dem prächtigen Leichenzuge des großen Kurfürsten figurirten auch viele „Refügirte", mit ihren langen Perücken, runden Hüten, weißen Bäffchen alle den Geistlichen ähnlich.

Die Berliner französische Colonie erhob sich bald zu Reichthum und Ansehen. Viele Mitglieder derselben erbauten Häuser, errichteten Krambuden auf dem Mühlendamm, Läden unter den Bogengängen der „neuen Stechbahn". Sie begründeten nach französischem Muster Gasthäuser, welche durch ihre Zierlichkeit den von Alters her wegen ihres Schmutzes berüchtigten deutschen entgegentraten und eine gesundere Kost als jene boten. Sie zeichneten sich durch Fabrikation von Wollstoffen, Tuchen, Zeugen aller Art, Handschuhen, Hüten aus, sie erwarben sich Verdienste in den verschiedenen Zweigen der Metallindustrie, sie führten die gewirkten Tapeten, Gobelins, sowie allerlei zur feineren Toilette dienenden Gegenstände in Berlin ein.

König Friedrich hatte die Sorge für die Emigranten als Vermächtniß seines Vaters übernommen. Er suchte die Streitigkeiten, welche über den Vorrang der Prediger, über Administration des Kirchenwesens ausgebrochen waren, friedlich zu schlichten. Er errichtete 1694 für sämmtliche französischen Gemeinden Preußens in Berlin ein aus drei geistlichen und vier weltlichen Räthen bestehendes Oberconsistorium zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten. Die Colonisten erhielten besondere französische Rechte. Ein eigenes Kirchengebäude, der jetzt noch sogenannte französische Dom auf dem Gensdarmenmarkt wurde 1705 erbaut, nachdem schon 1701 die Hälfte des ehemaligen Werderschen Stallgebäudes den Franzosen zum Gottesdienst eingeräumt worden war, — die andere Hälfte blieb der deutsch-reformirten Gemeinde reservirt. Der ganze Bau hatte 13,006 Thlr. 17 gr. 7 pf. gekostet. Die nöthigen Summen waren durch Geschenke zusammengebracht worden, bei denen der König mit gutem Beispiel vorangegangen war, theils durch Sammlungen, die man in Deutschland und im Auslande veranstaltet hatte. Der Baugrund, 568 Quadratruthen, war ursprünglich mit 71 Thalern, d. h. die Ruthe für 3 gr., bezahlt worden; 1702 erlegte man diese Summe noch einmal, um Streitigkeiten zu vermeiden.*)

Auch die Bildung der Jugend war schon von dem großen Kurfürsten ins Auge gefaßt worden.**) Nachdem aber eine 1684 begründete „französische Akademie" sehr geringe Erfolge gehabt hatte, wurde 1689 das noch heute bestehende französische Gymnasium begründet. Ursprünglich zum Unterricht in Religion,

---

*) Diese Einzelheiten — sehr lehrreich, wenn man bedenkt, daß der Grund und Boden jetzt ebensoviel Tausende von Thalern werth ist, wie damals Groschen bezahlt wurden — sind folgender anonym erschienenen Schrift entnommen: Mémoire historique pour le Jubilé séculaire de la dédicace du temple de la Fredericstadt célébré le 24 Mars 1805.

**) Vgl. G. Schulze, Bericht über das Königl. Franz. Gymnasium in den Jahren 1689—1889, Berlin 1890, wo die weitere Literatur verzeichnet ist.

Latein, Philosophie, Mathematik bestimmt, dem bald das Griechische hinzugefügt wurde, auf drei Classen, jede mit zweijährigem Cursus angelegt, anfänglich schwankend zwischen Collège und Universität, in den ersten Jahren selbst eines angestellten Leiters entbehrend, entwickelte es sich bald zu einem deutschen Gymnasium, das sich im Wesentlichen nur durch seine französische Unterrichtssprache von den Schwesteranstalten unterschied. Manche Bestimmungen des wahrscheinlich 1690 erlassenen ersten Schulstatuts muthen den heutigen Leser seltsam an, so die, daß die Schüler innerhalb des Gymnasiums nur lateinisch sprechen durften, ferner das ausdrückliche Verbot des Waffentragens und die Anordnung, daß die Schüler nur auf besondere Erlaubniß im Sommer schwimmen, im Winter das Eis betreten durften. Der Unterricht wurde durch zwei vom Consistorium abgeordnete Inspectoren beaufsichtigt. 1695 wurde die Anstalt von 43 Schülern besucht. Einer derselben recitirte bei der öffentlichen Prüfung ein von ihm verfaßtes französisches Gedicht über den Kaffee. Der berühmteste Lehrer der ersten Periode war Chauvin, ein Philosoph, der aber den Hoffnungen nicht entsprach, die man auf ihn gebaut hatte, vielmehr durch uncollegialisches Verhalten die Wirksamkeit der Anstalt erschwerte. Im Jahre 1701 wurde, durch freundliches Entgegenkommen des Königs, ein Haus in der Niederlagstraße erworben. Ein neues Statut, im Jahre 1703 erlassen, behielt während des ganzen 18. Jahrhunderts Bestand. Durch dasselbe wurden sieben Inspectoren mit großer Gewalt als die eigentlichen Regenten der Schule ernannt. Der damals entworfene Unterrichtsplan beschränkte sich, außer der nothwendigen Rücksichtnahme auf Schreiben, Rechnen, Religion, im Wesentlichen auf Lateinisch und Griechisch. In der ersteren Sprache stieg man bis Cicero und Horaz, in der letzteren bis Homer und Isokrates auf. Merkwürdigerweise, im Gegensatz zu modernen Zuständen, wurden die Colloquia des Erasmus mit zur Lectüre bestimmt. Auf Rhetorik wurde besonderer Werth gelegt. Die häuslichen Arbeiten waren verhältnißmäßig

groß: fast für jede Classe war täglich ein lateinisches Exercitium bestimmt.

Nicht auf Gelehrsamkeit wurde bei der Erziehung der französischen Jugend der Hauptnachdruck gelegt. Trotzdem entwickelte sich in der Colonie schon frühzeitig ein literarisches Leben. Zeugniß dafür legt eine literarisch-kritische Zeitschrift ab, die gewiß die erste derartige ist, die in Berlin gedruckt wurde.*) Mochte dieselbe auch hauptsächlich Auszüge aus neuerschienenen Büchern enthalten und sich meist als Ableger der Pariser gelehrten Zeitschrift zeigen, so bekundete sie doch das lebhafte Bedürfniß der Flüchtlinge, mit der schriftstellerischen Thätigkeit der Heimath vertraut zu bleiben.

Unter den Gelehrten der französischen Colonie ragten neben den verschiedenen Mitgliedern der Familie Ancillon, die als Lehrer, Prediger und Richter thätig waren, besonders drei hervor: Abbadie, Lenfant und Beausobre.

Jacques Abbadie wurde durch sein Werk über die Wahrheit der christlichen Religion hochberühmt. Wer über denselben Gegenstand schreiben wollte, mußte, so meinte Montfaucon, bei ihm, Grotius oder Pascal**) in die Schule gehen. Frau von Sévigné erklärte es für das vortrefflichste aller Bücher, und der Herzog von Montausier bedauerte, daß ein solcher Mann nicht mehr Frankreich, sondern Preußen angehörte.

Jacques Lenfant (1661—1728) war als Lehrer und Prediger tüchtig, ein eifriger Historiker, der sich durch seine aus den Quellen geschöpften Darstellungen der großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts Ruhm erwarb. Den Kirchenhelden jener Zeit, die gegen Papstthum und Verderben der Christenheit gestritten, ahmte er in seinen heftigen Kämpfen

*) Nouveau journal des savants dressé à Berlin 1696—1698 herausgegeben von Etienne Chauvin.

**) Montfaucons Brief bei E. de Broglie, Mabillon, Paris 1888, II, 276. Vgl. ferner auch für das Folgende Muret S. 54. Ranke I, 452; A. d. Biogr. II, 194.

gegen die Jesuiten nach. Aber er wußte, daß die Stärkung der Getreuen höher stand, als das Niederschlagen der Gegner. Darum unternahm er mit Beausobre eine französische Uebersetzung des Neuen Testaments (zuerst 1718 erschienen), die allgemeine Anerkennung, weit über Wohnort und Heimath der Uebersetzer, fand. Sie, die Heimathlosen schufen in diesem Werke ein geistiges Band, das sie mit dem Boden verknüpfte, aus dem sie stammten.

Der bedeutendste unter den Theologen war Lenfants Mitarbeiter an der französischen Bibelübersetzung Isaac Beausobre (1659—1738, in Berlin seit 1695). Als Beausobre starb (1738), schrieb Friedrich der Große an Voltaire: „Er war ein wackerer, biederer Mann, von großem, feingebildetem Geist, ein großer Redner, sehr bewandert in der Kirchengeschichte und Literatur, ein unversöhnlicher Feind der Jesuiten, der beste Stilist in Berlin, ein Mann voll Feuer und Leben, welches selbst durch seine 80 Jahre nicht erkaltete."*) Er machte die größten Anstrengungen, den Reformirten die Rückkehr nach Frankreich zu ermöglichen, widmete sich aber mit Eifer den Interessen seiner preußischen, besonders Berliner Volks- und Glaubensgenossen. Um ihnen treu zu bleiben lehnte er mehrere an ihn ergangene Berufungen nach auswärts ab. Auch er erlangte durch seine geschichtlichen Werke, vor Allem seine kritische Geschichte der Manichäer großen Ruhm. Größeren verdient er durch seinen merkwürdig freien Standpunkt, durch den er gerade Friedrich dem Großen sympathisch werden mußte. Denn von ihm rührt das Wort her: „Ich kenne kein größeres Gut als die Freiheit im Denken, keine angenehmere Beschäftigung als das Suchen nach Wahrheit, kein größeres Vergnügen als sie zu finden und sie auszusprechen." Ein solcher Mann war werth, Genosse und Berather einer Fürstin wie Sophie Charlotte zu sein.

*) Uebersetzung nach Muret S. 66.

Juden lebten seit 1671 wieder, nach fast hundertjähriger Pause in Berlin. Auch ihnen hatte, wie den Franzosen, der große Kurfürst in den brandenburgischen Landen ein Asyl gewährt. Aber den ihres Glaubens halber aus Oesterreich vertriebenen Juden wurde nicht in weitherziger Art die Residenz geöffnet, um dort in unbeschränkter Anzahl Zeit ihres Lebens zu wohnen; vielmehr wurde auf zwanzig Jahre eine sehr kleine Anzahl unter allerlei den Handel beschränkenden Bedingungen und unter verschiedenen pekuniären Lasten privilegirt. Die Aufgenommenen erhielten nur persönlich gültige Schutzbriefe; das Recht der Aufnahme („Ansetzung") des ersten Kindes wurde erst 1680 gewährt; die Nichtprivilegirten („Unvergleiteten") wurden mit aller Strenge aus der Stadt verwiesen. Die Eingewanderten wohnten zumeist in der Jüdenstraße und in den Judenhöfen. Ihre Beschäftigung war zumeist der Kleinhandel, Pfandnehmen und Geldleihen; außerdem fand die Steinschneider- (Petschierstecher-) Kunst frühzeitig Aufnahme bei ihnen. Schon in der ersten Zeit wird, außer den Judenschlächtern, deren man zur Ausübung der Ceremonialvorschriften nöthig bedurfte, ein jüdischer Zahnarzt, ein Arzt, ein Barbier, selbst eine Sängerin erwähnt, die an den Hof befohlen wurde. Ein Rabbiner ordnete die religiösen Angelegenheiten der Juden; eine der ersten Sorgen der Ansiedler war die Anlage eines Friedhofes (in der jetzigen Großen Hamburgerstraße) gewesen.

Als die in den ersten Schutzbriefen bewilligten zwanzig Jahre um waren, wurde den in Berlin ansässigen Juden ein weiteres nicht auf eine bestimmte Zeit beschränktes Privilegium ertheilt. Dies geschah, trotz mancher gegen die Juden von Behörden, Kaufleuten, Theologen geltend gemachten geschäftlichen und religiösen Gründe. Dagegen wurde das dem Kurfürsten zustehende R e c h t d e r V e r t r e i b u n g d e r J u d e n ausdrücklich hervorgehoben. Die Zahl der in Berlin ansässigen Juden hatte sich auf 1000 Seelen erhöht; da eine weitere Vermehrung unerwünscht schien, so sollten keine weiteren Schutzbriefe aus-

gegeben werden, bis die Zahl wieder auf die ursprünglich geduldeten fünfzig Familien zurückgegangen wäre. Der Leibzoll wurde wieder eingeführt, ein bestimmter Procentsatz für die zu nehmenden Zinsen normirt, die Hausirer werden streng bewacht, ein Verbot erlassen, Häuser zu erwerben.

Schon zur Regierungszeit Friedrichs gab es einige, die besondere Vorrechte genossen. Unter den Hofjuden, welchen solche zu Theil wurden, war Jobst Liebmann der Hervorragendste. Durch seine Verheirathung mit der Wittwe seines Vorgängers Israel Aaron rückte er auch in dessen amtliche Stellung ein. Aber gewiß nur seiner geschäftlichen Tüchtigkeit, nicht der Schönheit seiner Frau, von deren Einfluß auf den König man viel gefabelt hat, verdankte er seinen hohen aber viel beneideten Rang. Er war Juwelenlieferant für das kurfürstlich-königliche Haus und die höheren Staatsbeamten. Wie groß der Umfang seiner Geschäfte war, geht daraus hervor, daß er 1691 eine Abschlagszahlung von 20,000 Thlrn., seine Wittwe 1705 eine Schuld von 50,000 Thlrn. bezahlt erhielt. Er war von Leibzoll frei, bekam das Recht christlicher Kaufleute, daß seine Handelsbücher als beweiskräftig betrachtet wurden, stand nicht unter der Judencommission, sondern direct unter dem Kammergericht und hatte allein die Erlaubniß, eine Synagoge zu halten. Solcher Bevorzugung wegen wurde er von den Christen gehaßt und von den Juden beneidet. Gegen ihn und seinesgleichen, z. B. den Hofjuden des Kronprinzen, Marcus Magnus, wurden Anklagen erhoben und böse Spottverse gedichtet. Auf den Letztgenannten hat sich ein jedenfalls aus den Kreisen seiner Glaubensgenossen stammendes längeres Gedicht in sehr schlechten Versen erhalten, das seine Vorberliner und seine Berliner Zeit gehässig darstellt, ihn verschiedener Vergehen bezichtigt und ihm ein schlimmes Ende vorherverkündigt.

Es wäre den Juden nützlicher gewesen, in ihren Reihen Eintracht zu halten, denn von außen drohte ihnen Gefahr. Außer der Neigung der Regierenden, den Geduldeten die wenigen

Rechte zu beschränken oder zu rauben, war die Bekehrungslust der christlichen Theologen und der fanatische Eifer einzelner Convertiten geschäftig den Juden zu schaden. Spener empfahl die Judenbekehrung aufs Entschiedenste, rieth aber, seinem milden Wesen entsprechend, auch hier zur Milde, verlangte von der Regierung höchstens Unterstützung, keinen Befehl und wünschte die Vermeidung jedes Zwanges. Andere gingen weiter. J. A. Eisenmenger häufte in seinem umfangreichen Werke „Das entdeckte Judenthum“ aus jüdischen und antijüdischen Schriften vergangener Jahrhunderte ein gewaltiges Bollwerk von Anklagen gegen die Juden zusammen. Auf des Königs Antrieb, der sich vergeblich bemüht hatte, das auf Befehl des Kaisers confiscirte Buch freizumachen, wurde es in Berlin neugedruckt.*) Getaufte Juden erwirkten Verbot und Unterdrückung christenfeindlicher Schriften; Andere veranlaßten das Verbot der bei dem Gebete Alenu angeblich gebrauchten christenfeindlichen Worte und Gebärden.

Am schärfsten trat gegen die Juden der Herausgeber der ersten Berliner Monatsschrift auf (vgl. unten Kap. 4). Er nannte die in Deutschland, also auch die in Berlin lebenden Juden, „ein liederlich Gesindlein, die derjenigen Indulgenz bei weitem nicht würdig sind, die ihnen ihre Patronen, so sie mit

---

*) Dieser Abschnitt über die Juden, sowie die übrigen dieses Werkes, welche einen ähnlichen Inhalt haben, sind auf Grund meines Werkes: Geschichte der Juden in Berlin, 2 Bände, Berlin 1871, bearbeitet. Dort sind die handschriftlichen und gedruckten Quellen genannt, die daher hier nicht mehr im Einzelnen aufgezählt werden. Dazu kommen einige neuerdings von mir in der „Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland“, 5 Bände, Braunschweig 1886—1891 veröffentlichten Studien: III. S. 185—233. „Vor hundert Jahren“, IV. S. 29—65. Kleine Beiträge zur Geschichte der Juden in Berlin, 1700—1817. Aus Berliner Zeitungen, Zeitschriften und Brochüren 1741—1830, das. S. 283 bis 286: Berliner Börsenordnungen, 289—300: Für das Literarische sind die das. I. 377—382, II. 201—203, III. 84—86, 262—274 von M. Steinschneider beigebrachten Mittheilungen über die hebräischen Drucke in Berlin benutzt.

Geld gewinnen, zu Wege bringen. Es ist ein Abschaum derjenigen Juden, welche in Asia und Africa wohnen." Unter den Vorschlägen, die er machte, um die Juden zu bekehren, befanden sich die, daß man die Juden anhalten müsse, den Sonntag durch zweimaligen Besuch ihrer Synagoge zu feiern, wobei sie durch Missionäre auf Grund christlicher und kabbalistischer Schriften über den Messias zu belehren seien. Er beantragte, die Widerspenstigen mit Geld- oder Leibesstrafe zu belegen. Er war ferner nicht abgeneigt, den Juden ihre Kinder wegnehmen und dieselben von ihrer Geburt an christlich erziehen zu lassen. Folgten die Regierenden auch nicht diesen Vorschlägen, so wachten sie doch eifrig darüber, daß der herrschenden Religion kein Abbruch geschah.

Jede Entheiligung des Sonntags und der Feiertage wurde schwer gestraft. Der Umstand, daß 1708, als das Purimfest in die Charwoche fiel, das Purimspiel trotz der kirchlich gebotenen Fastenzeit aufgeführt wurde, gab Veranlassung zu einem allgemeinen Verbot dieser Spiele.

Diese Spiele selbst sind nicht bekannt. Vermuthlich in jüdisch-deutscher Sprache geschrieben, werden sie gewiß keinen höheren Standpunkt eingenommen haben, als die damalige dramatische Literatur überhaupt. Ein wirkliches geistiges Leben konnte sich bei dem niedrigen Bildungsgrade der Juden und den Bedrückungen, die sie zu erdulden hatten, in jener Zeit nicht entwickeln. Zwar wurden hebräische Bücher in Berlin gedruckt, seitdem Jablonski 1697 eine hebräische Druckerei errichtet hatte und durch jüdische Factoren verwalten ließ und noch mehr als seit 1708 ein selbständiger jüdischer Drucker und Verleger seines Amtes waltete. Theile der Bibel, mit und ohne Commentar, Gebetbücher, ethische Schriften, Mischnah-Ausgaben, eine jüdisch-deutsche Bearbeitung eines alten deutschen Volksbuches wurden edirt. Der Geist der damaligen jüdisch-literarischen Bewegung: kabbalistisch-mystischer Unsinn und sabbatianische, von den Anhängern des s. g. Messias Sabbatai Zevi

verbreitete Schwärmerei spiegelte sich auch in den zu Berlin erschienenen Schriften wider. Wenn Simon Wolff Brandes vermittelst Zahlenspielerei aus einem Bibelvers die Verkündigung herausbrachte, daß Friedrich 1701 zu Königsberg in Preußen gekrönt werden würde, so wurde er durch Jablonski übertrumpft, der auf gleichem Wege aus der Ueberschrift eines Psalmes die Namen des früheren Kurfürsten, die Regierungszeit der hohenzollernschen Linie, das Alter des Kurfürsten-Königs und die Jahre seiner Regierung entnahm. Ein kabbalistisches Buch wurde von dem Berliner Rabbiner approbirt und, nach der blumenreichen Art des hebräischen Stils als „süß und angenehm, wie vom Sinai herabgeflossen" bezeichnet; in einem andern wurde, zum Entsetzen der Gläubigen, die Dreiheit des göttlichen Wesens behauptet. Es waren recht armselige Gesellen, welche die Literatur vertraten, wie Aaron ben Samuel. Er hatte „den Polnischen Branntwein und das Weizenbier" in Berlin eingeführt, wie er sich in einem langen deutschen an den Kurfürsten gerichteten Gedichte rühmt, hoffentlich wußte der arme alte Mann, der sich selbst also characterisirt, „denn ich habe nicht viel Verstand, nur ein wenig in Judenbüchern bekannt," in seiner Fabrikation besser Bescheid als in deutschen Versen. So oft sich Gelegenheit bot, wurde in diesen Schriften der Herrscher des Landes verehrungsvoll gepriesen.

Das größte Lob wurde ihm zu Theil, als 1714 die neue Synagoge in Gegenwart des Königspaares in der Heidereutergasse eingeweiht wurde. Sie wurde zur einzigen Synagoge der Berliner Gemeinde erhoben, während vorher vier Privatsynagogen zu Andachtsübungen gestattet gewesen waren. Die Zeitgenossen rühmten die Pracht des neuen Gebäudes, welches dem der portugiesischen Juden in Amsterdam an Schönheit nichts nachgebe. Der König hatte eine schöne seidene Decke zum Vorhang geschenkt, die gebührend angestaunt wurde. In ihren heiligen Räumen, in denen keine Musik ertönte — die Judenschaft hatte gelegentlich vorgestellt, „daß sie dergleichen

Musik in ihrer Synagoge nicht gebrauche" — durften sie ihren Gott loben und den König preisen. Rührend klingt, wenn auch wie ein seltsamer Ton aus längstvergessenen Tagen ein Segensspruch, wie der folgende (1710 an einem Buß- und Bettag gesprochene): „Gott, der seinen Engel gesandt hat, zu zerschlagen das Heer der Assyrer, da der König Hiskias lag auf seinem Bette, der sei auch mit Sr. Königl. Majestät, wo Sie liegen, stehen oder wandeln; Gott, der da machet Bahn und Weg im großen Meer, der wolle des Königs Regierung verlängern; Gott, der da gibt Weg und Steg in die Tiefe des Wassers, wolle dem König verleihen einen gnädigen und sanften Geist; auf seine Feinde soll er schallen und schreien; ewig hoffen wir zu Gott, daß Juda und Israel in seinen und unseren Tagen solle geholfen werden."

Viertes Kapitel.

Entwickelung der Wissenschaft.

Durch die wenigen Notizen, welche bisher über die Arbeiten einzelner Theologen gegeben wurden, ist das wissenschaftliche Leben Berlins nicht genügend geschildert.

Dieses ist aufs Engste mit dem Namen von G. W. Leibniz verknüpft.*) Nicht zum ersten Male begegnet uns Leibniz' Name. Als Freund der Sophie Charlotte, als dichterischer Verherrlicher einzelner Ereignisse des königlichen Hauses, als religiöser Friedensstifter trat er vor uns auf. Er ist der berühmteste Gelehrte und Schriftsteller, der in Berlins Geistesgeschichte bisher vorkam und an Universalität des Geistes wird er kaum von einem derjenigen erreicht, geschweige denn übertroffen, welche nach ihm kamen. Will man, um den Modernen, die

*) Für Leibniz vgl. Prantl, in der A. d. B. XVIII, 173—209 und die dort angegebene Literatur. Außer diesem Artikel sind besonders benutzt: Leibniz' Werke ed. Onno Klopp 1. Reihe, Bd. 8, 9, 10 (Briefwechsel). — Zur allgemeinen Charakteristik Kuno Fischer: Leibniz (3. Aufl. Heidelberg 1890). Für das Philosophische vgl. Julian Schmidt, Gesch. d. dtsch. Lit. Berlin 1886 Bd. I. bes. S. 79 ff. Brauchbare Auszüge: Fr. Kirchner, G. W. Leibniz. Sein Leben und Denken, Cöthen 1876. — J. Th. Merz, L., Heidelberg 1876. Für die Theodicee die deutsche Ausgabe von R. Habs, 2 Bände. Leipzig, Reclam. Für das Historische: Wegele, Gesch. d. dtsch. Geschichtschreibg., München 1887; für das Politische. H. Breßlau, Ztschr. f. preuß. Geschichte 1870, S. 317—348; für das Deutsche: L.'s deutsche Schriften hgg. v. Guhrauer, 2 Bde., Berl. 1838 u. 1840, Nachträge von Grotefend, Hannover 1846, Hoffmann v. Fallersleben, Weim. Jahrb. III, 80 ff. — M. Haupt, Opuscula, Leipz. 1876. (3 Aufsätze); A. Schmarsow, Leibniz und Schottelius, Straßburg 1877.

von seiner Bedeutung nichts wissen, sein Wesen näher zu führen, unter den Späteren Namen nennen, die dem seinigen an Bedeutung verwandt waren, so könnte man Voltaire, Schleiermacher, A. v. Humboldt wählen. Aber keiner derselben, so hochwichtig ein jeder ist, bedeutet für Berlin dasselbe, wie er. Voltaire nicht, theils weil er zu sehr Anreger und Anempfinder war, um selbständig Neues zu schaffen, theils weil er Berlins Cultur in Bahnen leitete, die, da sie seinem ursprünglichen Wesen fremd waren, eher zum Unwesen als zum Segen gediehen. Schleiermacher nicht, weil er bei aller Vielseitigkeit seiner Studien und trotz der Großheit seines Charakters in erster Linie Theologe war, ferner in der Zeit so großen Trübsals lebte, daß er ebensowenig zur vollen Entfaltung seiner Kräfte wie zur gewünschten Einwirkung auf Zeit und Umgebung gelangte. Endlich A. v. Humboldt, in seinem ganzen Wesen wohl der Leibniz am nächsten stehende, deswegen nicht, weil der Hof, auf den er in erster Linie Einwirkung hatte, zu seiner Zeit nicht mehr das bedeutete, was er zu Leibniz' Zeiten war und auch deswegen nicht, weil er bei seinem großartigen Wirken, das irgendwie zu schmälern Verbrechen wäre, zuviel Vorbereitetes vorfand, um als erster Anreger, als Schöpfer zu gelten.

Durch Leibniz' bekam das wissenschaftliche Leben Berlins einen neuen Schwung. Gelehrte hatte es in Berlin auch vor ihm gegeben; den encyclopädischen Charakter, einen gewissen großen Zug erhielt das gelehrte Treiben erst durch ihn. Dies Wesen mit ein paar Strichen zu zeichnen, nicht etwa eine ausführliche Geschichte und Würdigung des unvergleichlichen Mannes zu geben, ist unsere Aufgabe.

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), seit 1676 in Hannover, trat seit 1694 mit dem Berliner Hofe in Verbindung, weilte häufig in Berlin und übte, namentlich so lange Sophie Charlotte lebte, auf geistigem und politischem Gebiete großen Einfluß aus. Nur ging es ihm in Berlin, wie in seinem ganzen Leben: die anfängliche Beachtung verwandelte sich in

Nichtachtung. Er, der während seines Lebens von den größten Gelehrten bewundert, von den Vornehmen geehrt worden war, wurde, nach den Worten eines Zeitgenossen, „wie ein Straßenräuber“ begraben, ohne Assistenz eines Geistlichen oder irgend eines höhern Beamten; auch in Berlin, wo sein Wort Alles gegolten hatte, erscholl kein Wort zu seinem Gedächtniß.

Seine Vielseitigkeit war eine gradezu wunderbare. Er gehörte allen Fakultäten an. Er war practischer Jurist, theoretischer Theologe und beherrschte gleichmäßig die beiden Zweige der philosophischen Fakultät: die philologisch-historische wie die naturwissenschaftliche. Er kannte die alten und modernen Sprachen, schrieb lateinisch und französisch mit gleicher Gewandtheit und hatte einmal die Absicht, einige spätclassische Schriftsteller zu ediren. Daneben stellte er ein Alphabet der menschlichen Gedanken zusammen, construirte zu verschiedenen Malen Rechenmaschinen, förderte durch merkwürdige Erfindungen die Optik, Nautik, Hydrostatik und begründete die Integralrechnung. Er war ein unermüdlicher Sucher und glücklicher Finder. Bei seinem allseitigen Interesse mußte es vorkommen, daß er sich mit Gedanken Anderer begegnete, bewußt oder unbewußt Fremdes zum Weiterbau benutzte oder als Eigenes ausgab. Aber viel häufiger war es, daß er aus dem unendlichen eigenen Gedankenvorrath Anderen Stoff überließ, weite Gebiete andeutete, wie das der vergleichenden Sprachforschung, Entdeckungen ahnte oder ahnen ließ, wie die des Aneroidbarometers, die erst Jahrhunderte nach ihm bekannt, gleichsam neu erfunden wurden.

Aus der Fülle dieses Wissens und dieses Interessengebietes heraus regte Leibniz die Zeitgenossen mächtig an. Fast in jeder Sonderprovinz seines mächtigen Geistesreichs fand er auch in Berlin Anhänger und Nachahmer. Am meisten aber wirkte er als Philosoph, Historiker, Politiker und deutscher Schriftsteller.

Wenn man jetzt von Leibniz spricht, denkt man in erster Linie an den Philosophen. Ein bestimmtes philosophisches

System stellte er niemals auf. Zwei Ausdrücke sind mit seinem Namen aufs engste verknüpft: präſtabilirte Harmonie und Monaden. Jene bedeutet zunächst die Uebereinstimmung zwischen Gedanken und Wirklichkeit, im Besondern das Zusammentreffen von Gottes Willen beim Schöpfungswerke und seiner Ausführung. Die also nach gleichmäßigem göttlichen Rathschluß gewollte und geschaffene Welt ist für den Menschen die beste. Diese, die Monaden, sind die unvergänglichen Einheiten, Kräfte, die Elemente des Lebens, die nur der innern Vervollkommnung bis zu einem gewissen Grade fähig sind und sich zu den Seelen der Menschen und auch der Thiere entwickeln. Das Streben der Monade besteht in allmäligem Fortschreiten in sittlicher und geistiger Beziehung. Ein Aufsteigen zum höchsten geistigen und sittlichen Fortschritt, zur Gottähnlichkeit, ist dem Menschen ebensowenig möglich, als ein Herniedersinken zur Verrohung, jenes nicht, aus dem Begriffe der menschlichen Endlichkeit, dieses nicht, weil ein radikales Böse nicht existirt.

Unter Leibniz' philosophischen Schriften ist in unserm Zusammenhang die Theodicee, mag sie auch nicht das hervorragendste Werk des Philosophen sein, die wichtigste, weil sie die Summe der Gespräche zieht, die Leibniz mit Sophie Charlotte gehalten. Es ist ein Buch, von dem Fontenelle sagte: „Die Theodicee allein reicht hin, um ein Bild von Leibniz zu geben: es finden sich darin eine ungeheure Belesenheit, merkwürdige Anekdoten über Bücher und Menschen, viel Billigkeit und sogar Gewogenheit für alle Autoren, die er citirt, mag er sie auch bekämpfen, erhabene und lichtvolle Blicke ins Weite, Begründungen, deren Tiefe den mathematisch geschulten Geist erkennen läßt und eine Schreibweise, in welcher die Kraft vorherrscht, die aber auch die Annehmlichkeiten nicht ausschließt, welche eine reiche Phantasie zu bieten vermag."

Die Theodicee ist eine Bekämpfung von P. Bayles Skepticismus. Dessen Hauptgedanke, der später von der Berliner Aufklärung wieder aufgenommen wurde, daß Moral mit Religion

nichts zu thun habe, fand in Leibniz seinen entschiedenen Gegner. Er glaubte und suchte seinen Glauben in dem angeführten Buche zu erweisen, daß die Religion die Sittlichkeit begründe oder zum Wenigsten den Gläubigen auch in Unglück und Leiden sittlichen Halt gewähre. Da Religion aber mit dem Glauben an das Dasein Gottes aufs Engste verbunden ist, so suchte Leibniz die Lehre von der Existenz Gottes mit aller Kraft zu erweisen und das, was die Bibel von Gottes Offenbarungen und Thaten verkündet, mit den Forderungen der Vernunft gewaltsam in Einklang zu bringen. Er bemühte sich, die Vollkommenheit Gottes mit aller Entschiedenheit darzuthun. Er lehrte, daß diese Vollkommenheit Gottes sich besonders auch in der Gestaltung der Welt bekunde, die in Folge seiner Güte und Weisheit so sei, daß sie sich durchaus für den Menschen eigne. Sie konnte nicht frei von Uebeln sein, da das Fehlen des Uebels den logischen Gesetzen widerstreiten würde, aber sie enthalte nur solche Uebel, die einem hohen Zwecke dienen. Dem Menschen aber sei Freiheit der Ueberlegung und der Wahl gegeben, eine Freiheit zwar, die, da sie immer den stärksten Motiven folge, Gott vorher bekannt sei.

Leibnizens heiterer Natur entsprach ein starker Optimismus. Unberührt durch eigene Leiden, unerschüttert durch zahlreiche und heftige Widerlegungen, half er dem Philosophen durch ein schicksalvolles Leben. Der kräftigen Generation, die mit ihm lebte und auf ihn folgte, war er ein mächtiger und troſtreicher Führer.

Leibniz war Historiker. Auch in diesem Theil seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bewährte er den weitaussehenden Blick und den praktischen Sinn, der ihm in allen Dingen eigen war. Geschichte sollte ihm nicht bloß nutzbar werden zur Erkenntniß der Gegenwart, sondern gradewegs dazu dienen, gewisse rechtliche Ansprüche geschichtlich zu begründen. Er begnügte sich nicht mit dem bloßen Chronikenschreiben, worin die Genossen seiner Zeit meist ihre Befriedigung fanden, sondern suchte der Geschichte

der vergangenen Zeit ihre wahren Grundlagen zu verschaffen. Das that er durch Sammlung von Urkunden, die er als lauterste Quellen zur Erkenntniß vergangener Zustände ansah, und entsprechend ihrem hohen Werth, mit sorgfältig critischer Behandlung der Texte herausgab. Denn echte Zeugnisse, die wie Edelsteine, ihrem Werthe nach schön gefaßt waren, galten ihm als die wahrsten und eigentlichen Stützen geschichtlicher Kenntniß. „Ich habe gelernt", so lautet einer seiner Sätze, „daß man sich in der Mathematik auf den Scharfsinn, in der Naturwissenschaft auf Experimente, bei den göttlichen und menschlichen Gesetzen auf die Autorität, in der Geschichte aber auf Zeugnisse stützen muß." Neben den Urkunden vernachlässigte er die Geschichtsschreiber nicht, ließ sich vielmehr auch ihre Sammlung angelegen sein. Dem historischen Reichscollegium, das anderthalb Jahrhunderte vor den Monumenta Germaniae den gewaltigen Quellenstoff deutscher Geschichte zusammenbringen und ordnen sollte, stand er nicht fern. Doch mit Sammlung und Edition ging bei ihm stets die Benutzung Hand in Hand. Denn er war kein Kärrner, der erst zu thun bekam, wenn die Könige bauten, sondern ein Bauherr, der Königen gleich zu Werke ging. Was hat er nicht Alles an Darstellungen selbst unternommen und angeregt!

Als Geschichtsschreiber zeigte Leibniz, wie in allen Disciplinen, die er betrieb, die wunderbare Vielseitigkeit seines Wesens und die Weite seines Blickes. Forschend, praktisch, politisch, künstlerisch thätig, — letzteres als Darsteller — vergaß er nicht und ließ auch hier nicht vergessen, daß er Philosoph war. Er sprach zuerst, wie Wegele gesagt hat, das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung und der geschichtlichen Continuität in Deutschland aus. Er glaubte an einen steten Fortschritt der Menschheit und suchte diesen Glauben auch Anderen beizubringen. Jede seiner kleinen Arbeiten hatte ein großes wissenschaftliches und moralisches Ziel. Er war durchdrungen von dem Werthe dessen, was er erstrebte. Er hoffte auf den Sieg

seiner Anschauungen, nicht weil er eine Befriedigung seines Ehrgeizes verlangte, sondern weil er mit diesem Siege das Glück der Welt verknüpft glaubte.

Eigenartig genug erscheint er als Politiker. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Weite seiner Anschauungen erzeugte in ihm einen gewissen Cosmopolitismus. Das praktische Streben, das tief in seiner Natur begründet war, hinderte ihn an der Aufstellung und der stetigen Verfolgung idealer Forderungen. Dazu kam die Lust, eine politische Rolle zu spielen, die ihn gelegentlich, ohne Wandlung der innern Ueberzeugung von einer Seite zur andern trieb. Daher darf es nicht Wunder nehmen, daß er, der oft so eifrig brandenburgische Interessen verfocht, 1671 den Vorschlag that, in Deutschland den Frieden herzustellen, um dem „allerchristlichsten König" Gelegenheit zu bieten, „die Unverschämtheit Brandenburgs zu strafen" und zugleich seinen in Deutschland fast verlorenen Einfluß wiederherzustellen. Solch undeutschem Plane traten dann durchaus patriotische entgegen, wie etwa die Begründung eines Rheinbundes für Südwestdeutschland gegen Frankreich. Derartige Einzelpläne jedoch, die es mit der Gestaltung der Geschicke des Vaterlandes zu thun hatten, verschwanden hinter großartigen Ideen, die eine Umwandlung des Weltalls bezweckten. Dazu gehörte der Gedanke eines Nordbundes zwischen Dänemark, Brandenburg und anderen deutschen Staaten zur Bekämpfung der Ostmächte. Dazu gehörte der fernere, Frankreich müsse sich in den Besitz Aegyptens setzen, um dieses Land, die ehemalige Kornkammer des römischen Reiches auch weiter für Europa nutzbar zu machen. Freilich weiß man bei Leibnizens politischen Schriften nicht immer, ob man es mit seinen persönlichen Anschauungen oder mit den Ideen eines Andern zu thun hat, in dessen Auftrag er schrieb. Denn er gab sich oft genug zum Projectmacher für Andere oder zum literarischen Handlanger her: aus dem Gegensatz seiner jeweiligen Auftraggeber erklären sich dann mannigfache bei ihm vorkommende Widersprüche. Dazu kam

seine Reizbarkeit, die streitbaren Männern überhaupt eigen zu sein pflegt, das Verlangen, literarischen Beleidigungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, aus dem heraus die für einen freien Schriftsteller verwunderliche Forderung der Censur, der Antrag, ein Buch solle „in aller Stille suprimirt" werden, verständlich, wenn auch nicht verzeihlich wird.

Im Allgemeinen lebte Leibniz durchaus in den politischen Ideen seiner Zeit, ohne Ahnung der Forderungen und Ziele der Zukunft. Doch ist es merkwürdig, daß er einzelne modernste Ansprüche voraussah und abwehrte. Und es mag nicht unzeitgemäß sein, folgende Widerlegung einer grade in jüngster Zeit vielbesprochenen Theorie auch an dieser Stelle anzuführen: „Wenn jedermann unter Aufsicht von Vorstehern auf öffentliche Kosten leben müßte z. B. in gemeinsamen Speisehäusern, so dürfte es schwer sein, Männer zu finden, die das Geschäft des Austheilens mit hinreichendem Fleiße, nach Billigkeit und in entgegenkommender Art und Weise besorgten ... Deshalb, wie die Menschen jetzt nun einmal sind, ist es gerathener, ihnen auf ihre Gefahr die Freiheit zu lassen, für sich selbst zu sorgen."

Eben dieser Mann, dem die Welt fast zu klein war für sein Wirken, der in die den Meisten verschlossenen Geheimnisse der Religion und Politik eindrang, in den verschlungenen Pfaden der Philosophie sich einen Weg bahnte, der auf dem gesammten Gebiete der Weltgeschichte nicht wie ein Fremdling, sondern wie ein wegekundiger Einheimischer hauste, er, der Weltmann, der sich mit der Sprache der Höfe, der französischen, vollkommen vertraut zeigte, der Gelehrte, der große Folianten lateinisch, in der Sprache der Gelehrten geschrieben hatte, er versuchte sich auch, was den Meisten damals thöricht erschien, als deutscher Schriftsteller. Dies Beginnen war durch den patriotischen Zug, der in ihm lebte, erweckt worden. Wie Deutschland kraft seiner Religion, Philosophie und Geschichte, so sollte es auch kraft seiner Sprache eine Rolle unter den Völkern spielen. Gerade seine Sprache sollte

zur Wiederbelebung des ganzen Volkes dienen. Kräftiger als er haben Wenige die Befreiung der Deutschen vom französischen Sprachjoche ersehnt.

Wenn der Franzosen Schaum die deutschen Häupter ehren
Und unsere Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Deutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wenn Andrer Affe sein und sie uns äffen müssen,
Wenn Keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht
Und lobt des Deutschen Geld, wenn man des Deutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib, —
Was ist es Wunder dann, wenn auf der deutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden?
Bei Herren wird der Schad der allergrößte sein:
Der Bürger lernet Frantzsch weit leichter als Latein.

Wie hier in holprigen, ungelenken Versen, so drückte Leibniz an anderen Orten in schwerfälliger, jeder Eleganz entbehrender Prosa diesen Gedanken aus, daß zur Selbständigkeit der deutschen Nation auch die Befreiung, die wissenschaftliche Anwendung der deutschen Sprache gehöre. „So ist auch offenbar, daß wir in Deutschland unsere Sprache bei weitem so hoch nicht halten als die Franzosen die ihrige. Denn anstatt, daß wir uns befleißigen sollten, die guten Wissenschaften in deutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus und bemühen uns, die lateinischen und griechischen terminos technicos mit dunklen oder lächerlichen Worten zu verhunzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich oder schicke sich, wenn es auf das Höchste kommt, zu nichts mehr, als Histörchen und neue Zeitungen darin zu

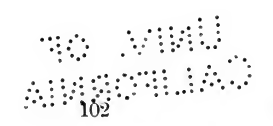
schreiben, nicht aber die philosophischen oder derer höheren Facultäten Lehren und Grundregeln in selbiger vorzustellen. Denn wieviele sind unter uns, die da meinen, es sei die lateinische Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes und wer selbige nicht gelernet habe, der könne unmöglich gelehret sein. Ja ich wollte wetten, daß unter denen, die diesen meinen Diskurs lesen werden, fast die Hälfte dieses ihren ersten Diskurs werden sein lassen, daß ich ungereimt gehandelt, weil ich solchen nicht in lateinischer Zunge verfertiget, so gar wird unter uns selbst der verächtlich gehalten, der nur im geringsten in diesem Stück zur Beförderung guter Künste etwas in unserer Sprache versuchen wollte."

Diese Sätze stehen in der Schrift „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache". Von dieser 1697 zuerst erschienenen Schrift, die anderthalb Jahrhunderte Leibnizens Namen trug, hat man neuerdings erwiesen, daß sie nicht das Eigenthum unseres Philosophen, sondern des wackeren Sprachmeisters J. G. Schottel ist. Ihm gehören die Gedanken und praktischen Vorschläge, Leibniz nur die Worte. Ein solches Aneignen fremden Gutes hat man dem Philosophen schwer verdacht: der Reiche, der über soviel Schätze gebot, hätte, so sagt man, dem Aermeren nicht sein mageres Gut rauben sollen. Doch steht in unserem Falle die Sache anders. Zunächst waren die Begriffe von literarischem Eigenthum in jener Zeit von den unsrigen wesentlich verschieden: große Stellen aus fremden Schriften in die eigenen herüberzunehmen, Anderer Gedanken stillschweigend sich anzueignen, galt nicht als Vergehen. Sodann handelte Leibniz, wenn auch nicht redlich, so doch klug, indem er den Namen des eigentlichen Autors verschwieg und statt dessen den seinigen substituirte. Denn durch das Ansehen seines Namens machte er Vorschläge annehmbar, welche unannehmbar erschienen, sobald sie von einem Anderen vorgetragen wurden; zu einer Zeit, da die vorgetragene Sache fremd und unbeliebt war, konnte sie an Würdigkeit und Aufnahmemöglich-

keit nur dadurch gewinnen, daß sie durch das Gewicht eines hochberühmten Namens gestützt wurde.

Die Vorschläge Leibniz-Schottels waren verständig, ohne genial zu sein. Sie zielten auf Reinhaltung der deutschen Sprache, auf Entfernung von all dem fremdländischen Ballast, der sich im Laufe der letzten Jahrzehnte aufgehäuft hatte, verlangten aber keine abgeschmackte Deutschthümelei, die schon damals ein patriotisches Mäntelchen anzunehmen begann; „man soll", so mahnte er, „kein Puritaner werden und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde vermeiden." Nur die lässige, unterschiedslose Hingabe an fremde Idiome bringe der Sprache und dem Volksbewußtsein Verderben; „die Annehmung einer fremden Sprach führt gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich". Um den Deutschen den rechten Gebrauch ihrer Sprache möglich zu machen, schlug er vor, gute Wörterbücher zu schaffen. Diese hätten die Aufgabe, den gesammten Sprachstoff zu sammeln und seine Bearbeitung zu fördern. Durch sie seien drei Dinge für die Sprache zu erstreben: Reichthum, Reinigkeit, Glanz. Reichthum könne erzielt werden durch Wiedereinsetzung veralteter, durch Naturalisirung fremder, durch Schaffung neuer Worte: die große Kenntniß der früheren, besonders auch der damals verachteten Volksliteratur, der Scharfblick, der die Dialekte als Quellen der Sprachbereicherung herbeizieht, der feine Sprachsinn, welcher die stammverwandten Sprachen in die erste Reihe der Sprachbildner stellt, sind höchlichst anzuerkennen. Zur „Reinigkeit" gehörten der gute Klang der Worte und die Beobachtung der Grammatik, deren Herstellung als eine der dringendsten Aufgaben den Deutschen ans Herz gelegt wurde, Vermeidung des Mißtönenden und des Unanständigen. Glanz und Zierde müßten durch Nachahmung guter Muster gewonnen, vornehmlich durch innere Begeisterung erzielt werden, die alles äußerlich und innerlich Schlechte, Sprachwidriges und moralisch Bedenkliches, besonders Schlüpfriges in gleichem Maße fern hielte.

Leibniz schrieb auch sonst manches Deutsche. Freilich nicht seine Hauptwerke, denn diese mußten ins Allgemeine, auf die ganze gelehrte Welt wirken; und mehr zu seiner eigenen Befriedigung, denn er ließ unbekümmert um seinen Nachruhm manche dieser Schriften ungedruckt. Aber wenn er etwas für Deutschland besonders Geeignetes unter der Feder hatte, so bediente er sich, auch darin Alexander von Humboldt ähnlich, seiner Muttersprache. Unter den Schriften dieser Art verdient eine namentliche Hervorhebung, weil ihr gerade für Berlin eine wesentliche Bedeutung zukommt, der „monatliche Auszug aus allerhand neu herausgegebenen nützlichen und artigen Büchern", der 1700—2 erschien, unter dem Namen von Leibniz' Gehülfen und Sekretär Joh. Eckhard herausgegeben wurde, aber des Meisters Werk selbst ist. Seine literarischen, politischen und religiösen Gesinnungen kommen in diesen Auseinandersetzungen, in denen Leibniz sich auf den Ton des jüngeren Mitarbeiters herabzustimmen sucht, zum deutlichen Ausdruck: in sprachlicher Beziehung die Betonung reinen und richtigen Sprachgebrauchs; in ästhetischer die Hochhaltung der deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts, die in einer nicht selten ungerechten poetischen Aufwallung den Meistern der römischen und griechischen Dichtkunst gleichgestellt, wenn nicht gar vorgezogen werden; in politischer die Hervorhebung Preußens, in religiöser die Bekämpfung des Aberglaubens, des Fanatismus und des Atheismus. Gerade durch derartige Auseinandersetzungen wurde diese zwar nicht in Berlin erscheinende, aber durch den Einfluß des mit dem preußischen Hofe engverbundenen Schriftstellers in Berlin verbreitete Zeitschrift einflußreich und wirksam: sie gab das erste Beispiel einer periodischen deutschen Schrift; sie schlug, obgleich sie sich mit gelehrten Sachen beschäftigte, einen allgemein verständlichen Ton an; sie verfolgte, um ein später übliches Wort zu gebrauchen, die Aufklärungstendenz, durch welche die Hauptstadt in den folgenden Jahrzehnten bei Vielen so berühmt, bei Anderen verdächtig und berüchtigt wurde.



Wie nichts diesem genialen Menschen fremd war, so auch nicht die Fähigkeit, deutsche Verse zu machen. Die Fähigkeit, aber wohl die Kunst. Denn mochte Leibniz auch in dem Meisten, was er begann, seinen Zeitgenossen weit überlegen sein, in der deutschen Poesie war er nicht weiter als jene. Er bewunderte gleich ihnen, obwohl er doch die Meister der Weltliteratur kannte, die deutschen hölzernen Poeten des 17. Jahrhunderts und vermochte keine andere Ausdrucksweise als sie zu finden. In politischen, religiösen, ästhetischen Gedichten verließ er nicht den üblichen conventionellen Ton und auch in den Gelegenheitsdichtungen unterschied er sich kaum von ihnen. Ja, er theilt mit ihnen die Eigenheit, daß er gerade da am schwächsten ist, wo sein Gefühl spricht, wenn man nicht annehmen will, sein Gefühl sei zu stark, als daß er den passendsten Ausdruck dafür finden könnte. Denn gerade für Diejenige, der er innig ergeben war, für die Königin Sophie Charlotte, wußte er das rechte Wort nicht zu brauchen.*) Wie er in dem ihr gewidmeten prosaischen Nekrolog förmlich und steif erschien und sich mit höfischen Redensarten und frostigen Namenshäufungen begnügte, so kam er auch in den für sie bestimmten Gedichten nicht über die gewöhnliche Prosa hinaus. In einem Geburtstagsglückwunsch zum Jahre 1701, den er als „der älteste am Hofe sich befindende Diener" abstattete, ist höchstens die eine den ovidischen Spruch paraphrasirende Strophe erträglich, mit welchem ihre Denkmünze geziert war:

Die wahre Majestät, die sich nicht läßt benehmen,
Die sich mit Liebe läßt in einem Sitz bequemen,
Des hohen Geistes Licht, die Gabe der Natur,
Der Menschen Herzenslust, der Götter rechte Spur.

Wie unerträglich aber das bei ihrem Tode, bei welchem abwesend gewesen zu sein, er als Glück für seinen Schmerz erachtet, verfaßte Gedicht sein muß, kann man aus den folgenden Strophen erkennen, die, so schlecht sie an sich sind, noch immer die erträglichsten heißen müssen:

---

*) Die drei angeführten Stellen Werke X, S. 279. 286. 291 fg.

Der Preußen Königin verläßt den Kreis der Erden,
Und diese Sonne wird nicht mehr gesehen werden;
Des hohen Sinnes Licht, der wahren Tugend Schein
Der Schönheit heller Glanz soll nun erloschen sein. . . .
Erstaunende Gestalt, entzückungsvolle Strahlen!
Wie ein Apelles je möcht' eine Göttin malen.
Der Sterne Ueberschuß, der Elemente Macht
Hat bei den Menschen nicht Vollkommners fürgebracht.

Für alle seine wissenschaftlichen Pläne, besonders aber auch für seine der deutschen Sprache gewidmeten Absichten bedurfte Leibniz des Zusammenschließens Vieler zu einem Ganzen. Die von ihm für nöthig gehaltenen Grammatiken und Wörterbücher — denn er unterschied drei der letzteren: Sprachbrauch für die gewöhnlichen gangbaren Wörter; Sprachschatz für die Kunstausdrücke; Sprachquelle für die veralteten oder alten, bloß der etymologischen Forschung dienenden Worte — konnten nicht von einem einzelnen Forscher hergestellt werden. Darum kam ihm auch für seine Sprachstudien und Bestrebungen die Idee eines Vereins. Ein solcher Verein war im 17. Jahrhundert nichts Neues. Das Zusammenschließen zu religiösen, politischen, literarischen, wissenschaftlichen Zwecken war an der Tagesordnung. Den Fürsten- und Städtebünden waren Verbindungen geistig strebender Männer gefolgt. Auch in diesen ging Deutschland nur den Weg, den das Ausland, besonders Italien, Frankreich und England gewiesen hatte. Den Akademieen und gelehrten Bündnissen jener Länder strebten die „fruchtbringende Gesellschaft" und ähnliche Genossenschaften nach. Nur in zwei Punkten gingen diese Gesellschaften weiter als ihre ausländischen Schwestern und Vorgängerinnen. Das national-deutsche Element wurde entschiedener betont und der Zusammenhang eines solchen Vereins mit einem Fürsten als nothwendig gefordert. „Es bedürften", so meinte daher auch Leibniz, „diese Sachen von einem großen Begriff einer gewissen Versammlung oder Vereinigung, aus Anregung eines hohen erleuchteten, vornehmen Hauptes".

Aber Leibniz war nicht der Mann kleiner Ziele und halber

Maßregeln. Er hatte gelernt, daß man mit Fürsten von Anhalt und dergleichen machtlosen Herren nichts Erkleckliches ausrichten konnte. Er hatte bald genug erkannt, daß die Spielereien, welche die deutschen Gesellschaften fast von Anfang an ihren ernsten Zwecken angehängt hatten, immer schadeten, selbst wenn sie nicht, wie es nur zu oft der Fall war, zur Hauptsache wurden. Er hatte ferner eingesehen, daß, so verdienstvoll eine Sorge für die deutsche Sprache sei, das geistige Leben der Nation einer allgemeinen Förderung bedürfe. An die Stelle der „Palmenorden" und ähnlicher Vereine unter dem Schutze dilettantischer Duodezfürsten sollte eine umfassende wissenschaftliche Akademie in der Residenz des Königs von Preußen und unter seiner werkthätigen Protection treten.

Dieser Plan lebte in Leibniz seit 1688. Er gewann jedoch erst feste Gestalt, als der Philosoph mit Sophie Charlotte näher bekannt wurde. Dies geschah 1697.*) Als er damals hörte, die Kurfürstin interessirte sich für den Plan, hoffte er, die Berliner Akademie werde mehr leisten als die Pariser und Londoner. Denn während beschäftigte Männer nur an das augenblicklich Nothwendige, leicht Erreichbare denken, seien geistreiche Frauen geeigneter, auf das Allgemeine ihre Aufmerksamkeit zu wenden; sie, von Sorgen und Noth frei, seien fähiger, auf das Schöne ihren Blick zu richten; endlich seien sie, als nicht ausschließlich dem Theoretischen ergeben, berufener, auch das Praktische ins Auge zu fassen. Als Sophie Charlotte 1698 bei einem ihrer zahlreichen der Mutter gewidmeten Besuche nach Hannover kam, erhielt sie von Leibniz die Denkschriften, die auf eine derartige wissenschaftliche Anstalt abzielten. Er war klug genug, nicht die Fürstin, obgleich er in ihr seine wirksamste Stütze zu finden hoffte, in den Vordergrund zu stellen, sondern ihren Gemahl. Ihn erklärte er unter den lebenden Fürsten als den einzigen, der sich den Ruhm erwerben könnte, ein neues wissenschaftliches

*) Für das Folgende vgl. Leibniz' Werke von O. Klopp. Erste Reihe. Bd. X (Briefe). Hannover 1877.

Centrum zu begründen. „Er kann seine Völker zur Blüthe bringen und zu gleicher Zeit zum dauernden Glück der Menschen beitragen durch Wachsthum der wichtigen Kenntnisse, die den wahren Schatz der menschlichen Natur ausmachen." Bei aller Hochhaltung der wissenschaftlichen Arbeit, zu deren Preis er schöne Worte fand, „dieweil die Wissenschaften und der irdische Himmel bequem befunden worden, die verirreten Menschen gleich wie der Stern die morgenländischen Weisen, zu dem so recht himmlisch und göttlich ist, zu führen", verfolgte er bei Begründung der Akademie auch religiöse und praktische Pläne. Jene lagen ihm am Herzen, „damit die Ehre Gottes mehr ausgebreitet werde". Bei ihrer Ausarbeitung bekundete er wiederum seinen praktischen Sinn. Er glaubte in der Akademie das rechte Werkzeug gefunden zu haben, seine früher geäußerten Vorschläge von protestantischen Missionen in China ins Werk zu setzen; — solche nach der Türkei, Persien, Indien sollten folgen. Damit aber diese Missionen in den Bereich einer wissenschaftlichen Akademie gehörten, sollten die dazu Ausgeschickten Männer der Wissenschaft sein, die mit vielseitiger Sprachkenntniß, besonders auch mit Verständniß der Naturwissenschaft ausgerüstet, Wissen neben Glauben verbreiten und, in dieser Beziehung Kaufleuten gleich, „einen Tausch von Wissenschaften" anbahnen könnten. Diese Missionen, zu deren allmäliger Gestaltung ein „Seminarium junger zu den Missionen bequemer Leute" errichtet werden könnte, hätten Gelegenheit, in Rußland Verbreitung slavonischer Bibeln und magnetische Beobachtungen zu betreiben.

Die praktischen Pläne nahmen in den Absichten des Begründers der Akademie eine breite Stelle ein. Der vornehmste unter diesen Plänen war der der Seidencultur. Die Absicht ging dahin, durch Pflanzung von Maulbeerbäumen solche Strecken Landes, die bisher keinen oder geringen Ertrag gehabt hätten, nutzbar zu machen, bei Fütterung und Wartung der Würmer Kinder, alte Leute und sonst Unbeschäftigte zu gebrauchen. Leibniz führte aus, daß die Maulbeerbäume in allerhand Grund

geriethen, der Kälte widerständen und desto weniger Besorgniß verursachten, da es nicht auf Früchte, sondern auf Blätter ankomme, daß die Seidenwürmer hier minder Krankheiten unterworfen seien als in heißen Gegenden, daß die gewonnene Seide der französischen und italienischen zu vergleichen sei. Von Berlin aus sollten die Alleen nach Schönhausen und Friedrichsfelde mit solchen Bäumen bepflanzt werden.

Natürlich stand aber für eine Akademie der Wissenschaften die wissenschaftliche Arbeit in erster Linie. Nur daß auch hier der Grundsatz geltend gemacht wurde, das Arbeitsgebiet von vornherein festzustellen, nicht sich allmälig aus dem Fortgange der Wissenschaft gestalten zu lassen, und daß auch hier der praktische Gesichtspunkt herrschte, den Leibniz niemals gänzlich aufgab. Dazu gehörte vor Allem der Gedanke, die Akademie sollte die wissenschaftliche Aufsichtsbehörde, eine Normalanstalt für allerhand nützliche und häufig gebrauchte Bücher und Hefte werden. Ihr sollte das gesammte Kalenderwesen unterworfen werden; von ihr sollten Receptur- und Quittungsbücher zu beziehen sein, unter ihrer Oberaufsicht sollten Compendien, Wörterbücher, Schreib- und Rechenhefte, die für den ganzen Staat Geltung hätten, angefertigt werden; ihr sollte die Inspection über Maß und Gewicht zustehen, das gleichfalls für das ganze Land einheitlich, nach dem Decimal-, „dem in der That alten romanischen Fuß", geregelt werden sollte.

In den weit aussehenden wissenschaftlichen Plänen, welche der Akademie als eigentliches Arbeitsgebiet zugewiesen wurden, erkennt man die Vielseitigkeit ihres Begründers. Der erste betraf „medicinalische Observationen". Dazu gehörten: Beobachtung der Witterung als des Hauptanlasses zu gewissen Krankheiten und Epidemieen; der Natur, wobei Landleute und Gärtner Unterstützung gewähren müßten, um das Wachsen des Getreides und der Früchte, die Schädigung derselben durch Ungeziefer zu constatiren; der Thiere, um deren Fruchtbarkeit und Gesundheit nachzuweisen; der Menschen, um den Epidemieen, ihren Ursachen

und ihrem Verlaufe, der Art ihrer Heilung auf die Spur zu kommen. Anschauung und Ausdrucksweise, die in folgendem Satze herrscht, mag Aerzten und Laien heutigen Tags ein Lächeln abnöthigen: „es sei zugleich dahin zu sehen, ob und was die mondeswechselungen, auch solstitia et aequinoctia, sowohl bei diesen morbis (nämlich denen der hypochondriaci, podagrici, arthritici, epileptici, phthisici) als sonderlich bei den haemorrhoidibus et haemorrhagiis wirken mögen, auch zu welcher Zeit abortus sich vor andern gezeiget und viel anders, so einem verständigen observatori die Gelegenheit an Hand giebet". Untersuchungen des Bodens, des Climas, der in den einzelnen Landstrichen üblichen Nahrungsmittel sollten sich den früheren anschließen.

Der zweite Plan, der mit dem schon erwähnten Kalenderwesen eng zusammenhängt, war der, die astronomischen Beobachtungen zu befördern; zu diesem Zwecke wurde alsbald ein Observatorium in Aussicht gestellt und bald gebaut; ihnen hauptsächlich sollten die Miscellaneen, die Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen gewidmet sein, von denen der erste und einzige Band auch wirklich bald veröffentlicht wurde.

Als Historiker beförderte Leibniz drittens die Veranstaltung geschichtlicher Arbeiten durch die Akademie. Es entsprach seinem klaren Blicke, daß er Vergangenheit und Gegenwart dabei in gleicher Weise berücksichtigte. Er wollte einerseits, daß alljährlich die Geschichte des letztvergangenen Jahres treu und anschaulich erzählt würde, andererseits, daß Archive und Registraturen aus den bisherigen königlichen Beständen, sowie aus dem Besitz der Stifter, Klöster, ausgestorbener gräflicher Familien überall eingerichtet würden, um die Geschichte der Vergangenheit leicht und bequem zu studiren. Seien die Originale in die Hände von Privaten oder in die Fremde gekommen, so müßten Abschriften von ihnen genommen werden. Auch Nachforschungen nach alten Chroniken und eventuelle Veröffentlichung derselben rieth er an. Aber auch hier zeigte sich sein praktischer Sinn:

er wies die Regierenden darauf hin, welche praktischen Vortheile sich für sie aus dem gründlichen Studium alter Urkunden ergeben, wie sie aus ihnen vergessene Rechte, außer Acht gelassene Besitztitel reclamiren könnten.

Endlich sollte viertens das gesammte Unterrichts- und Bücherwesen der Akademie unterstellt werden. Sie sollte eine generalis ephoria sein, die über das geschriebene und gesprochene Wort zu wachen hätte. Daher war in Aussicht genommen, daß die bisherigen Besitzer von Stipendien sich bei der Akademie oder bei den in der Provinz zerstreuten Gliedern über Würdigung und Befähigung ausweisen, die künftigen von ihr ausgesucht oder bestätigt werden sollten. Ebenso wie sie nach den oben mitgetheilten Bestimmungen die überall geltenden Lehrbücher herausgeben, mindestens approbiren sollte, war ihr auch ein ausschließliches Druck- und Verlagsrecht zugedacht. Sie war als eine Art Obercensurbehörde, Generalverlagsanstalt und Hauptsortimentsgeschäft gedacht. Denn es hieß ausdrücklich, „aus ihren Läden vor andern sind Wir geneigt, die zu Unsern Bibliotheken anständigen Bücher nehmen zu lassen".

Alle diese Bestimmungen zeigen auch noch in anderer Beziehung den praktischen Sinn des Stifters. Sie sollten nämlich dazu dienen, der Akademie, ohne daß königliche Kassen besondere Zahlungen zu leisten hätten, Einnahmequellen zu eröffnen, einen gewissen „Fundus" zu schaffen. Seidencultur und Kalender, Verlag und Sortimentsgeschäft sollten Einnahmen gewähren. Der Erfolg jedoch entsprach nicht durchaus der Absicht. Die Seidencultur war ein weitaussehendes Unternehmen, dessen Ertrag nur auf dem Papiere, nicht aber in Wirklichkeit verwendet werden konnte; der Kalender brachte so wenig, daß er das Gehalt des Präsidenten nur zur Hälfte deckte; die übrigen Pläne wurden gar nicht ausgeführt. Daher dachte Leibnizens findiger Kopf an neue Einnahmequellen: Für das Büchercommissariat, das der Akademie zugewiesen ward, sollte von jedem eingeführten Zentner Bücher ein bestimmter Zoll erhoben und an die Akademie

eingeliefert werden. Außerdem sollten ihr alle Ueberschüsse zugewiesen werden, welche aus einer über das ganze Land verbreiteten Versicherung gegen Feuer- und Wasserschäden gewonnen werden könnten. Auch eine Lotterie, dergleichen für milde Stiftungen in und außer Preußen damals im Schwange war, wurde in Aussicht genommen.

Die also begnadete, mit den erwähnten vielen und schweren Aufgaben betraute Akademie sollte eine feste Organisation haben, dabei aber auch in losem Zusammenhang mit den Auswärtsstehenden sich befinden. Daher sollten Gelehrte, Ingenieure, Künstler aus dem ganzen Lande gehalten sein, durch Briefe oder durch mündliche Unterredungen ihre Beobachtungen und Erfahrungen mitzutheilen; den preußischen Gesandten und Agenten wurde zur Pflicht gemacht, alles, „was ihnen etwa von curiösen und nützlichen Dingen vorkommt", der Akademie bekannt zu geben. Die wirklichen Theilnehmer der gelehrten Körperschaft sollten aus membra und associati bestehen, jene bildeten das eigentliche Collegium, diese seien die Correspondenten oder gelegentlich Zugezogene. Alle sollten zum Wesentlichen dem Kreise entnommen werden, der jetzt unter der mathematisch-physikalischen Classe begriffen wird. Nur freilich gehörte zu der mathematischen Classe als Unterabtheilung auch architectonica, deren Vertreter die bildenden Künstler waren; und in derselben Classe zur Unterabtheilung Astronomie, auch Geographie und Chronologie, so daß sowohl Künstler als Vertreter der philologisch-historischen Classe durch diese Ausdehnung einen Unterschlupf in das gelehrte Institut gewinnen konnten. Noch durch Leibniz selbst wurde der physikalischen und mathematischen eine literarische beigefügt.

Obgleich der Stiftungsbrief schon vom Jahre 1700 war, hatte die Akademie oder Societät, wie sie officiell genannt wurde, in dem ersten Jahrzehnt eine kaum erkennbare Wirksamkeit. Es fehlte an Mitteln, die ja erst durch die erwähnten Vorschläge aufgebracht werden sollten; es fehlte an einem geeigneten Ver-

sammlungsort. Mitglieder wurden genügend ernannt, im ersten Jahrzehnt gegen 80. Aber die treibende Kraft war nicht mehr vorhanden: Leibniz selbst war zu selten in Berlin; seit dem Tode der Königin Sophie Charlotte war diejenige dem Unternehmen genommen, die, ohne genannt zu werden, ohne einen äußerlich erkennbaren Antheil zu haben, doch die Seele des Ganzen gewesen war. Doch geschah Einzelnes: eine Schrift wurde herausgegeben, welche die Arbeiten der Gesellschaft enthielt, ein Observatorium wurde errichtet und damit auch ein ständiges Versammlungslokal für die Mitglieder ermöglicht; endlich, elf Jahre nach der Begründung, wurde die Gesellschaft feierlich eingeweiht.

Der Sammelband gibt von der verschiedenartigen Thätigkeit der Berliner Akademie erwünschte Kunde.*) Er zerfällt, gemäß den Arbeiten der gelehrten Anstalt, in drei Theile: 1. einen literarischen, 2. einen physikalischen und medicinischen, 3. einen mathematischen und mechanischen Theil. Die Abhandlungen sind lateinisch. Sie beziehen sich, wie schon der Titel andeutet, im Gegensatz zu späteren Arbeiten derselben gelehrten Körperschaft, speciell auf Berlin. Wenn daher auch Leibniz über sehr allgemeine Dinge, wie den Ursprung der Völker, handelte, so besprach Lacroze, der als Kirchenhistoriker und Gelehrter in den entferntesten Gegenden schweifte — er war der Begründer der koptischen Studien in Deutschland — die in der Berliner Bibliothek befindlichen chinesischen Bücher; J. K. Schott beschrieb Münzen der Berliner Sammlung; Frisch, von dem noch die Rede sein muß, bemühte sich, wenn er auch nichts specifisch Berlinisches zu geben wußte, doch in seiner Ab-

*) Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum ex scriptis Societati (sic.) Regiae Scientiarum exhibitis edita, cum figuris aeneis et indice materiarum. Berolini, sumptibus J. Chr. Papenii 1710. in 4°. 394 SS. Die drei Theile, in welche das Werk zerfällt, führen die Titel: 1. Literaria, 2. Physica et Medica, 3. Mathematica et Mechanica.

handlung „Ursprung einiger deutscher Wörter" gewiß nicht ohne Erinnerung an das preußische Wappen damit von dem Worte „Adler" zu reden, das er mit edel und Elsaß = Edelsaß zusammenstellte. Auch die Beobachter der Natur berührten Berliner Vorkommnisse. Der Astronom Gottfr. Kirch (1639—1710), der seit 1700 in Berlin lebte und außer seinem Sohne Gottfried auch seine Gattin Margarethe und seine Tochter Christine zu praktischer und wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Astronomie anregte*), beschrieb den vom 21. April bis 6. Mai 1702 in Berlin gesehenen Cometen. Ausführlich handelte er auch über eine helle Lichterscheinung, die am 6. März 1702 Abends gegen 8 Uhr beobachtet wurde. Die Erscheinung war in einer Art Bogenform sichtbar, gegen welche der Mond ganz klein und dunkel aussah, die aber auch von der Sonne, da diese längst untergegangen war, nicht veranlaßt sein konnte. Dann stiegen feurige Raketen auf, wie helle Säulen, nicht schnell wie der Blitz, sondern langsam und bedächtig, zwischen denen ein schwarzer Nebel bemerkbar wurde**); ein oberer Bogen, der sich später bildete, war gegen 9 Uhr verschwunden; um 10 Uhr war alles dunkel.

Außer dem Berlinischen und der Rücksichtnahme auf das Deutsche, die auch für diese Abhandlungen charakteristisch ist, tritt auch das praktische Moment hervor, das bei der Begründung der Berliner Akademie stark betont wurde. Es ist von einer neuen Dreschmaschine die Rede,***) deren Beschreibung zuerst lateinisch, dann, damit sie allgemein verständlich sei, deutsch gegeben wird. Es heißt darin zur Empfehlung der neuen Erfindung: „Durch diese Maschine können drei Personen täglich soviel Korn ausdreschen als sonst 18 Personen mit Handflegeln.

*) Ueber die vier Genannten A. D. B. XV, 787 fg.

**) Eine kleine Stelle der Beschreibung mag wörtlich mitgetheilt werden: Erat inter hos lucidos radios atra quaedam caligo, adeo ut spectaculum esset majestate plenum et quodammodo terribile.

***) p. 325 ff. Explicatio machinae Trituratoriae Erzae inventae 1706.

Daher sie bisher von dem Erfinder mit Nutzen zu Erzen, so ein churbraunschweigisches Amt gebrauchet worden."

In dieser Sammlung gelehrter Arbeiten bot Leibniz nichts Epochemachendes. Trotzdem wird Keiner leugnen können, daß er „dieser wegen seiner unbeschränkten Erkenntniß, bewährten Erfahrung, reifen Verstandes, tiefen Nachsinnens und durchdringenden Scharfsinnigkeit weit berühmte Mann", wie er in einer die Stiftung erzählenden Schrift genannt wird,*) der geistige Vater der Akademie war. Aber der König war an ihrer Errichtung nicht unbetheiligt. Er, der „vor seiner königlichen Erhöhung schon den königlichen Gedanken gehegt", habe ausdrücklich die deutsche Sprache betont. (Vgl. oben S. 5 fg.) Als er nämlich bei Verlesung des Stiftungsbriefes bemerkte, „wasmaßen der deutschen Sprach und vaterländischen Geschichte darin nicht ausdrücklich erwähnt worden, sei er „aus eigener Bewegung darauf gefallen und sie als ein hohes Hauptstück der vorgegebenen Arbeit demselben deutlich eingerückt wissen wollen." Demgemäß heißt es in dieser Urkunde, „also daß es eine teutsch gesinnte Societät der Scienzien sei." Mochte es auch ferner ein Leibniz'scher Gedanke sein, so wurde mit des Königs Einwilligung in den Brief der Satz aufgenommen, daß von der gelehrten Körperschaft zwar christliche Tugend und Religion besonders gepflegt werden solle, „jedoch bleibt derselben unbenommen, Leute von anderen Nationen und Religionen wiewohl jedesmal mit unserm Vorbewußt und gnädigster Genehmhaltung einzunehmen und zu gebrauchen."

Daher war es nicht unverdient, wenn der Minister v. Printz

---

*) Kurtze Erzehlung, Welchergestalt Von Sr. Kön. Maj. in Preußen Friederich dem I. in Dero Hauptsitz Berlin die Societaet der Wissenschafften Oder zu mehrer Aufnahme des gelehrten Wesens abzielende Gesellschafft gestifftet worden und wie dieselbe zu ihrer völligen Niedersetzung gediehen. Mit beifügung des Stifftungs-Briefs, der Einrichtungs-Gesetze, derer bey der Niedersetzung gehaltenen Reden und des Catalogi Membrorum Societatis. (Darunter ein Bild des Observatoriums.) Berlin, Verlegts J. Chr. Papen 1711. 31 Bll. in 4°. (K. B.) Die Schrift ist auch Quelle für die im Texte folgende Darstellung.

bei der Eröffnung der Akademie dem Könige Dank und Lob abstattete, eine so öde Prunkrede sonst auch die ministerielle Ansprache genannt werden muß. Dem Vertreter des Königs antwortete, da Leibniz, der Präses, nicht zugegen war, der Vicepräsident Jablonski. Er führte, mit Rückblicken auf die gesammte Geistesgeschichte, aus, daß die Wissenschaften weniger auf die Nothwendigkeit als auf die „Bequemigkeit“ und die Vergnügungen des menschlichen Lebens ziele und zählte, zur Begründung dieses Satzes, Erfindungen älterer und neuerer Zeit auf. Zur Pflege dieser Wissenschaften hätten die bestehenden Vereine: der Schwanenorden, die fruchtbringende Gesellschaft, das Collegium naturae curiosorum nicht genügt, sondern eine neue, eben die Berliner hätte begründet werden müssen, „welche die Sprache der beiden erstern mit der Wissenschaft der dritten in eins verbinden möchte.“ Die Mitglieder der Akademie erhielten zwar keinen Gehalt, wie die der französischen, brauchten jedoch keine Opfer zu bringen, wie die der englischen Akademie. Der Redner faßte die Aufgabe des Akademikers einmal in dem hübschen Satze zusammen: „So sind wir sämmtlich Freiwillige; anderswo an Amtsarbeit gebunden, hier aber aus eignem Belieben Hand anlegend. Gleichwie aber im Kriege die Volontaires öfters nützliche Dienste thun, so verhoffen wir, dergleichen Lob im Felde der Gelehrtheit zu erwerben.“

Trotz aller Lobpreisungen des großen Gelehrten, die sich in dieser Einweihungsschrift findet, sieht sie ein wenig wie ein Trumpf aus, den man gegen Leibniz ausspielte. Wirklich wurde sie von Leibniz so aufgefaßt.*) Die Ernennung des Ministers von Printz zum Direktor, der über ihm, dem Präsidenten, zu stehen schien, die Veränderungen in der Akademie, die Eintheilung in vier Klassen, die Einweihung überhaupt, ohne daß man ihn direct aufgefordert oder gewartet hatte, bis er an derselben theilnehmen könne, das Alles erregte den Vater, der auf seine

*) Vgl. seinen Brief an die Prinzessin Sophie Dorothea, Werke X. S. 418.

Schöpfung stolz war. Aber noch Schlimmeres trat ein. Leibniz kam von 1705 an selten, von 1710 an gar nicht mehr nach Berlin: er war kränklich geworden, mußte fürchten, durch seinen Aufenthalt in Berlin die Differenzen zwischen Hannover und Preußen zu verstärken, wurde selbst als Spion angesehen und konnte sich in den veränderten Ton nicht finden, der seit dem Tode der Sophie Charlotte und noch mehr seit Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt in Berlin herrschte. Er that zwar, in offiziellen Schreiben an Printz, Jablonski und Ilgen, als wenn die ohne ihn gemachten Veränderungen von ihm gebilligt würden, wiederholte seine früheren Vorschläge und fügte den neuen hinzu, die Miscellanea häufiger, womöglich jährlich, herauszugeben, aber mit seinem Eifer war es vorbei. Und wie mußte es ihn kränken, daß man ihm seinen Gehalt vorenthielt, daß man den Lebenden völlig vergaß. Man setzte der Undankbarkeit die Krone dadurch auf, daß man bei seinem Tode, 14. Nov. 1716, kein Wort des Andenkens für den Stifter hatte und daß man später, nach der Reorganisation der Akademie, das Andenken dessen verkleinerte, welcher der Gesellschaft Ursprung und Weihe gegeben hatte. Spätere Nachkommen suchten durch jährliche Feier des Leibniztages die Schuld der Vorfahren zu sühnen.

Mit der Thätigkeit der Akademie hängt die Herausgabe von Kalendern zusammen. Solche erschienen seit 1703 bez. 1704. Sie sind eine Art Mittelding zwischen wirklichen Kalendern, Staatshandbüchern und Adreßbüchern. Zwei solcher Kalender sind zu unterscheiden. Der eine, zuerst 1704 erscheinend, aber erst 1706 den Namen Berlin nennend, wurde 1705 französisch veröffentlicht und stellte dar „das jetzt lebende königlich preußische und churfürstlich brandenburgische Haus, darstellend dero Namen, Geburtstag, Regierung, Bedienung, item die mit dem Orden des schwarzen Adlers begnadigten Ritter, dann die vornehmsten Civil- und Militär-Bedienten sammt ihren Chargen".*)

*) Der Titel des Kalenders von 1706, der, wie viele der folgenden auch manche der in S. 115 A. * erwähnten, sich in der G. L. Stiftung findet,

Der andere ist ein historisch-geographischer Kalender.*) Letzterer hat für Berlin keine Bedeutung. Wenigstens bezieht sich der Anhang, welcher den zweiten Kalender vom ersten unterscheidet, entweder auf das Ausland oder, wenn auf das Inland, so auf die Städte außerhalb Berlins. In letzterer Beziehung werden z. B. Märkte und Posten aufgeführt; in ersterer Mittheilungen über Jahreszeiten, Behandlung des Getreides, der Früchte, Notizen sowohl aus der ältern und neuern Historie verschiedener Länder, auch aus „Mußkau“ d. h. Rußland, als aus der Zeitgeschichte, Erwähnungen interessanter Krankheiten, hohen Lebensalters, Todesfälle aus fürstlichen Familien und dergl.

Ausführlicher muß von dem ersten, dem s. g. Berliner Adreßkalender die Rede sein. Dem Kalender geht ein kurzer Bericht voran mit Bitten, die verspätete Vollendung des Ka-

lautet (ohne Beachtung der orthographischen Seltsamkeiten, auch der vielangewendeten lat. Buchstaben): „Adreß-Kalender der Kön. Preuß. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und daselbst befindlichen königl. Hofes auch anderer hohen und niederen Kollegien. Instantien und Expeditionen. Auf das Jahr Christi 1706 mit Approbation der Königlichen Societät der Wissenschaften. (Titel theils schwarz, theils roth. — Unter „Wissenschaften“ der preußische Adler mit der Umschrift 1706, ohne Angabe eines Druckers oder Buchhändlers.)

*) Verbesserter historisch- und geographischer Kalender auf das Jahr nach Christi Geburt 1703. Auf Sr. Königl. Majestät in Preußen Churmärkische und übrige Reichs- und benachbarte Lande gerichtet. Und herausgegeben unter Approbation der von Sr. Königl. Majestät gestifteten [seit 1707 in dero Residenz Berlin gestifteten] brandenburgischen Societät der Wissenschaften. — Darunter ein großer Adler mit Umschrift des Jahres. — Ursprünglich bei Schlechtiger, später bei Joh. Wessel gedruckt. In den ersten Jahrgängen erschien der im Text behandelte Anhang mit besonderm Titel. Dieser lautet im ersten Jahrgang: „Anhang zum historisch und geographischen Kalender auf das Jahr 1703, in welchem gewöhnlicher Maßen einige zuverlässige astrologische Muthmaßungen vom Gewitter, Krankheiten, Fruchtbarkeit u. s. w. gesetzet. Denen beigefüget ist die Einleitung zur alten Weltgeschichte. Ingleichen aus neuen Geschichten, was in den vornehmsten Reichen und Theilen der Welt das vergangene 1701. Jahr über Denkwürdiges sich begeben. Unter Approbation der von Sr. Königl. Majestät in Preußen gestifteten brandenburgischen Societät der Wissenschaften.

lenders nicht übel zu nehmen, etwaige Irrthümer zu entschuldigen, Berichtigungen an den Buchhändler Pape, den Factor der Societät einzusenden. Unter den mannigfachen Zählungen des Jahres: von Erschaffung der Welt u. a. ist auch die: von der Geburt des Kronprinzen. Von den Zeichen, welche den einzelnen Tagen beigefügt werden, sind bemerkenswerth solche für „gut Kinder entwöhnen, purgiren, gut Holzfällen, gut Haar abschneiden, gut schröpfen, gut aderlassen, köstlich gut aderlassen, gut säen und pflanzen." Nach 1739 wird diesen und ähnlichen Zeichen ein neues hinzugefügt: „Arznei brauchen." Einzelnen Wochen und Tagen werden Wetterprognosen beigeschrieben, entweder ganz einfach: „Regen, Wind" u. ähnl. oder auch deutlicher: „feiner Sonnenschein; es will nicht unstet sein." Auf den Kalender folgen kurze Notizen von Finsternissen, von den vier Jahreszeiten, von Abendsternen u. a. m.

Der eigentliche Adreßkalender beginnt mit einer Zusammenstellung der Mitglieder des schwarzen Adler-Ordens. Bei allen in dieser Rubrik und in den übrigen Rubriken des Buches Angeführten ist Name und Wohnung genau angegeben. War der Vorname unbekannt, so wurde wohl für denselben ein leerer Raum gelassen; da die Häuser keine Nummern hatten, so mußte der Hauseigenthümer genannt, wohl auch zur besseren Bestimmung ein nahegelegenes öffentliches Gebäude beigefügt werden, z. B. „wohnt an der Friedrichsbrücke in der Burgstraße im Itzigschen Hause" oder „logirt in der neuen Friedrichsstraße am Spandauer Thor in des Fechtmeister Meyers Hause." Auf die Ritter des schwarzen Adler-Ordens folgt der Königliche Hofstaat, die Minister, die Kammer-Herren, -Junker, -Diener. Es lehrt den ganzen Umfang des königlichen Hofes unter Friedrich I. kennen, wenn nun — bei den meisten Abtheilungen heißt es meist „ohne die Unterbedienten" — die Hof-Kapellisten und Kammermusici, Vocalisten und Instrumentisten, Kammer-Hautboisten und Aufwärter, die Hof- und Reise-Küchen-Bedienten; die Hof-Weinkeller-, Reisekellerei- und Speisekeller-Bedienten; die

Silberkammer und Hofconditorei, Marstall-Bedienten aufgezählt werden. In einer besonderen Abtheilung: „Der hochseligen Königin damaliger Hofstaat" — man bedenke, daß man es mit dem Kalender von 1706 zu thun hat — werden die Kammerfräuleins und zum Schluß die Kammertürken Fridrich Aly und Frid. Hassan angegeben. Dann folgen die einzelnen Prinzen: der Kronprinz; Philipp Wilhelm und Gemahlin; Albrecht Friedrich und Gemahlin; Christian Ludwig.

Die zweite Abtheilung „Collegia und Aemter" — eine dritte, den Kriegsstaat behandelnde ist ganz kurz — beginnt mit dem geheimen Staats- und Kriegsrath und läßt dann „die übrigen Collegia nach der Ordnung des A. B. C." folgen. Doch wird die alphabetische Reihenfolge nicht so eigensinnig festgehalten, daß die zusammengehörigen Beamtencategorieen auseinandergerissen werden. Daher werden nach den Accise-Gegenschreibern die „Visitatores und Wein-Visirer", die „Thor- und Baum-Schreiber" eingeordnet, worauf erst die übrigen Accisebeamten folgen. — Ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Beamten wäre wenig angebracht. Daher mögen hier nur einige Notizen folgen, die speziell das Leben in der Stadt angehen. Nur in den Jahrgängen von 1706—1709 werden die Stadträthe angeführt; von 1709, d. h. von der Vereinigung der Städte bez. Stadtbezirke zu einer Stadt ist von städtischen Beamten nicht mehr die Rede außer von denen einer Städtecassa, nämlich einem Geheimen Rath, verschiedenen Verordneten vom Kammergericht, Hofkammer und einzelnen Stadträthen. In jenen ersten Jahrgängen werden vier Stadträthe und zwar die in Berlin, Cölln, Friedrichswerder und Friedrichsstadt, Dorotheenstadt aufgeführt. Der von Berlin hat die meisten Mitglieder: 7 Bürgermeister, darunter einen Arzt, zwei Mitglieder des Kammergerichts, einen geheimen Kammerdiener und 3, über deren sonstige Qualität nichts bekannt ist, 1 Syndikus, 2 Stadtrichter, 2 Rathskämmerer, 10 Rathmänner von denen einer „der löblichen Städte Secretarius" ist, 2 Stadthauptleute, 1 Gerichts-

actuar, 2 Rathsbediente, davon ein Rathsdiener und ein Marck-meister." Bei keiner der anderen Städte — die zweite hat 7, die dritte 4, die vierte 2 Bürgermeister — ist ein so voll-ständiges Beamtenpersonal vorhanden. Es braucht kaum be-sonders erwähnt zu werden, daß alle diese „städtischen" Beamten vom Könige ernannt wurden.

Zur städtischen Armendirection gehörten neun höhere Be-amte als königliche Commissarii, ferner 2 Prediger, 6 Deputirte (Rathsmänner und Rathskämmerer „aus den Residenzen"), 2 Prä-ceptores, 2 Küster und ein Hausvater des Friedrich-Hospitals. Es gab 15 Apotheken, darunter 7 französische. Von Aerzten werden 21 Chirurgi und 8 Chirurgi von der Miliz, 5 königliche Leib-Medici und 7 königliche Hof-Medici aufgeführt. Einige von diesen gehörten dem Collegium medicum an, zu dem außer-dem noch einige höhere Beamten gerechnet wurden; ferner gab es 10 Aerzte außerhalb des Collegiums. 15 Gerichtsadvokaten werden genannt, im J. 1713 gab es deren bereits 28. Was das literarisch-künstlerisch-religiöse Leben angeht, so waren 7 Bild-hauer, 5 Buchdrucker, 7 Buchhändler vorhanden. Von den letzteren sind einige schon erwähnt; es waren im Ganzen folgende: Joh. Michael und Joh. Andreas Rüdiger, J. W. Meyer, Pape, Pfeffer, die Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses und der Franzose Arnaud Dusarrat. Die Kunst vertraten 4 Kupferstecher, 1 Kupferdrucker, 8 Maler, meist Hofmaler, z. B. der Hof-Portrait-Maler F. Wilh. Weidemann, der Hof-Portrait-Maler in Miniatur Joach. Henne und den Hofmaler in Seesachen Wilh. Modersteg. Als Vertreter der Wissenschaft mögen drei Mathematiker gelten, „so dociren": Joh. Heinrich und Heinrich Barthol. Hoffmann, Joh. Casp. Ritzius. Höhere Schulen gab es, außer dem schon genannten (oben S. 58) französischen Collegium, vier: Joachims-thal, Berlinisches (Kloster), Kölnisches, Friedrich-Werdersches Gymnasium. An der Spitze eines jeden stand ein Rector, neben ihm 6, höchstens 8 Lehrer, darunter gelegentlich ein „Schreibe-meister." Unter den Rectoren begegnen uns zwei bekannte

Namen: Joachim Lange und Samuel Rodigast, jener am Friedrichswerder, dieser am Kloster. Von niederen Schulen werden drei, auf der Dorotheen-, Friedrichsstadt und die Garnisonschule aufgeführt. Fünf reformirte und neun lutherische Kirchen werden aufgezählt: die ersteren: Dom-, Parochial-, Friedrichswerder, Friedrichsstädtische, Französische Kirche, zusammen mit 22 Predigern (französische allein gab es 10); die letzteren: Nicolai- und Kloster-, Marien-, H. Geist-, St. Petri-, Friedrichswerder und Dorotheenstädtische, Friedrichsstädtische, Garnison-, St. Georg-, Sebastian-Kirche mit 24 Predigern. Bei den einzelnen Kirchen werden außer Predigern, Organisten und Küstern manchmal Kirchenvorsteher genannt, z. B. ein Herr Klüver, der zugleich „Frey-Barbierer“ ist und Sal. Schilling, der „das Deputatkorn und Salarien auszahlt.“ Nach den Kirchen wird allein in einer besonderen Rubrik aufgeführt: Franciscus Hieronymi, Synagogarum Judaicarum inspector et Judaeorum convertendorum informator.

Auch über die Möglichkeit des Verkehrs mit dem Ausland unterrichtet uns das Adreßbuch: 3 Briefträger (erst seit 1740: 4) sorgten für die Bestellung der Briefe. Aus dem mitgetheilten „Lauf der Posten“ ergibt sich, daß man, um nur Einzelnes hervorzuheben, nach Frankfurt a. M. viermal, nach Hamburg und Königsberg je zweimal, nach Venedig einmal wöchentlich Briefe befördern konnte. Der am meisten besetzte Posttag war der Sonntag. Da ging um 5 Uhr morgens die Hauptpost nach dem Westen: nach Potsdam, Cassel, Frankfurt a. M., Minden, Bremen, Nimwegen, Amsterdam; um 7 Uhr: nach Dessau, Halle, Jena, Gotha; um 9 Uhr: nach Dresden, Leipzig, Nürnberg, Venedig; um 10 Uhr: nach Fehrbellin, Lüneburg, Hamburg, Kopenhagen. Die großen Posten nach dem Osten gingen Montag und Freitag, die eine nach Breslau, Prag, Wien, die andere nach Warschau, Danzig, Königsberg.

Unter den im Kalender aufgeführten Personen sind nur zwei von einiger literarischer Bedeutung: Samuel Rodigast

und Joachim Lange. Beide brachten nur einen Theil ihres Lebens in Berlin zu, beide waren Berliner Rectoren, mit Erwähnung dieser zwei Dinge ist aber wohl die Aehnlichkeit erschöpft, die zwischen ihnen besteht. Denn Joachim Lange (1670—1744) von 1698 bis 1709 in Berlin, später Professor in Halle, war ein eifervoller Streiter für das Wort Gottes, ein strammer Pietist, nicht wählerisch in seinen Mitteln und nicht beneidenswerth in seinen Erfolgen, z. B. der Vertreibung des Philosophen Wolff aus Halle. Rodigast (1659—1708, von 1680 in Berlin, aber erst seit 1698 Rector) war ein friedfertiger Mann, der zumeist seinem Schulamt lebte und bei aller Frömmigkeit, die auch ihn schmückte, seinen Schülern doch lieber ein geistiger als ein geistlicher Vater wurde. Wissenschaftlich bedeuteten beide nicht sehr viel, aber Rodigast, welcher zeitlebens Schulmann blieb, begehrte nichts anderes als Programme und Gelegenheitsschriften mit dem nöthigen Inhalt zu versehen, ohne den Anspruch zu erheben, als Licht der Wissenschaft angesehen zu werden; er war ein stiller Arbeiter, der ruhig seinen Weg wandelte, ohne nach rechts und links zu sehen; während Lange, der mehr seiner Gesinnungstüchtigkeit halber als wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung Universitätslehrer geworden war, mit dem Amt auch den Verstand gewonnen zu haben meinte, dogmatische, moralische, exegetische Schriften in staunenerregender Zahl veröffentlichte, wie er während seiner Berliner Lehrthätigkeit Hilfsbücher für den Unterricht, für Grammatik und philosophische Propädeutik geschrieben hatte. Rodigast begnügte sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten einer unter Vielen zu sein, Lange brüstete sich als der Erste und rühmte sich, seine Gegner, z. B. das Haupt der Orthodoxen, Val. Löscher vernichtet zu haben, wenn auch seine Keulenschläge keineswegs immer trafen. Lange war eine unpoetische Natur, der sich aber doch nicht enthalten konnte, Gedichte zu machen, wie etwa auf Porst's „seines von vielen Jahren her sehr werthgeschätzten Bruders in Christo" Heimgang, in welchem die Verse vorkommen:

Dein schneller Tod ist nicht ein böser Tod gewesen,
Du warst vorher nicht krank und bist doch ganz genesen ...
Der hat mit allem Recht es für ein Glück zu schätzen,
Wenn ihn ein schneller Sturm hilft in den Port versetzen.

Bei Rodigast's Tode klagten, wie sein Leichenstein es ausdrückt, die Musen, und wenn sie auch nicht jeden Gelegenheitsvers zu betrauern hatten, den der im Geschmack seiner Zeit dichtende Mann lieferte, so konnten sie doch auf ein wirklich schönes Gedicht hinweisen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", das in stimmungsvoller Weise ein rührend-kindliches Vertrauen zu Gott ausdrückt, von jeder dogmatischen Befangenheit frei, Gott als Allvater preist, voll süßen Trosts im Herzen alle Erdenschmerzen erträglich findet.

Die Art, wie in dem historisch-geographischen Kalender Geschichte gelehrt wird, hat mit wissenschaftlicher Darstellung nichts zu thun. Voran geht ein kurzer Abriß der Urgeschichte bis zu den Nachkommen Cains, dann folgt eine „Fortsetzung der Neuen Weltgeschichte von 1701", in welcher die bunteste Unordnung beliebt wird. Auf die Mittheilungen über des Kaisers Stellung im Spanischen Erbfolgekriege folgen solche über die „Pfaltz- und Orleanische Streitigkeit", Zwistigkeiten in Mecklenburg und Lübeck, dazwischen die Notiz „In Berlin kommt ein Moscowitischer Großgesandter an, Sr. Königl. Majestät zu der erlangten Preußischen Krone Glück zu wünschen". Warum dann unmittelbar „Ungarn, Türkei, Barbarei", dann Italien, Spanien, zuletzt erst Frankreich kommt — über die übrigen europäischen Länder, namentlich die nordischen Reiche, handeln nur kurze Notizen — würde der Verfasser schwerlich selbst begründen können. Die Kriegsereignisse werden hauptsächlich unter „Italien" erzählt. Aus der Art und Weise, wie der Chronikenschreiber vom König von Frankreich spricht, würde man nicht glauben, daß ein Mann wie Ludwig XIV. an der Spitze dieses Landes stand und der Welt gebot. Das Ganze verräth eine anekdotenhafte, nicht geschichtliche Schreibweise; der Autor ist höchstens ein schlechter Zeitungsschreiber, kein Historiker.

Leibniz, der Begründer des Berliner wissenschaftlichen Lebens, der Anreger auch der ebenbesprochenen Kalender, kam in Berlin nicht zu den Ehren, die er wünschte und vielleicht beanspruchen durfte. Eine Vertrauensstellung, wie Pufendorf sie besessen, erlangte er nie. Vielleicht aus Groll darüber — denn von menschlichen Schwächen war auch Leibniz nicht frei — wohl auch aus einer persönlichen Differenz, die früher hervorgetreten war, endlich auch aus grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit über die Art der Geschichtschreibung — Leibniz will nur die „öffentliche Geschichte“ gelten lassen, die sich auf Thatsachen, Verträge, Friedensschlüsse stützt, nicht aber die „geheime“, die aus den Beweggründen, aus den Unterhandlungen der leitenden Personen zu entnehmen ist — erklärt sich Leibniz' ungünstiges Urtheil über Pufendorf. Jahrzehnte nach des Historikers Tode faßte er, nach manchem früheren Geplänkel, seine Verurtheilung in folgende Worte züsammen: „Pufendorf steht an Einsicht und Erfahrung tief unter Thuanus, nicht zu reden von der Gelehrsamkeit, die bei Thuanus groß, bei Pufendorf mäßig war, dessen Stärke nur in der Gewandtheit seines Stiles und in einem gewissen Scharfsinn lag; das Bedeutende seiner Geschichte (des Großen Kurfürsten) liegt darin, daß sie aus den Archivalien treu, wenn auch ohne hervorragendes Urtheil geschrieben ist. Seine Commentare über die schwedische Geschichte sind besser, die brandenburgischen jedoch mit zu eiliger Hast gearbeitet; und da der Verfasser keine große Geschäftserfahrung hatte und nur den Abschreiber machen konnte, so hat er mannigfache Fehler begangen, indem er den Berichten der Gesandten an ihre Herren folgte, die oft auf falsche Gerüchte hin erstattet, durch die Zeit widerlegt zu werden pflegen.“ Sein Urtheil wurde jedoch von der Nachwelt nicht völlig ratificirt.

Samuel von Pufendorf 1632—1694, seit 1688 nach glücklichem Abschluß mehrjähriger Unterhandlungen in Berlin, war, als er in die brandenburgische Residenz einzog, ein auf manchem Gebiete hochberühmter Mann. Er war Philologe und Jurist,

Begründer des Naturrechts und Politiker. Er hatte als akademischer Lehrer in Heidelberg und Lund einen weitreichenden Einfluß geübt. In einer geistvollen politischen Satire hatte er schärfer als irgend einer seiner Vorgänger die Monstrosität der deutschen Reichsverfassung dargethan. Er hatte die Rechtswissenschaft von der Dienstbarkeit der Theologie befreit und die Achtung vor der festen Rechtsordnung des Staates gegenüber den tyrannischen Gelüsten einzelner Herrscher ebenso wie gegenüber der Einseitigkeit römischer Rechtsanschauungen gestärkt. Er hatte lateinische Werke über allgemeine Geschichte geschrieben, welche Nutzen und Nothwendigkeit der Historie für Staatsmänner nachdrücklich hervorhoben, und große Werke über schwedische Geschichte veröffentlicht. In Berlin vollendete Pufendorf ein großes Werk über den großen Kurfürsten, unmittelbar nach seinem Tode erschienen, 1695, und begann ein solches über Friedrich I., das erst 90 Jahre nach seinem Tode herausgegeben wurde.*)

Pufendorf war nicht der Begründer der Zeitgeschichte, wohl aber ihr Reformator und einer ihrer glänzendsten Vertreter. Schon in seiner schwedischen Geschichte, in welcher er nur das 17. Jahrhundert und mit besonderer Ausführlichkeit die von ihm miterlebten Vorgänge schilderte, hatte er zwei Grundsätze befolgt, den einen, nur die auswärtigen Staatsangelegenheiten zu behandeln, den anderen, für seine Berichte nur Archivalien des Landes zu benutzen, dessen Geschichte er schrieb. Beide Grundsätze, mit imponirender Consequenz durchgeführt, machen gleich-

*) H. Breßlau, Sev. v. Monzambano, Ueber Verfassung des deutschen Reiches, Berlin 1882. — H. v. Treitschke (Preuß. Jahrb. 1875); J. G. Droysen, Zur Kritik Pufendorfs, Abhdlgen z. neueren Gesch. 1876; Wegele, Gesch. d. deutsch. Historiogr., München 1885, bes. S. 500—523; A. d. Biogr. 26 701—707 (1888); Pufendorfs Berliner Geschichtswerke: De rebus gestis Friderici Wilhelmi magni electoris Brandenburgici commentariorum libri novemdecim (Berlin 1695) und De rebus gestis Friderici III. fragmentum posthumum hrsgg. vom Grafen Hertzberg, Berlin 1784.

wohl die Werke in bedenklicher Weise einseitig. Ohne parteiisch werden zu wollen, mußte der Historiker Urtheil und Darstellung nach Aktenstücken modeln, die doch nur einer und derselben Partei angehörten. Die ausschließliche Berücksichtigung der diplomatischen Beziehungen und auswärtigen Kriege befestigte bei den deutschen Gelehrten für viele Jahrzehnte die irrige Meinung, daß diese äußere Geschichte einzig Geschichte sei. Von absichtlicher Parteinahme war Pufendorf aber gänzlich entfernt, er unterschlug nichts, was seinem Helden zur Unehre gereichte, und bestrebte sich nie, durch Schönmalerei oder künstliche Redeblumen eine Person besonders auszuputzen.

Die glänzenden Eigenschaften, welche Pufendorf in seinen schwedischen Geschichtswerken gezeigt hatte, bewährte er auch in den zu Berlin entstandenen. Dorthin war der Gelehrte nicht bloß seines berühmten Namens wegen gerufen worden. Seine energische Wendung gegen die Reichsverfassung, aus welcher sich unschwer seine Zuneigung zu den mächtig aufstrebenden Einzelstaaten entnehmen ließ, hatte ihm wohl die Wege geebnet. Seine freimüthige Gesinnung in religiösen Dingen, sein Toleranzstreben war dem großen Kurfürsten lieb gewesen, schon bevor er eine von Pufendorf nach der Aufhebung des Edicts von Nantes verfaßte Schrift erhalten, in welcher zwar die Hoheit des Staats über die Kirche in Anspruch genommen, aber die Gewissensfreiheit des Einzelnen lebhaft vertheidigt wurde.

Der gewaltige Foliant, der die Geschichte des großen Kurfürsten enthält — etwa 1700 Folioseiten, mit ein paar hübschen Titelkupfern, sonst nicht eben glänzend ausgestattet — soll keine Biographie sein und gewährt kein einheitliches Bild des Helden. Nicht von der Lebensgeschichte des Fürsten handelt er, nicht von seiner Entwickelung — über die erstere werden vielmehr am Schlusse des Werkes ein paar Daten gegeben, wo auch ein wenig ausgeführter Versuch über letztere mitgetheilt wird — sondern von seinen Thaten als Regent. Auch dieses geschieht aber nur in beschränktem Sinne. Was Friedrich Wilhelm für sein Land

gethan, wird von dem Geschichtschreiber nicht berührt; nur wie er in Krieg und Frieden auswärtigen Mächten gegenübergestanden, erregt sein Interesse. Selbst Ereignisse von der größten Tragweite für die Folgezeit werden nicht erwähnt, sobald sie nicht auswärtige Verwickelungen oder mindestens Verhandlungen zur Folge haben. Daher wird — um nur zwei der früher behandelten Thatsachen hervorzuheben — der Aufnahme der Juden in der Mark Brandenburg mit keinem Worte gedacht. Vielleicht wäre auch die an die französischen Flüchtlinge ergangene Aufforderung, sich in der Mark und besonders in Berlin niederzulassen, mit Schweigen übergangen worden, wenn nicht die Aufnahme derselben Reclamationen der französischen Behörden zur Folge gehabt hätte. Um diese verständlich zu machen, wird das Aufnahmeedict von 1685 mitgetheilt; von den Schicksalen der Colonie, von den segensreichen Wirkungen der Thätigkeit derselben für das Land erfährt man jedoch nichts. Selbst dieser so verminderte Gegenstand erfährt noch eine bedeutende Verminderung. Drei Dinge z. B., in denen des großen Kurfürsten Bedeutung hervortrat: seine Kriegführung, sein lebhaftes Interesse für die Marine und, im Zusammenhange damit, für die Handelspolitik, welcher der Fürst bedeutsame Wege zu weisen verstand, sein Eingreifen in die Reichsverhältnisse, in die Regelung der deutschen Frage, berücksichtigte Pufendorf wenig. Die letztere Auslassung ist um so merkwürdiger, als der Versuch, einen Rheinbund zu stiften (1658), oder die Bemühung, dem Kaiser ein berathendes Collegium beizugeben, gerade dem Verfasser des Severin von Monzambano besonders erquicklich sein mußten. Die erstere ist bedauerlich, weil der große Kurfürst in erster Linie Krieger war; er, von dem ein englischer Berichterstatter richtig urtheilte, er sei kühn im Kriege, aber ängstlich in Verhandlungen.

Diese Verhandlungen nun bilden fast den einzigen Gegenstand von Pufendorfs Werk, das durch solche Beschränkung einseitig und dem Gegenstand nicht völlig gerecht wurde. Denn Pufendorf stellt

nicht die Ereignisse dar, sondern er läßt den Leser theilnehmen an den Verhandlungen, durch welche diese Ereignisse zustandekamen. In dieser Wiedergabe der Verhandlungen des Kurfürsten mit seinen heimischen und auswärtigen Räthen, in der Verwerthung der massenhaften im Staatsarchiv verwahrten und bis dahin von keinem Geschichtschreiber benutzten Berichte besteht allein das Meister- und Musterhafte seines Werkes. Solches Hervorlocken der Staatsgeheimnisse war nicht nach Jedermanns Sinn. Es zeugt von der großen Auffassung des ersten Königs, daß er den durch seinen Vater berufenen Gelehrten seine Arbeit ungehindert beenden und dieselbe, nachdem sie durch eine zu diesem Zweck eingesetzte Commission zum Scheine geprüft worden war, veröffentlichen ließ. Leicht erklärlich aber ist es, daß diese Offenheit über die internsten Vorgänge Anstoß erregte, Reclamationen hoher Beamten einerseits und auswärtiger Mächte andererseits hervorrief. Die natürliche Folge solcher Klagen war, daß der König, wenn er auch niemals daran dachte, das vorhandene Werk zu unterdrücken, doch die geplante, ja begonnene Uebersetzung ins Deutsche und Französische nicht förderte, sondern sich an einem deutschen Auszuge genügen ließ.

Pufendorf beherrschte sein Material in großartiger Weise. Selbst da, wo er künstlerisch zu gestalten schien, blieb er ihm verpflichtet. Wenn er einmal — denn Charakteristiken von Personen und Schilderung von Zuständen versuchte er selten — den kaiserlichen Hof schilderte (facies aulae caesareae 1655), so folgte er, wie Droysen nachgewiesen hat, einer Relation des Georg von Bonin. Aber er war kein Sklave seines Stoffes. Er gab nicht ohne Auswahl Auszüge aus Allem, was seine Acten ihm darboten. Er ließ Vieles aus und änderte nach Gutdünken. So gestaltete er die Reden völlig frei, indem er den ungefähren Gedankengang seinen Acten entnahm, die Form aber selbstschöpferisch hinzuthat. Da er den Instinkt des Historikers hatte, der oft zwischen den Zeilen zu lesen, aus dem Geschehenen das Gewesene zu errathen und aus dem Vorangegangenen das

im Verlaufe sich Entwickelnde zu construiren hat, so gab er, nach Droysens glücklichem Ausdrucke, das Richtige auf, um desto wahrer zu sein.

Die Wahrheit liebte er wie ein echter Geschichtschreiber. Man darf ihn nicht als Schmeichler hinstellen, indem man ein Wort, das er einmal einem Freunde gegenüber brauchte, „daß er dessen Herrn, dem er dient, sentimente mit seiner Feder exprimirt", zu seinen Unehren anwendet. Denn in diesem ungelenken Ausdrucke des deutschen Schriftstellers, der sich nur wohl fühlte, wenn er sich der lateinischen Sprache bedienen konnte, ist nicht die liebedienerische Absicht des Höflings verborgen, sondern das Programm des Geschichtschreibers, der nicht die Thatsachen, sondern die Entwickelung, nicht die Dinge, wie sie dem Spätergeborenen, sondern wie sie dem Handelnden selbst erschienen, darstellen wollte. Durch solches Streben glaubte er besser der Wahrheit zu dienen, als durch die sonst beliebte brutale Enthüllung des wirklich Geschehenen. Darum durfte er getrost seinem Hauptwerke die Bemerkung voranschicken: „Mir genügt, die unverletzte Wahrheit aus den Originalquellen redlich der Welt dargelegt zu haben."

Die Vorwürfe, welche man dem Hauptwerke machen kann, darf man auch gegen das Fragment über die Thaten Friedrichs I. erheben. Man möchte die vollendeten drei Bücher dieses Werkes mit einem politischen Jahresbericht oder einem Geschichtskalender, welcher aus Depeschen und diplomatischen Actenstücken entnommen ist, vergleichen. Es gehörte für den Schriftsteller großer Muth dazu, die Geschichte eines Lebenden zu schreiben und darin dem Brotherrn gegenüber den schmalen Pfad der Wahrheit zu wandeln, der zwischen absprechender Kritik und Schmeichelei lief, aber es ist auch ein rühmliches Zeugniß für den Fürsten, daß er trotz der Erfahrung, die er mit Pufendorfs undiplomatenhafter Benutzung diplomatischer Actenstücke gemacht hatte, dem Gelehrten die Abfassung seiner eigenen Biographie übertrug. Doch ist das Werk nur ein Bruchstück. Die drei Bücher ent-

sprechen ebensoviel Jahren; die letzte Notiz ist vom 13. Februar 1691. Auch in diesen Büchern findet sich nirgends der Versuch einer Charakteristik der Hauptpersonen oder das Eingehen auf Berliner Verhältnisse; nur eine mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und großer Ausführlichkeit abgefaßte Schilderung diplomatischer Vorgänge. Mehr vielleicht als in dem großen Werke tritt in dem kleinen ein bestimmter Standpunkt hervor. Der Autor ist sich bewußt, in seinem Buche die letzten Versuche der Franzosen darzulegen, welche dahin zielen, die Zügel der Weltherrschaft an sich zu reißen und die Protestanten zu unterwerfen. Den Franzosen gegenüber tritt Friedrich auf als Beschützer der Protestanten und als Gegner der französischen Einflüsse. Eine solche Zusammenfassung des Wesens des Königs war gewiß richtig; ob aber der Geschichtschreiber in den ferneren Thaten des Königs Stoff und Lust genug zu neuer Darstellung gefunden hätte, läßt sich billig bezweifeln.

Pufendorf war kein eleganter Stilist. Auf sein Latein, die Sprache der meisten seiner Werke, darf man jedoch dasselbe Lob anwenden, das mehr als drei Jahrzehnte nach seinem Tode die „Vernünftigen Tadlerinnen" (1726, II, 14 fg.) von seinem deutschen Stil zu verkünden wußten. Dort hieß es nach einem Lobe von Zieglers asiatischer Banise: „Es ist auch wahr, daß wir wenig Historienschreiber haben, die demselben in der reinen Schreibart gleich zu schätzen sind. Der einzige Pufendorf scheint sich noch von anderen zu unterscheiden. Er schreibt rein, deutlich, nachdrücklich und kurz, welches die Haupttugenden einer vernünftigen Schreibart sind."

Das Beispiel Pufendorfs und Leibniz' und ihrer historischen Leistungen hätte schon genügt, auch Andere zum Studium der Geschichte zu veranlassen. Daß die Forscher jedoch gerade der brandenburgischen Geschichte sich zuwandten, hatte seinen Anlaß theils in ihrem Begehren sich beim Könige einzuschmeicheln, theils in dem direkten Einflusse des Fürsten, der sich in seinen Mußestunden gern mit der Geschichte seiner Vorfahren

beschäftigte. Dies bezeugt einer der Historiker, Teissier, auch sonst als Uebersetzer bekannt, der ein schon 1628 erschienenes, nur bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts reichendes genealogisches Werk*) ins Französische übersetzte. Auch in einem anderen damals erschienenen geschichtlichen Werke von J. U. Pregitzer kommt Friedrich nicht vor, obwohl der König dasselbe von dem Verleger gewidmet erhält.**) Dieser fand, daß die Untersuchungen des „vortrefflichen Werkes glücklich reussiret" seien. Die neuere geschichtliche Forschung hat die Resultate unseres Verfassers, daß der Ursprung des hohenzollernschen Hauses von Pharamund abzuleiten sei, allerdings nicht zu dem ihrigen gemacht.

Einen höheren Rang als die Letztgenannten nahm Zacharias Zwantzigk (gest. 1716) ein. Er verdient neben Pufendorf genannt zu werden. Er starb als Hofrath, seit 1687 war er Geheimer Sekretär und wurde zur Ausarbeitung mancher politischer und staatsrechtlicher Denkschriften gebraucht. Sein großes Geschichtswerk***), das er ursprünglich Incrementum Domus Brandenburgicae nannte — nach der Entstehung des König-

*) Les vies des électeurs de Brandebourg, de la maison des Burgraves de Nurenberg avec leur portraits et leur généalogies ouvrage composé en latin par Jean Cernitius, vice-registrateur des archives électorales et mis en François par Antoine Teissier, conseiller des ambassades et historiographe de sa Majesté le Roi de Prusse. Berlin, J. M. Rüdiger 1707, kl. Fol.

**) Der Verleger Joh. Mich. Rüdiger bedankt sich bei dem König besonders, daß dieser ihm als „einem von Feindeshand vertriebenen" Aufnahme gewährt habe. Daß die Herausgabe des Werkes von dem König veranlaßt worden sei, wie A. D. B. XXVI, 547 behauptet wird, geht aus der Vorrede nicht hervor. Das merkwürdige Werk führt den umständlichen Titel „Teutscher Regierungs- und Ehren-Spiegel vorbildend des teutschen Reichs und desselben Stände ersten Anfang, Fortleitung, Hoheit, Macht, Recht und Freyheit, auch der Chur-Fürsten, Fürsten, Grafen und Herren und derselben hohen Häuser besonders des Hauses Hohenzollern Ursprung, Würde und Herrlichkeiten durch Joh. Ulr Pregitzern, D. Fürstlich Würtembergischen Oberraths- und Hoff-Gerichts Assessorn. Auch mit vielen schönen und netten Kupffern geziehret. Berlin bei J. M. Rüdiger 1703."

***) Sein Werk ungedruckt im G. St. A. Ueber den Mann und sein Werk vgl. Curt Breyer in Forsch. z. Brand. u. Preuß. Gesch. IV, 271 ff.

thums änderte er den Titel — ist eine halb statistische, halb geschichtliche Arbeit, welche den damaligen Zustand der einzelnen Territorien mit dem früheren vergleicht, die staatsrechtlichen Fragen besonders gründlich behandelt, überall die Berechtigung der brandenburgischen Ansprüche hervorhebend. Ueber Land und Leute, Verwaltung und Verfassung der einzelnen Provinzen und des Gesammtstaates finden sich hier glaubwürdige, aus Actenstücken, theilweise jetzt verlorenen, entnommene Mittheilungen. Schon aus diesem Grunde ist es heute noch der Benutzung, wenn auch nicht der Veröffentlichung werth; für jene Zeit „ein Repertorium, eine publicistische Rüstkammer des Staats- und Verwaltungsrechts", eine Art officiöser Arbeit, die von dem Könige und dem Kronprinzen, denen sie gewidmet war, gewiß dankbar begrüßt wurde.

Der damals neubelebte geschichtliche Sinn zeigte sich aber auch in Schriften, welche geradezu der Geschichte Berlins gewidmet waren. Küsters historisch-brandenburgische Bibliothek verzeichnet mehrere dahin gehörige Arbeiten.*) Sie rühren nicht von geschulten Historikern her, waren entweder unselbständige Compilationen oder panegyrische Reden, verdienten aber vielleicht ein besseres Geschick, als nach 200 Jahren völlig verschollen zu sein. Wenigstens einer dieser Schriften, der Rittners, sei hier gedacht, weil sie — ein für jene Zeit gewiß seltener Fall — außerhalb Berlins, wenn auch von einem Berliner, geschrieben und gedruckt wurde.

Rittner**) hielt 1701 in Jena diesen Panegyrikus, den er

---

*) Bibliotheca Historica Brandenburgica . . . A. G. G. Küstero führt pag. 795 an: Boedikeri epigramma de metropoli 1693; Sam. Rittneri oratio panegyrica ... 1701; L. Gedicke, 100jähr. Aufnehmen der Stadt 1701; Chr. Starcke, Preifs d. Kön. Residenzien 1704.

**) Oratio panegyrica in sempiternam laudem atque magnificentiam Berolini, reginae urbium in Germania cum devota supplicatione pro perpetuitate domus potentissimae Brandenburgicae sollemniter habita a. d. XXXI Jan. 1701. in florentissima universitate Jenensi ab Samuele Rittner, Berolinensi. Jenae 1701 fol. (K. B.)

dem Kronprinzen zu widmen sich beeilte. Was wußte er nicht Alles von der „Königin der Städte“ zu rühmen! Treffliche Lage, milde Luft, fruchtbaren Boden, Fülle alles Guten. Er schrieb die Gründung der Stadt Albrecht dem Bären zu und verfolgte kurz ihre Geschichte. Von der Luft meinte er, sie sei so gut, daß Krankheiten und Todesfälle selten beklagt würden. Grünere, freundlichere Gärten gäbe es nirgends. Er zog Vergleiche mit dem Alterthum und sprach das kühne Wort aus, daß Theben, Delphi und Athen vor dem Glanze Berlins weichen müßten. Er erwähnte Einzelheiten, wie den Oder-Spreekanal, und hob unter den Thaten des großen Kurfürsten besonders die Verbindung mit Afrika hervor. Er verweilte mit großer Ausführlichkeit bei der Schilderung der Kurfürstenbrücke und ihrer antiken Verzierungen, wegen deren sie ein Pantheon heißen könnte, wenn sie nicht wegen ihres Reiterstandbildes ein wirklich brandenburgisches Bauwerk wäre. Der Autor konnte sich gar nicht genug thun, seine Stadt, regum mater et heroum, sie, die er geradezu omnibus superior nennt, zu feiern.

Wie Rittner, so verherrlichten auch Andere außerhalb Berlins die brandenburgisch-preußische Geschichte.*) Außer der Geschichte fand auch die Geographie ihre Jünger. P. J. Marperger 1656 bis 1730, von 1708 bis 1724 in Berlin, ließ in Berlin 1710 seine „geographische, historische und mercatorische Beschreibung aller derjenigen Länder, welche dem k. preußischen und Chur-Brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworffen“, erscheinen.**)

*) Eine Erwähnung verdienen: J. P. Ludwig, Curieuser Geschichts-Calender der Churf. zu Brand. Lpz. 1697; C. Abel, Preuß. und Brandenb. Staats-Historie, Lpz. u. Stendal 1710.

**) Ex. in G. L. St. und in der Bibl. des grauen Klosters. — Vgl. über ihn A. D. B. 24, S. 405—407. Der ausführliche Titel des Buches heißt:

Paul Jacob Marpergers, Mitglieds der Königlich Preußischen Societät der Wissenschaften kurtzgefaßte Geographische, Historische und Mercatorische Beschreibung Aller derjenigen Länder und Provintzien, Welche den Königlich Preußischen und Chur-Brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworffen. Da dann

Der merkwürdige Mann, Mitglied der Berliner Akademie, ein vielseitiger Gelehrter, der eine ausgedehnte ökonomische Schriftstellerei mit geistlicher Liederdichtung verband, der auch ein über Fausts Genossen, Christoph Wagner, handelndes Buch herausgab und bevorwortete, war gewiß kein Genie, der seiner Wissenschaft neue Wege wies. Aber er sammelte einzelne Notizen, aus denen noch heute sich einzelnes Brauchbare gewinnen läßt. Bei Berlin stellte er mancherlei zusammen, was daselbst gehandelt und fabricirt wurde. Er sprach von der Seidenzucht, von den um Potsdam herum gepflanzten Maulbeerbäumen. Er nannte die sechs Jahrmärkte, die in Berlin und Cölln, und die je zwei, die in Friedrichswerder und Dorotheenstadt abgehalten wurden. Er constatirte eine ziemliche Ausdehnung des Geldgeschäfts, „weil auch Berlin unterschiedliche vornehme Banquiers und Wechslers hat, als wird es durch solche zu einem Wechselplatz, von welchem man a droiture durch ganz Europa Geld haben kann". Dann gab er an, wieviel Wechselzahlungen von Berlin nach Amsterdam, London, Frankreich kosteten, eine Angabe, aus der hervorzugehen scheint, daß keine der Zahlungen direkt, sondern alle über Hamburg, nur die nach Italien bequemer über Nürnberg gemacht wurden. Ein Wechselcurs wurde wöchentlich einmal bei dem „Stadtmäckler Mons. Wesseling" ausgegeben. Nicht uninteressant ist auch aus der Zoll- und

---

I. Von solcher Länder ihren vornehmsten, sonderlich aber Commercirenden Städten, und deren bequemen Situation zur Handlung, Schiffreichen Flüssen, und besonderen Merkwürdigkeiten,

II. Von ihren glorwürdigen Regenten, und wie sonderlich unter solchen von Churfürst Friderico I. an, bis auf Se. itzt Regierende Königl. Majest. in Preußen, König Fridericum, die Commercia von Zeiten zu Zeiten herrlich angewachsen, und mächtig vermehret worden, Und

III. Von dieser Länder Natürlichen Fruchtbarkeit, nützlichen Manufacturen, wie auch von denen zur Aufnahme ihrer Commerciorum vielfältig gegebenen, Churfürstl. und Königl. Edictis, ferner von Müntz- und Wechsel-Negotio. Maaßen und Gewichten, Meßen und Jahrmärckten gehandelt, und endlich mit der itzigen Berlinischen Zoll-Rolle und einigen Post-Carten beschlossen wird. — Berlin 1710.

Accis-Rolle vom Jahre 1709 eine Zusammenstellung der Accise- und Zoll-Gelder, welche von den einzelnen Waaren zu zahlen sind: Wein, Branntwein, Bier, Blech, Holz, Papier, Schlachtvieh, Victualien „und allerhand Kaufmannschaften", Juwelen und Waaren aller Art.

Auch die Dichtung stellte sich in den Dienst der Geschichte.*) Doch ist es keine hohe Poesie, welche hier ihre Dienste verrichtet. Der unbekannte Dichter stellt am Anfang sämmtliche Regenten in folgenden Versen zusammen:

Zwey Friedrich, denn Albert, Johann, zwey Joächime,
Johann Georg, auff Ihn folgt Joachim Friederich,
Johannes Sigismund, Georg Wilhelm, den ich rühme,
Nach Friedrich Wilhelm krönt der König Fridrich sich.

Diesen wie den übrigen Denkversen seines Büchleins fügte der Autor lange Anmerkungen hinzu. Den Verdiensten des großen Kurfürsten suchte er gerecht zu werden durch die Zeilen:

Pommern, Polen, Preußen, Fühnen, Jülich, Holland, mit den Schweden,
Wollin, Wolgast, Stettin, Stralsund können von den Helden reden.

Als er aber zuletzt des ersten Königs gedachte, meinte er, „Ihrer Königl. Majestät Heldenthaten sind annoch in frischem Andenken und diejenigen, so der Ewigkeit noch sollen einverleibet werden, lassen sich in keine Reime einschließen"; begnügte sich daher mit einer kurzen Aufzählung einzelner merkwürdiger Begebenheiten von 1688—1701.

An dichterischen Verherrlichungen Berlins, der Stadt, in der sich des also besungenen Königs Glanz am deutlichsten zeigte, fehlt es gleichfalls nicht.**) Zwei derselben seien angeführt, weil

*) Kurtze Denckreime von den Merckwürdigsten Thaten der Churfürsten zu Brandenburg von dem Hause Hohenzollern. o. O. 1703. (Gr. Kl.)

**) Für das Aeußere des damaligen Berlin ist zu vergleichen: Berlin anno 1690. Zwanzig Ansichten aus Johann Aridbecks des Jüngeren Skizzenbuch. Nach den in der königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Originalen hgg. und erklärt von Dr. W. Erman,

sie einerseits über die Stimmung der Zeitgenossen, andererseits über manches Sehenswerthe jener Tage unterrichten. Die eine von Samuel Grosser (1664—1736), der eigentlich geistlicher Dichter war und, wenn überhaupt, nur vorübergehend sich in Berlin aufhielt, stammt aus dem Jahre 1702*) und lautet:

Diese Stadt, da Preußens Ruhm
Sich den Königssitz erwehlet,
Hat des Glückes Eigenthum
Ihr zum Braut-Schatz abgezehlet.
Sie gleicht einer kleinen Welt,
Die der großen beste Schätze
Durch die wunderschönsten Sätze
Concentrirt beisammen hält.

* * *

Was Paris zum Wunder macht,
Ist auch in Berlin zu finden,
Und der Tyber stolze Pracht
Muß itzt in Berlin verschwinden.
London sey so groß, es will,
So darff ihm Berlin nicht weichen;
Denn, kann's ihm nicht gäntzlich gleichen,
So gebricht ihm doch nicht viel.

* * *

Hier ist Griechenlands Athen.
Hier sind Asiens Paläste,
Auf den meisten Gassen gehn
Weit entlegner Länder Gäste.
Hier ist ein beruffner Thron;
Den Verstand und Klugheit schützet,
Und der auf demselben sitzet,
Ist ein weiser Salomon.

Custos der Königl. Bibl. Mit einem Plan von Berlin aus dem Jahr 1685. Berlin. Amsler & Ruthardt. 1881. Einzelne dieser Skizzen waren in stark verkleinerten Kupferstichen wiedergegeben in dem von Fr. Wilken hgg. Hist. geneal. Kalender 1820—22. — Der Prospect von Joh. Bernh. Schultz 1688 photolithographisch nachgebildet als Beilage zur Chronik des Vereins für Geschichte Berlins 1880. Ich benutze das Original, das sich in der Bibliothek der G. L. Stiftung befindet. — Einzelnes zu vergleichen in „Berlin und seine Bauten“ hgg. vom Architektenverein, Berlin 1877.

*) Ueber Grosser, Goedeke, Grundriß III², S. 306; das Gedicht ist dem „Bär“ 28. Apr. 1889 entnommen.

Die zweite ist einem langen Lobgedicht (1708) entnommen*), in welchem der König, seine zweite und dritte Gemahlin gepriesen, seine Thaten verherrlicht und die Mitarbeiter an denselben, Minister und Generale, genannt und gerühmt werden und lautet:

Drum nennet man Berlin mit Recht ein Licht der Erden,
Denn wie der Sternenglanz verdunkelt pflegt zu werden
Durch güldnen Sonnenstrahl, so geht der Schein Berlin
Weit andern Städten vor, den Friedrich dir verliehn.
Das Königliche Schloß, das Gold und Marmor zieret,
So in- als außenwärts, worin sich häufig rühret
Der Diener dicker Schwarm und der Trabanten Schaar
Wogegen viel zu schlecht die Burg Tarpejens war,
Zeigt durch den mächtgen Bau, daß Preußens Macht und Krone
In keinem engen Haus, in keiner Hütten wohne.
Venedig rühmet sonst sein großes Arsenal
Und London seinen Tower, allein man seh' einmal
Auch unser Zeughaus an, das Bodt hat aufgeführet,
Mich dünkt, daß selbigem der Preis allein gebühret.
Das donnernde Geschütz, das blitzende Gewehr
Verkündigt, wenn es schweigt, der Brenn- und Preußen Ehr,
Drum kann Venedig sich nebst London nicht entbrechen
Vor Arsenal und Tower den Ruhm ihm zuzusprechen.
Nächst diesem siehet auch das hochgewölbte Haus,
Das man Arcades nennt, nicht minder trefflich aus;
Wer selbiges durchgeht, die Handelsleute schauet,
Meint etwan, daß Mercur den Tempel hier gebauet,
Man sieht in großer Zahl der fremden Waaren Pracht,
Die Schönheit und Gebrauch beliebt und kostbar macht.
Die Denkmal, welche Du der Nachwelt wirst verlassen,
Die trau ich mir nicht zu in einem Reim zu fassen,
Die Sache ist zu schwer. Dieweil ich alles doch

*) Das Königliche Lob des Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friderichs, Königes in Preußen, u. s. w. So bey Dero Höchst-beglückten Vermählung mit der Durchlauchtigsten Prinzeßin Sophien Loysen, Aus dem Hochfürstlichen Hause Mecklenburg-Schwerin, In allertiefffster Unterthänigkeit mit lateinischen heroischen Versen Glückwünschend besungen und aus selbigen in dergleichen Teutsch übersetzet worden, von Ernst Martin Plauren, Königl. Preußischen Legations-Secretario, Cölln an der Spree, Druckts Ulrich Liebpert, Königl. Preuß. Hof-Buchdr. Anno 1708. 13 Bl. in fol.

Ganz kurz berühren will, so muß das Bildniß noch,
Gegossen von Metall, durch welches Du das Leben
Hast Deinem Vater, Herr, in Liebe wiedergeben
Von mir beschrieben sein. Dies muß selbst Polyclet
Praxitel und Lysipp, der seinen Ruhm erhöht
Durch Alexanders Bild verwundernswürdig nennen.
Wir können beides, Kunst und Liebe, dran erkennen,
Es sticht die Trefflichkeit der Pyramiden ab,
Es kömmet ihm nicht bei Mausolens marmorn Grab.

Minder enthusiastisch, aber immer noch lobrednerisch genug lautet das Urtheil Tolands (1702), dessen Charakteristik des ersten Königspaares schon früher (S. 13 A.) benutzt wurde. Er, der manche europäische Hauptstädte gesehen hatte und zum Vergleich herbeiziehen konnte, schreibt:

„Diese Stadt, welche zwar eben so gar groß nicht, wohl aber überaus schön und nett ist, wird in 2 Hauptheile abgetheilet, wovon der eine, nämlich die alte Stadt, wiederum in drei unterschiedliche Districte und Gegenden, als in Berlin, Cölln und den Werder getheilet wird; in der neuen Stadt aber, welche man nun ebenfalls angefangen hat zu fortificiren, heißt der eine Theil die Friedrichsstadt und der andere die Dorotheenstadt, welche Namen sie von dem letztverstorbenen Kurfürsten und Kurfürstin bekommen haben, dergestalt, daß also die ganze Stadt aus fünf besonderen Abtheilungen und Gegenden besteht, ohne was die Vorstädte betrifft. — Die Straßen darin sind sehr breit, reinlich und besser gepflastert, als man sonst gemeiniglich in Deutschland findet und sind an den meisten Orten der Stadt Bäume und Linden reihenweise gesetzt, welches sowohl zur Lust als zum Nutzen dient. Ingleichen gibt es auch allda hübsche Canäle, welche durch die Abtheilungen der Stadt fließen und mit saubern Aufziehebrücken auf holländische Art belegt sind. Die darin aufgerichteten neuen Häuser sind meistentheils nach der besten Baukunst aufgebaut und gemeiniglich von außen nach der Gassen schön ausgeziert, auch inwendig nicht übel möblirt. Die wenigen alten Häuser aber, so noch stehen, sehen gegen die andern ganz krumm und übel aus und gemahnen mich nicht

anders als wenn man ungestalte Zwerge mit andern wohlgewachsenen und hübschen Menschen vergleichen wollte."

Zur Kritik dieser Lobpreisungen fehlt es nicht ganz an Material. Besonders der eine Punkt, die Nettigkeit und Sauberkeit der Straßen, verhielt sich in Wirklichkeit doch wesentlich anders.*) Theoretisch freilich wurde der Straßenreinigung große Sorgfalt gewidmet. Ein kurfürstliches Edikt (1. Dez. 1700), in welchem der Fürst sein ungnädigstes Mißfallen äußerte, daß trotz „dero vielfältigen Erinnerungen" die Straßen recht schmutzig seien, verordnete, daß Montag und Donnerstag die Stadt oder der Stadttheil Berlin, einige wenige Straßen ausgenommen (Molkenmarkt, Mühlendamm, die Mittwoch und Sonnabend Nachmittag an die Reihe kamen), Dienstag und Freitag Cölln und Werder, Mittwoch und Sonnabend die Dorotheenstadt gereinigt werden sollte. Diese Reinigung sollte überall zu einer bestimmten Zeit stattfinden, eine Stunde nachdem die öffentliche Ansage geschehen war. Der Kehricht müsse auf den Damm gebracht werden, damit derselbe von den „Karrenknechten" bequem abgeholt werden könne; bei trockenem Wetter und im Sommer sollten die Hauswirthe ihren Straßentheil besprengen. In den Zwischentagen durfte keinerlei Unrath auf die Straße gebracht werden. Zuwiderhandelnde, Säumige wurden mit Geldstrafen belegt. Lastwagen sollten in den Höfen halten, damit Verunreinigungen der Straßen vermieden würden. Um den „häßlichen Gestank" abzuschaffen, welcher durch nächtliches Ausgießen der Nachtstühle in die Rinnsteine hervorgerufen wurde, sollte der Inhalt der „Sekreter" von den „darzubestellten Weibern" morgens und abends abgeholt und an dazu angewiesene Oerter — hauptsächlich von den kleinen Spreegäßchen aus in den Fluß — geschafft werden. Die „zwischen den Häusern in den Quergängen" befindlichen „Sekreter" wurden strengstens verboten, Zuwiderhandelnde mit empfindlichen Strafen

*) Das Folgende nach den Akten des Geh. Staatsarchivs.

belegt; Zeugen solcher Uebertretungen durch Belohnungen zu Denunciationen gereizt.

Diese Bestimmungen wurden 1707 erneuert. Mannigfache Magistratsanschläge bezeugen, daß die Verordnungen nicht sorgfältig beobachtet wurden, daß die unangenehmen Mißstände vielmehr immer wieder hervortraten. Als dann die Friedrichsstadt zu den übrigen Städten hinzutrat, wurde eine völlige Neuordnung der Straßenreinigung geplant. Das ganze „Gassenwesen" sollte an einen Unternehmer verpachtet werden, welcher direct unter dem Gouvernement stehen, seine Leute frei wählen, von dem Könige die Unterhaltungsgelder und manche Freiheiten erhalten sollte.

Eine neue Epoche sucht ihr Dasein geschichtlich zu begründen und dichterisch zu verherrlichen. Darum mußte von den geschichtlichen Versuchen in Vers und Prosa ausführlich die Rede sein, ausführlicher vielleicht als es die Bedeutung mancher dieser Leistungen zu vertragen schien. Um so kürzer mag aber von zwei anderen Vertretern der Gelehrsamkeit und einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift gesprochen werden. Von den Männern gehörte der eine den größten Theil seines Lebens Berlin an; die Zeitschrift wurde in Berlin geschrieben und gedruckt. Männer und Zeitschrift wandelten in Leibniz' Bahnen. Jene zeigten ein schwaches Abbild seiner nie völlig erreichten Vielseitigkeit, diese war eine Nachahmung der von ihm gegründeten „Monatlichen Unterredungen."

Den ersteren dieser Männer, einen seltsamen Gast, beherbergte Berlin nur drei Jahre lang (1704—1707). Er, ein Stürmer und Dränger vor der Sturm- und Drangzeit, wird nicht völlig charakterisirt durch den Spruch:

> Das böse Babel fällt, Lutherus reißt das Dach,
> Calvin die Mauern ein, den Rest stürzt Dippel nach,

aber seinem hastigen, überstürzenden, den gegebenen Verhältnissen nicht Rechnung tragenden Wesen nach wird er gut gekennzeichnet.

In der Geschichte der Wissenschaft nimmt Joh. Conr. Dippel eine zwiefache Stellung ein, als Sturmvogel der Aufklärungszeit und als Erfinder des „Berliner Blau." *) Ueber diese Erfindung, an welcher der Erfinder freilich ziemlich unschuldig war, sagt ein neuerer Chemiker**) Folgendes: „Ein Berliner Farbenkünstler Diesbach wollte Florentinerlack bereiten durch Niederschlag eines Absuds von Cochenille mit Alaun und etwas Eisenvitriol durch fixes Alkali und bat Dippel ihm zu diesem Zwecke etwas von dem Kali zu überlassen, über welches Dippel das nach ihm benannte thierische Oel destillirt hatte. Bei Anwendung dieses Alkalis erhielt Diesbach statt des erwarteten rothen Pigments ein blaues. Er theilte diese Beobachtung Dippel mit, welcher einsah, die Bildung der blauen Farbe müsse auf der Einwirkung des gebrauchten Alkalis auf den Eisenvitriol bestehen. Das Berliner Blau ward später in anderen Händen der Ausgangspunkt zahlreicher wichtiger Entdeckungen, so des Blutlaugensalzes, der Blausäure als vieler anderer." Die Berliner Akademie, welche 1710 von der neuen Erfindung Notiz nahm,***) nannte den Namen Dippels nicht, rühmte nur die Billigkeit, Gefahrlosigkeit und leichte Herstellbarkeit des neuen Stoffes. Schon bevor Dippel nach Berlin kam, glaubte er eine Tinktur gefunden zu haben, durch welche Silber und Quecksilber in Gold verwandelt werden könnte. Doch nicht darin, obwohl dies Dippel bei den Zeitgenossen das größte Ansehen verlieh, sondern in theologischen Anschauungen beruht Dippels eigenartige Bedeutung. Er ist ein Pietist, der mit den späteren Rationalisten nahe verwandt ist. Er betrachtet die Bibel nicht als d a s Wort Gottes, sondern nur als e i n Zeugniß, desgleichen jeder Fromme

*) Vgl. bes. W. Bender, J. C. Dippel, der Freigeist aus dem Pietismus. Ein Beitrag z. Entstehungsgesch. d. Aufklärung. Bonn, 1882, woselbst die frühere Lit. — Daß in den Berliner Archiven und Bibliotheken über Dippel nichts zu finden ist, sagt Bender (S. 88, A. 1).

**) Oppenheim in der A. d. B. V. 251.

***) **Notitia Caerulei Berolinensis nuper inventi**: ganz am Ende der oben erwähnten **Miscellanea p. 377.**

noch täglich neu erhalten könne. Er hält Christi Rechtfertigungslehre für „Märlein und Comödie der alten Adamstheologie" und betrachtet für die einzig mögliche Rechtfertigung die, die der Mensch durch sein eigenes Verdienst gewinne. Im Glauben entfernt er sich von allem dogmatischen und betrachtet als seinen Hauptzweck, „durch Verleugnung der irdischen Lüste sich zur Betrachtung und Erlangung der ewigen Dinge fähig zu machen." Dadurch war allem Pfaffengezänk der Krieg erklärt und zugleich vollkommener Duldung der Weg gebahnt. Die Idee einer Menschheitsreligion, die praktisch in Nächstenliebe, theoretisch in Anbetung eines höchsten Wesens sich kundgibt, wird von ihm verkündet. Als echter Aufklärer, im stricten Gegensatz zu denen, die das Heil allein im positiven Christenthum erblickten, hält er es nicht für ungereimt, daß auch ein Heide, Türke, Jude die Wahrheit, Gott und den Nächsten zu lieben „mit Sanftmuth annehmen, der Welt und ihren Lüsten absterben und durch Geduld in guten Werken unvergängliches Wesen suchen könne, ob er schon unterdessen nicht weiß, wer in ihm mächtig sei und das, was wir Gnade, Christum und das Licht von oben heißen, Vernunft, Gesetz, Ebenbild Gottes nennet oder demselben einen andern Namen zueignet."

Durch solche Ansichten entfernte sich Dippel freilich weit von Leibnizischen Gedankenkreisen. Diesen trat näher ein zweiter Gelehrter, der auch mit Leibniz in brieflicher Verbindung stand. Johann Leonhard Frisch*) (1666—1743), seit 1698 in Berlin, zuerst Subrector, dann Conrector, seit 1727 Rector des grauen Klosters. Er war, trotzdem er sich spät entwickelte, ein bedeutender und vielseitiger Gelehrter, der Deutschland, Frankreich und Italien durchreist und sich die mannigfachsten Kenntnisse erworben hatte. Als Lehrer unterrichtete er Mathematik und Physik, leitete die griechische und lateinische Lectüre, als Pädagoge verfaßte er Lehrbücher selbst über die französische Sprache; als

*) Vgl. H. L. Fischers Einleitung zu dem oben erwähnten Schauspiel, Berlin 1890.

Gelehrter entwickelte er eine staunenswerthe Allseitigkeit, daß er sich als „contribuirendes Mitglied“ in alle vier „Departements“ der Berliner Akademie aufnehmen lassen konnte. Denn er verfaßte theologische, philologische, geographische, naturwissenschaftliche Schriften. Seine Verzeichnisse der Vögel und Insecten Deutschlands waren zu ihrer Zeit berühmte Bücher. Derselbe Mann, der je ein großes französisches und griechisches Wörterbuch schrieb, stellte gelehrte Untersuchungen über die slavischen Sprachen an und verfaßte, in Anlehnung an Arbeiten Früherer ein deutsches Wörterbuch, das Jacob Grimm als „das erste gelehrte deutsche Wörterbuch“, ein nicht veraltetes Werk bezeichnet, das mit weiter Umsicht fernliegendes Material benutze, besonnene Wortabtheilungen aufstelle und einen „wahren Schatz von früher unbeachteten und auch später nur aus ihm zu entnehmenden Nachrichten“ enthalte. Und dieser selbe Mann besaß für praktische Erfindungen Verständniß und Geschicklichkeit. Das „Berliner Blau“, das er zwar nicht selbst erfunden, „trieb er“, wie er einmal schrieb, „zu größerer Höhe als der Inventor sie jemals gebracht.“ Er stellte, im Auftrage der Akademie, mit dem Seidenbau in der Umgegend Berlins zahlreiche Versuche an und erzielte damit die besten Erfolge. Er vereinigte in wunderbarer Weise praktische mit wissenschaftlicher Thätigkeit. All dies führte er mit einer so rührenden Schlichtheit, mit einer auf jede äußere Anerkennung verzichtenden Selbstlosigkeit, oft durch Neider gehindert, durch Unverständige um manche Erfolge betrogen, aus, daß er als das Muster eines Gelehrten Ehre und Ruhm verdient.

Das Streben nach Popularisirung des Wissens, das in einzelnen der bisher genannten Werke zum Vorschein kam, tritt namentlich in einem durchaus für die Ungelehrten bestimmten periodischen Unternehmen hervor.

Denn damals begann auch die erste Zeitschrift zu erscheinen.*)

*) Der von Sr. Kön. Maj. in Preußen allergnädigst privilegirten Curieusen Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Praesenten. Erster Jahr-

Der Herausgeber, R. Delven, Capitain der Kavallerie, widmete sie mit einer französischen Zuschrift dem Hofmarschall v. Wittgenstein. Trotz dieser französischen Einleitung ähnelte das sonst deutsch geschriebene Blatt in manchen Beziehungen den später so verbreiteten deutschen moralischen Zeitschriften. Denn auch dieses wandte sich an die Frauen, adressirte auch einzelne Blätter an Madame, d. h. die Phantasie, behandelte Gewohnheiten und Mißbräuche, die damals im Schwange gingen, trat gegen ausländische Sitten, gegen die Kleiderpracht, das Anstößige und Uebertriebene der Moden auf.

Auch gegen andere üble Gewohnheiten ging der unbekannte Verfasser mit Spott vor. Er polemisirte mit großer Energie gegen den regelmäßigen Genuß von Kaffee und Thee, denen er die schlimmsten Wirkungen zuschrieb und verfertigte eine „Panacea helnonum, oder Beschreibung, Nutz und Gebrauch eines allgemeinen Genuß-Mittels, vor die Schwelger und Debauchanten praeparirt zu finden bey dem Bürstenbinder in der Niemands-Gassen.“ Als solche empfahl er nämlich eine Magenbürste, eine Elle lang, mit einem Stiel, der so dick wie ein Strohhalm sei, mit welcher 12 Stunden nach der Mittags- oder Abendmahlzeit der Magen gründlichst gereinigt werden sollte und ein aus Aloe, Saffran, Rhabarber, Lerchenschwamm, Zitwer, Myrrhen, Enzian und Theriak bereitetes Elixir, von welchem 40 bis 60 Tropfen nach der ebengenannten Operation genommen werden sollten. „Dieses Elixir nun präserviret 24 Stunden vor

gang von MDCCCVIII durch R. De. Zum Nutzen und Ergötzen. Berlin in der Dorotheenstadt, Druckts Joh. Wessel. Bei den ersten Monatsheften dagegen heißt es: „Berlin, gedruckt und zu finden bey Joh. Lorentz in der Nagelgasse.“ — Ein vollständiges Ex. des Jahrg. 1708 in der Bibl. des Grauen Klosters; das Ex. der K. B. enthält nur Jan.—März 1708 (letztern Monat nicht vollst.) und Jan. 1709. Auf diesem Hefte, das als „zweyter Jahrgang der von Sr. Königl. Majest. in Preußen allergnädigst privilegirten“ u. s. w. eingeführt wird, befindet sich ein Motto aus Horaz. — Ob mehr von der Zeitschrift erschienen ist, vermag ich nicht anzugeben.

allen Gift und Pestilenz, erhält und bringet ein gut Gedächtniß, schärfet das Gesicht, und stärket alle innerliche und äußerliche Glieder, hält den Leib in steter Offnung und Gesundheit bis an den Termin, den Gott bestimmt.“ Auch sonst polemisirt er gegen ärztliche Charlatans, die er „medicastri oder henkermäßige Doctoren“ nennt, gibt aber selbst in allem Ernst medicinische Vorschriften, die keineswegs von Charlatanerieen frei sind. Er bringt naturwissenschaftliche Mittheilungen z. B. über eine merkwürdige Pomeranze, die in der Oranienburger Orangerie gefunden wurde. Trotz seines Interesses für Medicin und Naturwissenschaften ist er ein Gläubiger: deshalb nennt er Bayle „einen von aller Welt ausgeschrieenen verkehrten Gelehrten“, nimmt Partei gegen diejenigen, welche die Erzählungen der Bibel rationalistisch zu deuten suchen, eifert gegen die Prognosticationen und alle die Personen, welche sich einbilden aus Vorzeichen die Zukunft vorherzusagen, besonders gegen einen, den er Isaak Geckenstoff nennt, „weil er nichts anderes als einen Sack voll Stoff oder Staub für die Gecken oder leichtgläubigen und einfältigen Leute gebe.“ Er ist ein Liebhaber der Geschichte: seltener geht er auf das Mittelalter ein, wie etwa in seiner Untersuchung über die Keuschheit der Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs II., häufiger auf die französische, am liebsten auf die brandenburgische Geschichte. Einmal macht er den Vorschlag zu einer Sammlung von Lobreden auf gekrönte Häupter; poetische Sprüche auf die einzelnen Kurfürsten, Anagramme auf sie und die Ihrigen theilt er gerne mit; besondere Huldigungen bringt er der dritten Gemahlin des Königs Friedrich dar, deren Vermählung gerade in jenem Jahre stattfand. Streift er durch solche Huldigungen das politische Gebiet, so betritt er es noch mehr, indem er ein französisches Gedicht durch eine Parodie beantwortet. Jenes, ein Sonett Maugards, an die Herzöge von Bourgogne und Berry gerichtet, war von ihm so verdeutscht worden:

Kommt, junge Heldenbrut, man hörts, ob ihr schon schweigt,
Daß eure Tapferkeit sich vor den Jahren zeigt;

Kommt, kommt, dort liegt ein Feld mit Lorbeer-Laub gefüllet,
Das durch die Sieger-Faust sich um die Schläfe hüllet,
Wie? Ist es nicht der Feind, der seine Knie hier beugt
Und die gelähmte Faust zu euern Fesseln neigt?
Man sieht, wie Großpappa vor Freuden auf sich schwillet,
Wann seiner Enkel Schwert die frechen Feinde drillet.
Courage! braucht den Arm, der Ludwigs Keile trägt,
Dadurch ihr, wie ein Blitz, der Riesen Heer erlegt
Und ganz in Staub verkehrt das wüthend Ungeheuer
Dort wo die Schelde brennt in vollem Kriegesfeuer.
Sa! ha! Eilt, lauft, setzt nach, nehmt Brabant wieder ein,
Das wird dann ein Product vor Hochstädts Sieger sein.

Auf dasselbe ließ er nun, sich derselben Reime bedienend, ein anderes Gedicht, angeblich „aus dem englischen Wahrsager“ folgen, das so lautet:

Ei, Prinzen! thut gemach, viel besser, daß ihr schweigt,
Als daß in Prahlerei ihr so den Hasen zeigt.
Wie vor Compiegne dort der Graben ward gefüllet,
Und Feuer und Geschoß in Confitur gehüllet,
Da sich der Degen so, wie sonst Saucissen beugt,
Und der Champagne-Wein vom Pferd den Reiter neigt:
Compiegne, da nur Mars von Venus aufgeschwillet,
Die Damen zum Conbas, wie Mousquetirer drillet.
Das, das war eine Zeit, die für euch Rosen trägt,
Und statt der Feinde Rumpf, Kapaunen nur zerlegt:
Die Scheld' ist nur für euch, da teutsche Ungeheuer
Aus ihren Rachen spein nur lauter Dampf und Feuer;
Die Lorbeern, die Ihr hofft, ziehn nur bei Helden ein:
Der aus den Schafen fällt, soll für euch Kinder sein.

Indessen beschäftigt sich der Schriftsteller, sobald er der Gegenwart gedenkt, meist mit friedlichen Gegenständen. So macht er einmal, in Nachbildung einer englischen Einrichtung den Vorschlag zu einer Wittwenkasse, des Inhalts, daß sich 2000 Personen, Beamte und Kaufleute aus den vier Marken (Alt-, Mittel-, Neu-, Uckermark) zusammenthun sollen, um vermittels eines Eintrittsgeldes von 20 Thalern und eines jährlichen Beitrages von 1 Thlr. 8 Gr. einer jeden Wittwe eine jährliche Unterstützung von 100 Thalern gewähren zu können. Entrollt er hier Zukunftsträume, die sich für Berlin erst viel

später verwirklichten, so spricht er an anderen Stellen, freilich selten genug, von Berliner Vorkommnissen. Er wendet sich gegen die erst wenige Jahrzehnte vorher in Berlin aufgenommenen Juden, er erzählt ein Geschichtchen aus Ancillons Leben und macht auf eine „Preußische, ja gar (o Wunder!) Berlinische Sappho" Christina Sibylla Müllerin aufmerksam. Er erwähnt eine ihrer Uebersetzungen aus dem Französischen und urtheilt, „daß wir andere poetische Grauschimmel vor diesem hochsteigenden Pegaso in die innersten Schlupflöcher des Parnassi uns wohl werden verkriechen müssen." Zur Bekräftigung seines Urtheils druckt er die folgenden zwei Strophen aus einem Leichengedichte mit, das sie ihrem Vater widmete:

Wie? sprichst Du, kann ein Kind in solchem Trauer-Stand
Bei so geschwindem Fall gebrauchen Sinn und Hand?
Für Waisen schickt sich eh' betrübtes Hände Winden,
Wenn sie der Eltern Haupt vor sich erblassen sehn,
Die Pfeile ihres Glücks auf schwarzer Bahre stehn,
Da findt kein Dichten Raum und auch kein Wörter-Binden ...

Ein Strick, ein kalter Stahl und desperater Tod
War oft der Völker Trost, sie waren ohne Gott.
Dies konnte ihrem Schmerz die beste Endschaft geben.
Hingegen Christen sind hierinnen mehr geübt,
Sie gönnen sanfte Ruh, dem was sie treu geliebt,
Und haben diesen Trost: Die Todten werden leben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Strophen auch von modernen Beurtheilern für so lieblich duftende poetische Blumen gehalten werden. Wie dem auch sein mag, die älteste Berliner Monatsschrift, wenn sie auch weit davon entfernt ist, eine hochbedeutende Erscheinung zu sein, verdient nicht die völlige Vergessenheit, in die sie gefallen ist.*) Wichtiger jedoch als alle diese einzelnen Bemerkungen, Notizen, Kritiken und Gedichte ist eine allgemeine Auseinandersetzung, die der Verfasser gibt (I. S. 58 ff.). Er bittet nämlich Theologen, Naturforscher, Mathematiker um ihre

*) Nur F. Meyer („Der Bär" 1885, Jahrg. XI, Nr. 22) gedenkt ihrer, ohne ihre Bedeutung zu erkennen.

Mitarbeit, wünscht nur, daß sie ihren Beiträgen keine übermäßige Länge geben. Dann fährt er fort: „Wir sagen noch einmal: Heran, ihr meine ehrlichen Landsleute, lasset doch nicht die Miethlinge euch über den Kopf wachsen, welche durch den wahnwitzigen Preis ihrer Wassernüsse uns unsere Kastanien und Lampertianer wollen in Abschlag bringen. Wischet den Schlaf aus den Augen, ihr Männer! auf welche die Welt von 10 Jahren her mit unverwendten Augen gesehen und große Dinge sich versprochen. Schiebet weg den Vorhang, der euch bisher verborgen. Weiset mit der That, daß nunmehr das zweihundertjährige Vaticinium Monarchia Arctoa adveniet, sowohl in der Politik als Literatur, sowohl durch Euch oder sonst durch einen Andern muß erfüllt werden. Aber auch ihr, o Väter und Patronen der Musen, beweiset daß ihr seid diejenigen, davor ihr wollt gehalten sein. Unterdrückt so zu sagen, euer eigen Fleisch und Blut nicht und holt die Weisheit aus fremden betrügerischen Pfützen, die ihr so reich und reinlich in euren eigenen Quellen habt. Verstattet doch nicht, daß fremde mit Ehr- und Geldgeiz eingenommene Nationen als Säue euern Weinberg verwüsten und in das Erbtheil getreuer Patrioten fallen. Bittet, vermahnet, begünstiget und hebt empor die lechzenden Pierinnen, die sonst in der Verachtung entweder stecken bleiben oder nach anderer und wohl gar barbarischer Hülfe werden seufzen müssen." Freilich erscholl der Aufruf ziemlich vergeblich, nur Ancillon erklärte seine Theilnahme und Anerkennung an dem neuen Unternehmen — dafür wurde der Genannte in der Zeitschrift auch mit Lob bedacht —. So geringen Erfolg jedoch der Aufruf hatte, der nationale Gedanke, der in ihm zu Tage tritt und die Idee eines Zusammenschließens der deutschen Schriftsteller zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen ist hoher Beachtung werth.

Fünftes Kapitel.

Blick auf die Entwickelung der Kunst.

Liebhaberei für die Kunst hatte König Friedrich von seinem Vater geerbt.*) Auch jene Vorliebe für die Niederländer, die der große Kurfürst während seines holländischen Aufenthaltes gewann und in seinem ferneren Leben befriedigte, wurde dem Sohne zu theil. Während der Vater von holländischen Kunsthändlern fragwürdige Italiener und allerhand Fälschungen ankaufte, einmal sich gegen Bilder ein Tauschgeschäft mit Bernstein vorschlagen ließ, ein anderes Mal einem Künstler für ein geschenktes Gemälde Reliquien zustellte, der Geldnoth wegen Honorare und Kaufbeträge selbst in kleinen Summen schuldig blieb, ging der Sohn in freierer Weise, mit mehr königlichem Anstande vor. Von den schon für den Vater thätig gewesenen Künstlern behielt er vier bei: Adam de Klerck († 1705), von dem einige Bildnisse erhalten sind, W. F. v. Royen, von 1669 in Potsdam, seit 1698 in Berlin († 1723), den Schöpfer vieler Frucht- und Blumenstücke, Hendrick de Fromantiou (1633—1694), der vor und nach seiner erst 1689 erfolgten Ernennung zum Hofmaler mehr als Aufseher und Restaurator, denn als selbständiger Künstler thätig war, Rütger von Langerfeld († 1695), Maler, z. B. zweier Deckenbilder im Kurfürstenzimmer des Königlichen Schlosses, Architekt, der laut seiner 1678 ertheilten Bestallung

*) Für das Folgende: P. Seidel, Die Beziehungen des Großen Kurfürsten und König Friedrichs I. zur niederländischen Kunst. Jahrb. d. k. preuß. Kunstsammlungen. XI, S. 119—149.

auch zwei Söhne des Kurfürsten, die Prinzen Ludwig und Philipp Wilhelm, „in Reißen und Mathematik" zu unterrichten gehabt hatte. Aber auch der erste von dem neuen Könige selbst berufene Künstler war ein Holländer, Augustin Terwesten. 1692 kam er als Hofmaler nach Berlin und starb 1711. Er mußte als Hofmaler die Verpflichtung übernehmen, nur für den König zu arbeiten. Ihm, der Verherrlichung des neuen Königthums, sowie einzelnen Gegenständen der Mythologie sind einzelne noch erhaltene Deckengemälde des Berliner und Charlottenburger Schlosses gewidmet. Terwesten wurde der eigentliche Begründer der Kunstakademie, wie noch unten zu zeigen ist. Neben ihm war P. de Coxcie von 1705 bis zu Friedrichs Tode als Historienmaler, Cornelisz Begeyn (1688—1697) in landschaftlichen und geschichtlichen Entwürfen für große Wandteppiche thätig; Michiel Madderstegh, der 1698 „wegen seiner Kunst in der Malerei, absonderlich in Seebataillen" zum Hofmaler bestellt wurde, malte und baute Kriegsschiffe.

Auch die Bildhauerkunst war von dem großen Kurfürsten in Dienst genommen worden. Holländische Künstler hatten den Auftrag erhalten, „marmorsteinerne Bilder" für den Lustgarten und die königlichen Schlösser zu liefern. Einen dieser Aufträge vervollständigte Friedrich I. Bartholomäus Eggers nämlich hatte die Bildsäulen der elf Kurfürsten für Friedrich Wilhelm gemacht; Friedrich fügte eine zwölfte, seine eigene, hinzu und bestellte ferner bei dem damals vermuthlich in Berlin anwesenden Künstler noch vier fernere Bildsäulen, die Caesars, Constantius, Karls des Großen und Kaisers Rudolf, die seitdem zusammen mit den Kurfürstenstatuen im weißen Saale des Schlosses Platz gefunden haben. Für jede der letzten fünf Bildsäulen wurden 700 Thaler bewilligt, außerdem die Transportkosten vergütet; dafür mußten sie im Laufe eines Jahres und zwar lebensgroß, aus bestem italienischem Marmor und so verfertigt sein, „daß solche von Jedermänniglichen, sonderlich denen Kunstverständigen gelobet und sonder tadel befunden werden sollen".

Eine andere Liebhaberei des großen Kurfürsten wurde gleichfalls von seinem Sohne getheilt, nämlich die für holländische Fayencen. Hatte Jener Pieter Fransen van der Lee 1678 nach Potsdam kommen lassen und die Einrichtung seiner Fayencebäckerei mit Entschiedenheit betrieben, so nahm dieser 1699 den „Porcellandreher“ Cornelius Funck in Schutz, der damals schon sechs Jahre bei einer mißgünstigen Meisterin arbeitete und sich rühmte, der Einzige zu sein, der diese Profession gelernt habe. Der Bittsteller bekam die Erlaubniß, einen Porzellanofen aufzustellen „an einem Ort, da wegen des Feuers dero Residenzien keine Gefahr zu besorgen haben“, und arbeitete eine Anzahl von Fayencen, Tafelaufsätze und dergleichen, die weder in Erfindung noch in Ausführung große Kunst bezeugen. Aber ein praktischer anschlägiger Mann war er, der schon 1712 in Berlin rothes Böttger-Porzellan verfertigte und die sog. holländischen Thonpfeifen, die früher aus Holland eingeführt werden mußten, selbst fabricirte. Er versprach, weißes Porzellan anzufertigen, ließ dem König einen Tafelaufsatz überreichen und erhielt, gemäß seiner Bitte, ein auf 15 Jahre lautendes Monopol für die von ihm herzustellenden Artikel.

In einem Zweige der Kunst oder besser des Kunstgewerbes waren jedoch statt der Holländer die Franzosen thätig. Bei der Aufnahme der Hugenotten durch den großen Kurfürsten nämlich waren auch französische Teppichweber*) nach Berlin gekommen; die Colonieliste von 1699 zählt deren 15 auf. Der bedeutendste unter diesen war Pierre Mercier d. J., der am 7. Nov. 1686 zum „Tapetenwürker“ ernannt wurde. Eine jährliche Bezahlung von 2400 Thalern wurde ihm ausgesetzt, die bis 1697 regelmäßig entrichtet wurde. Dafür verpflichtete er sich, im Laufe eines Jahres 770 Ellen zu liefern, — der von ihm dafür geforderte höhere Preis erklärt sich dadurch, daß er das Material in Anrechnung brachte, während dieses (Seide, Wolle, Silber,

*) In diesem Abschnitt folge ich ganz den Ausführungen von P. Seidel, Jahrb. d. preuß. Kunstsammlungen. XII, 137 ff.

Gold) ihm von dem Auftraggeber in natura gegeben wurde. Den in Teppichen darzustellenden Gegenstand bildeten die Kriegsthaten des großen Kurfürsten. Der Besteller sah nicht mehr die Vollendung seines Auftrags. Sein Nachfolger jedoch interessirte sich nicht minder für die Bestellung und gab auf Wunsch des Künstlers (9. Febr. 1699) den Befehl, das von jenem bisher Geleistete zu prüfen. Auf Grund dieser Prüfung wurde ein neuer Contract mit ihm gemacht, nach welchem Mercier eine Pauschalsumme zur Ausgleichung seiner ziemlich hohen Geldforderung erhielt, ferner eine jährliche Pension von 1200 Thalern, die ihm auf die gelieferte Arbeit angerechnet wurde; die Preise für die Teppiche, zu denen er sich die Materialien selbst beschaffen mußte, wurden je nach der Feinheit der Arbeit festgesetzt. Sehr bald nach dem Tode des Königs ging Mercier, wie die meisten Ueberlebenden aus der Künstlerschar, nach Dresden, wo er unter viel glänzenderen Bedingungen bis zu seinem Tode (22. Juni 1729) wirkte. Von Merciers damals ungemein geschätzten Werken, die auch heute den beneidenswerthen Schmuck manches Palastes bilden würden, ist verhältnißmäßig wenig erhalten, da viele von ihnen wohl zu den 110 Wandteppichen gehörten, die 1789 und 1793 im Hofe des Berliner Schlosses zu Spottpreisen verauctionirt wurden. Zu den Künstlern, die dem Genannten Vorlagen lieferten, gehörte J. Fr. Casteels und die früher schon erwähnten Langerfeld und Begeyn. Nach dem Tode dieser (sie starben alle zwischen 1695 und 1699) übernahm J. Fr. Wenzel, ein Berliner, geb. 1670, in Braunschweig gebildet, das Amt. Er war ein vielseitiger Künstler, der mehrfach bei den Schloßbauten verwendet wurde und Zeichnungen zu den großen Kupferstichwerken machte. Er schuf auch die Vorlagen für vier große Teppiche, die dazu bestimmt waren, das junge Königthum zu verherrlichen. Sie stellten Geburt und Krönung des Königs, Salbung der Königin, Stiftung des Ordens vom Schwarzen Adler dar, sind aber leider, wie die Teppiche selbst verschollen.

Zu der Kunstthätigkeit jener Zeit ist auch die Ausstattung der Bücher zu rechnen. Schon mehrfach ist im Verlaufe dieser Darstellung auf die Prachtwerke hingewiesen worden, durch welche Friedrich I. die wichtigeren Ereignisse seiner Regierung verherrlichen ließ. So prächtig wie damals wurde vielleicht nie wieder in Berlin gedruckt. Nicht immer verband sich freilich wahrhaft künstlerische Darstellung mit Prachtaufwand. Aber ein Werk wie Bessers preußische Krönungsgeschichte — die zweite Ausgabe von 1712*) — ist eine Leistung, in welcher außer typographischer Meisterschaft doch auch die Kunst ein Wort mitredet. Unter den Künstlern, welche an Herstellung der Bilder betheiligt waren, ist in erster Linie Samuel Blesendorf (gestorben 1706, Sohn des in den oben S. 16 ff. angeführten Gedichten Beklagten) zu nennen, welcher die Leitung des Ganzen unter sich hatte. Der Stecher des Werkes ist Joh. Georg Wolfgang; die Bilder des Königs rühren von J. Fr. Wenzel, dem schon genannten Miniaturmaler, das der Königin von Romanon her, einem der Emigranten, der sich auch sonst durch seine Copieen und Porträts einen Namen machte. Alle mitgetheilten Bilder beziehen sich, wie dies in der Natur der Sache lag, auf Königsberger Vorgänge und Persönlichkeiten. Gewiß sind einzelne dieser Darstellungen recht kindlich und die meisten ganz conventionell; doch ragen aus der Masse der verfehlten einzelne wohlgelungene hervor. Namentlich sind mit Anerkennung die beiden letzten zu nennen, deren eine die Auswerfung der Münzen und die Preisgebung des Tuches, deren andere die Ueberlieferung des gebratenen Ochsen und der beiden theils rothen, theils weißen Wein darbietenden Adler an die Volksmenge enthält. Bei ihnen sind einzelne Scenen ungemein reizvoll und lebensprühend: z. B. die Frauen, welche mit ihren Zähnen das Tuch ergreifen und fortreißen; die Jungen, welche sich auf die Erde werfen, um die Münzen aufzufangen; alle diejenigen Personen, die,

*) Der ausführliche Titel im Göritzschen Cataloge I. 359.

nahe an den Ochsen herangedrängt, das leidenschaftliche Verlangen zum Ausdruck bringen, ein saftiges Stück des Festbratens zu erhalten.

Unter den Einrichtungen, die Friedrich aus der Erbschaft seines Vaters übernommen hatte und pietätvoll ausgestaltete, verdient der Berliner Lustgarten eine besondere Erwähnung. Er hatte zu jener Zeit ein anderes Aussehen und einen anderen Umfang als heute. Er umfaßte das ganze Gebiet der von der Spree und ihrem Canal gebildeten Insel vom Schlosse an nordwärts bis zu der lang auslaufenden Spitze, über welche die Stadtbahn führt.*) Er war seit seiner Gründung im Jahre 1573 ein Zier- und Nutzgarten, mit einem Lusthaus, manchen Alleen und verschiedenen Statuen. Sein wahrhafter Begründer war der große Kurfürst, der in J. S. Elsholtz den kundigen Rathgeber zur wissenschaftlichen Behandlung und Ausnutzung des Gartens gefunden hatte. Er hatte auch sein eigenes Standbild, das erste öffentliche Standbild Berlins, daselbst aufstellen lassen (1652). Während Friedrich sonst das von seinem großen Vater Begonnene ausführte, begnügte er sich in diesem Falle, das Angefangene in der Gestalt, die es bereits erlangt hatte, bestehen zu lassen. Weder die Fülle der Pflanzen noch der vorhandene Reichthum an Bildsäulen wurde unter König Friedrich vermehrt. Im Gegentheil ging der obere Theil des Lustgartens ein, der zum Schloßbau gebraucht wurde. Der untere sehr nasse Theil wurde erhöht. Die Wasserkünste wurden durch den Grottenmeister Johann Damnitz verbessert, die hölzernen Röhren durch neue, freilich aus demselben Material gefertigte, ersetzt. Der hauptsächliche Grund, weshalb König Friedrich wenig für den Lustgarten that, bestand wohl darin, daß während seiner Lebenszeit der holländische Geschmack, der zur Zeit des großen Kurfürsten der alleinherrschende gewesen war, durch den französischen ersetzt wurde. Trotzdem besaß der König die Pietät, an dem

*) P. Seidel, Der Lustgarten am Schlosse in Berlin bis zu seiner Auflösung im Jahre 1715. Forsch. zur brand.-preuß. Gesch. III, 89—124.

überkommenen Zustand nicht zu rühren. Er hatte die Klugheit und Güte, das, was vom Vater stammte, selbst dann nicht anzutasten, wenn es seinen Ansichten nicht entsprach; Friedrich Wilhelm I., dem Gleichmäßigkeit über Schönheit ging und dem das Nützlichkeitsprincip Leben und Thaten bestimmte, rasirte den Lustgarten und verwandelte ihn zum Exercierplatz. Die Leute, so berichtet Faßmann, hätten gemeint, es sei ewig schade darum, den Garten wegzuschaffen; er aber sage, der Paradeplatz mit den vier in die Erde gemauerten schnurgeraden Linien „gebe ein Zeugniß von dem ungemeinen Gout Seiner Majestät". Pflanzen und Statuen kamen nach Charlottenburg; auch dies Plätzchen, wo Schönheit und Lust geherrscht hatte, verfiel der allgemeinen Nüchternheit.

Der Sammeleifer des Fürsten erstreckte sich auch auf die Münzen. Sein Rathgeber in dieser Richtung war Lorenz Beger (1653—1705, seit 1685 in Berlin).*) Am brandenburgischen Hofe, wohin er die pfälzischen Sammlungen gebracht hatte, und wo er diesen, den schon früher in Berlin befindlichen und den neuerworbenen, namentlich griechischen Münzen vorstand, hatte er nicht nöthig, wie ehemals in Heidelberg, den Verirrungen des Fürsten als Vertheidiger zu dienen, sondern lebte nur seinem Berufe. Er veröffentlichte in seiner dortigen Stellung zuerst als Rath und Bibliothekar, dann als Oberaufseher der „Kunst- und Raritätenkammer" den Thesaurus Brandenburgicus selectus (1696. 1698. 1701) in drei Folianten, eine Beschreibung aller in Berlin vereinigten Münzen, eine Publication, welche neuerdings ein Forscher „das schönste derartige Werk, das bis tief in unser Jahrhundert hinein in Berlin herausgekommen ist", genannt hat. Das Verdienst des Werkes besteht wesentlich in der fleißigen Zusammenstellung und in der scharfsinnigen Combination, weniger in der kritischen Erforschung und genauen

*) Vgl. A. D. B. II, 271 fg.; J. Friedlaender, in der Festschrift der Königl. Museen, Berlin 1880; G. Hirschfeld: Preußen und die Antike Nord und Süd, Bd. 48 S. 297—321.

Bestimmung der Einzelheiten. Beger schadete sich besonders dadurch, daß er, um die Bände zu füllen, viel Außenstehendes aufnahm, das mit dem eigentlichen Gegenstande seines Werkes nichts zu thun hatte, daß er über einen so eminent fachmännischen Stoff auch für Nichtfachmänner zu schreiben und letztere ebenso zu unterhalten wie zu belehren suchte, und daß er seinen Mangel an archäologischer Kritik durch breite Deklamationen zu verdecken suchte. Er war ein sehr fleißiger Mann, der bis zu seinem Tode durch zahlreiche Programme und Einzelarbeiten Ueberbleibsel des Alterthums zu erklären und streitige Fragen der alten Geschichte aufzuhellen bemüht war. Wie alle Gelehrten, die mit König Friedrich irgendwie in Berührung standen, rühmte auch Beger den Fürsten. Er begnügte sich nicht damit, seinen Sammeleifer zu preisen, sondern erhob auch sein Kunstverständniß, seine Lust, das Ausländische herbeizuziehen, und sein Bemühen, das Echte von dem Unechten zu unterscheiden. Nicht unerwähnt soll der Eifer bleiben, mit welchem Beger gerade das Brandenburgische in den Vordergrund stellte. Niemals vergaß er anzugeben — selbst nicht bei Titeln kleiner Schriften — daß das Werk, von dem er handelte, mochten es nun Münzen, Statuen, Handschriften sein, aus den brandenburgischen Schätzen entnommen sei. Während auf den Titeln seiner ersten Berliner Publikationen Colonia Brandenburgica oder Marchica als Druckort angegeben ist, erscheint seit 1704 Berolinum. Ja, dieser Eifer für Berlin geht einmal so weit, dem Forscher dichterischen Schwung zu verleihen. In seinem großen Werke, wo der Saal des Schlosses abgebildet ist, in welchem die Sammlung ihre Aufstellung gefunden hat, braucht der Verfasser, nach Absolvirung der antiken, vor der Durchnahme der neueren Münzen folgende Verse:

Hactenus antiquos lustravimus artis honores
Quas Romae splendor, quas ardens Graecia Gazas
Inter Brennonici jactat penetralia Coeli.
Nunc nostris propiora annis (nam non minor horum
Copia se tollit) simili tentabimus ausu.

Wie für die Gelehrten die Societät der Wissenschaften, so war für die Künstler eine Akademie der Künste gegründet worden.*) Auch bei ihrer Errichtung herrschte derselbe ernste Geist, derselbe Eifer, echtes Streben hervorzurufen und das vorhandene in die richtigen Wege zu leiten. Auch die Zeit der Errichtung war beinahe dieselbe. Nur fehlte hier eine treibende Kraft, wie die Leibnizens in der wissenschaftlichen Societät. Auch die Art der Entstehung war eine andere. Während Leibniz aus dem Nichts ein Etwas schuf, das bestimmt war, eine geistige Macht zu werden, knüpfte die Kunstakademie an einen bestehenden Verein an, der von Augustin Terwesten 1694 dem damaligen Kurfürsten zur Grundlage einer Akademie empfohlen wurde. Nicht davon war die Rede, daß diese Akademie Einzelnen einen Ruheposten gewähren oder Belohnung für geleistete Dienste bezeichnen sollte, sondern davon, daß die neue Anstalt eine wirkliche Pflanzstätte echter Kunstübung werden sollte. Auch das nationale Moment, das, wie oben (S. 6 und 112 fg.) gezeigt, bei der Begründung der Societät gleichermaßen mitthätig gewesen war, spielte dabei seine Rolle: man wollte gleichsam im Lande produciren, was man bisher vergeblich auswärts gesucht hatte. In einem damals geschriebenen Aufsatze heißt es: „Man ist zwar an diesem Hofe jederzeit beflissen geweßt, auß Holland und Frankreich einige berühmte in der Mahlkunst an sich zu ziehen, ingleichen auß hiesigen Landen nach Frankreich und Italien, um die Kunst rechtschaffen zu begreifen, reisen zu

*) Für die Geschichte der Akademie: C. Levezow, Gesch. der königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin aus gedruckten und archivalischen Nachrichten entworfen. Stettin u. Lpz. 1808. — Einleitung zu dem Verzeichniß der Berliner Ausstellung 1814. — S. Hist. Geneal. Kal. 1822 S. 96—102. — C. Seidel, Die schönen Künste zu Berlin im J. 1828. Einleitung (hauptsächlich über die Architekten). — Von ihnen und den übrigen Künstlern handelt Nicolai, Beschreibung, 2. Bd. 4. Anhang „Nachrichten von Künstlern, die ehemals zu Berlin gewesen und deren Werke daselbst noch zum Theil vorhanden sind“. Ueber die Zeit Friedrichs I., S. 47—86.

lassen; der Ausschlag aber hat jedes Mal erwiesen, daß die um sich in der Kunst zu perfektioniren ausreisen, gar nicht oder doch nicht nach Verhoffen wieder gekommen, oder diese und die angenommenen nachmals mehr in der Kunst ab- als zugenommen, und also niehmals kein rechter Kunst-Director erhalten worden. Mithin haben diese unterschiedliche Art von Künstlern nach dem gemeinen schlimmen Weltgebrauch allerhand Eigennutz und Reputations-Streit unter sich angefangen, oder sich sonsten nachlässig in ihrem Dienst erzeigt. Dergestalten daß Ihro C. D. Friedrich der Dritte, unser gegenwärtiger, gnädigster Churfürst und Herr, nach großmüthigster Kunstliebe sich auch gnädigst entschlossen, eine Akademie nach dem Modell der französischen und römischen wohlgeordneten Mal- Bild- und Baukunst-Akademie in Ihrer Residenz Berlin zu bestellen."

Nach diesen Grundsätzen wurde, nachdem längere Verhandlungen vorangegangen waren, die Akademie begründet. Sie wurde, nachdem der Stiftungsbrief am 20. März 1699 vollzogen war, am 1. Juli eröffnet. Tausend Thaler wurden ihr jährlich für ihre Bedürfnisse außer den Besoldungen angewiesen, sechs Zimmer, das obere Stockwerk des Marstalls ihr eingeräumt. An der Spitze der Akademie, welche für Malerei, Bildhauerkunst und Architektur bestimmt war, stand ein Protektor, als welcher zuerst Eberh. v. Danckelmann in Aussicht genommen war; unter ihm ein Director, der, nachdem Danckelmanns Günstling, der Miniaturmaler Werner, der sich in den Posten eines ständigen Directors einzudrängen gesucht hatte, gleich seinem Beschützer gefallen war, alljährlich aus den vier Rectoren gewählt werden sollte. Jeder Rector hatte seinen Adjuncten, daneben gab es noch zwei außerordentliche Adjuncten und einen Secretär. Der erste Protector war Kolbe von Wartenberg; der erste Director, wie billig, A. Terwesten, weil von ihm die Idee der ganzen Anstalt ausgegangen war; sein Nachfolger Schlüter, der als unbestritten größter Künstler nach dem Stifter den ihm gebührenden Platz einnahm.

Die Akademie hatte das Recht, Künstler und Kunstliebhaber in ihren Kreis aufzunehmen. Sie konnte Preisaufgaben stellen und machte seit 1701 vielfach von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch. Der Rath des Directors sollte in Kunstsachen gehört, aus den Mitgliedern der Akademie sollten die Hofkünstler genommen werden. Der Akademie war das Privilegium ertheilt, durch ihr Patent akademische Künstler zu ernennen, die ihre Thätigkeit ohne Einreden der Zünfte zu treiben berechtigt waren.

Diesen Rechten standen mannigfache Pflichten gegenüber. Außer der selbstverständlichen eifrig fortzusetzenden Kunstübung der einzelnen Mitglieder bestanden ihre Obliegenheiten in erster Linie in Verbreitung dieser Kunst. Zu dem Ende wurden Zeichenklassen eingerichtet. Diese hatten einen so erwünschten Fortgang, daß außer den alsbald hergestellten drei Klassen eine vierte eingerichtet werden mußte, um die inländischen, ja sogar die ausländischen Schüler unterzubringen. Wenn von den Letzteren einige, nachdem sie ausgelernt hatten, im Lande blieben, so bewiesen sie dadurch gewiß auch ihre Zufriedenheit mit der neuen Heimath. Von den Schülern zeichneten sich einzelne bald dermaßen aus, daß sie mit Prämien begabt werden konnten. Eine fernere Pflicht bestand in dem jede drei Monate stattfindenden öffentlichen Censiren eines Gemäldes aus der Galerie und Veröffentlichung der Kritik, die zur Belehrung der kunstbeflissenen Jünger dienen sollte. War diese Bestimmung, wenn sie wirklich durchgeführt wurde, wovon ein Zeugniß nicht bekannt ist, wenig wirksam, so trug eine andere zur Belebung künstlerischen Sinnes viel bei. Es ist die Einrichtung von Vorlesungen (Collegia publica), seit 1706, welche, zumeist in halbjährlichen Cursen, über Anatomie, Perspective, Civilbaukunst, Geometrie gehalten wurden. Sie waren mit praktischen Uebungen, gelegentlich auch mit Lectüre einzelner Schriftsteller, welche diese Materie abgehandelt hatten, verknüpft. Gerade dieser Theil des Programms erlangte später eine weitere Ausdehnung, indem Archäologie und Kunstgeschichte in den Kreis

dieser Vorlesungen hineingezogen wurden. Auch in dieser Beschränkung jedoch waren diese Vorlesungen von guter Wirkung. Sie gaben den Kunstjüngern die theoretische Grundlage und waren namentlich denen, die mit rein technischer Begabung, ohne wissenschaftliche Bildung zur Akademie kamen, von wesentlichster Förderung. Aber sie waren auch in allgemeiner Hinsicht von großem Nutzen. Wenn sie vielleicht auch nicht, obwohl der Name: Collegia publica dies anzudeuten scheint, den der Akademie Fernstehenden zugänglich waren, so begründeten sie das Vorlesungswesen und machten Berlin, lange bevor es Universitätsstadt wurde, zu einer akademischen Stadt. Außer dieser Verbindung mit der Wissenschaft wurde auch eine Annäherung an das Handwerk versucht; das Kunstgewerbe sollte durch künstlerische Vorlagen und Entwürfe gefördert werden, die theilweise von den ersten Künstlern z. B. Schlüter herrührten. Eine solche Erweiterung des Programms fand ihren Ausdruck in dem Namen der Anstalt, „Königliche Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften", der seit dem Jahre 1706 gebraucht wurde. Mustert man das Mitgliederverzeichniß der Akademie und die Namen der damaligen Berliner Künstler überhaupt, so erstaunt man über den internationalen Charakter der ganzen Schar. Die aus Berlin und Umgegend Stammenden bilden die Minorität. Außer Nord- und Süddeutschen finden sich Holländer und Franzosen (nicht bloß etwa Emigrirte, sondern wirklich aus Frankreich Berufene), Polen und Schweden. Gerade ein solcher Zusammenfluß der Nationen mußte, wie er ein schönes Zeugniß für die Vorurtheilslosigkeit der Berufenden ist, in seiner Wirkung auf die Kunstübung äußerst förderlich sein.

Schon in diesen Darlegungen wurde gelegentlich der Name eines Mannes genannt, der für das Aufkommen der Kunst in Berlin dasselbe bedeutet, was Leibniz für die Wissenschaft: Andreas Schlüter.*) Im Jahre 1694 trat der damals dreißig-

*) Ueber Schlüter vgl. hauptsächlich das Werk von Cornelius Gurlitt, Berlin 1891, dem ich im Texte gefolgt bin. Von der älteren

jährige Künstler aus polnischen Diensten in den brandenburgischen Dienst über. Mit einem Gehalt von 1200 Thalern sollte er als Bildhauer und als Lehrer an der zu begründenden Akademie thätig sein. 1695 wurde er als einer ihrer Directoren in Aussicht genommen. 1696 ging er in kurfürstlichem Auftrag nach Italien, 1699 wurde er Schloßbaudirector. Er war der erste wahrhafte Künstler, der seinen Sitz in Berlin nahm. Vor ihm und mit ihm gleichzeitig waren außer den schon erwähnten Holländern, zwei italienische Bildhauer, Giovanni Maria und Francesco Baratta thätig, welche für Schloß und Dom italienische Vorlagen und römische Anschauungen verwendeten. Für das Zeughaus lag seit etwa 1670 ein Plan des Franzosen François Blondel vor, dessen Landsleute von den damaligen theoretischen Schriftstellern als die wahrhaften Meister betrachtet und am Hofe der Königin den Vertretern aller anderen Nationen vorgezogen wurden. Doch gab es auch einzelne deutsche, besonders süddeutsche, Bildhauer wie Weyhenmeyer und Däbeler, tüchtige Manieristen, welche theilweise nach italienischen Vorbildern arbeiteten und als Stukkatoren thätig waren.

Schlüter's Gesammtthätigkeit, die man erst in neuester Zeit kritisch zu scheiden angefangen hat, kann hier nicht im Einzelnen dargelegt werden. Daher muß es genügen, auf zwei große Bauten, die 1889 abgebrochene „alte Post" und auf das erst jetzt nach seinem vollen Werth gewürdigte Kamekesche Gartenhaus (Royal-York-Loge in der Dorotheenstraße) kurz hinzuweisen und nur bei je zwei bildnerischen und architektonischen Arbeiten zu verweilen.

Die ersteren sind die Statuen Friedrichs III. und des

Litteratur ist K. L. v. Klöden, Berlin 1855 und R. Dohme, Lpz. 1878 (Kunst und Künstler Bd. II.) zu erwähnen. Zu vgl. ist sonst R. Woltmann, Baugeschichte Berlins, Berl. 1872. Dohme, das königliche Schloß in Berlin, eine baugeschichtliche Studie, Lpz. 1876 mit dem von dems. Verf. herrührenden Bilderwerke. — Ueber den Sarkophag Friedrich I. s. unten 2. Buch 3 Kap.

großen Kurfürsten. Jene, die jetzt in Königsberg steht, ursprünglich als Krönung eines von J. de Bodt entworfenen Triumphbogens gedacht, bekundet wohl ein „sicheres Erfassen der Natur," legt aber doch Zeugniß davon ab, daß der Künstler bei diesem Werke unter einem gewissen Zwange stand und seine volle Kraft nicht entfalten konnte, da die Aufgabe seinem Genius nicht recht entsprach.

Ganz anders war es mit der schon oben S. 5 und 155 erwähnten Statue des großen Kurfürsten, die auf einer erst kurz vorher durch Nehring und den französischen Ingenieur Cayart gebauten Brücke errichtet wurde. Die Statue verschaffte fast gleichen Ruhm dem Bildhauer wie dem Gießer Joh. Jacobi, der in dieser Eigenschaft schon bei der Bildsäule Friedrichs III. thätig gewesen war, einem Deutschen, der seine Ausbildung in Paris genossen hatte und der schon als halber Ausländer in Berlin leichtere Ehren erwarb. Bei der Bewältigung dieser Aufgabe entfaltete Schlüter seine große eigenartige Kraft, obwohl er sich in der Gestaltung des Werkes an den damals in Paris und in den Niederlanden üblichen Geschmack anschloß. Reiter und Pferd, denn nur von ihnen kann die Rede sein, nicht aber von den gefesselten Sklaven, die vielleicht nach einer Schlüter'schen Idee von Anderen ausgeführt sind, erscheinen auf diesem Denkmal von gleicher Wucht: ein gewaltiger Mann auf einem königlichen Thier. Nirgends zeigt sich in diesem unvergleichlichen Werke etwas zur Schau Getragenes, Posirendes; durchaus naturwahr und lebendig erscheint der machtvolle Herrscher und starke Kriegsheld; wie ausruhend in seinem Siegeslaufe und doch jeden Augenblick bereit, zu neuen Triumphen den Weg zu nehmen.

Spricht in diesem Denkmal Alles Leben, so gemahnt der bedeutsame Antheil Schlüter's am Berliner Zeughause an den Tod. Denn nicht das Architektonische daran ist sein Werk. Dies war nach Blondelschen Entwürfen von Nehring und Grüneberg gefertigt. Als Schlüter die Oberleitung übernahm, war der Rohbau fertig. Nur die Ausgestaltung des von An-

deren Errichteten ist sein Werk; Einzelnes, das er beabsichtigte und ausführte, z. B. eine auf dem Bau stehende Attika, wurde von seinem Nachfolger J. de Bodt wieder zerstört. Nicht also in dem Architektonischen, sondern in dem bildnerischen Schmucke besteht Schlüters Mitarbeit: in den Helmen nach italienischen Vorbildern, den Meerweibern, Medusenhäuptern, besonders in den Köpfen sterbender Krieger. Diese Arbeiten, vornehmlich die letztgenannten, vertragen durchaus keinen Vergleich mit irgendwelchem zeitgeschichtlichen Werke, sowenig wie Leibniz' grundlegende philosophische Arbeiten zusammengestellt werden können mit Artikeln einer philosophirenden Monatsschrift: es sind mannigfaltige, trotz des gleichen Gegenstandes immer neue Darstellungen des Todes von erschütternder Wahrheit, ohne Schönfärberei, ohne Versöhnung, von unbedingter Naturtreue, die nach Jahrhunderten noch den Beschauer aufs Tiefste ergreift und förmlich erschauern macht.

Wieder in das Leben hinein führt Schlüters Arbeit am Berliner Schloß. Der Plan zu der an diesem 1697 oder 1698 beginnenden allgemeinen Thätigkeit, stammt nach dem Urtheile des neuesten Kritikers, schon wegen der dazu benutzten römischen Vorlagen nicht von Schlüter her. Wohl aber war dieser an der Ausführung der alten italienischen Pläne beschäftigt; einzelnes Neue wie das große Portal nach dem Schloßplatze rührte von ihm her. In seinen diesbezüglichen Arbeiten wurde er durch den Widerspruch der Bauhandwerker, Künstler und Baumeister gehemmt, ein Widerspruch, der mitunter durch den Neid dictirt war, zum Theil seinen Grund in der Meinung der Gegner hatte, daß Schlüter ein großer Bildhauer, aber ein unbewährter Architekt sei. Wirklich besteht Schlüters hervorragende Antheilnahme in der innern dekorativen Arbeit, nicht in dem eigentlich Architektonischen. Wenn auch in Bezug auf Ersteres nicht Alles, was ihm zugeschrieben wird, wirklich von ihm herrührt, so ist doch die Ausschmückung der alten Kapelle und der oberen Säle, vor Allem des Rittersaals, sein Werk.

Schlüters ganz selbständige bauliche Thätigkeit war der s. g. Münzthurm und gerade diese Arbeit wurde für ihn verhängnißvoll. Zu diesem Thurm, der die Behälter für die Wasserkünste des Lustgartens tragen und mit einem holländischen Glockenspiel gekrönt werden sollte, machte Schlüter einen Entwurf und führte ihn aus. Schon 1703 zeigte der Bau bedenkliche Risse. Neue Versuche wurden unternommen, um den entstandenen Schwierigkeiten zu begegnen und den Thurm für seine Bestimmung geeignet zu machen. Schon 1706 drückte Schlüter die Hoffnung aus, seinem Bau das Glockenspiel aufsetzen zu können. Aber als er diese Hoffnung aussprach, wußte er wohl, daß er sich und Andere täuschte. Die Versuche, die früher bestandenen Risse zu beseitigen, waren fehlgeschlagen; neue stärkere Risse im Mauerwerk hatten sich gezeigt. Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, die zu dem auch von Schlüter vorausgesehenen Resultate kam, daß der Thurm abgebrochen werden müßte.

So zeigt sich am Ende der Berliner Laufbahn des großen Künstlers ein trauriger Niedergang. Schlüter verschwindet aus der Reihe der Berliner Künstler, um erst sechs Jahre später in Petersburg wieder aufzutauchen und bald ganz unterzugehen. An seine Stelle in der Oberbauleitung des Schlosses trat am 28. Jan. 1707 J. Fr. Eosander aus Riga, der von einem Verwandten später den Beinamen „von Goethe“ annahm. Er war ursprünglich Soldat und Hofmann, kein sinnender Künstler, der nach bestimmten unverrückbaren Grundsätzen arbeitete, sondern ein gewandter Mensch, der, dem Aeußerlichen ergeben, sich den Bedürfnissen und Anforderungen des Augenblicks anzubequemen wußte. Im Gegensatze zu dem Gewaltigen, Wuchtigen, das Schlüter liebte, zog er Zierliches und Anmuthiges vor. Sein Können bewährte er bei der Schöpfung des Charlottenburger Gartens, bei der Erweiterung des dortigen Schlosses, dessen Herrin er mit der ganzen Unterwürfigkeit zu huldigen wußte, die ihr wohlgefiel. Schlüters Concurrent war er, seit dessen

Einzug in Berlin; der Entscheidungskampf begann 1703. Er endete mit Eosanders Sieg, nicht ohne Schlüters Schuld. Doch auch der Sieger konnte sich nicht allzulange seines Triumphes freuen; mit des Königs Tode war auch seine Herrlichkeit zu Ende. Beider Gegner Ende war traurig: sie gingen unter, nachdem sie ihrer großen Aufgaben und Pläne vergessen hatten und ihre Kraft in Nichtigkeiten erschöpften.

Wie Mitwelt und Geschick, so wurde beiden Gegnern auch die Nachwelt nicht völlig gerecht. Eosander gerieth in Nichtachtung, die seine vielseitige Gewandtheit und sein hübsches Talent nicht verdienen. Auch Schlüters Andenken war mannigfachen Schwankungen unterworfen. Das unmittelbar folgende Geschlecht verachtete ihn als einen Nichtskönner; die späteren glorificirten ihn dermaßen, daß sie die gleichzeitigen Künstler als Stümper und die Nebenbuhler als kleinliche unwürdige Feinde betrachteten. Erst die neueste Zeit wies ihm die richtige Stellung an. Neben Sophie Charlotte, die Berlins geistiges Leben schuf, neben dem König, der zu diesem Guten den Glanz und den Schimmer fügte, neben Leibniz, der die Grundlagen des wissenschaftlichen Lebens errichtete, steht Schlüter ebenbürtig da als Schöpfer von Kunstwerken, die das frohe Selbstbewußtsein und Kraftgefühl einer ihrer Entwicklung sich innewerdenden Zeit sieghaft ausdrücken.

Zweites Buch.

Die eiserne Zeit.

(1713—1740.)

Sechstes Kapitel.

Der neue Herr.

Selten hat ein Fürst seinem Staate, seiner Residenzstadt, in der er, ganz im Gegensatze zu seinem Nachfolger, fast dauernd lebte, so sehr den Stempel seines Wesens aufgedrückt, wie Friedrich Wilhelm I. In der Regierungszeit seines Vaters, wenigstens während eines Theils derselben, stand dem Willen des Monarchen ein mindestens eben so starker der Herrscherin ebenbürtig gegenüber. Friedrich II., so mächtige Anregung er seiner Zeit gab, hatte die Qual und die traurigen Folgen der Knechtung zu sehr am eigenen Geist und Körper gespürt, um in den Fehler zu verfallen, unter welchem er geseufzt, ließ daher einen Jeden nach seiner Art gewähren. Er hatte keinen unmittelbaren Antheil daran, wenn Viele, aus Devotion oder aus eifriger Gesinnung sich nach seinem Beispiele richteten. Nur Friedrich Wilhelm I. wollte wie den Staat, so die Stadt nach seinem Willen gestalten. Er kannte keine Freiheit und Selbständigkeit der Geister. Wie die langen Kerls, seine Potsdamer Grenadiere, auf welche er besonders stolz war, hübsch in die Augen fielen und maschinenmäßig auf ein Tempo ihre Bewegungen machten, so sollte die Stadt werden, lang, breit, dem Blick imponirend, einförmig, behäbig, anständig. Hier mußte gebaut werden, aber nach einer Schnur; hier durfte Handel getrieben werden, aber nach einer bestimmten Richtung, nämlich der Stärkung der Produktion des eigenen Landes, der Ausschließung des Fremden, wodurch freilich die eigene Thätigkeit

erhöht, aber auch die Nachahmung mustergültiger Erzeugnisse des Auslandes unmöglich gemacht wurde. Nur durfte nichts Geistiges gepflegt werden: denn Wissenschaft und Kunst ließen sich nicht commandiren und nicht in eine Uniform zwängen: sie brauchten zu ihrer Entwickelung Luft, Licht, Freiheit der Bewegung, sie mußten ihre eigenen Wege gehen können und durch Berührung mit dem Ausländischen, Eigenen und Fremden, durch Anlehnung und Abstoßung ihre Widerstandskraft erproben und ihrer eigenthümlichen Fähigkeit inne werden. Denn das bleibt der eine große Fehler in der Handlungsweise des Königs: die Ertödtung jeder Individualität. Ohne Individualität ist aber eine gedeihliche Entwicklung unmöglich: das Erzwungene, Gemodelte zerfällt, sobald der starke Wille aufhört, der es hervorgerufen, an die Stelle des also Geschaffenen und Verschwundenen vermag aber nichts Neues zu treten, weil der eiserne Wille einer selbständigen Regung keinen Platz gelassen hat.

Dieser eiserne Wille war der eines vielfach thätigen, praktischen, auf das augenblicklich Nothwendige und Nutzbare unverwandt seinen Blick richtenden Mannes. Dieser Mann aber, mit vielfachen Eigenschaften eines absoluten Herrschers begabt, besaß eine Fähigkeit nicht, nämlich die der Selbstbeherrschung, des innern Gleichmaßes im Denken und Thun.

Toland, der im Jahre 1702 Charakteristiken des damaligen Berlin und der Persönlichkeiten entwarf, die er daselbst kennen lernte, sagte über den damals 15jährigen Prinzen Folgendes:

„Es hat die Natur in die männliche Gestalt dieses jungen Helden zugleich mit alle Schönheit und Ehrbarkeit des weiblichen Geschlechts eingedrückt. Denn er ist wahrlich ein überaus angenehmer Prinz, sehr gnädig und freundlich, von einem guten Verstande, begierig alle Dinge zu wissen, auch nicht unfleißig in denen Studiis . . . Ich habe ihn öfters auf der Reitschule, auch seine anderen Exercitia mit großer Approbation machen sehen. Es scheinet aus seiner Statur, nach seinem Alter, als ob er ein völliger starker Herr werden würde, doch ist er sehr

wohl proportionirt und endlich thut auch sonst die Gestalt und Taille nicht viel zur Sache, wenn er nur sonst von der ansteckenden Seuche der Hoffuchtsschwänzer und von den Verderbern junger Regenten frei und verwahrt bleibt."

In einem hatte Toland Recht: Friedrich Wilhelm wurde ein „völliger starker" Herr.*) Aber so absonderlich es klingt, auch manche weiblichen Eigenschaften traten in diesem überstarken Manne hervor. Er war nach Frauenart keusch, fromm und von einer weibischen Aengstlichkeit auf seine Gesundheit.

Als er nach Dresden ging, nach jener Stadt, die damals

---

*) Zur Charakteristik des Königs sind neben den früher angeführten Werken von Ranke, Droysen auch seine Briefe an Leopold v. Anhalt-Dessau benutzt, mitgetheilt v. Witzleben. Zeitschr. f. preuß. Gesch. Bd. IX. Nicht unwichtig, obwohl mit Vorsicht zu benutzen ist Pöllnitz: Mémoires pour servir à l'histoire des quatres derniers souverains de la maison de Brandebourg. Von den zeitgenössischen Historikern, die an des Königs Hofe lebten, haben zwei ihn biographisch geschildert, Morgenstern und Faßmann, über die unten zu handeln ist. Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk von Hofrath Prof. Morgenstern 1793, gibt Dichtung und Wahrheit. Faßmanns anonym erschienenes Werk führt den Titel: Leben und Thaten des allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Friderici Wilhelmi biß auf gegenwärtige Zeit aufrichtig beschrieben Fft. u. Lpz. 1735; 2. Theil Worinnen dasjenige was unter dero weisen Regierung in Kirchen — Justiz — Policey und Militair Wesen rühmlich angeordnet oder sonst bis zu Dero höchstseel. Ableben und kurtz nach demselben vorgefallen, enthalten und auch in der Vorrede in mehrern angezeiget ist. Fft. u. Hamb. 1741. Die gänzliche Zurückweisung dieses großen Buchs als einer völlig unlautern Quelle, wie sie jetzt üblich ist, erscheint mir unhistorisch. — Königs „Versuch" IV. Thl. 1. 2. hier als I, II citirt, bietet viel Brauchbares. Von neueren Arbeiten Förster, Friedrich Wilhelm I, König von Preußen 3 Bände, Potsdam 1834. 35. Artikel (unterz. y) in der Allg. d. Biogr. VII, 635—656. Schmoller, Das Städtewesen unter Fr. Wilh. I. Z. f. preuß. Gesch. VIII. X. XI. XII. Vgl. ferner Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. nebst verschiedenen Anecdoten von wichtigen unter seiner Regierung vorgefallenen Begebenheiten und zu der damaligen Zeit sowohl im Militär- als Civil-Stande angestellt gewesenen merkwürdigen Personen. 4 Sammlungen. Berlin 1787. Der Verf. behauptet I, 144, er habe in fast beständigem Umgang mit denen gestanden, welche gewöhnliche Mitglieder der Tabaksgesellschaft gewesen.

in Deutschland Paris an Zügellosigkeit gleichzukommen suchte, fand er „kein Gusto" an Carneval und Weltgetümmel. „Ich bin wiedergekommen als hingegangen", „ich bin vor Gott rein" konnte er mit pharisäischer Freude von sich sagen.

Er war fromm. Von der Art wie diese Frömmigkeit in Thaten sich äußerte, wie sie besonders für die Bewohner Berlins wirksam wurde, muß noch die Rede sein; hier soll nur hingewiesen werden auf sein Gottvertrauen und das Bekennen seiner Sündhaftigkeit. Denn soweit ging er im Bewußtsein seiner Kraft nicht, sich allein den Erfolg seines Thuns zuzuschreiben. Vielmehr gab er Gott die Ehre: „Gott hat mir so wunderlich aus so viel schlimmen Sachen geholfen, er wird mir weiter helfen." Während er ihm den Erfolg zuschrieb, wollte er ihn nicht für den Mißerfolg verantwortlich machen: „Will er nicht, ich meritire es nicht besser."

Er war ängstlich auf seine Gesundheit bedacht und that doch viel, um sie zu untergraben. Durch sein Reiten und Jagen, sein Rauchen und unmäßiges Trinken stürmte er auf seinen Körper los. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen quacksalberte er unaufhörlich. „Brauchen Sie" war ein Lieblingswort, das er seinem einzigen vertrauten Freunde Leopold von Anhalt-Dessau bei jeder Unpäßlichkeit zurief. „Um Gotteswillen baden Sie", so ermahnte er ihn ein anderes Mal, „und halten Magen, Brust und Füße warm; wenn Sie nicht wollen, so thun Sie es um meinetwillen." War er wirklich krank, so consultirte er die verschiedensten Aerzte; ließ sich auch Gutachten von auswärts kommen, nahm auch altbewährte Recepte von Unterthanen an und schickte diese wiederum zur Begutachtung an auswärtige Mediciner. Hatte er dann Alles zusammen und verspürte er auch ohne die Heilmittel Besserung, so that er nur das, was ihm gutdünkte, um dann in neue Angst zu gerathen, sobald die Krankheit ihn wieder packte.*)

*) Vgl. die interessanten Briefe von und an Eller, Hoffmann, Holtzendorf mitgetheilt von König II, S. 271—286.

Wie dieser starke Mann manchmal in ganz ungewohnter Weise Schwäche zeigte, so war auch sonst seine Natur an Widersprüchen reich. Er, der Mißtrauische, der sich am liebsten auf Keinen verließ als auf sich selbst, konnte ein treuer Freund sein. Nicht seinen Kumpanen in der Tabaksgesellschaft, die es in Rauchen und Trinken mit ihm aufnahmen, Offizieren und sogenannten Gelehrten, meist armseligen, subalternen Naturen, die er hänselte und wegstieß und nur in müßigen Stunden als seine Gefährten betrachtete, sondern robusten Naturen, gleich ihm selbst, Waffenbrüdern, Genossen. In dieser Freundschaft war keine sentimentale Gefühlsschwärmerei, sondern thätige Antheilnahme. Dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau schickte er einmal 50 000 Thaler, „obwohl ich nicht gern Geld verleihe“ und als dieser von Zinsen sprach, erwiderte der König „von Interessen will ich nichts haben, von einem guten Freunde nehme ich nichts als seine Amitié.“

Er, der unermüdlich Thätige, der, wenn es möglich gewesen wäre, als sein eigener einziger Minister fungirt hätte, sehnte sich nach Ruhe, er der Selbstherrscher, der wohl wußte, was er that und gelegentlich sein Thun überschätzte, verzweifelte manchmal an seinem Können. Da wünschte er „einen hübschen, einsamen Ort, wo ich in der Stille leben kann, denn ich in dieser Welt nichts nütze bin und mich über alles ärgere, alsdann ich ein philosophisches Leben führen will.“

Er, der ein entsetzlicher Haustyrann war, mit unerbittlicher Strenge darauf sah, daß alle seine Hausgenossen Ordre parirten, wurde doch weich, wenn er an seine Kinder dachte. Er war nahe daran, der Welt das nie geschaute Beispiel zu geben, daß ein König der Staatsraison halber seinem Sohn das Todesurtheil schrieb; er konnte in der schwersten Zeit seines Lebens in seinen Briefen über gleichgültige Dinge reden und konnte, in scheinbar gleichmüthigem Tone, wie zur Selbstvertheidigung die Worte hinsetzen: „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungerathenen Kindern; es ist ein groß chagrin; doch

hab' ich vor Gott und vor der Welt ein reines Gewissen, ich hab gemahnt, ich hab gestraft, mit Güte und mit Gnade, es hat alles nichts geholfen"; und doch verrieth er seine innere Bewegung durch das schlichte Wort, das er bei der Krankheit des Kronprinzen sprach: „Wenn die Kinder gesund sind, dann weiß man nicht, daß man sie lieb hat." Auch unter dieser rauhen Außenseite schlug ein zärtlich fühlendes Herz.

Er war arbeitsam und eifervoll, doch wünschte er, wie einseitige und kleinangelegte Naturen, unmittelbar den Erfolg zu sehen. Daher betrachtete er als Hauptziel aller Verwaltung stets „ein Plus zu machen", d. h. einen augenblicklichen Ueberschuß zu erzielen. Daher hatte er keine rechte Geduld, das Reifen seiner Thätigkeit für Preußen — wohl die größte Leistung seines Lebens — abzuwarten. Vielmehr hatte er nur Klagen wie die: „Preußen ruiniret mir total, das frißt mir auf!" Er meinte, er sei nicht wie Louis quatorze, er könne kein Gold machen. Wie ein verhaltener Seufzer, jedenfalls wie der Ausdruck völliger Unbefriedigung klingt das Wort: „Hätte ich Geld veroperirt und Redouten, Comödien gemacht, so wüßte man doch wovor; aber ich habe nichts als chagrin und Sorgen."

Eine derartige beschränkte Auffassung brachte er auch den Welthändeln entgegen. Er betrachtete sie nie von einem allgemeineren, sondern nur von persönlichem Standpunkte aus. Er liebte es, Kurfürst und König zu sein, aber an seinen Collegen von Sachsen und Hannover mochte er diese Vereinigung (Polen bez. England) nicht leiden und belegte sie derenwegen mit Spottnamen. Er war gut kaiserlich, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Kaiser keine Gewalt über ihn habe; gut deutsch, so daß er Frankreich warnte, die Hände gegen Deutschland auszustrecken, aber unbekümmert darum, ob Frankreich die damalige deutsche Hauptmacht, Oesterreich, aus Italien herauswerfe. Denn ob in Europa Unruhen herrschten, war ihm, der für sich den Frieden liebte und nur zweimal zu den Waffen griff, gleichgültig, vorausgesetzt, daß er von dem allgemeinen Brand ver-

schont würde. Er lebte allein für sich und stand auf sich allein gestützt. Für diesen Fürsten, der, nach seinem bekannten Worte, seine Souveränetät stabilirte wie einen rocher de bronce, gab es nur Maschinen, die durchaus nach dem vorher bestimmten Plan ihr Räderwerk in Bewegung setzten. Sie hatten zu arbeiten und zu rathen, die Entscheidung aber lag beim Könige. Das General-Directorium, die von dem Könige eingesetzte Verwaltungsbehörde, sollte seine Meinung sagen und für die von ihm gemachten Vorschläge seine Gründe angeben, „Wir bleiben doch der Herr und König und thun was Wir wollen".

Ein solcher Absolutismus kann segensreich wirken, wenn er in einheitlicher, gleichmäßiger Art geübt wird; er mußte traurige Folgen haben, da er sprunghaft war und von einem Fürsten geübt wurde, der nicht selten die Herrschaft über sich verlor und dann die Verantwortung für seine Handlung nicht tragen konnte.

In der Geschichte des preußischen Staates nimmt Friedrich Wilhelm I. eine sehr hervorragende Stellung ein. Vielleicht wird er jetzt einigermaßen überschätzt. Aber eine derartige Heraufschraubung ist nur das Zeichen eines Rückschlags, der in der Geschichtschreibung oft vorkommt: an die Stelle der Verachtung tritt leicht eine übermäßige Verehrung. Lange genug galt Friedrich Wilhelm I. nur als Polterer, als roher Exerciermeister und als plumper Geselle, der unter Narren und Buben sich bewegte und von seinen Gefährten nur allzuviel annahm; jetzt wird er als staatsmännisches Genie allerersten Ranges gefeiert, an dem kein Fehl war. Gewiß hatte er seine großen Verdienste: er war der Begründer der preußischen Heeresorganisation und der Stifter des preußischen Beamtenthums. Höhere geistige Cultur war ihm aber völlig fremd. Der preußische Staat muß auf ihn als seinen vornehmsten Förderer sehen; die Stadt Berlin als ein culturelles Gemeinwesen erkennt in ihm keinen Neuschöpfer, sondern einen Zerstörer alter Cultur und edler Tradition. Ein Soldatenkönig in starrer Herbheit, ein unermüdlicher einseitiger Arbeiter, ein wackerer, schlichter, jedem geistigen und

seelischen Aufschwung fremder und feindlicher Mensch — so steht sein Bild vor unseren Augen.

Wohlthuend trat die Schlichtheit und Einfachheit des Wesens des Königs in der Verfügung hervor, wie es nach seinem Tode gehalten werden solle (Faßmann II, 820fg.). Keine Façon solle mit ihm gemacht werden, das ist der Schluß wie der Hauptinhalt dieser Verfügung. Keine Parentation solle gehalten werden, sondern erst vierzehn Tage nach seinem Tode in allen Kirchen des Landes eine Leichenpredigt. „Von meinem Leben und Wandel, auch Fatis und Personalien solle nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesaget werden, daß ich solches exprès verboten habe, mit Beifügung, daß ich als ein großer und armer Sünder sterbe, der aber Gnade bei Gott durch seinen Heiland gesuchet. Ueberhaupt solle man mich in solcher Leichenpredigt zwar nicht loben, aber auch nicht verachten und nicht auf mich schmälen." Als Text für diese Leichenpredigt war aber vorgeschrieben: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet".

Die Königin trat wenig hervor. Einen Vergleich mit ihrer großen Vorgängerin Sophie Charlotte konnte sie nicht aushalten und mochte sie wohl scheuen. Sie beschränkte sich auf ihr Haus. Gerade dort bildete sie den wohlthuendsten Gegensatz gegen ihren Gatten. Die Königin, so meint ein noch zu erwähnender Berichterstatter, der sächsische General Flemming, ist mild, gerecht, edel, ein wahres Muster für die Frauen von Stande, nicht bloß für Fürstinnen. Ueber Untreue ihres Gatten hatte sie sich nicht zu beklagen. Freilich durfte sie auch keine besondere Rücksichtnahme und Galanterie beanspruchen. Als eine ganz besondere Ausnahme galt, daß der König sie bei zeitweiliger Abwesenheit als Regentin einsetzte, so daß er rescribirte: „soll an meine Frau gefragt werden".

Bald nach der Thronbesteigung — daß es in der Todesstunde des Vaters geschehen sei, ist eine Sage — löste der neue König den prunkvollen Hofhalt des alten auf; die Schweizergarde, die mit viermonatlicher Kündigung angeworben war,

wurde nach Bezahlung eines sechsmonatlichen Soldes entlassen.*) Auch der Thiergarten wurde aufgelöst; bei dieser Gelegenheit hatten die Berliner zum letzten Mal das Schauspiel einer Bärenhetze. Doch darf man nicht glauben, daß das eigentliche höhere Hofpersonal eine völlige Verabschiedung oder auch nur eine so radikale Verminderung erfuhr, wie man es meist darzustellen liebt. Während der Berliner Kalender von 1713: 26 höhere Hofbeamte und 32 Kammerjunker aufweist, erwähnt der Kalender des Jahres 1715, aus dem die Neuordnung zu ersehen ist, 19 oberste Hofbeamte und Kammerherren und 23 Kammerjunker, im Ganzen also 42 gegen 58, eine Verminderung etwa um ein starkes Viertel, nicht aber mehr. Dagegen könnte man die veränderte Stellung dieser Beamten vielleicht in der geringern Achtung erkennen, mit der sie in den angeführten Kalendern behandelt werden: im ersteren werden die Namen der Junker mit Vornamen, Titeln, genauer Angabe der Wohnung verzeichnet, im letzteren sind nur die Familiennamen kurz genannt, nicht einmal die Wohnungen ausgefüllt.

War der ganze Zuschnitt des Hofes ein engerer geworden, so zeigte sich diese absichtliche Beschränkung insbesondere bei Empfängen und Hoffestlichkeiten. Man möchte sich gern ausmalen, mit welcher Pracht Friedrich I. ausländische Gäste, die an einen gewissen Prunk gewöhnt waren, empfangen hätte, etwa Czar Peter und August von Polen; unter Friedrich Wilhelm I. hatten solche Feierlichkeiten keinen großartigen Zug. Ueber Peter des Großen Besuch in Berlin (1717) sind wir fast gar nicht unterrichtet. Die Chronisten schweigen, durch eine besondere Schrift wurde das Ereigniß nicht verherrlicht. Was die Markgräfin von Baireuth, die bei dem Besuche acht Jahre alt war, später berichtete, ist doch mit großer Vorsicht aufzunehmen. Danach hätte sich der Czar wie ein Tyrann, wie ein Unmensch betragen, gefordert, was ihm beliebte, mit rohester Grausamkeit

*) Krauske nach einem geschriebenen Journal. Forsch IV, 2. 1891, S. 307. Vgl. dazu die Kalender.

gegen seine Frau gewüthet, mit zudringlicher Lüsternheit die Damen des königlichen Hofes belästigt. Als die Königin ihr Monbijou wiedersah, wo die fremden Gäste gehaust hatten, soll sie klagend ausgerufen haben: „Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen"; Alles sei so ruinirt gewesen, daß sie fast das ganze Haus neu bauen lassen mußte. Der König legte auf seinen Gast großen Werth, theils aus politischen Gründen, theils weil er nicht cultivirt genug war, um den Halbbarbaren unerträglich zu finden. Die Mahnung, die er bei Peters Tode dem preußischen Gesandten in Petersburg zukommen ließ, „man solle so trauern, als sei er selbst gestorben" *), beweist seine Bewegung bei dem Ereigniß und seine hohe Achtung vor dem Verstorbenen.

Während die Berliner diesen aus dem Osten stammenden Gast nur mit stummer Achtung begrüßten, jubelten sie laut bei einem anderen gleichfalls östlichen Herrscher, dem König von Polen, der aber als Kurfürst von Sachsen der deutschen Civilisation näher stand. Dem prunkliebenden Fürsten suchte König Friedrich Wilhelm I. den glänzenden Empfang, den er unmittelbar vorher in Dresden erfahren, einigermaßen zu vergelten. Schon auf der Reise nach Berlin wurde er gefeiert; in Berlin gab es Festlichkeiten mannigfacher Art, über welche eine damals (1728) erschienene Schrift uns unterrichtet.**) Der König, der mit einem Gefolge von 316 Personen reiste, kam am 29. Mai in Berlin an. Große Festmahle im königlichen Schlosse, zu denen sich der König in einer prächtigen Sänfte die Treppen

*) Vgl. Brückner, Peter der Große S. 491. Einzelne Notizen bei Morgenstern u. Faßmann.

**) Das frolockende Berlin, Oder Historische Nachricht Dererjenigen öffentlichen Freudens-Bezeigungen und sinnreichen Illuminationen, Die bey hoher Anwesenheit Ihro Königl. Majestät in Pohlen und Dero Königl. Printzens Hoheit Daselbst angestellet worden, Nebst einem Anhange aller auf diese fröliche Begebenheit verfertigter Gedichte. Berlin, zufinden bey Johann Andreas Rüdiger Königl. privil. A. 1728. Einzelnes über die Illumination in der Zeitschr. f. Gesch. der Juden i. D. IV, S. 31—34.

hinauftragen ließ, wurden veranstaltet. Es fehlte nicht an glänzenden militärischen Schaustellungen, an denen 14 Regimenter theilnahmen; der Festbeschreiber erläßt dem Leser keines der 32 Signale der Parade vom 30. Mai. Am 4. Juni fand die große Illumination statt. Auch bei ihr wie bei den früher beschriebenen Illuminationen war eine Vereinigung der Beleuchtung und Ausschmückung der Fenster und Häuserfronten durch Bilder beliebt. Minister, höhere Beamte, reiche Kaufleute suchten einander in prächtigen Versuchen und sinnigen Ideen zu überbieten. Die Hauptidee, welche zum Ausdruck kam, war der Bund der beiden Könige und die Vereinigung der beiden Reiche. Die übertriebensten Huldigungen wurden sowohl dem hohen Gaste als dem Wirthe dargebracht; bei Erfindung und Durchführung dieser Schmeicheleien bewährte sich kein auserlesener Geschmack. Um dies an einem Beispiele zu erläutern, mag die Erklärung mitgetheilt werden, welche die königliche Societät der Wissenschaften der von ihr veranstalteten Ausschmückung ihres Hauses beifügte und besonders erscheinen ließ.*) Sie lautet: „Anfänglich zeiget sich das Bild der Natur bei einem mit Feuer versehenen Altar, mit der Ueberschrift: Saluti publicae d. i.:

Wann nur Augustus blüht, so ist dem Lande wohl,
Das wünschet die Natur, und daß er leben soll.

welche Erfindung aus einer großen römischen Münze der Kaiserin Faustinae genommen. Weiter zeiget sich die Mathematik mit einer Sternkrone, wodurch die Astronomie angedeutet wird, ein Winkelmaß in der einen Hand haltend, in der anderen aber einen Zettel, mit der Aufschrift C annos, oder hundert Jahre, welchen Wunsch die Römer für die Gesundheit der löblich regierenden Kaiser abzustatten pflegten, d. i.:

Augustus sei vergnügt und mehre sich an Jahren,
Daß mit dem L und X sich viermal Zehen paaren.

---

*) a. a. O. S. 28. — Die Erklärung soll bei Ambr. Haude erschienen sein.

Die Architektur hat einen Riß in der Hand, worauf ein Triumphbogen abgebildet, mit der Ueberschrift: Et triumphales meditatur annos d. i.:

Du bist Augusten gleich, in Allem was ich schau,
Was Wunder, daß ich Dir auch Ehrenpforten bau.

Hiernächst zeigt sich die Historie, welche die Federn sinken lässet, mit der Ueberschrift: Quis poterit narrare tuos Rex magne triumphos d. i.:

Der Thaten sind zu viel, drum halt ich mich nur still.
Ich schreibe was ich kann, doch nicht so, wie ich will.

Zuletzt zeigt sich die deutsche Sprache, Dichtkunst und Wohlredenheit in dreien Personen, mit der Ueberschrift: Vestras compescite linguas. Oberwärts flieget eine Fama, mit des Königs Namen und der Ueberschrift: Astris adjungere fas est d. i.:

Ihr seid mir viel zu schwach, Augustens Lob zu singen,
Ich kann desselben Ruhm bis an die Sterne bringen."

Bei dieser Illumination waren die Bürger in höherem Grade als der Fürst betheiligt; ihre Veranstaltungen und Gedichte waren, wenn auch häufig das Gebotene der Freude durchblickte, doch manchmal spontan. Auch die beiden Könige, die hier zusammenkamen, sprachen in Versen zu oder über einander. Als der König von Sachsen von Spandau nach Berlin fuhr, hielt er in der Hasenhaide an und trank dort einen Becher Wein auf das Wohl des Königs von Preußen. Um solche Höflichkeit zu verewigen, ließ Friedrich Wilhelm an dem Baum, in dessen Nähe der Trunk geschehen war, eine rothe Tafel anschlagen mi folgendem Gedicht:

Der König Friederich August hielt mit dem Sohne
Dem Folger seines Reichs der weissen Adler-Krone,
An diesem Orte still; sprach, wie er gnädig wolte,
Daß Er mit Preußen stets in Freundschaft leben solte.
Das hat Er zugesagt. Hierunter kanst Du sehn,
Mein Leser! welchen Tag und Jahr es ist geschehn.
GOtt gebe beyder Volk auch solchen Sinn und Geist.
Weil er uns allesamt zur Bruder-Liebe weist.
Den 29. May 1728.

Auch die Sachsen brachten ihre officiöse poetische Huldigung dar. In der Begleitung der sächsischen Herrschaften befand sich der Hofpoet J. U. König, Nachfolger und Nachahmer der früher geschilderten Hofdichter Canitz und Besser. Im Namen seiner Auftraggeber hatte er über das große Grenadier-Regiment, die Lieblingsschöpfung des Königs, in Entzückung zu gerathen und schrieb folgende Verse nieder, die ihm gewiß des Monarchen ganzes Herz gewannen:

Nun ist mein Wunsch erfüllt, nunmehr hab ich gesehen,
Das erste Regiment in dieser gantzen Welt.
Wann es von Glied zu Glied in Ordnung sich gestellt,
Kan diese Mannschaft nichts an Ansehn übergehen.
So lang man Krieges-Macht und Krieges-Uebung kennt,
War kein geübteres, kein schöners Regiment.
Doch, Held, wie schön, wie groß Volck, Uebung, Ordnung, Blut.
Noch grösser ist Dein Hertz, noch grösser ist Dein Muth.

Selbst bei solchen Gelegenheiten, wo der König Fremden gegenüber Pracht entfalten wollte, zeigte sich inmitten der höfischen Vergnügungen die gewohnte Einfachheit. Einem an großen Hofprunk gewöhnten Sachsen, wie dem Baumeister Pöppelmann, dem Sohne des bekannten Baumeisters, der so viele glänzende Bauten der Residenzstadt Dresden ins Leben gerufen hatte, mußte es seltsam erscheinen, daß bei einem für die Offiziere angestellten Armbrustschießen der letzte der sieben ausgesetzten Preise eine Flasche Bier war.*)

In anderen Fällen wußte der König zu zeigen, was er seiner Stellung und seiner Familie schuldig war. Ein solcher Fall war die Verheirathung seiner Tochter mit dem Markgrafen von Baireuth, deren Beschreibung durch einen Augenzeugen neuerdings veröffentlicht worden ist.**) Aber, wie es in des Königs Natur lag, erfolgte hier Prachtentfaltung ohne Anmuth

*) Bericht P.'s an Wackerbarth 2. April 1728 K. S. Haupt-St. Arch. Locat 1210 Bl. 68.

**) Chr. Meyer: Am Hofe Friedrich Wilhelms I. (Tagebuch des von Rostiz). Sonntagsbeil. 33—35 der Voss. Ztg. 1891.

und Zier, Häufung von Vergnügungen, bei der für das Behagen des Einzelnen in keiner Weise gesorgt war. „Bei und vor der Trauung", so meldete der Berichterstatter, „auch bei dem Essen und Trinken war eine solche unbeschreibliche Menge Dames und Cavaliers, daß Manchen das Kleid vom Leib gerissen wurde und man meinte vor Hitze zu verschmelzen." Die Hauptsache war natürlich das starke Trinken, wobei der Gastgeber seinen Meister nicht fand. Das Meisterstück bei diesem Trinken war „der Willkomm vom König in Polen". „Dieser bestehet in drey Stücken oder Gefäßen. Das erste ist ein großer Mörser von Silber, vergoldet. Darein gehen drey Bouteillen Wein. Man durfte aber trinken, was man wollte. Jedoch wurden allzeit die Trommeln im Arsenal selbst darzu gerührt. Das zweite Gefäß ist ein Becher von Silber und vergoldet, den man in diesen Mörser einsetzen kann. Das dritte ist eine Granate von purem Gold, wohlgearbeitet und mit Diamanten reich besetzt. In dieser liegt ein kleines Männchen, von Schmelzwerk gemacht. Es soll das Ebenbild von Generalmajor von Linger vorstellen, weil er der kleinste Offizier von der ganzen Armee ist."

Waren solche Kraftleistungen schon von übelstem Geschmack, so wurde der Gipfel der Tactlosigkeit doch erreicht im Benehmen gegen die Neuvermählten, wobei dahingestellt bleiben mag, ob derartige Unsitten damals bloß am preußischen Hofe oder auch an anderen Höfen vorkamen. Dem Bräutigam wurde, nachdem er vom Bedienten ausgekleidet worden, Hemd, Nachtmütze und Schlafrock „präsentirt"; die Braut wurde von der Königin und zwei anderen fürstlichen Personen „in Aller Praesence" ausgezogen. Darauf legte sich das Paar, nur in Anwesenheit des Königs und der Königin, ins Paradebett. „Nachdem diese sich in das Paradebett gelegt hatten, durfte Alles wieder herein ins Zimmer. Ein Jeder sahe Beide darinnen liegen, und nach abgelegter Gratulation mußte sich Alles nach Hause begeben. Bald darauf standen beide Verlobte aus dem Paradebett wieder auf und ließen sich in zwei Portchaisen herunter in die präparirten

Gemächer in das rechte Brautbett bringen. Den nächsten Morgen kamen J. M. der König gegen 10 Uhr in Ser. Gemach vors Bette und gaben seinen Durchlauchtigsten und also genannten lieben Kindern einen guten Morgen. Beide tranken justement Thee im Bette."

Friedrich I. hatte der Stadt einen neuen Geist gegeben, sein Sohn suchte ihr ein neues Aussehen und eine andere Gestalt zu verschaffen. Straßenzüge wurden neu angelegt und in aller Eile Häuser darauf errichtet. Von dieser Thätigkeit aber gilt Woltmanns Wort: „Gebaut wurde auch jetzt, es wurde sogar viel gebaut, aber es gab keine Baukunst mehr." *) Die angefangenen großen Bauten wurden nicht in alter Pracht gefördert: das Schloß wurde nur eben unter Dach gebracht; das Köllnische Rathhaus in einfacherer Weise, als geplant war, vollendet. Von Kirchen, die damals entstanden, sind die Jerusalemer (1726—1731), die böhmische oder Dreifaltigkeitskirche zu nennen (1735 ff.); das „Prunkstück der kirchlichen Architektur" war der von Joh. Friedr. Grael errichtete Thurm der Sophienkirche. Unter Gebäuden, die dem öffentlichen Nutzen dienten, sind zu erwähnen: das Lagerhaus, der Ausbau und die Vergrößerung des Friedrichshospitals, die Charité 1727, die gleich im ersten Jahre mit 300 Kranken belegt wurde, das Collegienhaus oder Kammergericht. Auch einige Prachtbauten entstanden damals, die nun zumeist lange verschwunden sind: am Wilhelmsplatz der Johanniterpalast von de Bodt, später durch Schinkel zum Palais des Prinzen Karl umgebaut; in der Wilhelmstraße ein Palais Vernesobres, das später der Prinzessin Amalie zur Wohnung diente und von Schinkel zum Palais des Prinzen Albrecht eingerichtet wurde, daselbst die für den General von Schulenburg und den Minister von Marschall durch Richter und Gerlach erbauten

*) Für das Folgende ist Woltmann und König zu vergleichen.

Häuser, die späteren Palais von Radziwill und Voß, nun beide verschwunden; das jetzige Ministerium des Königlichen Hauses, damals für den Landjägermeister Grafen Schwerin von Wiesend gebaut; in der Leipziger Straße das jetzige Herrenhaus, zu jener Zeit für den Staatsminister von Happe von Stolze und Dietrichs aufgeführt; endlich in der Klosterstraße das Wohnhaus des Geh. Raths Kreuzer, an dessen Stelle jetzt das Geh. Staatsarchiv steht.

Die hauptsächliche Thätigkeit war der Bebauung der Friedrichstadt zugewendet. Hier handelte es sich nur um das Was, nicht um das Wie. Es mußte gebaut werden, gleichviel in welcher Art; herangezogen wurde ein Jeder, mochte er wollen oder nicht. Die Oberaufsicht über diesen Zwangsbau hatte des Königs Generaladjutant Graf Derschau: er hatte einfach allen Beamten, auch den ärmeren einen Platz zum Bauen anzuweisen. Gegen solche Anweisung half keine Widerrede; es kam vor, daß ein Beamter, der gar kein preußisches Gehalt bezog, auch zum Bauen angehalten wurde. Reiche wußten sich bei Derschau loszukaufen. Arme, ihre Armuth deutlicher, als noth that, zur Schau tragend, verstanden es, von dem fleißig inspizirenden König Baugelder zu erhalten. Auch Privilegien, Anwartschaften, Stellen aller Art zu erlangen, war man sicher, sobald man, ohne dazu verpflichtet zu sein, einen Bau unternahm.

Eine interessante Schilderung dieser Bauthätigkeit findet man in folgendem aus Berlin nach Dresden gesendeten Berichte.*)

„Vor einigen Tagen haben S. K. Maj. abermals auf der hiesigen Friederichstadt ein Quartier, um solches zu bebauen abstechen lassen und haben bereits 14 geheime und andere Räthe die Notification erhalten, allda Baustellen sich zu erwählen, wozu die Risse gegeben worden. Weil über 100 Häuser erfordert werden, ehe dieses Quartier bebauet wird, so werden die übrigen

*) 18. Juni 1732. Berichterstatter Joh. Friedr Schricker. K. S. Hpt. St. Arch. Locat 11 983 Berliner Relationen 1708—1731.

so allda bauen sollen, förderſamst gleichfalls benennet werden. Es ist curieus, daß sobald ein Haus nur im Stande ist, bewohnt zu werden, sogleich genugsame Miethsleute zu den Logementen vorhanden, wie sich denn viele Handwerksgesellen allda etabliren, Meister werden und heurathen. Die K. Accise profitirt durch diesen Anwachs der Familien gewaltig und übersteiget die itzige Revenue derjenigen, so hierbei zu des hochseel. Königszeiten gewesen um ein großes. S. K. M. haben vor 2 Jahren die Curiosité gehabt und den Riß von diesen Residenzien aufzunehmen, auch mit den Riß von Paris conferiren lassen, um zu sehen, wie viel die französische Hauptstadt größer als jene, da sich denn gefunden, daß Paris ohngefehr so groß sey, als Berlin mit den Landwehren, welches die äußersten Pallisaden um diese Residenzien sind. Wenn nun die Felder, so innerhalb unserer Landwehren annoch vorhanden, bebauet werden, welches, wann der Bau so heftig wie itzo poussiret wird, in wenig Jahren geschehen kann, so werden diese Residenzien, soviel die Größe betrifft, Paris gleich werden."

Die Art, wie Berliner Bürger, besonders hohe Beamte zum Bauen genöthigt wurden, hat oft etwas geradezu Komisches an sich. So erging an den Geh. Rath Manitius die Ordre*) (23. Juni 1732), da vier Geheime Räthe (darunter der Angeredete selbst) und zwei Hofräthe „noch nicht mit eigenen Häusern angesessen seien", so erwarte der König, sie würden die ihnen angewiesenen Plätze in den neuen Carrés der Friedrichsstadt „gern Ihro Majestät zum besondern Plaisir" bebauen. Da der Aufgeforderte Ausflüchte machte, so erging sofort eine neue Ordre an ihn (27. Juni), daß er sich als „ehrlicher und treuer Diener" willig finden lassen werde, das Haus zu bauen; zur Ermunterung wurde nun nicht mehr bloß das Plaisir, sondern auch die Ehre des Königs ins Feld geführt. Aehnliche Rescripte ergingen an die übrigen hohen Beamten, von denen

*) Cabinetsordres. Mitgetheilt von F. Brose. Mitth. d. Vereins f. Gesch. Berlins 1892, 2 ff.

man wußte, daß sie noch keine eigenen Häuser besäßen. Auch der Magistrat wurde mit häufigen Verordnungen beglückt, zur Bebauung leerer Stellen oder zur Wiederaufrichtung eingestürzter Häuser.

Der König war zufrieden, sobald nur seiner Bauwuth genügt wurde. In solchen Fällen billigte er auch das, was gegen den Vortheil der Stadt und gegen den gesunden Sinn überhaupt lief. Es kam vor, daß Bürger Seitenflügel und Hinterhäuser bauten, dabei aber die Vorderhäuser verfallen ließen und durch solches Verfahren die Straßen verunzierten, vielleicht gar Sicherheit und Leben der Insassen in Gefahr brachten. Daher waren Magistrat und Kurmärkische Kammer geneigt, erst nach Reparatur der Vorderhäuser Seiten- und Hintergebäude aufführen zu lassen. Der König war anderen Sinnes und decretirte an die Kammer*): „Wir haben ersehen: wasmaßen verschiedene Einwohner hiesiger Residentzien auf ihren räumlichen und zum Theil noch nicht bebaueten Höfen entweder Seitenflügel oder auch Quergebäude neu gebauet und ihre an der Straße stehende alte Vorderhäuser unbesorget lassen, Ihr auch mit dem hiesigen Magistrat der Meynung seyd, daß dergl. Eigenthümer wohl anzuhalten, anstatt der Seiten und Hinter Gebäude auf denen Hofen zuforderst die an der Straße liegende Häuser völlig zu repariren oder gar neu aufzubauen. Wenn wir aber solchen Vorschlag zu approbiren Bedenken tragen, indem hierunter einem jeden Eigenthümer freye Disposition zu lassen, die reparationes an seinem Eigenthum, so wie es seine Mittel ihm verstatten, anzustellen. Als habt Ihr den Magistrat hiernach zu bescheiden."

Die Folgen solcher Thätigkeit blieben nicht aus. Es waren günstige und ungünstige. Die günstigen bestanden darin, daß viele fleißige Hände gebraucht wurden, gar manche Arbeiter daher, die sonst hätten feiern müssen, zu thun bekamen, daß

---

*) St. A. Tit. I sect. CXV, Bausachen Nr. 6. 27. April 1735.

leere Stellen bebaut wurden und so das einem langgestreckten Dorfe ähnelnde Gebiet das Aussehen einer Stadt erhielt, daß endlich die Bevölkerung sich vermehrte, da Zuzügler, angelockt durch leichten Erwerb und billige Wohnungen, ankamen. Aber auch ungünstige Folgen zeigten sich und zwar darin, daß sich ein ziemlich starkes Arbeiterproletariat zu bilden begann, das nur zeitweise zu thun hatte, und daß die neuen Stadttheile durch die schnell erbauten Häuser ein mesquines Ansehen erhielten. Wer noch ganze Reihen dieser Häuser am südlichen Ende der Friedrich- und Wilhelmstraße gesehen hat — seitdem sind sie fast völlig verschwunden und nur einzelne Reste in älteren Stadttheilen, wie in der Kloster- und Neuen Friedrichstraße haben sich erhalten — der kann sich einen Begriff machen von der Unerfreulichkeit des Gesammtanblicks: lauter lange, niedrige, gleichmäßig, möglichst unauffällig getünchte Häuser, ohne jede Besonderheit, ohne jeden ornamentalen Schmuck, — die ganze Stadt wie eine einzige riesige Kaserne.

Siebentes Kapitel.

Religiöse Zustände.

Friedrich Wilhelm I. war eine religiösere Natur als sein Vorgänger. In seiner Jugend war er, gleich seiner Schwester (vgl. oben S. 51 fg.), in Religion gewissenhaft unterrichtet worden. Der 1699 in Folioformat gedruckte „Kurze Unterricht der christlichen Lehre in zehn Tabellen eingetheilt für seine kurprinzliche Durchlaucht zu Brandenburg", der dem Kurprinzen zu seinem 12. Geburtstag gewidmet wurde, bezeugt, daß der Schüler sich „niemals unwillig, verdrossen, unstät oder unleidsam gegen den Lehrer gezeigt habe".*) Er wird also die nach den fünf Hauptstücken: Zehngebote, Glaube, Taufe, Abendmahl, Gebet des Herrn eingetheilten 357 Fragen sich eingeprägt, beantwortet und die 778 dazu gehörigen biblischen Beweisstellen auswendig gelernt haben.

Als er Fürst geworden war, zeigte er seinen Uebereifer und seine herrschsüchtige Natur auch in religiösen Dingen. Auf vielen Predigten jener Zeit heißt es, sie seien auf des Königs allergnädigsten Befehl gedruckt worden. Gottes Wort sollte wie ein Commando auch den Draußenstehenden mitgetheilt und eingeprägt werden.

*) Vgl. Nachricht von einem merkwürdigen reformirten Katechismus, nach welchem König FW. I. von dem kurf. Hofprediger Bischof Ursinus ist unterrichtet worden. In: Denkw. und Tagesgesch. der Mark Brandenb. IV (1797) S. 1011 fg.

Seine Meinung über die beiden evangelischen Confessionen faßte der König gelegentlich in die Worte zusammen*): „Der Unterschied derselben ist nur ein Priesterstreit. Innerlich, in den Hauptpunkten, Gnade und Beichte, sind sie einig; nur die Pfaffen machen auf der Kanzel eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben vorm Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Die wahren Priester aber, welche allein den Ruhm Christi vermehren und Toleranz des Einen gegen den Andern lehren, werden gerettet werden. Denn am Tage des Gerichts wird man nicht fragen: Bist Du lutherisch oder reformirt? sondern: Warst Du gehorsam gegen die göttlichen Befehle oder warst Du ein Disputator? Die Disputatoren werden zum Teufel geschickt, die Gehorsamen aber gelangen in das Reich Gottes."

Daher wurden die Unionsverhandlungen nicht wie unter der Regierung des Vorgängers fortgesetzt. Nur gelegentlich (1725)**), auf Grund einer nach Berlin gelangten Schrift Fratellis, wurden Gutachten von Noltenius und Gedicke eingeholt, welche die Sache wenig förderten. Als sich dann Widerspruch erhob, die Kirche in Friedrichsfelde bei Berlin für Lutheraner und Reformirte in Gebrauch zu nehmen, wurde dieser Widerspruch von dem Könige für Possen erklärt.

Trotz dieses scheinbaren Freisinns herrschte doch Engherzigkeit und Beschränkung. In Folge davon wurde zwei Berliner Predigern Noltenius und Jablonski nicht gestattet, ihre Söhne zur Ausbildung nach England, „dem Sünden-Land", zu schicken. Es war ganz folgerecht, wie den Import ausländischer Waaren, so den Einzug fremden Geistes zu verbieten: was der theologischen Jugend zu wissen förderlich wäre, das sollte und könnte sie in

---

*) Decret 1726 „Bär" 13, 87; Mittheilungen Lavisses aus Depeschen französischer Gesandter (Revue des deux mondes 1890).

**) König IV, 133—140. 245 ff. 313 fg.

Halle lernen. Nur schade, daß der König sich bald auch von der Verderblichkeit der Universität Halle überzeugte.

Dagegen wurde in Kleinigkeiten Nachgiebigkeit gezeigt. So wurde (1739) dem Prediger der böhmischen Kirche J. Liberda gestattet, im Abendmahl mehreren seiner Gemeindemitglieder wirkliches Brot statt Oblaten zu reichen, weil die Gläubigen Anstoß nahmen, solchen im Papstthum bestandenen Gebrauch weiter mitzumachen.

Eine selbständige Haltung dem Könige gegenüber einzunehmen, wagte kein Prediger. Die Zeiten, in denen die Vertreter der geistlichen Macht sich für stärker oder mindestens für ebensostark wie die Träger der weltlichen gehalten hatten, waren vorüber. Selbst schwache Versuche des Widerstands, wie der ganz am Anfange der Regierungszeit gewagte, da, in Hinweis auf die Auflösung des ehemaligen Hofstaats ein Prediger Nutzen und Nothwendigkeit der Pietät gegen die Vorfahren und ihre Einrichtungen erhoben hatte, zeigten sich nicht wieder. Die gewaltige Hand des neuen Königs lastete auf allen.

Denn auch in religiösen Dingen machte der König denselben kurzen Prozeß, den er in Allem liebte und wünschte auch hier die uniforme Gestaltung der Verhältnisse. Zeugniß für das Erstere ist die energische Anempfehlung eines Pastors wie Schönemann, Beweis für das Letztere die Einführung einer Kirchenagende, die zuerst für die Petrikirche bestimmt, dann auf alle lutherischen Kirchen der Monarchie ausgedehnt wurde. (1733.)*) Sie hatte vor Allem den Zweck, alles an katholische Gewohnheiten Erinnernde zu verbannen. Der Gottesdienst, Predigt und Gebet, sollte nur von $8^1/_2$ bis $10^1/_2$ dauern. Nach dem

*) Die Kirchenagende v. 1733, erschien u. d. T. „Reglement, wie es in d. neuerbauten Petrikirche zu Berlin mit dem öffentl. Gottesdienste gehalten werden sollte.“ Auch bei Faßmann II, 740 ff. J. L. Funk: „Historische Beleuchtung der Agenden in d. märkischen Kirchenordnungen. Berlin 1823 S. 67—69. Vgl. auch Briefe Stägemanns an Carmer (1823) in der Sammlung: Briefe von Chamisso, Gneisenau 1867 II, S. 98 ff.

Segen soll der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz schlagen. Auf den Segen folgt ein Lied; der Prediger tritt hinter den Altar, um die Vorbereitungen zum Abendmahl zu beginnen; er soll die Einsegnung ablesen, aber nicht absingen. Die Orgel soll immer, auch in der Charwoche gespielt werden. Leuchter und Meßgewände, Absingen lateinischer Lieder, Privatbeichte sind abgeschafft.

Man erinnere sich, welche Streitigkeiten die letztgenannte Einrichtung einige Jahrzehnte vorher erregt hatte (oben S. 63). Im Gegensatze dazu herrschte nun ziemliche Stille. Theils hatte das theologische Interesse an Lebhaftigkeit abgenommen, theils wußten auch die Eifrigen sehr wohl, daß gegen den eisernen Willen des Königs nichts durchzusetzen war. Daher liefen zwar Reclamationen ein, wohl auch die Bitte, es beim Alten zu lassen; meist begegnet die resignirte Wendung: die Beibehaltung der unschuldigen Gebräuche hätte nichts geschadet; da es aber der König wolle, so füge man sich auch den neuen Bestimmungen. Es scheint nicht, daß von Berlin aus ein irgendwie energischer Widerspruch versucht wurde. Hätte etwa einer Lust und Muth zur Widersetzlichkeit, d. h. in diesem Falle zum treuen Bekennen redlicher Ueberzeugung gehabt, so wäre er durch das Schicksal des Pastor Braun zu Priesen von der Bewährung seiner männlichen Gesinnung zurückgehalten worden. Der hatte einfach und entschieden, zur Abwehr der neuen Verordnungen gesagt: „Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von päpstlichen und abergläubischen, sondern apostolischen Ceremonieen“, dafür war er abgesetzt worden.

Da auch die Predigtweise dem Könige nicht gefiel, so erließ er eine Kabinetsordre (7. März 1739),*) „wie die reformirten Studiosi und Candidaten zum erbaulichen Predigen sollen angeführet werden.“ Er verlangte darin von allen, nicht bloß von den Berlinern, obwohl gerade deren Mängel dem Könige

*) Abgedruckt in Acta historico-ecclesiastica (Weimar 1739) III, S. 893 ff. Vgl. auch König IV, 320 ff.

bekannt und Anlässe zu seiner Anordnung waren, Frömmigkeit, logische Durchbildung, vernünftige, klare, deutliche, keine mystische den Propheten entlehnte Ausdrucksweise. Sie sollten nur ein Stück ihres Textes, nicht immer den ganzen Text erklären, ihre Predigt ordentlich überdenken, nur die nöthigen, nicht allzuviele Bibelsprüche anführen. Es waren gewiß vernünftig praktische Vorschläge, die hier gemacht wurden; nur schade, daß sie nicht von einem Fachmann herrührten; noch mehr schade, daß sie so wenig beobachtet wurden.

Eine strenge Sonntagsheiligung wurde allgemein geboten. Als einmal geklagt wurde (1729), daß zwischen den Predigten, der vor- und nachmittägigen, Billard gespielt wurde, untersagte der König kurzer Hand dies Vergnügen für den ganzen Tag.

Nicht minder selbstherrlich verfuhr der König in der Besetzung von Predigerstellen.*) Wie der Dichter Schönemann nur ihm seine Berufung verdankte, ist an anderer Stelle zu zeigen. An derselben Georgenkirche, an der jener, zum Heile der Gemeinde nur kurze Zeit, wirkte, griff der König noch einmal rücksichtslos durch. Der Gemeinde war durch eine königliche Cabinetsordre (2. Nov. 1700) das Recht verliehen, denjenigen von drei durch Propst und Magistrat vorgeschlagenen Candidaten zu wählen, dessen Probepredigt am besten gefallen habe. Auf Grund dieses Rechts waren 1729 nach dem Tode des Predigers Gedike (24. Juli) die Prediger Aßmann, der durch eine Petition von 56 Gemeindemitgliedern empfohlen war, Vogel und Lichtenau zur Probepredigt eingeladen worden. Nur die beiden letztern folgten der Einladung. Von ihnen gefiel Lichtenau allgemein „wegen seines deutlichen und langsamen Vortrags und wegen seiner schönen starken Aussprache;“ Vogel aber mißfiel. Er produzirte daher ein königliches Schreiben vom 3. Aug., durch welches ihm die Stelle zugesichert wurde.

*) Vgl. L. H. Fischer: Eine Predigerwahl in Berlin unter Friedrich Wilhelm I. (Sonntagsbeil. der National-Zeitg., 19. Apr. 1891.) — Nach den Kirchenacten von St. Georgen.

Trotzdem wählte die Gemeinde Lichtenau; Propst und Magistrat baten den König um Bestätigung des Letztern (15. Sept.). Doch half weder Wahl und Vorstellung; der König ließ einfach melden (1. Okt.), daß die vacante Stelle mit Vogel besetzt werden solle, und so mußte für ihn die Vocation ausgestellt werden (30. Okt.). Vielleicht rührte der etwas lange Aufschub zwischen der königlichen Verordnung und der Vocationsausstellung davon her, daß Gemeinde und Patron trotz alledem die Hoffnung hegten, einen Mann nach ihrem Herzen zum Seelsorger zu erhalten.

Trotz aller Sorge des Regenten war der religiöse Zustand, insbesondere das religiöse Wissen, kein hocherfreuliches. In einem Edict (1720), in welchem die Art der Katechismuslehre durch die Prediger eingeschärft wurde,*) hieß es geradezu „viele stecken in einer solchen Unwissenheit, daß sie nicht einmal die ersten Buchstaben der christlichen Lehre gefasset."

Zur theologischen Bewegung jener Zeit ist auch ein interessanter Streit zwischen zwei Berliner Predigern Heinrich Kahmann von der Marien- und Andreas Schmidt von der Nicolaikirche zu rechnen.**) Er ging aus von der damals herrschenden Sitte, den zum Tode verurtheilten Verbrechern Geistliche beizugeben, die sowohl die Aufgabe hatten, den Delinquenten zu seinem letzten Gange vorzubereiten, als auch die, ihn zum Geständnisse zu bewegen. Bei solchem Gebrauche geschah es leicht, daß einzelne Seelsorger ihr hohes Hirtenamt mit dem eines Helfershelfers der Justiz verwechselten. Wirklich wollte Kahmann nicht bloß das außer der Beichte abgegebene Geständniß dem Richter anzeigen, sondern auch in dem Falle, wenn der Verbrecher nicht freiwillig und öffentlich gestehe, das abgerungene

*) Faßmann II, 618 ff.

**) Mittheilung F. Holtzes aus den Akten des Kammergerichts in den Forschungen IV, 2, 1891 S. 308. Ueber Schmidt 1672—1745 Küster I 416 ff., über Kahmann II, 492, woselbst eine Streitschrift gegen Schmidt (S. 418 Nr. 33?) angeführt wird.

Beichtgeheimniß dem Richter denunziren. Einer derartigen das geistliche Amt erniedrigenden Auffassung trat Schmidt entgegen, mußte sich aber dafür von seinem Gegner manche Schmähungen gefallen lassen, obwohl dieser durch solche nur seinen Rückzug verdeckte.

Den kennzeichnendsten Ausdruck fand der starke religiöse Eifer des Königs in dem Verfahren gegen den Philosophen Wolff.*) Es mag, obwohl es Berlin selbst nichts angeht, hier erwähnt werden, weil Berliner Persönlichkeiten bei dem Verfahren betheiligt waren, und weil Wolff auf große Berliner Kreise Einfluß übte.

Gegen den Philosophen Wolff war der König durch Joachim Lange (oben S. 120) aufgehetzt worden. Nach dessen Mittheilungen hatten die Generäle von Löben und von Natzmer dem Könige die Verderblichkeit der Lehre an folgendem ihn persönlich berührenden Beispiele plausibel gemacht: Ein potsdamischer Grenadier könne wegen Eidbruchs und Verlassens der Fahne nicht bestraft werden, da er zu seiner Handlungsweise nach der präſtabilirten Harmonie und der Lehre vom freien Willen von Ewigkeit bestimmt sei. Solchen Frevel, durch welchen er seine Lieblinge hätte einbüßen können, mochte der König nicht dulden. Daher erließ er (8. Nov. 1723) ein Edict: Da er gehört, daß Wolff Lehren vortragen solle, welche der Religion widerständen, so solle Wolff nicht ferner geduldet werden, sondern habe binnen 48 Stunden das Land bei Strafe des Stranges zu räumen. Um auch die Wirkungen der Wolffschen Lehre zu vernichten, wurden (22. Juli 1727) sämmtliche Wolffsche Schriften, weil mit atheistischen Grundsätzen angefüllt, verboten; denen, die etwa beim Lesen angetroffen wurden, ward lebenslängliches Karren angedroht.

Es dauerte lange, bis der König diese drakonische Strenge bereute und von den falschen Anschauungen zurückkam,

*) Wuttke, Chr. Wolff eigene Lebensbeschreibung, Leipzig 1841, S. 35 fg. Büsching, Beiträge zur Lebensgesch. denkwürdiger Personen, Halle 1783 Bd. I, S. 21 ff. Förster, Bd. II, S. 352 ff. Handschriftliche Briefe Manteuffels an den Grafen Brühl (Dresd. Arch.), mir freundlichst mitgetheilt von E. Wolff in Kiel.

durch welche jene hervorgerufen worden war. Diese Umkehr wurde durch Cocceji, Grumbkow und den Fürsten von Anhalt-Dessau bewirkt. Cocceji wurde ausersehen, (1733) dem Philosophen Mittheilung von der veränderten Gesinnung des Königs und von dessen Entschluß zu machen, jenen als Vicekanzler und Geheimen Rath nach Frankfurt zu berufen. Als Wolff sich Bedenkzeit ausbat, schrieb Cocceji, der König ließe ihn seines empressements versichern, daß ihm mit seinem Kommen der größte Gefalle von der Welt geschehe. Da Wolff Bedenken trug, von dem ihm so gütig gesinnten Landgrafen von Hessen seine Entlassung zu erbitten, ließ der König schreiben, er wolle selbst um die Dienstentlassung nachsuchen.

Diesem Entschlusse stellten sich wiederum Schwierigkeiten entgegen. Joachim Lange, der schon einmal den Philosophen zu Falle gebracht, suchte durch eine neue Schrift das Eindringen des Gefährlichen zu verhindern. Durch die Lektüre dieser Schrift oder eines aus derselben gefertigten Auszugs bedenklich geworden, trotzdem er von dem Philosophen den zweiten Theil seiner praktischen Lebensweisheit mit einer Widmung erhalten hatte, ertheilte der König den Predigern Carstädt, Jablonski, Noltenius, Reinbeck den Auftrag, zu untersuchen, in wiefern Wolffs Ansicht die christlichen Lehren angriffen. Der König soll damals selbst die Wolffische Logik gelesen und Stellen daraus in seinen Briefen citirt haben. Von dieser Logik dachte er hoch, gering aber von Wolffs Moral, zumal dieser den Geizigen für den Unvernünftigsten erklärt hatte. Obgleich nun die Beauftragten erklärten, sie könnten nicht finden, daß in den Schriften atheistische Bemerkungen enthalten seien, waren die Verdächtigungen doch wirksam genug, um die begonnenen Unterhandlungen abbrechen zu lassen.

Was Wunder, daß Wolff diese neue Kränkung bitter empfand. Vielleicht wäre er, an eine aufrichtige Reue glaubend, der ehrenvollen Aufforderung gefolgt; nun, da 1739 eine neue Berufung an ihn kam, mußte er glauben, obwohl damals in

einer Kabinetsordre seine Logik den Predigern empfohlen wurde, daß das Possenspiel von Neuem begänne und hielt seinerseits die Bittenden hin. Zuerst erbat er sich Bedenkzeit; auf ein neues Schreiben antwortete er nicht; als ihm ansehnliche Bedingungen geboten wurden, erwiderte er, daß „unüberwindliche Schwierigkeiten“ sich seinem Kommen entgegenstellten. Und als gar im Auftrag des Königs Morgenstern zu Wolff reiste, um durch Ueberredung Wolffs Bedenken, deren Hinfälligkeit der König erkannte, zu zerstreuen, mußte der lustige Rath diesmal traurig abziehen.

Wolff hatte Recht. Neben solchen Männern war sein Platz nicht, sollte er nun in Frankfurt oder Halle lehren, welchen Ort der König zuletzt bestimmt hatte. Der Geist mußte ein anderer werden, bevor er, der als Märtyrer ausgegangen war, als Triumphator wieder einziehen konnte. Dies geschah erst unter Friedrich II. Der große König sühnte auch dieses Unrecht seines Vaters.

Aber wenn auch Wolff selbst nicht kam — heimlich aufgehetzt durch den Grafen E. Chr. von Manteuffel, der, seit dem Jahre 1736 in Berlin, beim König in hohen Gnaden lebte, in literarischen Dingen ebenso hinterlistig wie in politischen — so breitete sich seine Lehre in Berlin sehr aus. Eine kleine Gesellschaft der „Aletophilen“ *) oder Wahrheitsfreunde, von dem ebengenannten Manteuffel, wie er selbst schrieb par badinerie plutot que dans une intention sérieuse gestiftet, diente seinem Ruhme. Der Buchhändler Haude gehörte zu diesem Verein, der auch außerhalb Berlins seine Filialgesellschaften errichtete. Reinbeck war der dritte, der mit den Genossen in Haudes Stube bei der Pfeife Tabak zusammenkam. Denkmünzen schlagen mit stolzen Inschriften war wohl das Hauptvergnügen der Berliner Genossen

*) Vgl. die Notizen aus Manteuffels Briefen an Gottsched; Danzel, Gottsched S. 36 ff. und die dort A. 1 angeführte Literatur. Ueber Manteuffel A. D. B. XX, 256 fg. — Im Dresdner Archiv, wo unendlich viel Briefe an und von Manteuffel vorhanden, ist über die Aletophilen nichts zu finden.

und ihres Stifters. Sein Name prangte stolz auf der einen Seite, während auf der anderen die Göttin Minerva stand, auf ihrem Haupte die Bildnisse Leibnizens und Wolffs tragend; das letztere umrahmt von der schönen Umschrift: Sapere aude. Es war gewiß ein herrliches Programm, das der „Hexalogus“ der Gesellschaft enthielt: „Die Glieder sollten nichts für wahr oder für falsch halten, ohne durch zureichenden Grund davon überzeugt zu sein; sie sollten die Wahrheit als Zweck ihres Wollens betrachten und ihre Ausbreitung, den Schutz aller derer anstreben, welche die Wahrheit suchen oder vertheidigen,“ — aber wieviel davon Phrase war, wieviel durch die That verwirklicht wurde, ist uns völlig unbekannt.*) Die eigentliche Thätigkeit der kurzlebigen Gesellschaft ging freilich nicht von Berlin aus; der eifrig Thätige war Gottsched und seine Gattin in Leipzig. Von ihm rührte z. B. ein unter Reinbecks Namen erschienener Grundriß „ordentlich und erbaulich zu predigen“ her. Es scheint, daß nach Manteuffels Weggang — Friedrich II. verwies bei seinem Regierungsantritt den doppelzüngigen Diplomaten des Landes — die Gesellschaft aufhörte; unter Friedrich dem Großen brauchte die Wahrheit kein Dunkel mehr, um Schutz zu genießen.

Keiner der Theologen unter Friedrich Wilhelm I. kann an geistiger Kraft und priesterlicher Würde einem Spener oder an Selbstbewußtsein und Entschiedenheit des Auftretens einem Schade und Porst an die Seite gestellt werden. Eine Erwähnung verdient nur Joh. Gust. Reinbeck**) (1683—1741). Er war wie die

*) Auch in anderen Städten gab es ähnliche Vereine mit ähnlicher Zwecklosigkeit. In einem Briefe an Gottsched (Leipziger Univ. Bibl.) erwähnt Perard (Stettin) am 24. Juli 47, daß eine Reform in Folge von Unordnungen in den alethophilischen Versammlungen bevorstehe. „Les soupers ont été réformés, les fêtes anniversaires presque abolies“; er mit seinen „dignes confrères“ werde nächste Woche den Geburtstag des Stifters feiern.

**) J. G. Reinbeck, Sammlung nachgelassener Schriften sowie Ehrengedächtniß des Verfassers. Berlin 1743. Georg v. R., Leben und Wirken des J. G. R. Stuttgart 1842. Daraus S. 23. 97 fg. die unten mitgetheilten dichterischen Proben. -- A. D. B. XXVIII, 2—5.

meisten tüchtigen Theologen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aus der Schule der Hallenser Pietisten hervorgegangen. Durch ihre Vermittlung kam er 1709 als Porsts Adjunkt nach Berlin und wirkte dann als Prediger der Friedrichswerderschen und Dorotheenstädtischen Gemeinde, dann der Petrikirche, 1717 wurde er Propst, 1729 Consistorialrath.

Wie Schade und Porst, so trat auch er gegen Schwärmer auf. Den 1710 erschienenen Schriften von Römeling „Zerstörung Babels von Mitternacht und Morgen“ und Daut „Helle Donnerposaune“, deren Verfasser sich Offenbarungen rühmten, die von ihnen und ihren Anhängern als göttliche Eingebungen betrachtet wurden, setzte er seinen Widerspruch in einer scharfen Predigt „Prüfung der Geister“ entgegen. Aber seltsam genug: er, der so klar die Schwächen Anderer durchschaute, war selbst in den Thorheiten der Zeit befangen. Er glaubte fest daran, daß sein Schwiegervater, der braunschweigische Leibarzt Robert Scott, im Stande gewesen sei, Gold zu machen und stellte noch 1736 in einem Briefe an einen Adepten ein öffentliches Zeugniß dieses seines Glaubens aus. Er war ein eifriger und sehr beliebter Prediger, der möglichst klar zu sprechen sich bemühte, der, weil er selbst fromm war, eine erbauliche Wirkung nicht verfehlte, obgleich er viel von seinen philosophischen Studien und Liebhabereien in seine Predigten hineinbrachte. Er war ein eifriger Schriftsteller, der außer seinen Predigten viele exegetische Schriften herausgab. Er trieb, nach der Unsitte seiner Zeit, eine übereifrige Polemik, nicht bloß, wie die meisten seiner Genossen, gegen schwache, leichtzuüberwindende Gegner, sondern gegen Männer von Gewicht, wie Dippel und Thomasius. Aber wie alle selbständigen schöpferischen Naturen blieb er nicht bei Widerlegung seiner Gegner stehen, sondern suchte seine Gedanken in positiver Weise zum Ausdruck zu bringen. Gelegenheit dazu bot sein vierbändiges Hauptwerk „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Confession enthaltenen und damit verknüpften göttlichen Wahrheiten“ (Berlin 1731 ff.), in welchem er nicht



bloß das Bollwerk protestantischer Gesinnung erklären und vertheidigen, sondern den Orthodoxen gegenüber darthun wollte, wieviel göttliche Wahrheiten auch aus vernünftigen Gründen hergeleitet werden könnten. Schöner aber als durch seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und schriftstellerische Gewandtheit bewährte sich Reinbeck durch seinen Charakter. Die Freunde hatten Recht, wenn sie in der ihm gewidmeten Denkmünze integritas als eine seiner Haupteigenschaften bezeichneten. Denn er hatte den Muth, gegen die Unionsbestrebungen aufzutreten, als sie vom Hofe betrieben wurden, für Wolff einzutreten, als es nicht ungefährlich schien, dem Philosophen das Wort zu reden. Gerade durch solchen Muth erwarb er sich, mehr denn als Schmeichler und Kriecher, das Vertrauen seiner Herrscher. Dies aber in seinen Kämpfen für sich und wider seine Gegner zu gebrauchen, stand ihm nicht an. Denn er folgte dem schönen Satz, „daß man große Herren nicht in gelehrte Streitigkeiten hineinziehen, und theologisch-kirchliche Fragen nicht durch Machtsprüche entscheiden lassen dürfe, da dies für die Wissenschaft ebenso verderblich sei wie für die Kirche". —

Reinbeck's Prosaschriften sind heute nicht mehr zu lesen. Nicht bloß ihr theologischer Inhalt, auch ihre rauhe Form haben sie unserm Geschmack entfremdet. Einzelne seiner Verse aber sind, wenn sie auch gewiß der Vollkommenheit entbehren, der Anführung werth. Der erste zeigt einen gewissen Humor, sowie Unerschrockenheit den Großen gegenüber. Als der König einmal ihn, den ernsten Geistlichen, aufforderte (1717), die Gesundheit eines hübschen Mädchens in Versen auszubringen, extemporirte er in gewandter Weise:

„Wenn mir ein schönes Kind begegnet,
Das Gott mit Anmuth hat gesegnet,
Dann fallen mir Gedanken ein.
Der Gott, der so viel schöne Sachen
Aus einem Nichts hat können machen,
Wie schön muß dieser Gott nicht sein."

Bedeutsamer sind die Stachelverse, die er gegen Joachim

Lange's heftige Schmähung Wolffs als eines der drei W's, „so großes Weh gemacht“ in ein Stammbuch schrieb, Verse, die zugleich die Mannhaftigkeit seiner Ueberzeugung in schöner Weise darthun:

> Ich weiß ein dreifach W, das großes Wohl gemacht:
> Die Weisheit, die der Neid selbst als was Gutes acht;
> Die Wahrheit, die von Gott den Ursprung hergenommen,
> Und die vom dritten W ein großes Licht bekommen.
> Wer ist, der dieses W zu unserer Zeit nicht kennt,
> Ob man den Wolff gleich nicht bei seinem Namen nennt?
> Doch gibt's ein dreifach L, so diesem W entgegen,
> Von diesem will ich dir nur zwei vor Augen legen:
> Das Lästern, das die Welt anjetzt zur Tugend macht,
> Die Lügen, die jüngsthin der Hällische Feind erdacht,
> Das Dritte nenn' ich nicht: man kennt's an seinen Thaten;
> Wer dieses nicht gewußt, der müßte Lange rathen.

Zu den Persönlichkeiten, die im religiösen Leben Berlins zeitweilig eine Rolle spielten, gehörten Francke und der Graf Zinzendorf (1700—1760).*)

Francke hatte schon früher mit Berlin Beziehungen unterhalten.**) Er war am 12. Okt. 1701 zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Schon Friedrich I. hatte ihn bei seinem Besuche in Halle (1708) gnädigst behandelt und ihn (1709) für Berathungen wegen des Armenwesens nach Berlin gerufen; auch damals hatte er, obwohl sein Aufenthalt keine praktischen Folgen hatte, sich der Gunst des Königspaares zu erfreuen gehabt, dadurch sogar die Eifersucht mancher Berliner Prediger hervorgerufen. Friedrich Wilhelm I., anfänglich gegen Francke eingenommen, war durch den General v. Natzmer zu seinen Gunsten umgestimmt worden. Er hatte bald nach seiner Thronbesteigung

*) König Friedrich Wilhelm I. und der Graf Zinzendorf. Nach den in dem Königl. Archiv zu Berlin befindlichen Originalschriften zusammengestellt. Berlin 1847. — Biogr. Lit. verzeichnet bei Goedeke, Grundriß III, 203. Hier ist besonders benutzt die Biographie von Spangenberg 8 Bände. Barby 1773 ff.

**) Für das Folgende: Cramer, A. H. Francke. 2 Bde. Halle 1880 und 1882.

bei einem kurzen Aufenthalt, den er in Halle nahm, Francke besucht. Er hatte Francke bei dessen Anwesenheit in Berlin (1714) ausgezeichnet und von einer kühnen Predigt desselben, der er unvermuthet beiwohnte, sich sehr entzückt gezeigt. Auch bei einem zweiten Aufenthalt in Berlin (1719) war Francke mehrfach von dem König zu vertrauter Zwiesprache herangezogen worden und hatte auch dem Kronprinzen religiöse Fragen vorlegen dürfen. Noch in demselben Jahre war er in Halle durch einen Besuch des Königs im Waisenhause geehrt worden; Friedrich Wilhelm I. hatte alles so vortrefflich gefunden, daß er den Gedanken äußerte, Francke wegen der Soldatenkinderschulen nach Berlin zu berufen.

Die von Zinzendorf begründete herrenhutische Secte fand zwar erst in der folgenden Epoche größere Beachtung, doch darf das erste Auftreten des Stifters nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Zinzendorf, der, wie alle selbständigen Naturen, dem König von vornherein verdächtig erschien, war ihm noch geradezu als Ketzer und Störer staatlicher Ordnung dargestellt worden. Daher ließ der König, nachdem er mehrere Annäherungsversuche des Grafen abgewiesen, ihn erst dann an sich heran, als jener ihm praktische Vorschläge zur Etablirung der Salzburger zu machen sich erbot. Gerade dieser praktische Zug in Zinzendorfs unermüdlichem Wirken, seine weiten Reisen, seine Begründung von Colonieen machten ihn dem König angenehm, der nun, beharrlich wie er in Liebe und Haß war, dem Grafen stets ein freies Wort gestattete und ihm seinen Schutz angedeihen ließ. Für Zinzendorf hatte diese Zusammenkunft noch die besondere Folge, daß er bei einem längern Aufenthalt in Berlin (1737) von den Pröpsten Roloff und Reinbeck geprüft und, nachdem diese gegen die Orthodoxie seiner Lehre nichts einzuwenden gefunden hatten, durch Jablonski zum Bischof der mährischen Brüder ordinirt wurde. Es war für ihn ein freudiger Moment; nun konnte er schreiben, „die Leute, die in Berlin geredet hatten, wovon sie nichts wußten, bestünden mit Schanden.“

Vielleicht hatte Zinzendorf bei diesem Aufenthalte in Berlin, wo sein Stiefvater (Feldmarschall v. Natzmer) und andere Verwandte wohnten, die preußische Residenz als den geeigneten Boden für weitere Thätigkeit erkannt. Denn wichtig war ihm die Stadt, wie er sich einmal ausdrückte, „wegen der Seelen, die mein seliger Pathe Spener, Schade und Lysius hier häufig erwecket." Daher kam er Ende 1737 wieder nach Berlin und blieb bis zum April 1738. Damals predigte er in Berlin, wozu er des Königs Erlaubniß erhalten mit den Worten, „er solle in Gottes Namen das reine Wort Gottes predigen und Gott solle auch seinen Segen dazu geben." Dieser königliche Schutz wurde dem Grafen auch weiter zu Theil. Als der König eine Schmähschrift gegen die Herrenhuter empfing, glaubte er der Versicherung des Grafen, daß er bei der Augsburgischen Confession stehen bleibe. Da er im herrenhutischen Gesangbuch dunkle, mystische und unbegreifliche Lieder fand, begnügte er sich mit dem Bekenntniß des Grafen, daß auch er mit dem Liederbuche nicht völlig zufrieden sei und erwartete eine Streichung solcher Gesänge.

Die Berliner Reden Zinzendorf's sind ein für das religiöse Leben der Stadt wichtiges Ereigniß.*) Zinzendorf, der wie jeder von seiner Sache Begeisterte, bevor er sprach, Beklemmungen fühlte und erst während des Sprechens die volle Sicherheit über sich erlangte, behandelte in diesen Reden hauptsächlich vier Materien (ich bediene mich absichtlich der Ausdrucksweise der Getreuen Zinzendorf's): 1. die wesentliche ewige einige Gottheit des, der Mensch geworden ist, 2. die wahre wesentliche natürliche unvermischte Menschheit des Gottes vom Himmel, 3. den Glauben an Jesus als an den einzigen Weg zur Seligkeit, 4. das Bekenntniß, daß alle Sünder, denen die Sünde bekannt ist, die Sünde lassen, als Frucht der Sündlosigkeit, die Jesus mit seinem Blute erkauft habe. Die Reden rührten die An-

*) Gedruckt in 2 Abtheilungen, eine für Manns-, die andere für Frauenspersonen. Berlin 1737.

wesenden, selbst erwachsene Männer zu Thränen. Sie erregten bei denen, die davon hörten, das Verlangen, sie zu lesen, so daß Zinzendorf, der anfänglich ihre Veröffentlichung nicht wünschte, sich entschließen mußte, sie nach der Niederschrift eines begeisterten Zuhörers drucken zu lassen. Auch die Begründung einer Gemeinde lehnte der sonst unermüdliche Colonieen- und Gemeindegründer anfänglich ab; erst allmälig, als der Bitten zu viele wurden, ließ er sich bewegen, einzelne Einrichtungen zu treffen.

Mit der Erstarkung der äußerlichen Frömmigkeit hing auch die Vermehrung des Aberglaubens zusammen. Gewisse abergläubische Vorstellungen, die nie in Berlin ganz ausstarben, fanden damals ihre lebhaften Fürsprecher. Zeugniß dafür ist eine damals publicirte Schrift über die „weiße Frau", jenes Gespenst, dessen Erscheinen immer den nahen Tod eines Mitgliedes der Herrscherfamilie anzeigen soll.*) Der Autor, der von der Wahrheit aller möglichen Gespenster- und Geistergeschichten durchdrungen ist, glaubt auch an die weiße Frau, „solches Gesichte, welches nicht ohne Verhängniß Gottes wahrhaftig geschehen, nicht aber im Kopf der unberichteten Leute entsponnen ist", und erzählt alle möglichen Erscheinungen dieser Frau. Sie ist Agnes, die Wittwe eines Grafen von Orlamünde, die, um den ersten Burggrafen von Nürnberg zu erlangen, den sie liebte, ihre Kinder tödtete, mit ewigem Gefängniß bestraft wurde und nun,

*) Q. D. B. V. Die von Gott erschaffene Unsichtbahre Welt Oder Der Geister, Soviel als aus dem Lichte der Natur absonderlich der Heil. Schrifft bekannt ist, Werden nach erheischender Ordnung und Nothwendigkeit, einige aus hiesigen Musen-Zimmer ihrem geringen Vermögen nach mit wenigen Teutschen Reden kürtzlich berühren, Zu dero beliebigen Anhörung, den Octobr. 1725 Morgens um 9 Uhr und zu dem Nachmittag um 2 Uhr angehenden öffentlichen Examine Seine allerseits Hochgeehrteste Herren, Herren Patronen, respective Gönner und geneigte Gutthäter, Hiermit gebührend einladet, Und giebt zugleich eine Nachricht von der Berlinischen Weissen Frauen, Samuel Jacobi Brand, Lyc. Spand. R. 1725. 8 Bl. in 4°.

ihrem eigenen Wunsche nach, zu erscheinen hat, sobald ein Mitglied des Hohenzollernhauses sterben soll. Der Autor erzählt ihre letzten Erscheinungen, 1659 dem Oberstallmeister von Borgstorff, der sie aber ausschalt und zur Treppe herabwarf, 1677 der Kurfürstin Louise Henriette, 1685 dem Hofprediger Brunsenius. Im Zimmer der Kurfürstin sei sie zuerst von den Kammerfrauen gesehen worden; da die Kurfürstin eintrat, „als eine curieuse Dame, so nach dem principio, welches sie mit aus Holland gebracht, alle Spukhistorien verachtete", habe sie das Gespenst auch gesehen; dieses aber, das bisher auf einem Stuhl am Bett gesessen, habe sich erhoben und „nach einer Reverenz seinen Abtritt genommen". Die Thatsache, daß in den letzten 40 Jahren keine Erscheinung vorgekommen, sucht der Autor sich in seiner Art zurechtzulegen. Er berichtet nämlich Folgendes: „Da aber fast alles in der Welt sich unsichtbahr macht, so hat auch dieses Spectrum auffgehöret sich sehen zu lassen, seit dem, da man im Schloß-Bau begriffen gewesen, und im Niederreißen eines Stücks Gebäudes vom alten Schlosse nach dem Garten werts, in einer Lufft-Röhre ein Gerippe gefunden, welches auff Befehl Königs Friederichs auff dem damahligen Dohm-Kirch-Hoff begraben worden." Man darf nicht glauben, daß der Autor mit seinen Lesern Scherz treibt; er meint es völlig Ernst, daß das Gerippe, das man seiner „Zartheit" wegen für ein weibliches gehalten habe, das der weißen Frau gewesen sei, das nun endlich Ruhe habe. Er schließt seine Darlegung mit folgenden Worten: „Diese so wahrscheinlich producirten Zeugnisse von dem Berlinischen Spectro werden so lange feststehen, bis sie von Anderen, so sich darum genauer bekümmern wollen, mit apodictischen Demonstrationen widerlegt werden."

Noch andere Reste der alten durch Schade und Porst theils gepflegten, theils bekämpften Schwärmerei hatten sich erhalten. Dazu gehörten die „Inspirirten" (1718)*), unter der Führung

*) König IV, 80. 230 ff.

eines Studenten und eines Schneiders, die von Gott die Aufgabe erhalten zu haben vorgaben, der sündigen Menschheit mit Strafen zu drohen, falls sie sich nicht besserten. Sie bezeugten Sehnsucht, für ihre Verkündigung im Gefängnisse zu leiden; statt dessen wurden sie nach kurzer Untersuchung über die Grenze gebracht.

Auch vereinzelte Gichtelianer, Anhänger Gichtels, des bekannten 1710 gestorbenen ascetischen Theosophen, fanden sich in Berlin. An ihrer Spitze stand ein Hofschuster Schramm. Bei ihm fanden sich Briefe und Bücher, in denen gegen die „beweibten Männer" geeifert und der hohe Preis der Jungfrauschaft besungen, aber auch das „äußere Abendmahl" perhorrescirt und das „Prediger-Feuer" als unheilig, im Gegensatz zu der in den Erweckten lodernden heiligen Flamme bezeichnet wurde. Solche „mystische dunkle Sachen" galten für zu unschädlich, um Anlaß zu einer Verfolgung zu bieten.

Denn der Schwärmerei zu Leibe zu gehen, blieb nicht, wie es wohl angemessen gewesen wäre, den Predigern vorbehalten, sondern wurde, gemäß der neuen Doctrin, durch die weltliche Macht bekämpft. Ihr fiel auch der Korbmacher und Schwärmer Joh. Velzen zu, einer jener unschädlichen Thoren, bei denen man nie weiß, ob man über sie lachen oder weinen soll. Sein Buch*), auf dessen Titel er die ersten Buchstaben seines Namens J. H. V. schrieb, um denselben an Jehovah anklingen zu lassen, wurde einfach confiscirt (14. März 1727). Der Verfasser, ein ehrsamer Handwerker, der zu seinem Unglück ein Jünger Schade's geworden, war ein vollständiger Narr. Er rühmte sich, nachdem

*) Die Edle Neu-Testamentisch Köstliche Perle des Himmel- und Gnadenreichs in uns ... Allen Religionen, hohen und niedrigen Standespersonen, Gelehrt- und Ungelehrten, ja der ganzen Welt, hiermit in Dreien Büchern präsentirt. Alles aus innerlicher Erfahrung und täglicher Praxi geübt und endlich durch wunderbare Schickung Gottes ans Licht gestellt durch einen seiner geringsten und einfältigen, aber doch treuen und aufrichtigen Werkzeuge J. H. V. Berlin, gedruckt bey Joh. Grynäus 1726. Die folgenden Bände — es sind im Ganzen 6 — erschienen in Fft. und Leipz. bis 1741. — Einzelnes über ihn Berlinische Blätter 1797, I, S. 113ff.

er zwei Kinder gezeugt, die früh starben, die „Kunst der gänzlich jungfräulichen Keuschheit“ zu üben, was ihm freilich nicht gar schwer fiel, da seine Frau nichts von ihm wissen wollte und schließlich mit einem Schneidergesellen davonlief. Seine ungefährliche Schrulle bestand darin, daß er Nachts, namentlich bei Mondschein, vor den Thoren oder im Lustgarten herumwandelte „im herzlichen Seufzen und Gebet“. Einmal im Thiergarten, so erzählt er, da er sich als großen Sünder anklagte und Gott bat, ihn zu verschlingen, erschien ihm der Herr Jesus. Dieser forderte ihn auf, aus seiner Grube herauszusteigen. Der also Begnadete fiel dem Herrn zu Füßen, Jesus aber blieb bei ihm „und wanderte als in einem Geiste und doch als in einer männlichen Gestalt die ganze Nacht mit mir herum im Walde“. Sie unterhielten sich „von dem Licht und Leben der Ewigkeit und von dem Reiche Gottes inwendig“. Viele Engel, die ihnen folgten, hörten den Gesprächen zu. — Dem armen Thoren, der solche Visionen wirklich hatte oder sie erdichtete, wäre ein Platz im Irrenhause gewiß dienlicher gewesen, als ein Platz unter den literarischen Märtyrern.

Von sonstigem Aberglauben, der in den Zeiten starker Gläubigkeit und robuster Freigeisterei sich leicht entwickelt, war diese nüchterne Zeit ziemlich frei. Wenn man einem klaren, scharfblickenden Mann, der nichts von einem Charlatan und noch weniger von einem Propheten an sich hatte, wie dem Staatsminister von Ilgen*), die Fähigkeit zuschrieb, einem Jeden das Prognostikon zu stellen, so scheint sich dieses darauf zu beschränken, daß er einmal Patkul über den Tisch zurief, er möge seinen Kopf festhalten. Aber diese Bemerkung, wenn sie nicht, was am wahrscheinlichsten ist, scherzhaft gemeint war, konnte in der prekären Lage des unversöhnlichen Feindes des Schwedenkönigs recht wohl begründet sein und erheischte keinerlei prophetische Begabung.

*) Vgl. König, Bd. IV, 253. Eine Biographie Ilgens, die aber nichts Hierhergehöriges erwähnt. A. D. B. XIV, 16—19.

Außer den Schwärmern gab es damals wie allezeit Betrüger, die auf die Thorheit ihrer Zeitgenossen oder deren Neigung zum Aberglauben spekulirten.*) Zu diesen gehörte der Notarius publicus G. J. Job, der dem Postsekretär Elias Feßer verkündete, er werde im Wasser sterben. Als dies zufällig eintraf — scheu gewordene Pferde drängten den Unglücklichen, dem sie auf einer Brücke entgegenrannten, in den Fluß — rühmte sich der Nativitätssteller seiner Kunst. Gegen solches Rühmen trat der Prediger Lysius auf, spottete der vorgeblichen Kunst und wollte, da Job widersprach, ihn nur dann als Wahrsager anerkennen, wenn er ihm den künftigen Papst, den Preis des Getreides im künftigen Jahre und ob solches gut gerathen werde, angeben könne. Die Ausflucht, die Job in Betreff der Papstfrage wählte, er sei nur dann im Stande, sie zu beantworten, wenn er Geburtsstunde und -Minute sämmtlicher Cardinäle wüßte, war mindestens ebenso geistreich wie die Frage des geistlichen Herrn: der König war jedenfalls der Klügste, daß er den ganzen Streit durch ein Machtwort untersagte.

Ein ähnliches Machtwort wurde vom Könige gelegentlich auch in anderen Spukgeschichten von Kobolden und Hexen gesprochen, in welchen freilich die Geistlichen eine andere Rolle spielten. An solche Erscheinungen glaubten sie und gaben sich nur Mühe, z. B. einer elenden Weibsperson, Dorothea Steffin, den Teufel, der ihr, wie sie behauptete, auf dem Wedding erschienen und für zehn Dukaten von ihr als Verbündeter angenommen war, auszutreiben. Ging aber der Teufelsspuk zu weit, so verbot der König, ferner davon zu reden; damit war die Sache wenn auch nicht zu Ende, so doch vertuscht.

Bei allen diesen Vorfällen spielten die Prediger mehr die Rolle der Zuschauer als der Mithandelnden. Sie hatten wohl Gutachten abzugeben und Gelegenheit zu mahnen und zu warnen. Da auch ihre wissenschaftliche Neigung ziemlich dürftig und die

---

*) Für dies und das Folgende bin ich auf die Mittheilungen bei König IV, S. 42fg. 178 angewiesen.

Bethätigung schriftstellerischer Lust beim Könige nicht beliebt war, so blieben sie auf ihr seelsorgerisches Wirken und auf das Abhalten von Predigten beschränkt. Was von solchen vorliegt, ist nicht sonderlich bedeutend. Um ein Beispiel zu geben, sei auf eine Predigt hingewiesen, in der Lampertus Gedicke den Hauptzweck eines Christen definirt.*) Er findet ihn darin, daß der Christ sich selbst lebe, sich selbst oder die Welt zum Zweck habe, zum höchsten Zweck aber Gott und ihm zu Dienst und Ehre lebe, und meint, daß bei einem solchen Hauptzweck der Christ sich nicht verirren und verlieren könne. Noch gar manche andere Predigten sind gedruckt; hier mag nur auf solche hingewiesen werden, die sich auf Berliner Vorfälle beziehen.

Traurige Ereignisse wurden vornehmlich von den Predigern dazu benutzt, die Größe Gottes zu erweisen und die Gläubigen zur Reue und Buße aufzufordern. Drei solcher Ereignisse erregten besonderen Schrecken.

Das erste war das Auffliegen des alten Pulverthurms 1720. Dabei wurden 76 Personen getödtet, 46 schwer verwundet, Garnison-Kirche und Schule wurden dermaßen beschädigt, daß der König die Errichtung neuer Gebäude befahl. Der Hofprediger Noltenius benutzte diesen Anlaß, um den Berlinern ins Gewissen zu reden. In seiner auf Anordnung Friedrich Wilhelms I. gedruckten Predigt**) kam es ihm durchaus nicht

*) Der Haupt-Zweck Eines Christen in seinem gantzen Leben, wurde nach Anleitung des Evangelii Domin. I. Epiphaniae Anno 1724 in der Berlinischen Garnison-Kirche bey öffentlicher und volckreicher Versammlung vorgestellet, und auf allergnädigsten Befehl Seiner Königlichen Majestät zum Druck übergeben von Lampertus Gedicken Probst Inspect. und Garnison-Prediger. Berlin, bei Gottfr. Gedicken. Näheres über G., 1683—1735, bei Küster II, 613—615.

**) Posaune des Worts und der Gerichte Gottes, vorgestellet in einer Buß-Predigt über Amos III, v. 6, welche des Sonntags nach dem am 12. Aug. 1720 durch Zersprengung eines Pulver-Thurms über Berlin ergangenem Gericht, auf dem Königlichen Schloß gehalten und auf Ihr. Kön. Maj. allergnädigsten Befehl sichern Sündern zur Warnung, Verständigen aber zur Auffmunterung Herausgegeben von Johann Arnold Noltenio, Königl. Preuß. Hof-Prediger. Berlin, J. A. Rüdiger, 1720.

darauf an, eine Geschichtserzählung zu liefern, sondern zur Buße zu mahnen. Sein aus dem Propheten Amos gewählter Text: „Bläset man mit Posaunen in einer Stadt, daß sich das Volk davor nicht entsetze? Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?“ gab ihm folgende fünf Schlußfolgerungen ein: 1. dankbar zu sein, daß Gott Viele verschont habe, 2. Buße zu thun, 3. den Beschädigten und Betrübten Liebe zu erweisen, 4. das Vertrauen nicht auf ein Ding zu setzen, „das so in einem Huy vergehen kann“, 5. stets zu wachen, d. h. auf den Tod gerüstet zu sein.

Geringeres Unglück richtete in demselben Jahre ein Gewitter in der Marienkirche an. Auch dieses gab zu einer theologischen Schrift Veranlassung.*) Sie wollte die Allmacht Gottes erweisen und rief doch, gewiß gegen den Willen des Predigers, skeptische Gedanken hervor. Der Redner legte dar, daß Einige in der Lauheit der Prediger, Andere in der Gottlosigkeit der Zuhörer, noch Andere in dem Umstande, daß Hurenhäuser sich um die Kirche befänden, die Ursache des Unglücksfalls erblickten. Dabei verstieg er sich zu dem Satze: „Was ist aber das für eine Folge? Es sind um diese Kirche herum Hurenhäuser, darum muß der Donner ins Gotteshaus schlagen, warum nicht in die Hurenhäuser?“

*) Gottes Allmacht, wenn alles donnert blitzt und kracht, zu allen und jeden Zeiten erwiesen und bei den heftigen Wetter, so in diesem J. 1720 den 23. Juli Nachm. sich über hiesige Kön. Residentzien gezogen und die St. Marien-Kirche abermahls verletzet, von neuem in lauter histor. Erzehlungen gepriesen. Von Jakob Schmidt, Prediger zum h. Geist in Berlin. 1720. (K. B.) Der poetische Geschmack des Autors wird durch folgende Verse, die sich ziemlich am Schlusse finden, illustrirt

Was der Mensch nachmacht, ist ohne Kraft,
Wird von Gott belacht und bestraft,
Des Donners und Blitzes wunderliche Wirkung
Dient zu der Allmacht Gottes Verherrligung.
Mensch, fürchte Gott und Donners Kraft
Daß Wetterstrahl dich nicht hinrafft —
Mit Donnern, Blitzen, Feuerkrachen
Wird Gott der Welt das Ende machen.

Das furchtbarste Unglück aber war der im Jahre 1730 gleichfalls durch einen Blitzschlag erfolgte Brand der Petrikirche, durch welchen nicht nur der Thurm dieser Kirche, sondern 40 Bürgerhäuser zerstört wurden. Da der Brand (29. Mai) Abends zwischen 8 und 9 Uhr ausbrach, so war die Furcht vor einer schreckensvollen Nacht allgemein. Während sich der Prediger J. G. Reinbeck begnügte, eine „umständliche Nachricht" von dem Brande aufzusetzen, gab Daniel Schönemann davon eine völlige poetische Beschreibung.*) Es wird nicht unwillkommen sein, aus dieser für die Culturzustände jener Zeit interessanten Schilderung eine Hauptstelle herauszuheben:

Dein frohes Mayen-Fest war ruhig angefangen,
Du wustest noch von nichts als lauter Fröhlichkeit;
Es war der erste Tag in süsser Lust vergangen,
Der andre war ihm gleich, bis zu der Abend-Zeit,
Du fürchtetest kein Leid, und hoftest ohne Sorgen,
Nach einer stillen Nacht, den angenehmsten Morgen.
Ein gräßliches Gewölck, ein grausendes Gebrülle,
Ein prasselndes Geknall, das in der Lufft entsteht,
Verstöhret unverhofft die ungestöhrte Stille,
Und macht, daß alle Lust im Augenblick vergeht,
Ein grausam zischendes und immerwährend Blitzen,
Macht die beklemte Brust bald kalt, bald ängstlich schwitzen.
Hier fährt der Herr herab; Vom Schnauben seiner Nasen
Erzittert, bebt und fleucht, Lufft, Erde, See und Fluß,
Ein schrecklichs Donnern muß zu dem Verderben blasen,
Darauf wirfft seine Hand (ach! welch ein harter Schluß)
Die Pfeile, deren Macht den höchsten Thurm zersplittert,
Die Pfeile, deren Macht den tieffsten Grund erschüttert.
Des Herren Wohnung muß zuerst in Flammen stehen,
Sein Feuer fällt zuerst auf seinen Feuer-Heerd.
Die Pracht, womit man ihn gezieret solte sehen,
Der neu erbaute Thurm wird jämmerlich verzehrt;
Wird denn das grüne Holtz des Herren Hauß auf Erden
Ein Opffer seiner Gluth, was kan am dürren werden?

*) Eylfertige und wohlmeynende Gedancken über den brennenden Petri-Thurm, Von Daniel Schönemann, Predigern zu St. Georgen. Berlin, Zufinden in Rüdigers Buchladen. 1730. Ueber Schönemann vgl. unten S. 240 und 246 ff. Die hier benutzte Schrift ist bei Goedeke nicht angeführt. — Zur Gesch. der Kirche, Küster II, 495—521.

Des Herren Feuer-Werck ist einmahl angestecket,
Der Odem seines Zorns bläßt mit Gewalt darein;
Ein grosses Theil der Stadt wird mit der Gluth bedecket,
Es soll in Asch', in Stein und Grauß verkehret seyn.
Es muß seyn süsser Grimm so lange um sich fressen,
Biß er das Ziel erreicht, das ihm war abgemessen.
Wie mancher muß sein Bett und liebes Hauß verlassen?
Sein thränend Auge giebt ihm kaum den letzten Blick,
Er steht bald blaß, bald roth von ferne auf der Gassen,
Das Hertz ist voller Angst und hofft auf das Geschick.
Bald giebt er in der Furcht, was er gehofft, verlohren,
Und bald wird wiederum die Hoffnung neu gebohren.
Doch in dem Augenblick reißt ein erschrecklich Krachen,
Von Flammen, Hauß und Hof, und alle Hoffnung hin,
Er aber steht bestürtzt bey so betrübten Sachen,
Und wünscht noch wohl dazu in dem geschlagnen Sinn,
Da er das Seinige in Flammen sieht begraben:
Das Unglück nur gehört und nicht gesehn zu haben.

Dieser also geschädigten Kirche galt des Königs besondere Vorsorge.*) Sie war eine der ältesten Berlins und hatte sich, mühe- und ehrenvoll, die schweren Zeiten hindurch erhalten. In der letzten Zeit waren aber fast nur traurige Geschicke der Kirche zugestoßen. Sie war baufällig geworden und hatte nirgends opferwillige Helfer gefunden, weder beim König noch beim Magistrat, noch bei dem Publikum, dessen Betheiligung an einer Lotterie so kläglich war, daß der Reinertrag nur in 80 Thalern bestand. Ihr Retter wurde Friedrich Wilhelm. Er ließ 1717 die Kirche gründlich neu in Stand setzen. Ein Thurm, der 355 Fuß hoch werden sollte, wurde in Angriff genommen und die 1727 begonnene Arbeit so gefördert, daß Ende Mai die Helmstange aufgebracht werden konnte. Da wurde die Arbeit, wie schon erwähnt, durch einen Blitzstrahl vernichtet. Unverdrossen ließ der König seine Hofbaumeister Gerlach und Grael aufs Neue an die Arbeit gehen. Er selbst bewilligte eine große Summe; der König von Sachsen stellte Pirnaer Sandstein zur Verfügung. Diesmal handelte es

*) Nach einem Vortrage Borrmann's. Bericht im Berl. Tagebl. 14. Febr. 1892.

sich nicht um eine Verbesserung des Bestehenden, sondern um einen völligen Neubau. „Die Kirche erhielt die Form eines langen, den Bedürfnissen einer Predigtkirche angepaßten Saalbaues, welcher in der Längsachse des Platzes parallel mit der Gertraudtenstraße liegen sollte, während die alte Kirche diagonal zum Platze angeordnet war. An der Nordfront, gegenüber der Brüderstraße, sollte sich der 355 Fuß hohe Thurm erheben." Der Bau der Kirche wurde in überraschend kurzer Zeit vollendet; der König selbst war in seiner energischen, Bauleuten und Umstehenden nicht immer sehr erfreulichen Weise als oberster Aufseher mitthätig gewesen. Schon am 28. Juli 1733 konnte die Einweihung der Kirche stattfinden. Das Schmerzenskind, der Thurm, der nun an die Reihe kam, erwies sich wiederum als rechtes Schmerzenskind. Am 21. August 1734 brach er ganz unvermuthet, vielleicht in Folge schlechten Materials, zusammen. Selbst diese Katastrophe vernichtete den Muth des Königs nicht. Vielmehr bewilligte er zum Neubau des Thurmes eine sehr große Summe. Aber als auch diese nach dem Voranschlag nicht ausreichte und von anderer Seite keine Gelder zu erlangen waren, erlahmte der Eifer. Die Kränklichkeit des Königs erlaubte ihm nicht mehr, den Aufpasser zu machen. Bei seinem Tode war man mit dem Bau des Thurms erst bis zur Dachtraufe der Kirche gediehen. So blieb sie etwa 70 Jahre: 1809 wurde sie noch einmal durch Feuer zerstört und erstand erst 1844 bis 1852 in ihrer neuen Gestalt.

Die unter Friedrich Wilhelm I. erbaute Hauptkirche Berlins war die Dreifaltigkeitskirche*), die erste Kirche für die deutschen Christen der Friedrichstadt. Der Bau geschah nicht bloß unter der Regierung des Königs, sondern auch auf seine Anregung und mit seinen Mitteln. Es sollte eine Kirche werden, die Lutheranern und Reformirten gemeinsam diente. Als Bausumme wurden

*) Geschichte der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Im Zusammenhange der Berliner Kirchengeschichte dargestellt. Festschrift zum 150jähr. Jubiläum der Kirche. Von S. Lommatzsch. Berlin 1889.

11 329 Thaler bewilligt und unentgeltliche Lieferung der Baumaterialien versprochen. Am 31. October 1737 fand die Grundsteinlegung statt. Die Weiherede hielt Reinbeck, der den König pries und für die Kirche den Wunsch aussprach, daß „alle, die in diesem Hause zusammenkommen, lebendige Steine zu Gottes geistlichem Hause werden möchten". Der Bau wurde von dem Maurermeister Naumann geleitet. Der seitdem übliche Name ward von dem König gewählt, der die vorgeschlagenen Namen, die an seinen eigenen anklangen, ablehnte. Die Geistlichen und Küster erhielten bescheidene Wohnungen in der Nähe der Kirche eingerichtet. Die Parochie der Kirche wurde nach längeren Verhandlungen mit den naheliegenden festgesetzt. Ein Obercuratorium wurde ernannt, welches das königliche Patronat zu verwalten hatte; dadurch erlangten die Pastoren Befreiung von der Aufsicht der Superintendenten. Der Bau der Kirche sollte sehr beschleunigt werden, damit die Einweihung am 200. Jahrestag der brandenburgischen Reformation (31. Mai 1739) stattfinden könnte; da dies nicht anging, so wurde der 30. August 1739 zum feierlichen Anfang festgesetzt, obgleich auch damals noch Manches unfertig war. Der König nahm in Begleitung der Prinzen und des Hofstaates an der Feier theil und widmete der neuen Kirche prächtige Geschenke. Als reformirter Geistlicher wurde F. W. Jablonski durch seinen Vater, als lutherischer J. J. Hecker durch Reinbeck eingeführt. Beide einführende Redner hoben in beredten Worten die Duldsamkeit der Religion hervor und mahnten zu Frieden und Einigkeit sowohl innerhalb als außerhalb der einzelnen Confessionen. Die beiden neueingeführten Prediger, von denen Hecker sich später um das Berliner Schulwesen bleibende Verdienste erwarb, hielten am 2. September 1739 ihre Antrittsreden, beide gekennzeichnet durch Bescheidenheit, Gläubigkeit und starke Hervorhebung des unionistischen Standpunkts. Sie wirkten beide bis tief in die Zeit Friedrichs des Großen hinein.

Schon zur Zeit Friedrichs I. hatte sich in Berlin eine kleine katholische Gemeinde gebildet (vgl. oben S. 74fg).*) Zwar hatte der Herrscher die von dem Kaiser gestellte Forderung abgelehnt, daß den Katholiken der Bau eines Hauses in Berlin vergönnt werde, in dem sie durch drei oder vier Geistliche ihren Gottesdienst ungehindert ausüben könnten, aber auch das Verbot der Theilnahme der Katholiken an den im Hause des kaiserlichen Residenten stattfindenden religiösen Uebungen wurde nicht streng aufrechterhalten. Seit 1695 wirkte in Berlin der Jesuit Engelbert Borges als Missionar; 1709 hatte er etwa 600 Communicanten, darunter viele hohe Herren. Er wohnte in dem vom kaiserlichen Gesandten gemietheten Hause, war nur geduldet als Kaplan des Gesandten und erhielt vom Kaiser eine kleine Unterstützung. Als aber eine Zeit lang (1715) der Gesandte ein Protestant war, der das mit einer Kapelle versehene Haus zu miethen keine Lust hatte, wurde die Lage des Geistlichen schwierig. Denn der Besitzer des Hauses, Baron von Heems, verlangte, daß der Priester das Haus räume. Dadurch wäre er nicht bloß obdachlos geworden, sondern hätte, da er nur als Gesandtschaftskaplan geduldet war, Berlin verlassen müssen.**) Er war froh, wenigstens das zu erreichen, daß er bis über Weihnachten seine Stätte nicht zu verlassen brauchte, ne tumultus fieret in populo und konnte constatiren, daß selbst Lutheraner und Reformirte mit seinem Geschick Mitleid hätten. Nach manchen Zwischenfällen wurde (1721) trotz des Protestes der Berliner Katholiken, denen das Heems'sche Haus besser gelegen war, unmittelbar vor dem Leipziger Thor in dem von dem österreichischen Gesandten gemietheten Hause eine 2000 Personen fassende Kapelle eingerichtet, die freilich, um keinen Anstoß zu erregen, durch Verschläge ver-

*) F. W. Woker, Aus norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Schriften der Görres-Gesellschaft I, 1884, S. 31—54. — Im Allg. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche. I. Bd. Lpz. 1878.

**) Das Haus des Barons von Heems befand sich in der Heil. Geiststraße neben dem Postamt, vgl. z. B. Berl. Adreßkalender 1707 S. 122. — 1720 Hahnisches oder Simonetisches Haus, König IV, 1 S. 94.

kleinert wurde und nach der Straße zu keine Fenster hatte. Borges, der bis 1719 lebte, hatte seinen geistlichen Vorgesetzten von Uebertritten mancher seiner Beichtkinder zum reformirten Glauben zu berichten, äußerst selten dagegen von der Rückkehr verirrter Schafe zu seiner Herde. Er wurde von Friedrich Wilhelm I., den er nicht wie dessen Vorgänger als Feind der Katholiken betrachtete, als Militärgeistlicher benutzt, zur Communion katholischer Soldaten und zur Begleitung solcher, die hingerichtet wurden. Bei derartigen Fällen durfte er selbst in Berlin öffentlich zu der zusammengeströmten Menge reden. Unter den schwierigsten Verhältnissen, oft ohne Gehalt, ohne Unterstützung von Wien aus, auf Bitten und Betteln für die nothwendigen Kirchenutensilien, selbst für einen ihm nöthigen neuen Anzug angewiesen, mußte er leben. Abends mußte er sich mit einem Glas Bier und einer Dreiersemmel begnügen. Denn für seinen Lebensunterhalt konnte er jährlich nur 41 Thaler 8 Groschen verwenden. Trotz aller Noth entfaltete er eine große Wirksamkeit. Er ließ vor dem Spandauer Thore ein Häuschen bauen, darin Arme wohnten und die Zinsen eines kleinen von ihm zusammengebettelten Kapitals verzehrten. Er spendete das Abendmahl, las Messen und predigte in der Fastenzeit zweimal des Tags. Er, selbst einer der Aermsten, mußte für seine Kranken betteln und verwendete sich vergebens um Einräumung eines Begräbnißplatzes für die Katholiken. Größere Seelenschmerzen empfand er darüber, daß in der Nähe Berlins so viele Gläubige ohne geistlichen Zuspruch und ohne religiöse Uebungen lebten; den größten darüber, daß ein Katholik Dietrich Schütte dem König als „körtweiliger Rath" diente. Auf Borges folgte Jordanus Cordes, auf ihn (schon 1720) Dominicus Tork, der 1722 ordentlich bestallter Militärgeistlicher wurde, nebst seinem Bruder Pius. Ihre Obliegenheiten wurden bei dem Anwachsen der Gemeinde immer größer, aber ihre Lage besserte sich nicht.

Denn Friedrich Wilhelm I., der die Jesuiten als „Vögel, die dem Satan Raum geben" und als „Teufel, die da zu vielem

Bösen capabel", bezeichnete und ihrer Ansiedelung mit aller Macht sich widersetzte, war trotz Borges' guter Meinung kein Freund der Katholiken.*) Zwar kaufte er für den katholischen Gottesdienst ein Haus in der Krausenstraße für 1800 Thaler und duldete einen „katholischen Pfaffen" mit der Begründung, „weil viel katholische Bürger und Leute da sein", aber sonderliche Vergünstigungen gewährte auch er den Priestern nicht. Als der katholische Pater (Torck?) 1726 bei der Beerdigung seines Cantors, des Gärtners Dahuron, auf dem Gertraudten-Kirchhof, wo die katholischen Begräbnisse in aller Stille stattzufinden hatten, „eine öffentliche Procession und Rede gehalten, worin er die Katholischen als apostolische Rechtgläubige erhoben, auch vom Fegefeuer und selig machenden Vorbitten für die Verstorbenen mit höhnischen Gebärden ein und anderes ausgestreuet, mithin den bei solcher ungewöhnlichen Ceremonie zusammengelaufenen Pöbel sehr geärgert", wurde er vermuthlich „zur Raison gebracht", wie der Geh. Staatsrath Knyphausen vorschlug. Als er aber durch den Halberstädter Bischof nach Osnabrück versetzt werden sollte (1728), wurde er auf des Königs Befehl zum Verbleiben in Berlin genöthigt. Katholische Mönche, die in Berlin herumgehen sollten, „und zwar einer gar in Mönchs-Habit", wurden nicht geduldet, selbst wenn sie vorgaben, zum Protestantismus überzugehen. Proselytenmacherei wurde dem katholischen Geistlichen aufs Strengste verboten; einem „Zeugmacher", der 1733 seine Tochter zu Torck senden wollte, damit sie katholischen Unterricht erhielte, wurde sofort befohlen, sie in der lutherischen Religion erziehen zu lassen. Im Jahre 1734 trat Valentin Stubritz als Militärgeistlicher an Torcks Stelle.

Der große Kurfürst hatte die ihres Glaubens wegen vertriebenen Franzosen in seine Länder aufgenommen; Friedrich I., der sie mit Privilegien aller Art ausstattete, selbst sie zu seinen ersten Räthen erhob und zusah, wie sie in der Umgebung seiner

*) Dies nach Lehmann I, S. 408, das Folgende das. S. 803 ff.

Gattin die vornehmste Rolle spielten, hatte sich ihrer als förder-samer Unterthanen zu erfreuen. Friedrich Wilhelm I., der die Franzosen nicht leiden mochte, that den vertriebenen Salzburgern eine ähnliche Wohlthat an, wie seine Vorfahren den Franzosen. Es war bei ihm ebensowenig bloße Menschenliebe, bloßes Mitleid für die Verfolgten, wie bei seinen Vorgängern. Auch ihn leitete wie jene der Nützlichkeitsstandpunkt. Es war sein Schade, aber nicht seine Schuld, daß die Salzburger weder an Geschicklichkeit noch an Betriebsamkeit, weder an Vermögen noch an geistigem Können den Franzosen glichen. Für Berlins Entwickelung haben sie nicht entfernt die gleiche Bedeutung wie jene. Sie blieben ein unbeachteter und unwirksamer Bruchtheil in der großen Stadt, an welche sie sich schwer gewöhnen konnten.

Aber in der an wichtigen Vorfällen für die Geschichte der Stadt so armen Regierungsperiode Friedrich Wilhelms I. ist die Aufnahme der Salzburger ein Ereigniß, das eine nähere Betrachtung verlohnt.*) Die Salzburger Protestanten wurden

*) Für das Allgemeine vgl. Droysen, Friedrich Wilhelm I. Bd. II, S. 160 ff. — Unter den zahlreichen Einzelschriften, Predigten, Unterredungen, die damals erschienen, sind die wenigsten in Berlin gedruckt. Eine Erwähnung verdient „Continuation d. Gesprächs zwischen Mart. Luther und einem 1732 zu Altenburg verstorbenen Saltzburgischen Emigranten Hannes Mossegern.“ Berlin 1732. Für das Folgende ist hauptsächlich benutzt: „Als den 30. Apr. und Mai 1732 Einige hundert um der Evangelischen Religion willen vertriebene und von Sr. Königlichen Majestät zu Preußischen Kolonisten angenommene Saltzburger in Berlin angelanget waren, Wurde den nächsten Sonntag Jubilate darauf der Petri-Gemeinde und den anwesenden Emigranten über Marc. 10, 28—31 eine Predigt gehalten. Und selbige hernachmals nebst einem Anhange, worinnen von denen, seit der Reformation her, im Saltzburgischen wider die Evangelischen vorgenommenen Bedruckungen eine historische Nachricht ertheilet wird, herausgegeben von Joh. Gust. Reinbeck, Kön. Preuß. Consistorialrath Probst und Inspector in Cölln, Berlin 1745.“ Die in der letzten Schrift S. 48 erwähnten „Umständlichen und wahrhafften Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten“ von einem Candidatus theologiae nebst 4 Fortsetzungen und vier anderen denselben Gegenstand behandelnden Schriften sind zusammengebunden in dem Bd. Sy. 10,932 der K. Bibl.

nicht, wie ihre französischen Glaubensbrüder, geradezu vertrieben, aber in jeder Beziehung so geplagt, in ihrem Fortkommen geschädigt, in ihrer freien Bewegung gehemmt, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, daß Manche es vorzogen, ihr Heimathsland zu verlassen. Von Seiten Preußens wurde die Geneigtheit erklärt, die Flüchtigen aufzunehmen. Doch war es nicht leicht, sie nach Preußen zu bringen. Denn der Marsch der Unglücklichen, die außer ihrem gesammten unbeweglichen Vermögen auch den größten Theil ihrer beweglichen Habe hatten zurücklassen müssen, war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. In Baiern, Tyrol und Böhmen hatten sie durch Geistliche, Rathsherren und das fanatisirte katholische Volk viel erdulden müssen. Schmähende Ausrufe, Drohworte, wie die zu Donauwörth ausgestoßenen, „die ketzerischen Hunde wären werth, daß man sie alle miteinander auf dem Schellenberge verbrennte und am Galgen aufhinge“, hatten schlimme Thaten gegen die wehrlose Menge zur Folge. Am 27. März — im December 1731 waren sie von Salzburg fortgezogen — kamen die ersten Wanderer zu Harburg im Oettingischen an, wo sie von einem preußischen Commissar in Empfang genommen wurden. „Als sie in die Stadt gingen, sangen sie das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. Ihre Bücherchens und Bibeln trugen sie in den Händen; die Väter und Mütter hatten ihre kleinen Kinder auf dem Rücken angebunden und in den Armen; darüber den zuschauenden Einwohnern die Thränen häufig aus den Augen drangen.“ Seitdem war die Plagezeit der elenden frommen Schar zu Ende. Bei der Wanderung durch preußische oder glaubensverwandte Provinzen konnten sie ihre Klagelieder in Dankgesänge verwandeln. Der König freute sich ihrer Ankunft. Der erste Trupp, der durch Berlin kam, bestand aus 843 Personen; bis Ende September waren der Durchziehenden 16,848 geworden. Den Räthen wurde ob der gewaltigen alle Voranschläge überschreitenden Schar bange; der König jubelte „Gott lob, was thut Gott dem Hause Brandenburg für Gnade, denn dieses

gewiß von Gott herkommt" und erwiderte den ängstlichen Rathgebern: „Je mehr Menschen, je lieber". Und als Görne in einem Bericht bemerkte, das Publicum werde auf Jemanden die Verantwortung schieben, antwortete der König in einer seiner drastischen Marginalnoten: „Losgehn? Es geht auf mir los; ich übernehme Alles."

Die Aufnahme der Salzburger war des Königs eigenstes Werk; als solches wurde es etwas über Gebühr von Friedrich dem Großen gepriesen. Da aber der König, nach seines Sohnes Worten, „Alles nicht nur befohlen, sondern selbst der Ausführung vorgestanden, alles entworfen und vollzogen, keine Anstrengung, keine Mühe und Sorgfalt, keine Versprechungen und Belohnungen, keine noch so große Summe gespart hatte", so war es billig, daß er von den neuen Ankömmlingen begrüßt wurde. Er empfing die Ersten am Leipziger Thore und wurde gewiß durch manch dankbaren Blick der Einziehenden belohnt. Gläubig, wie er war, freute er sich, ein Gott wohlgefälliges Werk verrichtet zu haben; die „bewunderungswürdigen Antworten", welche die nach ihrem Glauben Befragten in der Kirche abgaben, bewiesen ihm, wie recht er gethan, die Zahl seiner gläubigen Landeskinder durch eine so große Zahl Glaubenseifriger vermehrt zu haben. Ein Zeugniß großer praktischer Klugheit legte er dadurch an den Tag, daß er die Einwanderer, Bauern und kleine Handwerker, nach dem eigentlichen Preußen wies, wo es an Colonisten mangelte, das weite Land zu bebauen.

Ueber die Aufnahme des ersten Trupps berichtet Propst Reinbeck folgendermaßen: „Sie wurden in Berlin vor dem Thor mit einer Rede empfangen und durch die Schüler singend durch die Stadt geführt, da man denn nicht allein eine große Bewegung unter allen Einwohnern verspüret, sondern auch insonderheit bemerket, daß die Königlichen Kinder, soviel derselben damals hier in Berlin waren, ihren Vorbeizug vor dem Schloß mit vielen Thränen angesehen. Von der Mildthätigkeit, welche die sämmtlichen Einwohner gegen sie in der ganzen Zeit, da sie

sich hier aufgehalten, erwiesen haben, darf hier nicht viel gemeldet werden. So viel ist nur überhaupt zu gedenken, daß sie sammt und sonders zu zwölfen, zwanzigen und mehreren sind gespeiset worden, so daß man oft keine derselben bekommen konnte, weil sie alle schon zum Essen besprochen waren. Außer den vielen Almosen, welche ihnen beim Einzuge und sonst gegeben worden, unter welchen eben wie in Halle ein päpstischer Soldat einem vorbeiziehenden Emigranten 9 Pfennige schenkte und dabei sich verlauten ließ, daß eine solche Verfolgung und Verjagung anderer Religionsverwandten nicht von Gott, sondern vom Teufel herrühre, und daß ihre Geistlichen, welche Schuld an dergleichen Uebeln wären, es verantworten möchten; so sind auch in den Kirchen, wo die Becken für sie ausgesetzet, 2628 Thlr. 11 Gr. 11 Pf. gesammelt worden; da denn überdem von vornehmen und anderen gutthätigen Personen noch 839 Thlr. für sie eingeschickt worden."

Die Wohlthätigkeitsbeweise waren auch sonst sehr zahlreich. Einzelne vornehme Leute hatten in ihren Wagen „ganze Metzen mit Gelde vor sich stehen" und ließen durch ihre Bedienten unaufhörlich unter die Armen vertheilen. Bier, Brot und Käse wurden in Massen dem Commissar zur Vertheilung zugeschickt. Einige rührende Züge werden erzählt. Der König, als er die elenden Gestalten vor sich vorüberziehen sah, rief aus: „Kinder, ihr sollt's bei mir gut haben". Die Einziehenden, unter die an den Thoren Berlins Exemplare des Neuen Testaments vertheilt wurden, sprachen dankerfüllt: „Zu Hause hat man uns das Wort Gottes weggenommen; hier aber trägt man es uns entgegen."

Natürlich konnte sich Schönemann die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine Predigt in Versen zu halten. Als die Emigranten vor das Königsthor kamen, wo ihnen Quartiere angewiesen waren, wurden sie durch Schönemann mit einer Rede begrüßt, die also anhob: „Seid willkommen, liebste Brüder! Seid willkommen, Christi Glieder! Papstes Joch ist abgethan; Jetzt seid ihr in Kanaan" und mit folgenden Worten schloß:

„Geht nun hin in die Quartiere, Bleibt bei Jesu dem Paniere, Seid bedeckt mit Jesu Macht, Liebste Brüder gute Nacht.“ Es ist zu vermuthen, daß den Hörern das Schlußwort das angenehmste der ganzen Rede war.

Schönemann's Verse enthalten freilich die lauterste Poesie, wenn man sie mit anderen damals in Berlin erschienenen Versen des Mich. Weise, der auch eine Uebersetzung von Ghirardis italienischem Theater angefertigt haben soll (König IV, 245), vergleicht. Der Curiosität halber soll wenigstens eine Stelle aus diesen hier mitgetheilt werden. Nachdem der Autor gegen den Salzburger Bischof gewaltig geeifert, fährt er fort:

Heut lässet uns Berlin mit Wunderthat beweisen,
Dein Frevel rührt das Herz des Königes von Preußen,
Darum er auch den Schmerz nicht bei sich bergen kann
Er nimmt Verlassene in seine Fittgen an,
Sie sollen Dach und Fach, Geld, Nahrung bei ihm finden,
So weiß der Heilige Geist der Großen Herz zu binden . . .
Der Preußen Adler fliegt selbst durch die ganze Welt
Wenn sein erbarmend Herz in Aller Augen fällt
Denn der vertriebenen Salzburger mehr als Armen,
Will er mit Huld und Gnad sich väterlich erbarmen.
Er nimmt bei Tausenden, dem Höllschen Feind zu Trutz
Die Kinder Gottes auf in seinen Vaterschutz.
Wer ist, der nicht mit mir die gute Hoffnung schöpfe,
Der Preußen Adler kriegt gewißlich noch zwei Köpfe.

Unter denen, welche den Salzburger Emigranten reiche Spenden boten, standen die Juden obenan.*) Ein zeitgenössischer Chronist berichtet, daß unter den Berlinischen Juden „Männer und Weiber diesen verjagten Leuten nicht allein bei ihrem Einzuge in die Stadt vieles zugeworfen haben, sondern sie sammelten auch sogleich des andern Tages nach der Ankunft des ersten Trupps von freien Stücken eine Collecte in ihrer Synagoge.“ Wenn man die Geber fragte, warum sie den Christen spendeten,

*) Vgl. S. 86 A. *

da sprachen die Frauen: „Gott führt ja die Sache der Wittwen und Waisen, liebt den Fremdling und gibt ihm Speise und Kleidung", und die Männer antworteten: „Wir sind Fremdlinge wie sie." Nur freilich mit dem Unterschied, daß, während die Salzburger als liebe Gäste begrüßt wurden, die Juden das saure Brod der Knechtschaft und der Fremde zu beißen hatten.

Schon 1714 hatte der König gegen eine ziemlich hohe Zahlung ein neues Reglement ertheilt, wodurch den Juden ein höherer Zinsfuß, sowie der Zutritt zu Handwerken gestattet wurde; der Zuzug Fremder sollte erschwert, Kinder von Schutzjuden und die zweiten Gatten der Wittwen sollten gegen mäßige Summen in Berlin aufgenommen oder „angesetzt" werden, wie der technische Ausdruck lautete. Die Zahl von 120 Familien, die einmal für Berlin festgesetzt war, wurde zunächst nicht beschränkt; eine zum Zwecke anderweitiger Regelung der Anzahl eingesetzte Judencommission hatte keine unmittelbare Wirkung. Wohl aber hatten die gegen die Juden aufsässigen christlichen Kaufleute den Erfolg, in der 1716 erlassenen bis 1802 offiziell gültigen Handelsordnung folgenden Paragraphen zu sehen: „Alldieweil die Kaufmannsgülde aus ehrlichen und redlichen Leuten zusammengesetzet, also soll kein Jude, strafbarer Todtschläger, Gotteslästerer, Mörder, Dieb, Ehebrecher, Meineidiger oder der da sonst mit groben Lastern und Sünden beflecket und behaftet in unserer Gülde nicht gelitten, sondern davon gänzlich ausgeschlossen sein und bleiben." Auf diesem Standpunkte blieben die beiden Berliner Gilden, die Materialisten- und die Tuch- und Seidenhändler-Gilde bestehen. Sie beantragten 1733 den Juden den Verkauf von bisher nur von den Gildenmitgliedern vertriebenen Handelsartikeln z. B. Tabak, Kaffee und Thee weiter zu entziehen. Sie wünschten nach der von ihnen entworfenen Börsenordnung (1738) für die Juden überhaupt keinen Makler zuzulassen, weil dadurch die Subsistenz der christlichen Makler bedroht wäre, konnten aber diese Beschränkung nicht durchsetzen. Vielmehr wurde ein von den Oberältesten der Gilde verpflichteter

jüdischer Makler zugelassen, die übrigen Juden aber vom Handel an der Börse ausgeschlossen.

Auch unter den Juden gab es Diebe und Betrüger; sie wurden in der hartherzigen Weise bestraft, welche jene Zeit gegen Verbrecher anzuwenden für gut hielt. Geringere Vergehen wurden mit Geldstrafen gebüßt; zwei Juden, die sich „schändlich besoffen", so daß der eine Händel angefangen, der andere zwei Tage krank gewesen, werden mit hohen Geldstrafen belegt. Aber solche Vergehen des Einzelnen hatten die Folge, daß die Gesammtheit für die Schuld des Einzelnen verantwortlich gemacht wurde, wie denn auch eine Verpflichtung der Gemeinde oder an ihrer Stelle der Vorsteher für die Abgaben der Einzelnen festgehalten wurde. Dieselbe starre Willkür, dieselbe grausame Rücksichtslosigkeit, welche der König der Stadt gegenüber walten ließ, zeigte er auch der jüdischen Gemeinde. Manchmal hatte diese Bethätigung eines eisernen Willens, wie jede energische Kraftäußerung ihr Gutes, wie in der straffen Ordnung der inneren Gemeindeverhältnisse, der Beziehungen zu den Aeltesten u. A.; meist lähmte sie die Selbstthätigkeit der also Behandelten. Es kam einmal vor, daß auf direkten Befehl des Königs ein ganz junger ihm irgendwie empfohlener Mensch zum Rabbiner gewählt werden mußte. Dagegen wurde der Ehrgeiz geweckt, hinwiederum das Gerechtigkeitsgefühl schwer geschädigt durch besondere Auszeichnungen, z. B. durch den Titel „Garnison- und Hofagent" oder das Recht einen Degen zu tragen. Auch Hauptprivilegien übten ähnliche Wirkung, d. h. Erhebungen Einzelner aus der Reihe ihrer Mitbrüder unter Verleihung besonderer Vorrechte für solche, die durch ihren Reichthum sich hervorthaten oder durch Begründung von Fabriken den Wohlstand vermehrten und Arbeitslosen nutzbringende Thätigkeit verschafften. Bald war der König empfänglich dafür, daß ein Berliner Jude ihm vier „große Leute" verschaffte; bald fürchtete er Benachtheiligung seiner Liebhaberei, sobald sich „die Juden damit meliren." Auch seine Bauwuth veranlaßte den König

zu Concessionen; baute die Gemeinde, seiner Anordnung nach, ein massives Haus in der Friedrichsstadt, so erhielt sie das Recht zwei neue Familien anzusetzen.

Das wesentlich Neue, überaus Verhängnißvolle unter den Anordnungen Friedrich Wilhelms I. bestand darin, daß die Sonderstellung der Berliner Gemeinde aufgehoben, die Vereinigung mit denen ganz Preußens durchgeführt und die solidarische Haftbarkeit Aller erklärt wurde. Die Einzelbestimmungen des General-Privilegiums vom Jahre 1730 waren nicht strenger, wenn auch nicht milder als die früheren Verfügungen, das Drückende war besonders der unerbittliche, strenge, bisweilen unmenschliche Sinn, der in allen Erklärungen des Königs waltete. Handelsbeschränkungen und Geldauflagen, so drückend sie sein mochten, ertrugen die Juden mit einem durch Leiden gestählten Opfermuthe; dieser Tyrannei gegenüber, die ihnen geradezu das Recht des Lebens und Sterbens bestritt, waren sie ohnmächtig. Es war ein grausamer Hohn, wenn der König auf das Verlangen der Juden, die Beerdigung eines Todten solle stattfinden auch bevor die Erben alle Schulden des Todten an Christen entrichtet hätten, antwortete: der Todte dürfe nicht begraben werden; „der finder kann ihn als zumalen auf seine karre unter galgen begraben.“ Es erinnerte andererseits an schlimme Zeiten des Mittelalters, daß man 1737 plötzlich Ernst machte, die durch das General-Reglement gebotene Beschränkung von 180 auf 120 Familien durchzuführen. Demgemäß wurde 584 Personen ohne Weiteres der Abzug aus Berlin geboten. Der größere Theil, 387, entfernte sich alsbald; die Meldung dieses Abgangs begleitete der König mit dem herben Worte: „Gottlob daß sie weg seyn, sollen die andere auch wegschaffen, aber sollen sich nicht in meine andern Städte und Provintzen niederlassen, sollen sie auch wegschaffen.“ Auch gegen die Verbleibenden wurde eine nicht geringere Härte geübt, dadurch, daß die, welche keine eigenen Häuser besaßen, genöthigt wurden, aus ihren Miethswohnungen auszuziehen, diese den Soldaten zu

überlassen, die sich über ihre unsauberen Quartiere in den zwischen dem Königs- und Spandauer-Thore belegenen Baracken beklagt hatten, und, soweit sie keine anderen Wohnungen finden konnten, die von den Soldaten verlassenen Quartiere zu einem von der Regierung festgesetzten willkürlichen Preise zu beziehen.

Daß bei einer derartigen Behandlung eine geistige Bildung der Juden nicht Platz greifen konnte, abgesehen von dem damaligen Vorurtheile der Meisten, das sie verhinderte, sich mit deutscher Sprache und deutschem Geisteswesen zu befassen, ist selbstverständlich. Es ist merkwürdig genug, daß bei dieser Bedrückung, bei diesem System, das die Betroffenen niemals zur Ruhe kommen ließ, sondern mit unerwarteter Willkür überraschte, materieller Wohlstand sich bildete und jene geistige Atmosphäre sich verbreitete, in der ein neues gesundes deutsches Geschlecht emporwuchs. Ganz schwinden konnte die literarische Thätigkeit nicht, da der öffentliche und private Gottesdienst, die ununterbrochene Beschäftigung mit den heiligen Schriften stets erneuten Druck, Uebersetzung und Commentirung der Gebete, der biblischen und talmudischen Bücher nöthig machte. Es gab daher Buchhändler und Buchdrucker, die sich bei ihren Produkten der auch für Andere gültigen Censur zu unterwerfen hatten. Der Umstand, daß man die Bestimmung für nöthig hielt, auswärtige Autoren dürften nur mit Bewilligung der Gemeinde-Aeltesten auf ihre Schriften subscribiren lassen, beweist, daß ein derartiges Sammeln von Unterschriften häufiger vorkam, das freilich mindestens ebensosehr Spekulation auf Wohlthätigkeit als Befriedigung litterarischen Sinnes sein konnte; und wirklich bedankte sich ein Schriftsteller dafür (1734), daß 70 Berliner auf sein Buch subscribirt hatten. Das wichtigste damals (1734—39) erschienene Werk ist eine 12bändige Ausgabe des babylonischen Talmud, die auf Anregung und auf Kosten Jablonski's veranstaltet wurde; am häufigsten wurden Gebetbücher, liturgische Werke verschiedener Art gedruckt. Doch kam es auch vor, daß ein trauriger Vorgang, die Flucht von Frauen aus der Berliner Synagoge in

Folge eines blinden Lärms, wobei manche Unglücksfälle vorkamen, hebräische und jüdisch-deutsche Lieder veranlaßte. Daß getaufte Juden sich mit christlichen Predigern vereinigten, um durch jüdisch-deutsche Schriften zur Bekehrung ihrer ehemaligen Glaubensgenossen mitzuwirken, war nichts Seltenes.

Trotz der mächtigen Scheidewand also, die Gesetz und Vorurtheil zwischen Juden und Christen aufgerichtet hatte, gab es einzelne Berührungspunkte. Auch in den Sitten herrschte unter den Bekennern der verschiedenen Religionen manche Uebereinstimmung. Einzelne Anordnungen aus dem damals angelegten Gemeindebuch mögen dies bezeugen. So sollte zu einer Gemeindesitzung Niemand ohne anständiges Oberkleid erscheinen, „damit Gottesfurcht und Anstand nicht verletzt werde.“ Ein Mitglied, das ohne Bart, mit einer Perrücke priesterliche Funktionen verrichtet hatte, wurde von dem Genusse der Ehrenrechte in der Synagoge ausgeschlossen. Heirathspasquille wurden verboten. Um dem bei Festen üblichen Luxus entgegenzutreten, wurde im Verhältniß zum Vermögen der Festgeber und der festlichen Veranlassungen selbst die Zahl der Einzuladenden bestimmt; als das nicht zu überschreitende Maximum wurde die Zahl von 30 Paaren angerathen. Ueberreste von derartigen Mahlen an Solche, die nicht hatten theilnehmen können, zu schicken, wurde mißbilligt; höchstens sollten Auswärtige bedacht werden, doch sollte man sich beim Uebersenden keiner goldenen und silbernen Geräthschaften bedienen. Es bleibt sehr merkwürdig, wie eine unterdrückte Gemeinschaft, sobald sie sich einigermaßen frei ergehen konnte, zu Unmäßigkeiten geneigt war, wie aber der gesunde Sinn derer, die für das Wohl dieser kleinen Abtheilung zu sorgen hatten, solche Ausschreitungen zu unterdrücken sich bereit zeigte.

Achtes Kapitel.

Wissenschaft und Litteratur. Theater und Kunst.

Friedrich Wilhelms I. Betrachtungsweise der Litteratur erhellt aus einem kürzlich bekannt gewordenen Schreiben*) an den Kriegsrath G. Ch. von Happe (1719): „Ich habe aus euern Schreiben ersehen, daß ihr abermals Willens seyd, einige Bücher drucken zu lassen. Ich wil solches durchaus nicht haben. Werdet ihr es euch dennoch unterstehen, wil ich euch aufhengen und eure Schriften durch den Büttel verbrennen lassen."

Vielleicht lag diesem schwerbegreiflichen Ausspruch die nüchterne Erwägung des rechnenden Geschäftsmanns zu Grunde, daß ein Angestellter, der sich mit Dingen beschäftigt, die seitab von seinem Berufe liegen, eine Pflichtversäumniß sich zu Schulden kommen läßt. Immerhin bekundet er eine völlige Nichtachtung des wissenschaftlichen Berufes, die traurige Folgen haben mußte. Denn alle diejenigen, die nicht aus gewaltigem innern Drang sich den Wissenschaften hingaben, mochten die Ungunst des Mächtigen scheuen, die so deutlich hervortrat.

Daher kam es zumeist, daß an die glänzende Gestalt eines Leibniz Epigonen niedriger Art sich anschlossen, daß die kurze Blüthe dichterischer und künstlerischer Thätigkeit vernichtet wurde. Aber noch ein Anderes, Schlimmeres kam hinzu. Der Nicht-

*) Archiv f. Gesch. d. dtsch. Buchhandels XI (1888) S. 359. Es geht ein bischen weit, wenn der Weimarische Resident Lehmann bekennt, er habe sich deswegen mit dem Betrüger Kléement eingelassen, weil der König „keine Gelehrten estimire" und sie mit seinem Gesicht „sauer ansehe". Z. f. preuß. Gesch. XI, 457.

achtung geistigen Wirkens schloß sich eine Herabsetzung und Verhöhnung der auf geistigem Gebiet Thätigen an. Durch solch öffentliche Degradation wurden nicht nur die wenigen Willigen von jeder Bewährung ernstern Strebens völlig abgeschreckt, sondern auch tüchtige, aber nicht allzu charaktervolle Menschen zu Narren entwürdigt.

Solch trauriges Schicksal wurde J. P. von Gundling zu Theil. Wenn auch nur ein Theil der von den Anekdotenerzählern berichteten Geschichten wahr ist: von dem ewig Betrunkenen, der in seiner Trunkenheit sinnlose Streiche übte und zum Stichblatt gemeiner oft gefährlicher Scherze gemacht wurde, so muß man sagen, daß hier ein Geist in böser Absicht, mit unwürdigen Mitteln zu Grunde gerichtet wurde.*)

Hätte Gundling in anderer Zeit und Umgebung gelebt, so wäre er ein bedeutender Mann geworden. Er war ein Gelehrter von Wissen und Geist, aber nicht unpraktisch, sondern auf sein Fortkommen bedacht, und geistreich und charakterlos genug, ein Narr unter anderen Narren zu sein. Das Spiel mit der Narrheit ist noch gefährlicher, als das Spiel mit dem Feuer: man bleibt selbst ein Narr, auch wenn man das Spiel aufzugeben vermeint. Der Satz, den Gundling einmal zu einem Offizier gesagt haben soll: „Ich habe mir viel Mühe gegeben, um in der Welt mein Glück zu machen, und es ist mir herzlich sauer geworden, ein Stückchen Brot zu finden. Hier habe ich es nun in Berlin gefunden. Daß ich so behandelt werde, fällt auf den, der es thut; also muß ich zufrieden sein und mich in mein Schicksal in Geduld fügen," entschuldigt ihn doch nur theilweise. Jeder Mensch ist einigermaßen für die Art verantwortlich, in der man ihm begegnet.

Gundling 1673—1731, seit 1705 in Berlin, war zuerst Professor an der Ritterakademie und Historiograph des Heroldamtes, unter Friedrich Wilhelm I.; nach Aufhebung der beiden genannten

---

*) Vgl. Isaacsohn in A. D. B. X, 126—129.

Institute, Berichterstatter über historisch-politisch-juristische Dinge für das Tabakscollegium. Er entfloh, um der entwürdigenden Behandlung zu entgehen, die ihm widerfuhr; wurde zurückgebracht, nahm eine Zeit lang eine besondere Vertrauensstellung ein und genoß ein menschenwürdigeres Dasein, erlitt aber bald wieder gewohnte und unerwartete Demüthigungen, die durch zahlreiche ihm übertragenen Ehrenstellen — 1717: Oberceremonienmeister, 1718: Präsident der Akademie, 1724: Freiherr, 1726: Kammerherr — nicht verdeckt, vielmehr nur noch drückender wurden. Es ist ein kläglicher Anblick, einen ernsten, fleißigen Mann in so entwürdigender Lage sich abmühen zu sehen. Gundling war sowohl Historiker als Statistiker. In beiden Richtungen ging er neue Wege. Als Historiker war er der erste, der auf Urkunden die wahre Geschichtsforschung aufbaute und in umfassender, bisher unbekannter Art das urkundliche Material benutzte. Insbesondere das Berliner Archiv legte er seinen geschichtlichen Arbeiten zu Grunde. Er brachte eine Menge ungedruckter Urkunden zusammen, so daß seine Sammlung nach tausenden zählte. Er plante ein großartiges Regestenwerk, das die Grundlage wissenschaftlicher Geschichtsschreibung werden sollte. Als Statistiker ging er auf unbetretenen Wegen, indem er aus Zusammenstellungen, denen man bisher keine Bedeutung beigemessen hatte, wissenschaftliche Folgerungen zog und wirthschaftliche Forderungen entnahm.

Gundlings Art, die Dinge seiner Zeit anzusehen, tritt deutlich in einer merkwürdigen gänzlich unbeachteten Schrift hervor.*) Er bewies in ihr lebendiges Interesse für die ökonomischen Fragen der Epoche und ertheilte Antworten, die, wenn auch

*) J. P. Gundling's Nachricht von den Commerzien und Manufacturen in der Churmark Brandenburg, den Herzogthümern Magdeburg, Pommern wie Fürstenthum Halberstadt im J. 1712 nebst einigen Vorschlägen wie durch Verbesserung derselben das ganze Land in Aufnahme gebracht werden könnte. Herausgegeben von J. G. Hahn. Halle 1795. Die Schrift ist selbst bei Isaacsohn nicht erwähnt.

uns nicht befriedigend erscheinen, für seine Zeit merkwürdig sind. Als besondere Nachtheile des öffentlichen Lebens betrachtete er die Einführung der Lastgelder an Orten, wo Kornhandel getrieben werde, die Erhöhung der Consumtionssteuer und die Unwissenheit der Räthe und Commissarien. Als Abhülfe empfahl er: reichlichere Benutzung der Wasserwege, besonders des projectirten Kanals, „wodurch die Warthe mit der Rega und der Persant verbunden werden soll“, Verbot der Ausfuhr und Verarbeitung der Rohstoffe im Ausland. Er stellte Untersuchungen an über Im- und Export; bei einer Specifikation der aus dem Auslande kommenden Waaren setzte er Vorschläge hinzu über Ersatz und Entbehrlichkeit derselben. Seine Auffassung geht klar aus folgenden Stellen hervor: „Diamanten, Edelstein, Perlen kommen durch die Juden in großer Menge ins Land.“ Dazu die Bemerkung: „Ist dem Lande nachtheilig, weil darin ein todtes Kapital steckt und man auch im Fall der Noth nicht gleich Gebrauch davon machen kann.“ Oder: „Blech kommt aus Hessen, dem Erzgebirge, dem Harz“, wobei der Zusatz: „Könnte man im Lande machen, wenn man tüchtige Leute dazu gebrauchte.“ Als Ideal schwebte ihm die Erziehung seiner Landsleute zum Fleiß und zur Einfachheit vor. Dahin zielen Bemerkungen, wie die bei Hermelin: „wir können diese Waare ganz entbehren“, bei Zobel: „muß mit starker Accise belegt werden, um den Frauenzimmern die Lust danach zu benehmen“; bei Kaffee und Thee: „die Deutschen haben angenehme Kräuter im Ueberfluß, die die Stelle des Thee ersetzen können“. Papier, das bisher aus Sachsen und Böhmen komme, müsse man im Lande machen können; es sei leicht, hundert Papiermühlen im Lande zu errichten; eine sei schon in der Nähe Berlins errichtet, das Papier aber schlecht, „man müßte die Gelehrten durch Prämien aufmuntern, nützliche Werke zu ediren und sich zierlicher Druckschrift zu bedienen.“ Ueberhaupt solle der Buchhandel in Aufnahme gebracht werden. „Bibeln müssen hier gedruckt und alle fremden verboten werden;“ Forscher durch Be-

lohnungen angeregt werden, Preußischen oder Berliner Buchhändlern ihre Sachen in Verlag zu geben. Ebenso müßten die inländischen Zeitungen statt der auswärtigen gefördert werden. „Leidener und Französische Zeitungen können ins Land gehen, aber die Hamburger und größtentheils falschen Avisen müssen verboten und die Hallischen und die Berlinischen dafür substituirt werden." Der Weinconsum beängstigt ihn: „Rhein- und Moselwein wird bei steigendem Luxus sehr viel gebraucht, besonders in Berlin"; noch schlimmer stehe es mit den süßen Weinen, die „überdem sehr verwürzt" seien; spanischer und französischer Wein „ziehen ungeheure Summen aus dem Lande." Da aber doch getrunken werde, so solle Inländisches dazu verwendet werden. Italienischer Liqueur werde „bisher von den Italienern nachgekünstelt. Es sollten sich auch wohl mehr Einwohner finden, die in kleinen Städten, wo Holz und Kohlen wohlfeil sind, solche Liqueurs machten, wenn man sie dazu aufforderte". Ebenso dürfe Porzellan nicht mehr aus Holland eingeführt werden; „es müsse wegbleiben und unserer Berliner Fabrik aufgeholfen werden". Er freut sich mancher Berliner Produkte, die schon „in Mengen" ausgeführt werden, als „Kron-Rasch, Krepp, Estamine, Beuteltuch, allerhand Flor". Er sieht einer baldigen Besserung entgegen, wenn seine Vorschläge angenommen werden: Einführung bloßer Rohprodukte, Einladung fremder Meister, Errichtung von Magazinen in größeren Städten, besonders in Berlin, wohin die Manufacturisten ihre Fabrikate abliefern können; Innehalten der Vorschrift, „daß alle königlichen Bedienten nur allein Kleider und Hausgeräth aus Landesfabriken und Manufacturen gebrauchen". Als Ursachen des ökonomischen Rückganges führt er an, daß „die Magistratspersonen in unseren Städten zuviel arme Leute zu Bürgern aufgenommen haben, wovon kein einziger ein Handwerk gelernt hat und am wenigsten ein solches, das wir noch nicht im Lande haben, z. B. Berlin hat jetzt 500 Schuster und 700 Schneider, hingegen von anderen Manufacturisten, die in Seide, Messing u. s. w. arbeiten, wenige

und im Lande beinahe gar keine". Als einen andern Uebelstand hebt er hervor: „Sind die Wohnungen besonders in Berlin, wo die meisten Manufacturisten sind zu hoch in der Miethe angeschlagen, daß die Leute nicht auskommen können. Für eine geringe Wohnung muß wenigstens 30 Thaler gezahlt werden". — Gewiß sind alle diese Bemerkungen nicht die eines Genies, aber es sind Wahrnehmungen und Vorschläge eines bedachtsamen und verständigen Mannes. Wer von allen den eingebildeten Großen, die Gundling zur Zielscheibe ihres Spottes machten, hielt es damals der Mühe werth, solche Dinge zu erwägen, auf denen die damalige und zukünftige Wohlfahrt des Landes beruhte? Der Narr war auch diesmal klüger, als die, welche sich weiser dünkten.

Gewiß war Gundling in manchen Dingen ein Kind seiner Zeit. Die Unterscheidung des Bedeutenden und Unbedeutenden ging ihm ab. Die Knute, die Friedrich Wilhelm I. gerade Gundling gegenüber so besonders fühlbar zu schwingen wußte, hinderte ihn an jeder freien Meinungsäußerung und zwang ihm blinden Respekt vor jedem ab, der zu irgend einer Zeit über das Land geherrscht. Für seine Anschauungsweise überaus charakteristisch sind die Worte, mit denen er die Vorrede zur Biographie des Kanzlers Distelmeyer*) beschließt: „Diese Schrift ist eigentlich

*) Auszug chur-Brandenburgischer Geschichten Churfürst Joachim des I., Churfürst Joachim des II., Churfürst Johann Georgen zu Brandenburg bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Herrn Lampert Distelmeyers, Cantzlars (sic), gebürtig aus Leipzig, beschrieben von Jakob Paul von Gundling. Berlin 1722. — Zur Kennzeichnung von Gundlings Art sei hier der Titel einer spätern Schrift angeführt „Leben und Thaten Friederichs des Andern, Churfürstens in Brandenburg des H. RR. Erzkämmerers. Aus den Archiven, Originalien, archivalischen Nachrichten, Diplomatibus, Urkunden, Tractaten, Registern, Briefschaften und damaligen Autoren auf hohen Befehl abgefasset von J. P. Freiherrn v. Gundling, Berlin 1732." — Der Verf. gebärdet sich in der Vorrede ziemlich vornehm, als wenn er sich gegen die wehren wollte, die etwa seine Glaubwürdigkeit angezweifelt hätten. Man müsse sich, so meint er, mit kurzen Hinweisen unter dem Text genügen lassen. „Es sollte sehr übel lassen, wenn man verlangen sollte, man hätte die

keine Historie, denn sie geht nur eine vornehme Privatperson an; die Historie aber begreift die Geschichte großer Souveräne, Reiche, Könige und Republiken, welche man aus denen Acten und Archiven in ihren deutlichen Umständen beschreibt, ohne das geringste Urtheil anbei zu setzen. Diese Lebensbeschreibung aber geht nicht weiter als auf das Amt und die Verrichtung dieses großen Mannes und daher kann man eine Sache freier erzählen als sonsten geschieht, welches die berühmtesten Franzosen und unter diesen insonderheit der berühmte Fléchier rühmlichst erwiesen und beachtet haben".

Nicht alle einzelnen geschichtlichen Arbeiten Gundling's können erwähnt oder gar besprochen werden. Die Bemerkung genüge, daß Gundling, der die Methode Pufendorf's angenommen hatte und geschickt zu üben verstand, auch dasselbe Stoffgebiet wie jener wählte, nämlich die Landesgeschichte. Er beschrieb außer den analysirten Schriften das Leben von fünf Brandenburgischen Markgrafen und Churfürsten, Albrecht dem Bären, Friedrich I. und II., Joachim I. und II., lieferte die Lebensbeschreibungen der Kaiser Conrad, Richard und Heinrich, verfertigte einen brandenburgischen und pommerschen Atlas und stellte Nachrichten über die Städte Halle, Magdeburg, Parma und Piacenza zusammen, lauter achtungswerthe gelehrte Arbeiten, aus denen spätere Forscher schöpfen konnten. Was aber nützt dem Armen und Elenden sein Nachruhm?

Der zweite der Gelehrten, die das Berliner geistige Leben jener Zeit charakterisiren, war D. Faßmann (1683—1744, von 1726—1731 in Berlin). Aber kann man den Namen eines Gelehrten einem Manne geben, der eilig zusammengerafftes Wissen mit wenig Kritik und gar keinem Geschmack verband?

Historie Kurfürst Friedrichs mit denen Akten, Originalien, Urkunden und anderen Stücken ausfüllen und belegen sollen, da ich doch nicht gesonnen bin, Staatsarchive herauszugeben, sondern ich begnüge mich, daß ich die Historie der Kurfürsten zu Brandenburg beschreibe, die alten anführe und bestärke."

Er wurde nach Berlin gerufen, zu Gundling's Ergänzung, vielleicht in der Absicht, ihn dermaleinst zu ersetzen und verließ Berlin 1731, da er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, Gundling's Erbschaft vollständig anzutreten. Er war ein Streber, gänzlich entfernt von wissenschaftlicher Schlichtheit, nur von dem Verlangen erfüllt, Geld zu erwerben oder Aufsehen zu erregen. Sein großes gegen 2000 Seiten umfassendes Werk über Friedrich Wilhelm I. (2 Bde. 1735 und 1741) ist nicht sowohl ein Werk der Rachsucht, wie man gesagt hat, sondern der Kurzsichtigkeit, ohne jede Composition, ohne den leisesten Versuch einer Charakteristik oder Durchdringung des Stoffs, hauptsächlich brauchbar nur in dem urkundlichen Theil, der aber auch unmethodisch zusammengewürfelt und ganz unvollständig ist.

Faßmann, der, als er nach Berlin kam, die besten Stellen durch Gundling besetzt fand, rächte sich dafür in der Weise kleinlicher Menschen. Da er sah, in welch elender Weise Gundling behandelt wurde, so meinte er, ein fernerer Fußtritt werde ihm auch nicht sonderlich schaden und versetzte ihm seinen „Gelehrten Narren".*) Der König, obwohl er grobe Späße sehr liebte, wollte die Veröffentlichung der Schrift nicht, gestattete sie aber schließlich doch. Mit dieser Schrift geht's uns wie

*) „Der Gelehrte Narr, Oder Gantz natürliche Abbildung Solcher Gelehrten, Die da vermeynen alle Gelehrsamkeit und Wissenschaften verschlucket zu haben, auch in dem Wahn stehen, daß ihres Gleichen nicht auf Erden zu finden, wannenhero sie alle andere Menschen gegen sich verachten, einen unerträglichen Stoltz und Hochmuth von sich spüren lassen; in der That aber doch selber so, wie sie in ihrer Haut stecken, Ignoranten, Pedanten, ja Ertz-Fantasten und tumme Gympel sind, die von der wahren Gelehrsamkeit, womit die Weisheit verknüpffet seyn muß, weit entfernet. Nebst einer lustigen Dedication und sonderbaren Vorrede. Dergleichen verkehrten Gelehrten zur guten Lehre, und verhoffentlich daraus fliessenden Besserung; andern aber, so sich denen Studiis widmen, und noch Anfänger sind, zur getreuen Warnung, auch sonst jederman zum Vergnügen geschrieben."

Gedruckt zu Freyburg Anno 1729 auf des Autoris eigene Kosten. Für die Autorschaft Faßmann's und einzelnes Andere vgl. J. P. von Gundling's Leben, Berlin 1795. S. 169. 170. 172.

mit manchen ähnlichen Pamphleten früherer Zeit: Wüßten wir nicht, daß sie gegen Gundling gerichtet ist und die heftigsten Angriffe gegen ihn enthält, wir könnten es, da sein Name niemals genannt ist, schwer erkennen. Wer möchte z. B. aus der nachfolgenden Dedication „dem Großgebohrnen, Großgelahrten und Großweisen Herrn, Herrn Peter Baron von Squentz, Erb-Herrn auf Närrisch- und Tollhausen, Polyhistori, Groß-Cancellario in dem Platonischen Utopia, Groß-Schatzmeistern aller Philosophischen Weisheiten, Groß-Reverentz-Meistern auf dem Parnasso, Groß-Inspectorn über den Nord- und Süder-Pol, Groß-Observatorn des Lauffes aller Planeten, aller Sternen und ihrer Influentz, ingleichen aller andern sogenannten Himmlischen Zeichen, wie sie in dem Kalender beschrieben und abgemahlet, Groß-Iudicirern über den Constellationes, über die Sonnen- und Monden-Finsternisse, sie mögen sichtbar oder unsichtbar seyn, über die Cometen und andere Lufft-Zeichen, auch über ihre Wirkungen und Bedeutungen; ja Groß-Beguckern des gantzen Firmaments, und General-Visitatotorn des Horizonts etc. etc. Meinem Großgeehrten auch Großgeneigten Herrn, und vortrefflichen Patron“ — ohne Weiteres entnehmen, daß Gundling der Verspottete ist? Weiß man dies aber und liest man dann den Anfang, der so lautet: „Du Narr, du Paviansphysiognomie, Visage à faire rire oder du lächerliches Gesichte! Du Affe, du Hahn, du Pedant, du Ignorant, du Lümmel, du Tölpel, du Pantoffelholz“, so kann man sich die Wuth des Angegriffenen erklären, frägt sich aber bedenklich, ob man sich hier in Gesellschaft gebildeter Menschen befindet. Natürlich ist die ganze Schrift nicht eine bloße Sammlung von Schimpfnamen. Vielmehr sind es Auseinandersetzungen über und Anekdoten von allerlei gelehrten Thorheiten: Schulfuchsereien, Lorbeerkrönung, pedantischem Besserwissen, Brüsten mit Gelehrsamkeit, Ausländerei u. Aehnl. Unter den Auszügen aus gelehrten Schriften mag die eine oder andere Gundling angehen; sicher aber zielt auf ihn die folgende Aeußerung (S. 219). „Wieder Andere

reden von nichts als Archiven, fremden Büchern und geheimen geschriebenen Nachrichten, damit sie unter diesem Vorwand Einigen desto besser schmeicheln und dem Leser allerhand fabelhafte Erzählungen aufbürden können." Gerade aus einer solchen Aeußerung erkennt man aber am besten, wie wenig Faßmann competent war, über Gundling zu reden.

Den Gipfel der Unwürdigkeit erklomm Faßmann, nicht minder freilich sein Auftraggeber, als er dem eben Verstorbenen eine Leichenrede wirklich hielt oder eine vermeintlich gehaltene drucken ließ.*) Was nur von häßlichen Anekdoten zusammengebracht werden konnte, wurde hier vereinigt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten werden als Erzeugnisse eines Unwissenden, als „Wiederholungen der errores der alten Historienschmierer" charakterisirt. Dem Bilde Gundlings gab man die nachfolgenden ehrenrührigen Verse als Selbstcharakteristik bei:

Ich war ein Würmgen schon in meiner Mutter Leib,
Und als ein Wurm bin ich auf diese Welt gebohren.
Vor diesem war ich nur der Grafen Zeitvertreib:
Jetzunder werd ich auch von Königen geschoren,
Ich bleibe wohl ein Wurm im Leben und im Sterben,
Und dieser Wurm soll noch auf meine Jungen erben.

Auf seinem angeblichen Leichenstein werden lauter Affen, Hasen, Meerkatzen abgebildet, welche den Verlust eines der

*) Parentation Wie sie, Auf allergnädigsten Befehl, Bey einer sehr Volckreichen Versammlung gehalten worden, Von Seiner Königl. Majestät, Allerdemüthigsten Knecht D. F. (Dan. Fassmann) Als man den am 11. Aprilis 1731. Zu Potsdam verstorbenen, (Jac. Paul) Freyherrn von Gundling, Sr. Königl. Majestät von Preussen Geheimen-Rath u. s. w. Den Tag nach seinem seeligen Abscheiden von der Welt, mit einer ansehnlichen und höchst-rühmlichen Leich-Procession, hinaus nach Bornstädt, nahe bey Potsdam gelegen, gebracht, und allda in der Kirche beerdiget.

Gedruckt auf allergnädigsten Befehl, mit der Verwarnung, solche Parentation, bey Vermeydung schwerer Straffe, nirgendswo in denen Königl. Landen nachzudrucken.

Potsdam, gedruckt bey L. Neumann, Königl. Preuß. privil. Hof-Buchdrucker und Buchhändler.

Ihrigen beklagen und von dem Verstorbenen in unwürdiger Weise also reden:

> Bewundre Leser nicht, was uns die Fabel sagt:
> Daß bey dem Lucian ein Mensch zum Esel worden,
> Daß sich ein Jupiter zum Stier und Ochsen macht,
> Und daß Ulissis Koch tritt in der Schweinen Orden,
> Hier muß in dieser Gruft ein theures Haupt verwesen,
> Das Esel, Stier und Schwein zu gleicher Zeit gewesen.

Faßmann war ein Vielschreiber, nicht ohne Wissen und Talent. Für Geschichte, Geographie und Politik interessirte er sich gleichermaßen. Dieses Interesse bekundete er durch drei große Sammelwerke: „Gespräche im Reiche der Todten", „Der reisende Chinese", „Der historische Staatsmann", deren letztes wesentlich der damaligen Politik, deren zweites hauptsächlich der Geographie, keineswegs mit ausschließlicher Berücksichtigung Chinas gewidmet war. Das erste war zur historischen Belehrung und Unterhaltung bestimmt, schwächliche Nachahmung eines Genres, dessen Einführung in die Weltlitteratur zu Fontenelles zweifelhaften Verdiensten gehört. Faßmann ließ in diesen Gesprächen, deren jedes einzelne mit besonderem Titel, mit einem Bilde der Unterredner und mit vier Versen begleitet war, die das Wesen der Sprecher darzuthun bestimmt waren, zumeist vornehme Personen der alten und neuen Zeit auftreten. Irgend ein zeitlicher, geistiger oder örtlicher Zusammenhang unter den Unterrednern wurde nicht gewahrt. So kommt es wohl vor, daß Zeitgenossen sich unterhalten, wie Ludwig XIV. und Leopold I., oder zwei Personen ähnlicher Stellung und Gesinnung wie Livia und Fredegunde oder die h. Ehrentraut und der bekannte Theologe Gichtel oder zwei Landsleute wie Turenne und die Herzogin von Valière, aber im Allgemeinen herrscht das bunteste Durcheinander. So werden, um nur ein paar Beispiele anzuführen, Kaiser Augustus mit Sokrates, Karl von Lothringen mit Themistokles, Don Juan d'Austria mit Hannibal zusammengebracht.

Nun könnte unter der Hand eines geistreichen Historikers

und Philosophen eine derartige Aneinanderreihung manch hübsches Resultat gewähren. Es würde von großem Interesse sein, Personen, die verschiedenen Zeiten, Ländern, Stellungen angehören, über allgemeine Fragen oder über Zeitereignisse discuriren zu lassen. Solches liegt jedoch nicht in Faßmanns Streben. Denn nicht über den gleichen Gegenstand sprechen die Unterredner, sondern jeder spricht nur von sich. Und zwar ist der gewöhnliche Verlauf seiner Entrevuen der, daß die zwei von ihm willkürlich gewählten Personen sich mit kurzen Worten einander vorstellen, daß dann die vornehmere auf Aufforderung der geringeren ihr Leben erzählt, manchmal unterbrochen durch Ausrufe und Fragen, häufig aber ohne jede Unterbrechung, und daß nachher die andere in weit kürzerer Art das Gleiche thut. Nach diesen Selbstbekenntnissen, die, bekannten Quellen entnommen, gute und schlechte Anekdoten der ernsten Geschichtserzählung beimischend, meist keine andere Tendenz haben, als für ein lesehungriges Publicum leichtverdaulichen Stoff zusammenzubringen, folgen gewöhnlich kurze Unterhaltungen, die auf die eben auseinandergesetzten Lebensereignisse Bezug nehmen. Den Schluß macht das Erscheinen eines Secretarius, der aus den neuesten Zeitungen Vermischtes mittheilt. Diese Nachrichten stehen mit Heimath oder Stellung der Unterredner in keinem Zusammenhang; und auch die Gespräche der Unterredner über die Mittheilungen sind nicht im Charakter jener Persönlichkeiten: vielmehr sind es allerlei Neuigkeiten und belanglose politische Redereien darüber. Doch bietet dieser „Kern der neuesten Merkwürdigkeiten", wie die Schlußgabe auf dem Titel bezeichnet ist, mancherlei interessante Nachrichten z. B. über die Vertreibung der Salzburger Emigranten oder über deutsche Handwerkergewohnheiten, u. A. über die Lossprechung der Böttchergesellen.

So allgemeinen Inhalts die Todtengespräche auch sind, so dienen sie doch mitunter zu Preußens, speciell Berlins Verherrlichung. Die Huldigung für Preußen findet sich gelegentlich in dem Vers (163. Entrevue):

Der Himmel hat das Haus von Brandenburg erkoren,
Daß es ein Heldensaal und deren Pflanzschul sei.
Auch der geringste Zweig, der jemals da geboren
Kömmt Palmen an der Pracht, an Hoheit Cedern bei.

Ueber Berlin aber heißt es: „Denn diese Residenz pranget itzo nicht nur mit einem Schlosse, welches in ganz Deutschland seines gleichen nicht hat, sondern ich (der Sprecher ist Friedrich I.) habe sie auch mit ganzen Städten und Vorstädten erweitert und um ein sehr merkliches vergrößert, mit zierlichen Häusern auf allen Straßen ansehnlich verbessert, durch Erbauung statt der ehemaligen hölzernen, einer steinernen Brücke, mit dem darauf errichteten ehernen Ehrenbilde meines ruhmwürdigsten Vaters und vieler neuen Kirchen, auch anderer gemeinen und besondern Gebäude, durch Erheb- und Vergleichung derer Straßen, zu einer sonst nie gehabten Bequemlichkeit derer Fahrenden und Wandernden versehen, dergestalt, daß sie verdienet, unter die ansehnlichsten größten und schönsten Städte in ganz Deutschland gezählt zu werden."

Die letztangeführte Stelle findet sich in der 67. Entrevue (1725), einem Gespräche zwischen Friedrich I., „welcher insgemein ein andrer weiser Salomo genennet worden" und dem alten deutschen Fürsten Isenbart, dem angeblichen Stammvater der Hohenzollern. Für den Verfasser des Gesprächs ist es ungemein charakteristisch, daß von den drei Personen, die Friedrichs Regierung ihr eigentliches Gepräge geben, zwei, Leibniz und Schlüter, überhaupt nicht erwähnt werden, trotz der Nennung sowohl der Societät der Wissenschaften als des Denkmals des großen Kurfürsten, die dritte, Sophie Charlotte, zwar zweimal genannt wird — einmal, um anzuzeigen, daß sie, wie die anderen Königinnen, einen besonderen Hofstaat gehabt habe, das andere Mal, um sie, ebenso wie die erste Gattin des Königs, kurz als einen Engel zu bezeichnen — aber nach ihrer Bedeutung keineswegs gewürdigt wird. Noch kennzeichnender ist vielleicht, daß der ziemlich kurzen Aufzählung der Regierungsereignisse, sowohl der äußeren als der inneren, der Nennung der Staatsmänner

und Generäle ein sehr ausführlicher Bericht nur über den Tod und die Leichenfeier folgt. Der einzige Versuch, den Fürsten zu charakterisiren, besteht wohl in der Bemerkung, daß er gern französisch parlirt, und auch dieser Versuch ist verkehrt.

Von dem Geschmack des Verfassers mag Folgendes ein Zeugniß geben. Am Schluß der 130. Entrevue (1730) zwischen zwei Prinzen aus dem Hause Oranien theilt der Secretarius, ganz unvermittelt, wie gewöhnlich, folgende poetische Bittschrift eines Rechnungssecretärs bei „einem hohen Monarchen" mit, der „ein vortrefflicher Kenner guter Gedichte" sei und erwähnt, daß sie die Verdoppelung der Besoldung des Supplicanten zur Folge gehabt hätte.

Großmächtigster Monarch! Dein Secretarius,
Der sich durchs ganze Jahr mit Ziffern plagen muß, —
Ich rechne Tag und Nacht und quäle mich mit Brüchen —
Doch ist vom Monat noch die Hälfte kaum verstrichen,
So ist der vierte Theil vom Hundert schon verzehrt,
Da doch so Frau als Magd fast täglich Geld begehrt.
Wo nehm ich solches her? Ich fürchte mich zu borgen,
Indessen soll ich doch das ganze Haus versorgen.
Ich theile, wie ich will, dreihundert Thaler ein,
So will mein Tractament doch nicht zulänglich sein.
Für vierzig Thaler Holz, damit ich nicht erfriere, 40
Zwei Thaler wöchentlich für Covent, Wein und Biere; 104
Für Butter, Fleisch und Brot, für Grütze, Salz und Licht
Setz ich vier Gulden an, sie reichen öfters nicht. 138
Ein Thaler monatlich nur an Gesindeslohne 12
Auf sechzig Thaler Zins, damit ich sicher wohne; 60
Für Knaster, Spaniol, für Zucker und Thee-Bou,
Perücken, Wäscherlohn, für Hemden, Strümpf und Schuh. 30
Vier Thaler dem Barbier. Wo aber bleibt der Schneider, 4
Ich rechne monatlich zwei Thaler nur auf Kleider. 24 — 412
Doch leider! Dieses macht vierhundert Thaler aus,
Und dennoch hab ich nicht noch alles in dem Haus.
Was kostet nicht die Frau; was kostet Band und Spitzen?
Was Adriennen, Schmuck, Pantoffeln, Hauben, Mützen?
Was kost der Domino mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man sie Winterszeit auf die Redoute führt?
Und wenn man Sommerzeit in einen Garten fähret,
So sind sechs Groschen bald in Kuchen nur verzehret.

Wie ofte muß man nicht allhier zur Hochzeit gehn?
Wie ofte muß man auch nicht zu Gevatter stehn?
Und läßt man öftermals den eignen Zuwachs taufen,
So muß man alsobald mit Geld zur Kirche laufen.
Was kost das Kinderzeug, was kost der Ammenlohn?
Stirbt aber etwa gar der kleine liebe Sohn,
So wird man nimmermehr das Kind umsonst begraben,
Warum? Die Kirche muß vorher das Ihre haben.
Kurz, alles kostet Geld, und ehe ich's gedacht,
Ist mir schon wiederum die Kasse leer gemacht.
Wie können nun aufs Jahr dreihundert Thaler reichen?
Drum großer König! laß Dich meine Noth erweichen,
Setz hundert Thaler zu: denn krieg ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnaden-Hand selbst unterzeichnet hat,
So ist mein Wunsch erhört. Ich sterb' in tiefem Danke
Mein König, Fürst und Herr
Dein Pflicht-Verbundner . . . rc.

Die Mittheilung dieses Poems, das, dichterisch auf der niedrigsten Stufe stehend, als charakteristische Schilderung der Zustände jener Zeit willkommen sein mag, begleitete Faßmann mit den Worten: „Daß es nun diesem Secretär auf solche Weise gelungen, dazu ist wohl die gute Invention, ingleichen, da man versichert, daß alles aus seiner eignen Feder geflossen, behülflich gewesen.“ *)

Und einem solchen Werke gegenüber, das trotz seiner 16,000 Seiten bald in Vergessenheit gerieth und Späteren nur als eine Monstrosität erschien, hatte der eitle Verfasser das Bewußtsein einer gewaltigen Leistung. Hatte er schon beim Beginne des Ganzen die Versicherung abgegeben, „daß diese Gespräche dem geneigten Leser keineswegs langweilig und verdrießlich sein werden“, so verwahrte er sich später eifersüchtig gegen die Nachahmer und wehrte hochmüthig die Angreifer, die seine Arbeit zu ernst oder zu scherzhaft, zu gelehrt oder zu ungelehrt ge-

*) Der Name des Dichters ist jedenfalls Hancke, Gottfr. Benj., gest. 1750, dessen Gedichte, 4 Bände, 1731—1735, etwa 2000 Seiten füllen (A. D. B. X, 513 fg., Goed. III², 352), seit 1727 Accise-Secretär in Dresden; der sächsische Kurfürst (König von Polen) war also Adressat des Poems.

funden hatten, als tadelsüchtige Neidhämmel ab. „Pfui du abgeschmackter Mome!“ so rief er einem entgegen, „mit deiner ganzen Tadelrede . . . Schämt euch eurer Unvernunft, eurer Bosheit und eures Neides und packet ein damit, bis daß ihr selber etwas verfertiget, das besser ist, als das, was ihr aus Neid und Feigheit tadelt.“

Es dürfte sich schwerlich lohnen, den dritten der gelehrten Narren, Sal. Jak. Morgenstern*) (1706—1785, in Berlin von 1736—1740) mit ähnlicher Ausführlichkeit wie die beiden früheren zu behandeln. (Vgl. übrigens oben S. 194.) Diese boten doch noch eine eigene Physiognomie, er aber hatte nur die gewöhnlichen Züge eines Durchschnittsgelehrten. Er wurde in Berlin auf der Durchreise von Halle nach Moskau, wohin er als Lehrer der Geschichte berufen worden, angehalten, von einem höheren Offizier dem König zugeführt und von diesem in einer der seines Vorgängers ähnlichen Stellung dabehalten, die zwischen der eines Vertrauensmannes und Hofnarren bedenklich schwankte. Auch er war närrisch und schlecht genug, sich zu unwürdigen Possenreißereien innerhalb und außerhalb Berlins brauchen zu lassen.

Die officielle Vereinigung der Gelehrten, die Akademie, gerieth in fast völligen Verfall. Man kann kaum sagen, daß ihre gänzliche Aufhebung, an die wohl gedacht wurde, viel schlimmer gewesen wäre, als die völlige Degradation, in die sie fiel. Statt Männer der Wissenschaft waren unwissenschaftliche Thoren Hauptmitglieder. Statt wissenschaftlicher Vorträge leistete man sich eine Production Schönemanns. „Er ist**) hierauff“, wie es in einem nach Dresden gerichteten Schreiben heißt, „auch in die Societaet der Wißenschafften introduciret worden, woselbst er über das Thema: Gott ist das Licht, 200. unvergleichliche Verse so gleich stehenden Fußes her recitiret, also daß jeder-

*) Nicolai in der N. Berl. Monatsschr. 1807, 17, S. 289 ff. — A. d. Biogr. XXII, 233 fg.

**) Sächs. Geh. St. Arch. Lokat. 11,980. (Brief aus Berlin.)

mann sich darüber höchst verwundert, und solches fast für übernatürlich halten müssen."

Ja es erschien geradezu als das Streben der gelehrten Gesellschaften, die Wissenschaft ins Burleske zu verkehren. Nur so läßt sich das Patent erklären, das, vielleicht noch von Faßmann entworfen, von der Akademie am 19. Januar 1732 ihrem neuerwählten Vice-Präsidenten Graben von Stein ertheilt wurde. Es klingt wie eine Parodie jenes ersten Leibnizschen Decretes, wenn dem neuen Vorstande bei Besorgung des Kalenderwesens aufgegeben wurde, „den Sonnenzirkel nicht verkehrt und viereckig, sondern rund zu malen, der guten Tage immer so viel als sein können, anzusetzen, die verworfenen oder bösen Tage aber zu vermindern". Er sollte, „wenn der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen", mit den Sociis auf Mittel sinnen, solchem Uebel abzuhelfen. Er sollte ferner sein Möglichstes thun, „Nachtwehre, Bergmännlein, Drachenkinder, Irrwische, Nixen, Wehrwölfe, verwünschte Leute" auszurotten und für jedes lebendig oder todt eingelieferte „Unthier" sechs Thaler erhalten. Er sollte endlich den Entdeckern verwunschener Schätze auf den Dienst passen, selbst aber bemüht sein, vermittelst der aus Zauberbüchern oder dem Speculo Salomonis zu erkennenden „Wünschelruthen, Segensprechen, Allrunken" solche Schätze zu heben.*)

Zu dieser Lust, das Absonderliche zu pflegen, die sich mit Erkenntniß und Schätzung des wahrhaft Gediegenen schwer verträgt, gehört auch die übertriebene Neigung, welche man von Seiten des Hofes und der Stadt einem Wunderkinde zuwendete,

---

*) Zuerst abgedruckt, wie König V, 114 bemerkt, in Des .. v. Loen .. Kl. Schriften I (1750) S. 209—210 als Theil des Aufsatzes: Einige Nachrichten von dem geheimen Rath . . . von Gundling. S. 198—218. Seitdem vielfach aus abgeleiteten Quellen abgedruckt, z. B. „Gegenwart" XLI, 1892, 207 aus La Rosée, Sammlung reifer Blüthen 1824. Vgl. ferner Nicolais und Cosmans Streit, N. Berl. Monatsschr. 1807, Bd. 17, S. 257 ff., 1809, Bd. 22, S. 292 ff.

das damals auftrat. Als der junge Joh. Friedr. Baratier*) am 14. März 1735 nach Berlin kam, wurde er sofort vom König empfangen und war in den 5 bis 6 Wochen seines Berliner Aufenthalts täglich beim König, wurde für die Königin gemalt, empfing überall Einladungen, Ehren und Geld. Es war ein ungemein frühreifes Talent, das auch jäh zu Grunde ging (geb. 19. Januar 1721 in Schwabach, gest. 5. Oct. 1740 in Halle, wohin er von Berlin aus gegangen war). In den nicht ganz zwanzig Jahren seines Lebens hatte er so viel gelernt, wie manche Andere nicht während eines langen Lebens. Er besaß eine ungewöhnliche Kenntniß der neuen und alten Sprachen, besonders des Hebräischen. Er hatte Neigung zur Theologie, unterrichtete, um sich zum theologischen Berufe vorzubereiten, schon zu elf Jahren als Gehilfe seines Vaters die Kinder in der Religion und schrieb Untersuchungen über die Kirchenväter. Daneben war er Astronom, machte sich astronomische Tafeln mannigfacher Art und schickte sie an die Akademieen von London und Berlin, wurde von der ersteren zu weiterem Briefwechsel aufgefordert, von der letzteren zum Mitgliede ernannt (als vierzehnjähriger Knabe). Eine Magnetnadel, die er construirt hatte — denn auch physikalische Studien lagen ihm nicht fern — schickte er an die Pariser Akademie. Er trieb antiquarische Studien z. B. über ägyptische Alterthümer und beschäftigte sich mit Kriegs- und Kunstgeschichte. Und als wenn all dieses nicht genug wäre, um eines Menschen Geist zu füllen, begann er in Halle, wohin der König ihn geschickt hatte, auf der Universität, von welcher der Knabe bei seiner Durchreise durch Berlin gratis zum Magister ernannt worden war, Jurisprudenz zu studiren.

---

*) La vie de Mr. Jean Philippe Baratier, maître Des Arts et Membre de la Société Royale des Sciences de Berlin. Par Mr. Formey, nouvelle édition augmentée d'une lettre de l'auteur à l'éditeur. Fft. u. Lpz. 1755. Der Herausgeber wird im Text als Mr. Choffin bezeichnet.

Was den König und die Seinen an Baratier interessirte, war in erster Linie das Seltsame. In zweiter Linie vielleicht der Umstand, daß der junge Mann seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu Erfindungen benutzte.

Bei dem allein auf das Praktische gerichteten Sinne des Königs fanden nämlich nur diejenigen Wissenschaften Förderung, die sich praktisch verwerthen ließen. Die Ausbildung von Theologen wurde an anderer Stelle besprochen; zur Erziehung der Juristen waren Frankfurt und Halle da; nur für Medizin und Mediziner wurde in Berlin selbst gesorgt. Um medizinische Kräuter in genügender Menge zu bekommen, wurde der botanische Garten an Stelle des vor dem Potsdamer Thor belegenen Hopfen- und Küchengartens in Berlin begründet, dem Leibmedikus A. von Gundelsheim unterstellt, der den Gedanken dazu angegeben und dafür gesorgt hatte, daß die ausländischen Pflanzen aus den königlichen Gärten dorthin gebracht wurden (1715). Vielleicht wurde auch der Akademie der Todesstoß erspart, damit sie der Medizin nützen könnte. Denn sie sollte, wie 1716 verfügt ward, von ihren Einkünften jährlich 1000 Thaler abgeben, die theils zur Errichtung eines anatomischen Theaters, theils zur Gewährung von Stipendien für junge Mediziner verwendet werden sollten.

Ferner fallen Ausbau und Vergrößerung des Friedrichshospitals, Errichtung der Charité in Friedrich Wilhelms I. Zeit und sind sein Werk. Der letzteren, die im Jahr der Begründung 1727 schon mit 300 Kranken belegt werden konnte, wurden große pekuniäre Zuwendungen gemacht und fortwährende Einnahmequellen durch Zuweisung der Lehr- und Geburtsbriefe der Handwerksburschen eröffnet.

Zur theoretischen Ausbildung der Mediziner wurde 1723 das Collegium Medico-Chirurgicum begründet. Die dort angestellten Lehrer waren verpflichtet, seit 1724 in dem anatomischen Theater öffentlich und unentgeltlich Vorlesungen und zwar in deutscher Sprache zu halten. Dieses Collegium medicum

wurde die oberste Sanitätsbehörde nicht bloß für die Residenz, sondern für das ganze Land. Ihm war die Verfügung anheimgegeben über die bei ansteckenden Krankheiten zu ergreifenden Maßregeln; bei ihm wurden die praktischen Prüfungen abgehalten für diejenigen, die das Recht erwerben wollten, im Lande zu practiciren. Wohl nicht ohne seine Anregung wurden die Körper der zum Tode Verurtheilten, der in Spitälern und Gefängnissen Verstorbenen, auch der Soldaten zu wissenschaftlichen Untersuchungen hergegeben. Schon damals wurde die Bestimmung angeregt, Beerdigungen nicht ohne vorgängige Todtenschau und erst einige Tage nach Eintritt des Todes stattfinden zu lassen.

Auch eine wissenschaftliche Veröffentlichung wurde damals gemacht*), die gleichfalls den dem Praktischen zugeneigten Geist erkennen läßt. Theoretische Untersuchungen wurden vermieden. Man suchte den Zusammenhang mit den Vorgängern aufrechtzuerhalten, stellte daher jedem Bändchen Bild und Biographie eines berühmten Arztes voran. Danach wurde ein Ueberblick über den Krankheitszustand im vergangenen Jahre gegeben. Sectionsbefunde, nicht selten durch Zeichnungen erläutert, wurden mitgetheilt. Man liebte es, auf Fälle aufmerksam zu machen, durch die gleichzeitig ein juristisches Interesse geweckt wurde. Chirurgische und pharmaceutische Darlegungen folgten den pathologisch-anatomischen. Erstere gaben Berichte über Operationen und deren Erfolge; letztere sprachen von Wirkungsweise und Darstellungsmethode von Arzneimitteln. Daneben finden sich rein naturwissenschaftliche Betrachtungen wie de arte parandi vasa Porcellanica. Am Schlusse jedes Bändchens wurden meist die neu erschienenen Bücher aufgezählt und kurz besprochen.

---

*) Acta Medicorum Berolinensium in incrementum artis et scientiarum collecta et digesta (Berolini apud Godofredum Gedickium. Bibliopol.) 1717—1732. Für Notizen über diese Sammlung bin ich Herrn Dr. med. Hugo Stettiner dankbar verpflichtet.

Von den Berliner Schulen ist in jener Zeit kaum etwas zu sagen; der Anfang einer Reform gehört erst der folgenden Periode an. Außer einigen Armen-, Soldaten- und wenigen Stadt-Schulen, die etwa den Elementarschulen gleichzustellen sind, gab es nur die schon erwähnten fünf Gymnasien: das Joachimsthalsche, das graue Kloster, das Kölnische, Friedrichs-Werdersche und Französische. Aus einer Schul- und Universitätsordnung (30. Sept. 1719) mag die gänzliche Abschaffung der Comödien und Actus dramatici erwähnt sein.*) Ferner sollte das moralische Verhalten der Schüler streng controlirt, Müßiggang und Ueppigkeit streng geahndet werden, damit nicht „Vaganten oder Stürmer, unter welchem Namen sich eine Zeit her eine gottlose Gesellschaft auf vielen Schulen eingeschlichen und ärgere Greuel als vormals im Pennalismo geschehen, zu vieler gutgearteten Kinder Aergerniß verübet hat, sich auf Schulen aufhalten mögen". Nicht eine eigentliche Schuleinrichtung und Unterrichtsvorschrift wird in dem Actenstück gegeben, sondern nur kurze Hinweise auf Lernstoff und Behandlung der Schüler. Was diese betrifft, so werden die Visitatoren ermahnt, ihrer Pflicht fleißig nachzukommen, namentlich die Unfähigen vom Studium zu entfernen, damit nicht Schüler sich zwanzig Jahre lang, den Lehrern zur Last „und denen studiis zur Verachtung", auf gelehrten Anstalten herumtreiben. In Betreff jenes wird als die eigentliche Aufgabe der Schule die Vorbildung zum Berufe eines Lehrers und Theologen angesehen. Daher wird als Ziel der Schulbildung Folgendes fixirt: „ein rechter Grund im Catechismo und Christenthum, in Linguis, sonderlich in Latinitate und Stylo, in Disciplinis, in der Historia, sowohl Ecclesiastica als auch Civili, wie auch Geographia dergestalt, daß man keinem auf die Universität zu ziehen erlaube, der nicht das Latein wohl verstehet, das Novum Testamentum in fontibus absque Interprete lesen und vertiren kann, den Codicem Hebraeum großentheils durchgebracht hat,

*) Abgedruckt bei Faßmann II, 412—425.

auch in der teutschen Ortho- und Calligraphia wohl geübet ist und in solcher ihm gemeinesten Sprache rein, deutlich und verständlich etwas vortragen kann."

Was Faßmann in der Wissenschaft, das bedeutete etwa Daniel Schönemann in der Poesie: eine gewisse äußerliche formale Begabung, ohne jede innere Tiefe und ohne jeden höhern Schwung. Wie jener ein Gelehrter ohne die Würde, Bescheidenheit, Wahrheitsliebe des Gelehrten, so dieser ein Priester ohne priesterliches Wesen und ein Dichter ohne das göttliche Feuer, das den Poeten dem Geistlichen nahe bringt. Schönemann eröffnet die Reihe der geistlichen Verseschmiede in Berlin, welche ihre Gelegenheitsdichtungen auf die Kanzel brachten und der Improvisatoren, welche in Versen sprachen, weil sie durch den klappenden Reim sich der Mühe zu denken enthoben wähnten.

Schönemann (1695—1737, vgl. oben S. 208 fg., 218 fg., 240 fg.)*) war von 1722 bis 1735 Prediger an der St. Georgs-Kirche in Berlin. Er war, nachdem er in Greifswald studirt hatte, Hülfsprediger bei seinem Vater in Barth, dann Hauslehrer in Güstrow und Rostock, Bibliothekar an letzterm Ort gewesen war, an den mecklenburgischen Hof gekommen. „Weil es aber Gott gefüget, daß auch Sr. Königlichen Majestät von Preußen er bekannt worden ist, haben Dieselben, nachdem Sie in der Poesie sowohl als auch im Predigen ihn allergnädigst gehört, ihm in Berlin zu bleiben anbefohlen und bald darauf mit der Pfarre zu Geltow ohnweit Potsdam die eben vacant gewesen versehen".

---

*) Das Bibliographische s. Goedeke Grundriß. III², S. 309 fg. Das Biographische aus den „Zehenden", Goedeke Nr. 3, woselbst es was G. nicht anführt, auf dem Titel heißt: „nebst einer Vorrede, in welcher J. G. Reinbeck, P. P. J. und der Societät der Wissenschaften Mitglied von des Autoris Person und poetischer Gabe einen umständlichen Bericht gibt und nicht allein darin, sondern auch in einem besonderen Anhange einige Proben von dessen ex tempore gehaltenen poetischen Reden mittheilt."

Seine poetische Begabung entdeckte Schönemann im J. 1714, „in einer Gemüths- und Leibeskrankheit“. Damals sprach er während des Schlafes stundenlang in Versen; nachdem die Krankheit gewichen, war die Gewöhnung in Versen zu reden verblieben. Diese Gewöhnung nennt sein Biograph ein „ausnehmendes, ganz außerordentliches Talent“ und charakterisirt es folgendermaßen. Es bestehe darin, „über allerlei theologische, moralische, historische und andere unschuldige Materien, die man ihm aufgibt, sofort ohne einigen Aufschub, ohne allen Vorbedacht, in reinesten Reimen, mit zierlichen Versen, mit recht gründlicher und ordentlicher Ausführung der Sachen, oft durch Viertelstunden ohne Anstoß und dabei so geschwinde nach einander weg zu reden, daß ein Mensch ihm unmöglich mit Schreiben nachkommen kann.“ Durch sein leichtes ungewohntes Talent imponirte er den Berlinern, wurde von ihnen hofirt, aber bald vernachlässigt und verachtet. Alsbald nach seiner Ankunft brachte er eine von Reinbeck gehaltene Predigt in Reime. Dann wurde er von der Societät der Wissenschaften berufen und löste vor ihr einige Aufgaben. Auch die Königin ließ ihn kommen; die Aufgaben, die er vor ihr lösen mußte, zeigen deutlich den damals herrschenden Geschmack; er sprach von dem abtrünnigen Kaiser Juliano, von der päpstlichen Bulle Unigenitus, über die Fragen, warum die Liebe die größte Tugend heiße, und „warum grobe Sünder sich auf dem Krankenbett oft zu bekehren scheinen, doch wenn sie aufkämen, gottlos lebeten.“ Schönemann bewarb sich um die Stelle an der Georgenkirche, und erhielt für seine Bewerbung Empfehlungsschreiben des 11jährigen Kronprinzen und des Königs selbst (Febr. 1723). Die Gemeinde aber erhob, wie es scheint, in richtiger Würdigung der ihr gemachten Zumuthung Schwierigkeiten. Daher beklagte sich der König (16. Mai) bitter, daß man seinem Wunsche nicht willfahrt habe, obwohl er den Prediger kenne und ihn für tauglich halte und befahl nunmehr „in Gnaden, doch ernstlich ihn nach abgelegter Probepredigt ohne einige

Widerrede zu vociren und darunter nicht die geringste Schwierigkeit zu machen". Solchem Befehle gegenüber mußte die Gemeinde sich fügen.

Wie berühmt er war, zeigt der Umstand, daß er dem König von Polen als eine der größten Berliner Sehenswürdigkeiten präsentirt wurde. Die schon oben (S. 176 A.**) benutzte Schrift berichtet darüber folgendermaßen. „Donnerstags den 3. Juni früh um 7 Uhr hatten Ihro Königl. Majestät und Ihro Hoheit, der Königliche Prinz die hohe Gnade den, wegen seiner verwunderungswürdigen und allen Glauben übersteigenden Geschwindigkeit in der deutschen Poesie, Herrn Schönemann, Prediger an der St. Georgen-Kirche bei Berlin und Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften vor sich kommen zu lassen. Ihro Königliche Majestät geruhten ihm ein Thema von dem bevorstehenden Kannonenschießen und Ihre Hoheit ein anderes von dem ehemaligen Churfürsten von Sachsen Mauritius aufzugeben, welche beide er alsobald mit den auserlesensten Gedanken in gebundener Rede ex tempore ausführte und bei seinem Abtritte aller hohen Gnade versichert wurde." Die Folgen seines kurzen Gesellschaftsglanzes waren für ihn sehr traurig: er hatte sich, da zuerst jedes seiner Worte angestaunt wurde, eine bis zur Unanständigkeit gesteigerte Freimüthigkeit angewöhnt und durch das Zureden seiner Gönner verführt, von den Weinen zuviel gekostet, um von dem Trunke zu lassen. Selbstüberhebung, unpassendes Reden, Trunksucht waren die Ursachen, daß er die Berliner Stelle aufgeben mußte. Das Exil in Friedrichsfelde, das auf die Thätigkeit in der Hauptstadt folgte, ertrug er widerwillig, und es kann schon sein, daß er seine neuen Pfarrkinder mit den drastischen Versen anredete:

> Willkommen, meine lieben Bauren,
> Bei euch werd ich nicht lange dauren,
> Seht mich drum vorn und hinten an,
> Ich bin der Pastor Schönemann,

worauf er bald auch diese Stelle aufgeben mußte.

Es lehrt so recht die Unnatur dieses Dichterlings kennen, daß er, der das Leben mehr liebte, als ihm zukam, Tod und Sarg zu Hauptgegenständen seiner Dichtung wählte — er sagt einmal selbst von sich, sein Haupttalent sei über den Tod zu sprechen — daß er, welcher der Gegenwart und Weltlichkeit sehr ergeben war, in Passionsbetrachtungen zu schwelgen vorgab. Wenn man seine „Betrachtungen über den Sarg" aufschlägt, wird man durch das Titelbild verstimmt, das Jesus auf einem Tische stehend, Pulver rührend darstellt, daneben eine Flasche mit der Aufschrift: Universalmedicin, außerdem einen offenen mit allen möglichen Medicinflaschen angefüllten Sarg, auf denen z. B. zu lesen ist: Gotttinktur, Lebensmilch, Lebenspulver.*) Der Gipfel der Geschmacklosigkeit wird erreicht im Titelbild zu dem 5. Band der „Zehenden". Da hält ein Arm aus den Wolken einen Zettel mit 10 000 Thalern; darüber steht die Aufschrift: „Bezahle diese Schuld". Unten liegt ein Herz unter einer Presse, um welche als Umschrift zu lesen ist: „Mich ängstet die Schuld, doch hab Herr Geduld"; daneben steht ein

*) Der Sarg als Ein Rechter Artzt, allen und jeden Zur genauen Ueberlegung Gott — liebenden Gemüthern aber zur vergnügenden Erbauung In gebundener Rede fürgestellet von Daniel Schönemann, Prediger zu St. Georgen von Berlin. Berlin, A. Haude 1725. — Das Buch ist M. L. v. Printz gewidmet. Bezieht sich die folgende Stelle, die unmittelbar auf eine Auseinandersetzung über Allmacht des Todes folgt, auf ein Berliner litterarisches Vorkommniß? (Wer der „Aegypter" und „Esenreth" ist, vermag ich nicht anzugeben.)

> Thut ein Aegyptier sich wider dich hervor
> Will er durch seine Kunst dir trotzen und gebieten,
> So laufft es kläglich ab, du treibest ihn zu Chor,
> Er muß dennoch bey dir sich eine Kammer miethen.
> Sein Buch, das wieder dich von ihm ist aufgesetzt,
> Hat er ja nicht einmahl zum Stande können bringen,
> Darüber hat man ihn auslachenswerth geschätzt,
> Denn welchem mag sein Fleiß je wieder dich gelingen,
> Es ist zwar Esenreth aus Holland auch so stoltz,
> Und lehret in Stockholm fast ewiglich zu leben;
> Allein wie bald umgiebt ihn dein verzehrend Holtz,
> Das ihm Befehl ertheilt sein Plaudern aufzuheben.

Altar mit der Inschrift: „Glaube, so erlangst Du Huld“; unten am Boden wird ein Schuldbrief von zwei Händen zerrissen, wobei zu lesen ist: „Nur meide neue Schuld“.

Durch den Inhalt des Werkes wird man nicht eben versöhnt. Es sind meist die landläufigen Betrachtungen, daß der Tod allen Menschen gewiß sei, daß die Aerzte nicht die Kraft haben ihn aufzuhalten, daß er aber nichts Schreckhaftes besitze, weil er mit Jesus vereine. Diese Todesfreudigkeit begeistert den Dichter sogar zu einer Aria auf den Sarg, die mit den Worten anhebt: „Ich will zu meinem Sarge klettern“ und, im Hinblick auf das Jenseits, die Worte braucht „Die Seele wird gesund in dem gesunden Lande.“

Bei einem derartigen jedes gesunden Sinnes entbehrenden Dichter durften geschmacklose Echospielereien über ernste und schaurige Dinge nicht fehlen. So liest man einmal bei ihm:

> Wie nennt des Bösen Schaar den itzterwogenen Sarg? — arg
> Was aber bringt er uns, wenn wir an Christo kleben? — Leben.

Durch die „gottgeheiligten Betrachtungen“ *) wird schwerlich bei irgend Jemandem wahre Frömmigkeit erweckt, sondern fast ein Gefühl der Empörung über diese unerhörte Geschmacklosigkeit erzeugt. Um sie zu charakterisiren, hat man nur nöthig, irgend eine Strophe herauszugreifen, etwa die folgende, die gewiß nicht die schlechteste ist:

> Entblößter Seelen-Freund, du hängest nackt vor mir
> Nackt hängest du vor mir, mich Nackten zu bedecken.
> Ja ich Entblösseter, verfüge mich zu dir,
> In einer Blösse mich im Glauben zu verstecken,
> Ich küsse ehrfurchtsvoll den nackten Leib und Rücken,
> Der diese Schande trägt, vor Gott mich auszuschmücken.

Ja man kann sagen: je größer der von dem Dichter gewählte Stoff ist, um so kleiner wird der Dichter selbst, nicht etwa weil die Persönlichkeit in absichtlicher Bescheidenheit zurücktritt, sondern weil das Mißverhältniß zwischen Stoff und Ver-

---

*) Berlin 1727. Genauer Titel bei Goedeke, S. 310 Nr. 6.

mögen sich dann offenkundig darthut. Diese nicht eben erfreuliche Erscheinung zeigt sich in Schönemann's Behandlung der Leidensgeschichte Jesu*), einem Werke, mit welchem er von Berlin Abschied nahm. In seiner platten Art gedenkt der Dichter selbst dieses Mißverhältnisses in den Versen:

Zwar die Schreib-Art ist geringe, doch indessen bleibt das richtig,
Es ist das wovon sie handelt über alle massen wichtig,

möchte aber doch in angeblicher Bescheidenheit gleichsam mit Verspottung seines Unvermögens die Leser für sich gewinnen, indem er sie anredet:

Suche hier mit nichten Verse, die man nach der Kunst sonst dichtet,
Denn auf solche Kleinigkeiten war mein Endzweck nicht gerichtet.

Eine Analyse dieses langen Gedichtes (724 sechszeilige Strophen) wird kein Billigdenkender wünschen. Um so weniger, als, viele Phrasen und ungehörige Zusätze abgerechnet, das Werk getreu der biblischen Erzählung folgend, die Geschichte von dem Entschluß Jesu für die Menschheit zu sterben, bis zur Grablegung und zur Bewachung des Grabes erzählt. Nur zwei Momente verdienen vielleicht eine kurze Hervorhebung. Das eine ist metrisch-sprachlich: nachlässige Reime z. B. Bethanien-Heiligsten; bin ich es Herr — Begieriger, Gethsemane — Eiligste; Predigten — was ich Dir bekenn; widerwärtige Ausdrucksweise z. B. bei Judas, dem von Jesus des Abgrunds Thore geöffnet werden sollen:

Daß er ob dem schnöden Kauff
Jene Schweffel-Bäche sauff,

oder nach seinem vollzogenen Selbstmord:

Da hängt nun das faule Aaß,
Sein gedärm ist ausgeschüttet.

Diese Ausdrucksweise ist um so seltsamer, als zweitens der Dichter sich gelegentlich mit Judas vergleicht, freilich im Gegensatz zu jenem sich als reuigen Sünder darstellt, wie er denn

*) Berlin 1736, genauer Titel bei Goedeke a. a. O. Nr. 7.

überhaupt keinen Anlaß vorübergehen läßt, ohne sich zu erwähnen z. B. sich als einen geistig Salbenden dem Weibe gegenüberstellt, das den Herrn in Bethanien benetzt oder auch geradezu Jesus zu Hülfe für sich anruft, mit folgender beweglichen Klage:

Denck auch mein, vertheidige mich
Gegen so viel Lästrer-Rotten
Denn ihr Maul eröffnet sich,
Meiner unverschämt zu spotten.
Doch bist Du auf meiner Seit,
Lach ich aller Bitterkeit.

Während Schönemann in den Fällen, in denen er heilige Empfindungen erwecken will, durch unwahres Gerede und schwülstigen Bombast ermüdet, statt zu erheben, gelingt es ihm in einem Gedichte, das einem wirklichen Vorfall gewidmet ist, trotz mancher Längen und überflüssiger Zuthaten, wenigstens das Geschehene darzustellen und eine gewisse Theilnahme für das Dargestellte zu erwecken. Der Vorgang, um den es sich handelt, ist freilich kein Berliner. Vielmehr ist hier von dem Martyrium die Rede, welches protestantische Bürger Thorns*) auf Anstiften der Jesuiten erlitten: Hinrichtung der Oberhäupter der Stadt, Katholisirung der Gemeinde in Folge eines Krawalls, der bei Gelegenheit einer Procession entstanden war. Der Dichter, der sonst so sehr im Allgemeinen bleibt, schildert hier die Oertlichkeiten, nennt die Personen und gibt ein anschauliches Bild der ergreifenden Vorgänge. Die Art, wie der Tod der unglücklichen Opfer dargestellt wird, welche von den Priestern zu ihrem Glauben bekehrt werden sollen, von den weinenden Frauen und den schreienden Kindern zum letzten Mal umarmt, von dem Henker entsetzlich gequält werden — denn der ungeschickte Mensch muß viele Male zuschlagen, ehe er seine Opfer trifft — ist, wenn auch keineswegs im höchsten Grade dichterisch, so doch klar und lebendig. Der

*) Die dem betrübten Thorn aus zärtlichem Mitleiden gewidmete wehmuthsvolle Klage 1726. — Ueber die Sache selbst vgl. Notizen aus der Voss. Zeitg. unten S. 262 fg.

Autor liebt starke Ausdrücke, z. B. bei der Erzählung, wie die Verurtheilten zum Tode gehen:

> Es wartet ihrer schon ein dick-besoffner Würger,
> Der Tyger lauscht, biß er im Blute sich besaufft,
> Der Mord-Platz ward umringt von wütenden Barbaren,
> Die sonderlich vergnügt bey dem Spectacul waren.

Die stärksten Ausdrücke aber wendet er an, wenn er von den Jesuiten spricht. Sie sind ihm, die „Pfaffen, die nur sich allein was gutes gönnen, wie solches jedermann von dieser Bande weiß"; sie werden von ihm charakterisirt als „das bübische Geschlecht, aller Schalkheit voll"; sie erscheinen als „Satans höchster Orden" und müssen sich gefallen lassen, daß man vor ihrer „Hurenstirn" und ihrem „Schandgehirn" redet.

Aus diesem Triumphe der gegnerischen Ueberzeugung erhofft der Autor Segen für seine Glaubensgenossen. Sein Glaube erstarkt durch die Verfolgung. Wie er gegen Ende seiner Dichtung erzählt, daß das schlimme Geschick der Thorner Glaubensgenossen die höchsten protestantischen Fürsten — er nennt keine Namen, meint aber gewiß den König von Preußen — angeregt habe, die Milderung des Schicksals der Verfolgten zu versuchen, so wünscht er, daß der Glaubensmuth der Verurtheilten seine segensreiche Einwirkung auf die der Ruhe Genießenden übe. Daher widmet er der Stadt, die ihm eine zweite Heimath geworden ist, folgenden Zuruf:

> Bekehre dich, Berlin, verbessere dein Wesen,
> Ersuche deinen Gott, daß er dir gnädig sei,
> Noch hast du Zeit vor dir, das Beste zu erlesen,
> Sei weise, falle nicht verstockten Sündern bei;
> Durch Buße kannst du Gott versöhnen und gewinnen,
> Sei willig deinem Heil bedachtsam nachzusinnen.

Um das Kleeblatt voll zu machen, schließt sich an Faßmann und Schönemann der „starke Mann" Eckenberg an, ein ebenso würdiger Vertreter der Schauspielkunst, wie jene solche der Wissenschaft und Poesie, ein nicht unbegabter Hanswurst, der sich von seinen beiden Collegen nur dadurch unterschied, daß er

nicht nebenbei noch Professor und Priester, sondern ausschließlich ein Narr war.

Denn an Kunst darf man billigerweise nicht denken, wenn man von „Samson dem Unüberwindlichen" redet.*) Joh. Karl Eckenberg, auch Eppenberg — er führte den Adelstitel, man weiß nicht auf Grund welcher Verleihung, — geb. 1695, gest. 1748, kam 1717 zuerst nach Berlin. Er stellte sich dem Könige in Charlottenburg vor und erhielt wegen seiner damals bewiesenen Stärke und Geschicklichkeit das Privilegium, in ganz Preußen herumzureisen und Vorstellungen zu geben. In Berlin spielte er 1717, 1731—35, 1738 ff. Er trat zuerst im Rathhause auf, dann in Buden auf dem Neuen Markt, in der Breitenstraße über dem Marstall, zuletzt in der Zimmerstraße (Nr. 25) in einem von Eckenberg selbst gebauten massiven Hause. Er war zunächst Akrobat, durch seine Stärke und Geschicklichkeit be-

*) Ueber Eckenberg zwei seltene Quellenschriften, die ich aus Priewe's Antiquariat benutzen konnte: Curieuse Nachricht von Starcken Leuten, Sonderlich dem Anno 1717 in Teutschland bekannt gewordenen sogenannten Starcken Mann, Joh. Carln von Eckenberg. Nebst einem Accuraten Kupffer-Stich, auf welchem das eigentliche Portrait desselben, wie auch ein Abriß derer vor Königen, Chur- und Fürsten, auch andern hohen Standes-, ingleichen vielen tausend Privat-Personen gemachten Proben seiner ungemeinen Stärcke und Geschicklichkeit zu sehen, auch einem nachdenklichen Urtheil einiger berühmten Physicorum und Mathematicorum über erwehnte Proben gemeldter Stärcke. Frankfurt und Leipzig 1721. — Joh. Carl Eckenberg's Abgenöthigte Ehren-Rettung entgegen gesetzt denen von Etlichen Breßlauischen Medicis in der Sammlung von Natur und Medicin- Kunst und Litteratur-Sachen pro Anno 1718 über ihn gemachten falschen Reflectionen, der curieusen Welt zum weitern Nachdenken mitgetheilt, durch den ordentlichen Theatralischen Ausruffer Hans Wurst. O. O. 1723. Mit Eckenberg's Bilde, unterz.: J. C. de Eckenberg Hartzigerodensis dictus Simson, aetatis suae 32 anno 1707, nach J. Harper, gest. von C. A. Wortmann, und 16 Holzschn. — Von neueren Arbeiten die bekannten Schriften von Plümicke und Brachvogel, L. Schneider, J. C. v. Eckenberg, der starke Mann. Berlin 1848. Mannigfache Artikel im „Bär" (1880 fg.). Vgl. A. D. B. V, 609—611. Ferner J. G. Bethman's Bericht 9. Oct. 1733, veröffentlicht von J. Bolte in den „Forschungen zur brand. u. preuß. Geschichte" (1889).

rühmt. Als solcher und als Quacksalber gewann er die Gunst des Königs. Er war ein Prahler; in das Gebiet eitler Prahlerei gehört gewiß auch die von ihm verbreitete Nachricht, er stamme aus einem fürstlichen Hause. Er war ein ganz ungebildeter Mensch, der kaum im Stande war, seinen Namen zu schreiben. Er war ein Betrüger, denn er wußte wohl, daß das Antimonial-Oel, das er gegen Melancholie und Ischias verkaufte, und die Büchse, an die man hauchen mußte, um sich gegen Schlaganfall, Taubheit und Blindheit zu sichern, nichts anderes heilen konnten als die Schwindsucht seines Geldbeutels. Trotzdem war er frech genug, sich gewisser Arcana und der Kenntniß heilbringender Kräuter zu rühmen und gegen Breslauer Aerzte, die seine Kurpfuschereien nicht dulden wollten, zu behaupten, „er sei im Stande, bessere Curen zu verrichten, als seine Herren Adversarien“. Das einzige, was er konnte, war, Stärke, Muskelgewandtheit, Raschheit und Geschicklichkeit der Bewegung zu zeigen. Betrug lief freilich auch da mit unter, sei es, daß die Kampfrichter oder die Genossen als Mithelfer dabei im Spiele waren. Ging Alles im Ernste zu, so litt der Prahlhans schlimme Folgen an seinem Leibe oder seinen Zähnen. Die Kunststücke, die der moderne Simson, der, wie er sich einmal ausdrückt, „von einem hohen Potentaten gewürdiget, so genannt zu werden“, in Berlin und in verschiedenen anderen Städten zum Besten gab, lernt man aus Abbildungen kennen, die er seiner Vertheidigungsschrift beigab. Es sind im Ganzen 16 Kraftübungen: Heben schwerer Lasten, Männer und Pferde, selbst eines zwanzig Centner schweren Geschützes mit Hand oder Leib, Festhalten eines Stockes mit den Zähnen, den zwei Personen mit aller Kraft nicht fortreißen können, Biegen von Tellern, Nägeln, Münzen. Solch unpoetische Beschäftigungen fanden durch Eckenberg selbst oder durch einen ebenbürtigen Geistesgenossen Verherrlichung in deutschen Versen. Man möchte es für überflüssig halten, derartige Ausgeburten kindischer Selbstbespiegelung oder naiven Anstaunens übermäßiger Körperstärke zu registriren;

aber zur Charakteristik dieser ganzen Periode, welche die Thaten bewunderte und an den Versen keinen Anstoß nahm, mögen wenigstens vier dieser Strophen mitgetheilt werden. Sie lauten:

Den Amboß auf der Brust hab ich allhier getragen,
Zwey Schmiede-Knechte auch ein Eisen-Staab durchschlagen:
Er nicht gehalten wird, so wie der Momus spricht,
Vielweniger es mir an Athem dann gebricht.

Zwey Pferde angespannt mit starker Macht getrieben
Von hinten rücken thu nach eignem Sinns Belieben,
Man spricht: Sie ziehen nicht mit ihrem Vorderbug,
Doch! wann ihr's habt geseh'n, red't dann mit beſſ'rem Fug.

Ein Daumdick-starkes Seil woran sonst Pferde ziehen
Zerreiß ich mitten durch; ohn sonderlich Bemühen.
Es ist nicht eingebeitzt, auch nicht von Werg gemacht.
Sondern von gutem Hanff. Nimm Lästrer Dich in acht.

Die Bank sechs Ellen lang im Munde wird gehoben,
August der Pohlen Zierd' die That hat müssen loben.
Mit Eisen selbige gantz umbeschlagen war
Ich hub sie, Dir zum Trotz, verruchtes Spötter-Paar.

Ein solcher Mann wurde 1732 kraft eines königlichen Edicts Hof-Comödiant und 1735 Leiter der Assembleen. Zu den letzteren bedurfte er freilich in geringerem Grade geistiger Befähigung als geschickter praktischer Thätigkeit. Es handelte sich dabei einfach um eine Art Club, an dem sich die fremden Gesandten, die Minister und die ersten Beamten betheiligten. Nach einer königlichen Verordnung vom 7. Januar 1733 waren es 24 ausschließlich adlige Herren, welche sich verpflichteten, jährlich 30 Thaler zu zahlen und dafür das Recht haben sollten, den ganzen Winter hindurch zweimal wöchentlich, Dienstag und Freitag, im Fürstenhause, das sich an der Ecke der Kurstraße und des Werderschen Markts gegenüber der Mündung der Jägerstraße befand, zusammenzukommen, Kaffee, Thee, Chokolade und Limonade zu genießen und Karten zu spielen. Eckenberg hatte außer für die Getränke auch für Licht, Heizung und Musik zu sorgen. Die Nichtmitglieder hatten 8 Groschen Ein-

trittsgeld, 16 Groschen Kartengeld zu bezahlen und außerdem eine Extravergütung für die von ihnen genossenen Getränke zu geben. Kapitäns und Subalterne sollten aber von allen Beiträgen und Kosten befreit sein. Da die Gesellschaft in Flor kam, nicht etwa bloß eine Versammlungsstätte für Offiziere wurde, die sich umsonst vergnügen wollten, so mußte sie, wie man aus den mitgetheilten Zahlen leicht erkennt, eine treffliche Einnahmequelle für den Schauspieldirector werden. Zugleich aber wurde dieser zum Gastwirth herabgedrückt. Hatte das, was er gewöhnlich trieb, mit wahrer Kunst höchstens den Namen gemein, so konnte die Rolle eines Kaffeewirthes ihm gewiß keine hervorragende, wirklicher Kunstübung entsprechende soziale Stellung verleihen.

Dem wirklichen Theater war der König ebenso wie der Litteratur abgeneigt. Ging die Abneigung gegen diese aus bureaukratischem Instinkt hervor, so entsprang der Widerwille gegen jenes religiösen Motiven. Wie die Pietisten erklärten, durch den Besuch der Comödien von Gott abgekehrt zu werden, so meinte auch der König, beim Anhören von Gottes Wort an jene Possen erinnert zu werden, und erklärte, „wo ich zu befehlen habe, da kanns ich nicht verstatten und dadurch autorisiren, denn so würde ich schuldig an allem Bösen, was dadurch geschieht".*) Daher erneuerte Friedrich Wilhelm I. 1715 das Verbot seines Vaters wider „Komödianten, Harlekine, Marktschreier" und verschärfte dasselbe 1728. Auch dramatische Aufführungen der Schüler wurden verboten. Die nach dem Tode des Königs Georg I. engagirten hannövrischen Hofcomödianten (1727) wurden einfach wieder zurückgeschickt, trotz der 800 Thaler Reise- und Entschädigungskosten, die ihnen zu zahlen waren.**) Derselbe König aber, sei es in einer unberechenbaren Laune, sei

*) Vgl. des jungen Francke Aufzeichnungen über einen Besuch beim Könige bei Kawerau, Aus Halles Litteraturleben, Halle 1888, S. 289.

**) Vgl. über Schulen: P. B. Raché, Die deutsche Schulcomödie, Lpz. 1891, S. 32. Theater: Faßmann I, 962.

es mit einer bei ihm vorkommenden grausamen Ironie gegen jede wahre Kunst, stattete 1732 Eckenberg, als er ihn zum Hofcomödianten ernannte, mit allerlei Privilegien aus.

Was durch ihn und sonst in jener Zeit von theatralischen Genüssen dem Berliner Hof und Publicum geboten wurde, beschränkte sich, abgesehen von gelegentlichen Marionettenspielen und Guckkastenbildern, auf einzelne Opern und italienische Comödien mit den stehenden Typen: Harlekin, Pantalon, Brighello und wenigen diesen entsprechenden weiblichen. Von wirklichen Dramen, die durch Eckenberg aufgeführt wurden, werden drei: Thomas Morus, Pygmalion, Titus Manlius oder: Der Edelmann in der Stadt genannt; auch eine Tartuffe-Aufführung ist bezeugt. Nur eines derselben begegnet auch sonst*); es wird als „römische Hauptaction" bezeichnet, mit dem Titel: „Die genaue Handhabung der Gerechtigkeit, dargestellet in dem Bürgermeister Tito Manlio". Ueber Inhalt und Art der Stücke sind wir jedoch gar nicht unterrichtet. In den Lustspielen wurde nach einem zeitgenössischen Bericht gelegentlich die Sucht, die Franzosen nachzuahmen, gegeißelt, wie dies ja, trotz aller Vorherrschaft der Franzosen in Geschmackssachen, auch sonst üblich war: 1734 wurde die „auf die Franzosen gemachte neue Pièce" aufgeführt: „Der anfangs hitzige und geistsprühende (?) zuletzt aber mit Schlägen abgefertigte französische Marquis"; möglicherweise lag diese Tendenz auch in der „durch und durch lustigen Hauptaction" (1728 oder 1733 ?) vor „Der verliebte Franzos in Sachsen", obgleich der erhaltene Theaterzettel nur eine gewöhnliche Hanswurstcomödie vermuthen läßt.

Gespielt wurde im alten Berliner Rathhaus**), wofür der Magistrat täglich 16 Groschen Kämmerei-Gebühren erhob. Aber auch im Schloß, im Stallplatz (dem alten Marstallgebäude), in Marktbuden, gelegentlich auch auf provisorischen, von einem vor-

*) E. Mentzel, Gesch. d. Schauspielkunst in Fft. a. M. S. 460.

**) Mittheilungen des Archivars Clauswitz. Bericht in Fster Kl. Chronik 5. Juli 1889.

nehmen Privatmann errichteten Bühnen wurden Vorstellungen gegeben. Von einem stehenden, täglich geöffneten Comödienhause war ebensowenig die Rede wie von einer dauernd in Berlin domicilirenden Truppe. Selbst Eckenberg spielte nur ab und zu; auch nicht täglich, sondern nur Montag bis Freitag; der Sonntag war natürlich ausgeschlossen, der Sonnabend möglicherweise als Vorbereitung zum Sonntag. Oft genug fielen auch sonst die Vorstellungen aus: Eckenberg sagte die Vorstellung ab, sobald die Einnahmen nicht elf Thaler erreichten; bei den gelegentlich erscheinenden Wandertruppen kamen, wie aus ihren Gesuchen an die Kämmerei hervorgeht, Ausfälle vor „wegen des starken Ungewitters, Krankheits halber, wegen des eingefallenen Bußtags, wegen des Michaelisfestes, weil er vom Buchdrucker keine Zettel erhalten“. Die Preise waren sehr mäßig, zwischen 2 bis 8 Groschen. Die Vorstellungen begannen meist um 5 Uhr. Ebensowenig wie die Stücke verdienen die damals zu Berlin thätigen deutschen Schauspieler eine besondere Beachtung; höchstens mag A. Weidner aus der Schar der Unbedeutenden hervorgehoben werden.*) Bedauernswerthe Menschen, klägliche Leistungen, jammervolle Stücke, — in diese Schlagworte läßt sich wohl das Urtheil über das damalige Theater zusammenfassen. Daher war der Epilog durchaus angemessen, den eine Berliner Zeitung**) der heimgegangenen Theaterepoche widmete: „Der Abscheu war gerecht, welchen man bisher gegen die Schaubühne und gegen die sogenannten Comödianten gehabt hat. Wie wäre es möglich, daß ein vernünftiger Mann sich entschließen könnte, einen Ort mehr als einmal zu besuchen, wo lauter Thorheit und Niederträchtigkeit herrscht und wo man öfters in zehn Minuten zwanzig Zoten höret.“

*) Die Nennung des später bekannten Schauspieldirectors Schönemann beruht auf Verwechselung. A. D. B. XXXII, 289.

**) Spenersche Zeitg. 1742. Nach Genée, Lehr- und Wanderjahre, 366.

Der dürftigen litterarischen Kost entprechend, welche die Berliner Gelehrten, Schriftsteller, Theaterleiter ihrem Publikum reichten, waren auch die Zeitungen oder richtiger die Zeitung. Denn wirklich gab es damals nur eine, einen wirklichen Text enthaltende Zeitung.*) An die Stelle der dürftigen Zeitungsversuche, die während des 17. Jahrhunderts in Berlin existirt hatten, seit 1658 die „Berlinische einkommende ordinäre Postzeitungen", seit 1677 „Postillon" und „Fama", von denen sich kaum die dürftigste Kunde erhalten hat, war die „Berlinische privilegirte Zeitung" getreten, die, nach den späteren Besitzern, kurz die „Vossische" genannt wird. Nach dem Buchdrucker Lorenz hatte nämlich J. A. Rüdiger, 18. Febr. 1721, ein Privilegium erhalten, das am 11. Febr. 1722 erneuert wurde. Das merkwürdige Privileg, mit dem die Berliner Zeitungsgeschichte anhebt, beginnt mit den Worten: „Nachdem Wir dem hiesigen Buchhändler Johann Andreas Rüdiger auf sein beschehenes allerunterthänigsten Ansuchen und Erbiethen: Daß er die Geschichte der im Haag massacrirten beiden Gebrüdern de Witten auf seine Kosten aus dem Holländischen ins Hochteutsche übersetzen und mit allen dazu gehörigen Kupfern fordersamst drukken lassen, allergnädigst permittiren und erlaubet, die Berlinischen Zeitungen und was dazu gehörig, auch dessen, was bei Feld-Schlachten, Krieges- und Friedens-Läuften passiren und vorgehen möchte, nebst allen dabei vorkommenden Relationen, Friedens-Commercien und dergleichen Tractaten, auch was sonst denen Zeitungen anhängig, gegen Erlegung eines jährlichen Canonis von Zweihundert Thaler in Unsere Recruten-Casse, privative zu drucken und zu verkaufen, auch vermittelst zweier von Uns eigenhändig unterschriebenen Verordnungen vom 18ten Februar 1721 und 8ten hujus das gehörige Privilegium auf Ihn und

*) Eine Geschichte des Berliner Zeitungswesens ist ebensowenig geschrieben wie die Geschichte einer einzelnen, der Vossischen Zeitung. Material dazu bietet H. Kletke: Die Vossische Zeitung. Ein Rückblick. Zum 23. Febr. 1872. (Voss. Ztg. 1872, Nr. 45, 2. Beibl.)

seinen Erben darüber auszufertigen, allergnädigst befohlen." Es gebietet ferner dem Buchdrucker, die „ordinären und extraordinären" Zeitungen fleißig zu corrigiren, um billigen Preis zu verkaufen und zwölf Exemplare, vor der Ausgabe, in die Geheime Canzlei und in das Lehnarchiv zu übersenden. Man erkennt daraus, daß Zeitungs- und Brochüren-Druck und Verlag verbunden waren. Das mehrfach hervorgehobene „privative" bedeutet sowohl den Gegensatz zum Amtlichen als Beschränkung des Oeffentlichen.

Einen irgendwie litterarischen Theil hatte diese Zeitung nicht. Aus gelegentlichen Anzeigen entnimmt man nur, was etwa damals gelesen wurde. Auf merkwürdige Zustände weist die Notiz hin, das Buch „Die edle Perle" (s. oben S. 203) sei nicht, wie irrthümlich gemeldet, zur Censur gebracht worden; Jablonski und Roloff seien nun beauftragt, dieses ohne Censur gedruckte Buch zu examiniren. Die Buchhändleranzeigen sind meist theologischen Büchern gewidmet; doch begegnen auch manchmal die Leipziger Wochenschriften „Der Biedermann", „Die vernünftigen Tadlerinnen"; Picander's Gedichte, die damals ähnlichen Beifall fanden wie manche modernen Eintagsfliegen; Erasmus Franciscis gelehrte Sammelsurien, mit ihrer Bevorzugung des Teuflischen und Grauenhaften; einzelne politisch-historische Schriften, z. B. „Beschreibung der Festung Gibraltar und des augenscheinlichen Vortheils, welchen England aus dem bevorstehenden Kriege zieht, namentlich was die Handlung betrifft". Manchmal finden sich kleine Notizen über litterarische Vorkommnisse. So wird der im Alter von 85 Jahren erfolgte Tod des berühmten Mathematikers Newton berichtet; das Erscheinen von Moncrif's Buch über die Katzen wird angezeigt mit dem Zusatze: „Wenn man von allen Thieren dergleichen schreiben wollte, würde man bald eine ganze Bibliothek zusammenbringen".

Von Anfang an zeigte die Zeitung Seltsamkeiten, welche sie Jahrzehnte lang behielt: zunächst einen außerordentlich dürftigen, ja schäbigen Charakter; schlechtes Papier, elenden

Druck; sodann den Charakter eines Notizenblattes, ohne bestimmte politische Färbung und erkennbare Gesinnung; endlich die peinliche Fernhaltung der inneren Politik, absichtliches Verschweigen alles rein Berlinischen. Von dem Inhalt einer solchen Zeitung läßt sich kaum reden; nur wenige Notizen mögen zu ihrer Charakteristik zusammengestellt werden.*) Sprachen die Zeitungsschreiber auch von selbst nicht über innere Angelegenheiten, so wurden sie manchmal zur Mittheilung von Actenstücken benützt, da es ja keinerlei Amtsblatt gab und die später beliebte Methode, officielle Schriftstücke in Flugblättern oder Brochüren zu veröffentlichen, noch nicht eingeführt war. Gelegentlich begegnet ein officiöser Ton. Die Meldung von dem Tode des Königs Georg von England schließt mit den Worten „und ist Dero glorwürdigste Regierung aller Welt bekannt. Wie schmerzlich unser allergnädigster königlicher Hof dieses Absterbens wegen betrübt sei, ist leicht zu erachten und ist deswegen die tiefste Trauer im ganzen Lande angeordnet worden.“ Im Gegensatz zu solch bestimmten positiven Angaben liebt es sonst die Zeitung, geheimnißvoll in Andeutungen zu reden. Fast in jedem Blatte treffen wir auf Aeußerungen wie die folgenden: „Nachdem dem Parlament ein gewisses von einem sichern von hier gegangenen fremden Minister hinterlassenes Memorial vorgelegt“ oder: „Es ging die Rede, als ob einem gewissen und wohlbekannten General nächstens das Obercommando über alle hessische Truppen deferirt würde“ oder: „Eine gewisse Nonne von Rochelles suchet ihres Klostergelübdes entbunden zu werden“. Diese Geheimnißthuerei wird aber auch auf preußische Verhältnisse, auf den König selbst angewendet. So heißt es z. B., daß der von einem „gewissen König“ (eben Friedrich Wilhelm I.) in Sachen der durch die Jesuiten in Thorn getödteten Protestanten gefaßte Beschluß gedruckt worden sei. Oder mit Bezug auf dieselbe Sache wird aus

*) Für das Folgende ist zumeist der Jahrgang 1727 benutzt. Einzelnes aus dem Jahrgang 1725.

Danzig geschrieben: „Weil ein gewisser König die Angelegenheiten der Protestanten insgemein und derer von Polnisch-Preußen insbesondere sehr zu Herzen nimmt, so hat man Ursach zu hoffen, daß man daselbst aufhören werde selbige zu unterdrücken". Die sogenannten Correspondenzen aus deutschen Städten — sogenannt, weil sie gewiß zumeist Auszüge aus fremden Zeitungen sind, die im Berliner Redactionsbureau angefertigt wurden — sind zumeist vermischte, nicht politische Nachrichten, Chronik der Tagesvorgänge, Mittheilungen aus dem Leben der fürstlichen Familien, hauptsächlich aber Notizen über Unglücksfälle, Räubereien, Hinrichtungen und dergleichen. Die ganze Kleinlichkeit der Reichszustände wird klar aus einer Correspondenz, in der es heißt, Trier, Köln und Pfalz beklagen sich, daß der König von Dänemark sie in einem Schreiben „Hochwürdige, Durchlauchtige" titulirt habe, sie würden von nun an keinen Brief mehr annehmen, auf dem nicht „Hochwürdigste, Durchlauchtigste" stehe. Mit welcher Wichtigkeit man selbst die kleinsten Hofgeschichten aufnahm, zeigt sich aus einer Tübinger Correspondenz, die erzählt, der Kurfürst mit dem Prinzen sei dort drei Wochen zum Jagen gewesen; bei dieser Gelegenheit habe der Oberstallmeister von Berga „ein Pferd geritten ohne Sattel, bloß auf einer Decke und nur einen Bindfaden im Maul, im Schritt, Galopp, Demivolte, changirt, dann in Radop, Courbette und dann parirt; einem andern die Zügel auf den Hals gelegt in den obigen Schulen geritten, auch einen Tractat herausgegeben von einer ganz neuen Methode, Mann und Pferd mit leichtester Mühe zu unterweisen, auch die allerwildesten". Mit noch größerem Interesse las man jedoch Wundergeschichten etwa von einem „schrecklichen Meerfisch, der bei Lindos in Griechenland gefangen, so in der Größe wie ein Kameelthier war", oder Unglücksfälle und Hinrichtungen. Ein Bericht aus England meldet, daß Jemand in effigie gerädert wurde; in einer Correspondenz aus Hannover wird erzählt, eine Frau sei gehängt worden, worauf es heißt, „weil solches beinahe in 80 Jahren

allhier nicht geschehn, so ist die Menge der Zuschauer unglaublich gewesen". Will man bei einem derartig kläglichen Organ der öffentlichen Meinung von einem Standpunkt sprechen, so kann man höchstens einen protestantischen constatiren. Dieser tritt hervor in der vielfachen Erwähnung der protestantischen Beschwerden im Reich, in mancherlei kleinen Sticheleien gegen Katholicismus und Papstthum. Einmal findet sich sogar eine nüchterne aufklärerische Wendung. Aus Lublin wird geschrieben, daß aus dem rechten Auge eines am Crucifix hängenden Heilands ein paar Tropfen geflossen seien; nachdem man dasselbe aber in eine Kapelle gebracht habe, sei nichts mehr verspürt worden, „woraus zu schließen, daß die Feuchtigkeit des Ortes solche Tropfen causirt und also die Hoffnung zu einem vermeinten Wunderwerk zu Wasser geworden".

Sowenig wie aus dem Text erfährt man auch aus den Inseraten, was in Berlin geschah. In einigen Jahren finden sich Listen der Getrauten, Geborenen, Gestorbenen, nach den einzelnen „Städten" und den in denselben belegenen Kirchen geordnet. Ferner ersieht man, daß das Lotteriespielen schon damals die Berliner lebhaft beschäftigte. Eine preußische Staatslotterie gab es nicht; wohl aber wird eine Utrechtsche, Crossensche, Stielersche, Französische Waisenhaus-Lotterie angeboten. In einer derselben bestehen die Gewinne in Uhren und Silbergegenständen; die Hauptgewinne der anderen schwanken zwischen 600 und 800 Thalern; bei der letztgenannten Lotterie gab es 4300 Loose, darunter 1075 Gewinne, der niedrigste zu 3 Thalern. Die übrigen Annoncen betreffen vielfach Unterrichtsanerbietungen, Weinverkäufe. Moseler, Wertheimer, guter Frankenwein kosteten (das Quart) 5 bis 8 Groschen, Burgunder 9, Pontac 10, Hochheimer 14 Groschen, wobei man immer unterschied „mit oder ohne Flasche"; Tokaier dagegen die Flasche 1 Thaler 8 Groschen. Unter den übrigen Verkaufsanerbietungen mag hervorgehoben werden, daß der königliche Hofmedicus Essinger Schweizer Käse das Pfund zu 6 Groschen verkaufte. Ein anderer Beamter

zeigte eine Vermiethung folgendermaßen an: „Es sind am neuen Markte drei wohl aptirte Läden zu vermiethen. Wer noch dazu Beliebung trägt, wolle sich bei Herrn Hofrath Simon in der Spandauerstraße melden."

Brachte also die Vossische Zeitung auch, von Anfang ihres Bestehens an, Anzeigen — freilich selbst verhältnißmäßig nicht entfernt so viel wie heutzutage — so genügte dies doch nicht, um alles zu wissen Nöthige dem Publikum bekannt zu machen, besonders auch die amtlichen und polizeilichen Bekanntmachungen zu veröffentlichen. Zu diesem Zwecke war die Schaffung eines wirklichen Anzeigeblattes nöthig. Auch hier, wie bei allem Praktischen, griff der König selbst ein. Der Stadt der Intelligenz, wie man so oft ernsthaft und spöttisch seither die Residenz genannt hat, wurde ein solches Anzeigeblatt der täglichen Bedürfnisse, des praktisch Nothwendigen als Intelligenzblatt servirt. Am 21. Januar 1727 brachte die Vossische Zeitung folgendes Inserat: „In der königlichen General-Postamts-Canzlei, hernach aber in dem zu meldenden Adreß-Comptoir ist zu haben: Umständlicher ausführlicher Bericht von einem unter Sr. Königl. Maj. in Preußen, Unseres allergnädigsten Königs und Herrn höchsten Approbation auf deren Spezialbefehl in dero Residenz Berlin einzuführenden gemeinnützlichen Werke, welches wöchentlich unter nachstehendem Titel soll publicirt werden: Wöchentlich Berliner Frag- und Anzeigungsnachrichten von allerhand in und außerhalb der Stadt zu kaufen und verkaufen, zu verleihen und lehnen vorkommenden, auch verlorenen, gefundenen und gestohlenen Sachen, so dann Personen, welche Geld lehnen oder ausleihen wollen, Bedienung oder Arbeit suchen oder zu vergeben haben, auch sondere Nachrichten von Fuhrleuten, Reisenden, Verheiratheten, Geborenen und Gestorbenen auch dem wöchentlichen marck-gängigen Preise des Getreides." In einer späteren Nummer wurde gemeldet, daß „das königliche Adreß-Comptoir wegen des Intelligenzwerkes eingerichtet sei". Vom Februar an erschien das Intelligenzblatt wöchentlich am Dienstag; es

dauerte lange, bis es sich in ein tägliches Anzeigeblatt verwandelte.

„Friedrich Wilhelm I. machte den großartigen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaters ein jähes Ende.“ Mit diesen Worten eines neueren Kunsthistorikers*) kann man treffend die Stellung des neuen Königs zur Kunst bezeichnen. Viele Künstler zogen aus Furcht vor dem neuen König, der sie nicht kannte, aus Berlin fort. Viele Kunstwerke, Kostbarkeiten, Edelsteine wurden verkauft.

Denn er hatte, obgleich oder weil er in tormentis pinxit, für die Kunst keinen Sinn. Ihm, der Alles ausschließlich vom Nützlichkeitsstandpunkte betrachtete, konnte die Kunst nichts bieten. Daher war es seinem Standpunkte völlig angemessen, daß er die der Akademie gewährten jährlichen 1000 Thaler auf 300 herabsetzte, und daß er für die der Akademie eingeräumten, über dem Marstall belegenen Zimmer eine Entschädigung beanspruchte. Da er Maler und Bildhauer nicht so nutzen konnte wie die Pferde, so war es nur billig, daß er sich von ihnen bezahlen ließ. Es war merkwürdig genug, daß er auf dringende Bitten der Akademie, die bei ihrem geschmälerten Einkommen die geforderte Summe nicht zahlen konnte, seine Ansprüche bald aufgab. Berufen wurde von ihm, wie man aus dem Verzeichniß bei Nicolai ersehen kann, kein Künstler; diejenigen, die noch von früher da waren, mußten sich mit Privataufträgen begnügen; Manche zogen es vor, Berlin zu verlassen. Die Einzigen, die noch vor seinen Augen Gnade fanden, waren die Baumeister.

Dieselbe Abneigung wie gegen alles Künstlerische zeigte Friedrich Wilhelm I. auch in seinem Verfahren gegen die durch seinen Vater und Großvater zusammengebrachte Münzsammlung, gegen die Antiken, welche die Freude der Früheren gewesen

---

*) P. Seidel, Die Herstellung von Wandteppichen in Berlin; Jahrbuch d. preuß. Kunstsamml. XII, 193 fg.

waren. So lange sie nicht nutzbar gemacht wurden, hatten sie für ihn keinen Werth. Daher ließ er mehr als dreihundert Medaillen einschmelzen und übergab an August II. von Sachsen viele Antiken, darunter 36 Marmorwerke, eine große Anzahl prächtiger Porzellanvasen gegen 2 Dragonerregimenter. In dieser nüchternen Seele war kein Raum für die Bewunderung antiker und moderner Schönheit, und während er die Augen an prächtigen Soldaten weidete, von denen er sich auch praktischen Vortheil versprach, ließ er ohne Bedauern Schätze fahren, an denen noch späte Enkel sich erquickt und erhoben hätten.

Merkwürdigerweise suchte derselbe Fürst, der vieles, was in die Augen sprang, übersah, gerade das, wozu ein feineres Kunstverständniß gehörte, nämlich französische Kupferstiche. Und wie eine derartige Seltsamkeit bei dieser widerspruchsvollen Natur kaum überrascht, so darf auch nicht Wunder nehmen, daß gerade er, der auf sein Aeußeres kein Gewicht legte, weil er ja auch nicht eben stolz darauf zu sein Ursache hatte, sich gern malen ließ und diese seine Bilder bereitwillig verschenkte.

Ebenso gern gab er die Zeichnungen und Bilder fort, die er selbst verfertigte. Denn er malte in ziemlich handwerkmäßiger Art, zu festgesetzten Zeiten, wie er alles maschinenmäßig that, nachmittags, unmittelbar nach Tisch, zu der Stunde, in der er die höheren Offiziere zur Entgegennahme der Parole erwartete, oder zu Zeiten, da er von seinen Schmerzen geplagt wurde und durch das Malen die Schmerzen lindern oder den Schlaf, der ihm während des Tages unerwünscht war, verscheuchen wollte. Er malte Porträts der Hofgesellschaft oder der Bauern, die zu diesem Zweck herbeigeholt wurden. Manchmal gebrauchte er seine Kunst zu derben Späßen. Zu diesen gehörte, daß er einem Minister, der zur Belohnung für eine hervorragende Leistung den Schwarzen Adler-Orden erbat, eine saubere Zeichnung dieses Ordens zuschickte, oder daß er an einen anderen hohen Beamten zur Antwort auf dessen Frage, was den Advocaten geschehen sollte, die durch Potsdamer Grenadiere eine

Bittschrift an den König gelangen ließen, die Zeichnung eines Galgens sandte, an dem ein Advocat und ein Hund aufgehängt waren.

Wie über Wissenschaft, so hatten sich auch über Kunst die Ansichten völlig verkehrt. An Leibniz' Stelle herrschten Narren; Schlüter's Name und Ruhm schien dem Verderben geweiht. Für die damals herrschende Auffassung charakteristisch ist ein Wort von Pöllnitz (Mémoires I, 17 fg.), Schlüter's Arbeiten (es handelt sich hauptsächlich um den Schloßbau) seien mit unproportionirten Zierrathen überladen; Eosander habe Schlüter's Plänen folgen müssen, könne also, wenn ihm nicht Alles geglückt sei, wenigstens eine Ausrede anführen; Bodt sei weit geschickter gewesen; Alles, was er gemacht, sei zwar einfacher, aber größer, edler und vollkommener.

Nur in einer Beziehung schien es, als ob der sonst seinem Vater so unähnliche Sohn gleich Jenem handeln würde. Denn wie Friedrich eine seiner vornehmsten Regentenpflichten darin gesehen hatte, seinen Vater durch ein großartiges Standbild zu ehren, so wollte auch Friedrich Wilhelm das Andenken an seinen Vorgänger durch Künstlerhand festhalten lassen.*) In seinem Auftrag entstand wohl die Radirung von Peter Schenk (1645 bis 1715) König Friedrich I. auf dem Todtenbette und Eidesleistung für den neuen König am 25. Februar 1713. Der Künstler, den eine Inschrift auf seinem Selbstporträt als magni nominis apud Batavos sculptor bezeichnet, hat sich durch dieses Werk keinen berühmten Namen erworben. Es ist eine frostige Darstellung eines leeren Ceremoniells, die weder das Feierliche noch das Rührende zum Ausdruck zu bringen vermag: die meisten Umstehenden sehen aus, als wenn sie zu einer Schaustellung herbeigerufen wären; ein Hofmann, nicht der junge König, der

*) Von dem Grabmal getuschte Zeichnung 1713 im Hohenzollernmuseum; Abbildung im „Bär" Jahrg. 17 Nr. 42 S. 524. Das. S. 525 die im Texte erwähnte Radirung. Vgl. die Notiz das. S. 530. Ueber Schenk A. D. B. XXXI, 56.

ein langes Tuch an das rechte Auge führt, macht nur den Eindruck von theatralischer Pose, nicht wirklicher Rührung. Eine zweite Zeichnung galt einem ältern Werke: dem nach dem Tode des Sophie Charlotte gearbeiteten Sarkophag der Verstorbenen im Berliner Dom. Ein prächtiges Werk Schlüter's — der Guß ist von Johann Jacobi ausgeführt — mit seinen schönen Zierrathen der Prachtliebe des Hingegangenen wohl entsprechend, mit seinen beständigen Wiederholungen des königlichen Namenszuges und der Herrscherinsignien an die Freude des Monarchen über sein Reich gemahnend. Am Kopfende des Sarges halten zwei Frauen Wacht, die zu Häupten des Entschlafenen ein Bild seines kostbarsten Schatzes befestigen, seiner Gattin Sophie Charlotte. Am Fußende sitzt ein trauerndes Weib, mit den Händen das Antlitz bedeckend, in ihrer ganzen Gestalt, wenn auch die Gesichtszüge nicht erkennbar sind, tiefes Weh ausdrückend. Der Todesengel, mit kindlich-fröhlichem Ausdruck im Antlitz, spielt neben ihr, nicht ahnend, welches Unglück er angerichtet hat.

An einem Zweige künstlerischer oder kunstgewerblicher Thätigkeit läßt sich am besten das Schicksal von Kunst und Künstlern aufweisen. Die Herstellung kostbarer Wandteppiche hatte unter Friedrich I. einen großen Aufschwung genommen. Am Anfang der neuen Regierung wurden 168 Teppiche dem Inhaber der Manufactur Jean Barraband für 1100 Thaler verkauft, eine Summe, welche ihm bei Lieferung neuer Arbeit abgezogen werden sollte. Eine derartige Lieferung scheint selten eingetreten zu sein; man weiß von einem Teppich, der 1725 übergeben wurde, mit der Darstellung des kürzlich verstorbenen englischen Feldherrn Marlborough. Wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, sah man in dem geforderten und gewährten Preise. Der Lieferant forderte 30 Thaler für die Quadratelle, die Akademie, um ihr Gutachten gefragt, schlug 16 vor, der König bewilligte 23.

Die auf diesem Teppich gewählte Darstellung scheint nicht die übliche gewesen zu sein. Vielmehr ist uns bekannt, daß bei anderen die Sage von der Psyche, die Geschichten von Helena

und dem Brand von Troja, Scenen aus Don Quixote und aus Molières Comödien, bei noch anderen Blumen und Fruchtstücke, Wälder nach Watteau gewählt waren. Daß alles dieses unberücksichtigt blieb, statt dessen eine geschichtliche Persönlichkeit genommen wurde, zeigt den nüchternen Sinn, der auch bei solchen Bestellungen den König leitete.

Die Unterstützungen, welche von Seiten des Königs diesem Kunstgewerbe gewährt wurden, waren, trotz der Zuwendung einiger tausend Thaler aus den Jahren 1733—1739, nicht vermögend, dasselbe zu erhalten. Chr. Vigne, der sich (1720) mit Barraband verbunden, nach dessen Tode die Hälfte seiner Pension erlangt und die Leitung des Geschäfts selbständig übernommen hatte, konnte trotz vieler Reisen, die er unternehmen ließ, trotz der Herbeiholung kunstfertiger Arbeiter aus fremden Ländern die Fabrik nicht stützen. Er äußerte daher den Plan, seine Fabrik von Berlin fortzuverlegen, und stellte den Antrag, der König möge jährlich eine bestimmte Summe zu Ankäufen aus seiner Fabrik verwenden. Zu diesem Antrage kamen später die weiteren, dem Fabrikanten eine Prämie für die nach auswärts verkauften Teppiche zu gewähren, die von dem Ausland eingebrachten dagegen mit einem hohen Einfuhrzoll zu belegen. Die Anträge wurden, obwohl sie der Politik des Königs entsprachen, nicht bewilligt; der Plan einfach dadurch gehindert, daß Vigne bei Strafe der Confiscation seiner Güter das Verlassen des Landes verboten wurde.

Durch solche Gewaltmaßregeln konnte man einer geschädigten Industrie nicht aufhelfen. Friedrich der Große sühnte auch in dieser Beziehung die Schuld seines Vaters. Wenigstens zeigte er den guten Willen zu helfen, obgleich die Hülfe zu spät kam. Er gewährte Unterstützungen, gab die Erlaubniß zu einer großen Lotterie, als deren Hauptgewinne Geld und Teppiche ausgesetzt wurden, forderte, freilich ohne sonderlichen Erfolg, die Provinzialregierungen energisch auf, die Lotterie zu unterstützen, und wies seine Gesandten an, für Verkauf der Teppiche thätig zu sein.

Neuntes Kapitel.

Sittlich-ökonomische Zustände.

Wenn auch bei den Grenzen, die diese Arbeit sich steckt, von einer Geschichte der Verwaltung und Verfassung abgesehen werden muß, weil in ihr nicht die Bürger, sondern königliche Beamte thätig waren, so muß doch der Versuch gemacht werden, Einzelnes aus dem Leben und Treiben dieser Städter zu erzählen, Helles und Dunkles aus den bürgerlichen Zuständen jener Tage aufzuzeigen.

Freilich läßt sich das Leben eines Bürgers jener Zeit aus den vorhandenen dürftigen Quellen kaum schildern; bei einem, der sich um Berlin sehr verdient gemacht hatte, soll der Versuch gewagt werden.

Stanislaus Rücker*) (geb. 17. Dec. 1649, gest. 14. April

*) Das Vermächtniß der Jünger Christi, bey der Nachfolge ihres Herrn: Leichenpredigt (bei der Beerdigung) Stanislaus Rücker's, Weiland Accisedirectors und Ratmanns dieser Königlichen Residentz, auch Deputirten bey hiesigem Armen-Wesen, gehalten von Mich. Roloff, Consistorial-Rath und Probst. Berlin bei Johann Grynaeus 1734 Fol. (G. L. St.) Leichenpredigten auf Berliner Bürger aus dem ersten halben Jahrhundert der hier behandelten Culturgeschichte gibt es freilich genug; die meisten aber sind weitschweifige Salbadereien, aus denen man selten mehr als Geburts- und Todesjahr des Gepriesenen entnehmen kann, höchstens noch mit einem Anhange von Gedichten, welche Anhänglichkeit und Talentlosigkeit der Bettelpoeten in gleichem Maße zum Ausdruck bringen. Die vorliegende unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie der eigentlichen Leichenpredigt eine vollkommene Biographie folgen läßt, welcher auch das Testament auszugsweise beigegeben ist.

1734) war zwar kein Berliner, brachte aber den größten Theil seines Lebens in Berlin zu. Er war in Niederschlesien geboren, erlernte ein Handwerk, mußte bei der Landarbeit helfen, wurde aber seinem friedlichen Berufe durch die Kaiserlichen entrissen, die ihn zum Soldaten preßten und zum Religionswechsel nöthigten. Nachdem er neun Jahre bei mannigfachen Nachstellungen und Unglücksfällen ausgehalten, wurde er frei. Nun verheirathete er sich, trotzdem er mittellos war, und kam, an Canitz empfohlen, mit einer Baarschaft von nur vier schlesischen Kreuzern als kurfürstlicher Lakai nach Berlin. Nach achtjähriger Dauer dieses Amtes wurde er Inspector der Porzellankammer und hatte sowohl in der ersten als in der zweiten Thätigkeit Gelegenheit, Handelsgeschäfte zu treiben. Durch diese Nebenbeschäftigung wurde er zum wohlhabenden Mann. „Im Geistlichen aber", bemerkt sein Biograph, „hatte er dabei an seiner Seele großen Schaden. Denn da sein Dichten und Trachten bloß aufs Irdische gerichtet war, erstarb allmälich das in seiner Seele aufgegangene Gute unvermerkt, wie es mit Menschen, die in Sorgen der Nahrung hingehn, ordentlich zu geschehen pflegt." Auch einzelne Vorgänge, die eine besondere Güte Gottes gegen ihn zu bezeugen schienen, rührten ihn nicht. In seiner Jugend, da er bei einem Brunnenmacher war, sollte er einen Stein aus einem Brunnen heraufziehen helfen, stieg aber, da es ihm zu schwer war, heraus; unmittelbar darauf glitt der Stein aus und zerquetschte den Meister. Als er von Glogau nach Berlin zu Wasser reiste, stieg er, da er merkte, das Schiff sei zu schwer beladen, mitten auf der Fahrt aus, eine Viertelstunde später trieb das Schiff auf einen Stamm und ging zu Grunde. Erst in seinem Mannesalter 1684 wurden ihm, wie sein Lebensschilderer sagt, von Gott aufs Neue die Augen geöffnet. Unter Friedrich I. wurde er Rathmann von Berlin, Deputirter beim Armenwesen, seit 1698 Accisedirector. Eben durch seine den Armen gewidmete Thätigkeit kam er in nähere Berührung mit den Predigern, welche sich ihrerseits der Armen annahmen, mit Spener, Schade,

Aßmann. Durch diese wurde seine Frömmigkeit und sein gottseliges Leben verstärkt. Nachdem er Wittwer geworden war (1706), blieb er ledig, gab alle seine Stellen auf und widmete Zeit und Geld ausschließlich wohlthätigen und frommen Zwecken. Er unterstützte unterdrückte Protestanten, ließ Arndt's Christenthum und Paradiesgärtlein, Predigten und Catechismen nachdrucken. Er reiste selbst nach Schlesien, um die Bücher unter Gläubigen und Solchen, die er für seine Ueberzeugung gewinnen wollte, zu vertheilen. In dieser seiner Thätigkeit hatte er manche Widerwärtigkeiten zu bestehen: die Bibel ließ man gelten, aber die Predigten suchte man zu verdächtigen, ja man bedrohte ihn mit Gefangenschaft. Dennoch setzte er, in seinen Fährlichkeiten wunderbar beschützt, seine Arbeit fort, unterstützt durch Wiedemann in Schweidnitz, Morgenweg in Hamburg. Von dem Umfang seiner Thätigkeit erlangt man einen Begriff, wenn man erfährt, daß eine seiner Ausgaben von Arndt's „Wahrem Christenthum" 9000 Exemplare stark war, und daß er im Laufe von 15 Jahren 400,000 kleine Tractate auf seine Kosten drucken und vertheilen ließ. Auch sonst übte er eine große Wohlthätigkeit aus. Er begründete zwei Armenschulen, die eine vor dem Leipziger Thor an der Ecke der Lindenstraße, die andere vor dem Königsthor an der Landsbergerstraße, bezahlte die Häuser, in denen die Anstalten untergebracht waren und machte Stiftungen, aus denen die Schulbücher für die Kinder angeschafft werden sollten. Eine andere Stiftung, die dazu bestimmt war, 184 Bäder für die Armen zu bezahlen, machte er für Freienwalde. Derartige Sorge war um so rühmlicher, als der Wohlthäter selbst lange kränklich war. Wegen „innerlicher Hitze" konnte er 32 Jahre lang in keinem Bette liegen und ebenso lange mußte er während des Tages „ein geschlagen Blei auf seinem Rücken tragen, welches ihn einigermaßen gekühlet hat". Daß ein solcher Mann bei seinem Tode von Freunden, Verwandten und Allen, die seine Wohlthaten genossen hatten, beklagt und gepriesen wurde, war natürlich; hätten nur die

Trauernden unterlassen, ihren Schmerz in schlechten Gedichten auszudrücken. Unter diesen poetischen Leidtragenden begegnen gar keine bekannten Namen; nur zwei Enkel, Joh. Carl und Christ. Gottlieb Spener, Söhne eines Apothekers, von denen aber nicht gewiß ist, ob sie Verwandte des berühmten Theologen sind. Die meisten der Klagegedichte haben es mit den Schulen zu thun. Leider tragen auch sie den gegenstandslosen Charakter an sich, welcher die Poesie jener Tage überhaupt kennzeichnet; sie enthalten nämlich nur allgemeine Lobreden auf die Schulen und deren Begründer, ohne irgendwie ins Einzelne zu gehen, sie geben weder ein Bild der Einrichtung derselben noch eine Charakteristik des Wohlthäters. Es sind zumeist nichtssagende Verse, wie etwa die folgenden, die als Durchschnitt für die zahlreichen übrigen gelten mögen:

Die Schule, die Du aufgerichtet,
In jener schönen Friedrichs-Stadt,
Wo man die Jugend unterrichtet,
Die auch von Dir den Nahmen hat,
Die zeiget nebst der andern an
Wie liebreich Du gesinnt gewesen,
Und was die Liebe würken kann,
Wenn man sich die zum Zweck erlesen,
O! möchten wir viel Rückers haben,
Wie würden sich die Armen laben.

Rücker war eine schlichte Persönlichkeit. Nicht er und Seinesgleichen waren geeignet, die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen. Diese neigte sich vielmehr dem Glänzenden zu und folgte damit wie so oft der Neigung ihres Herrschers. Unter Friedrich Wilhelm I., da Berlin sich mit Soldaten füllte, erwachte das Interesse der Bewohner für diesen Stand, mochten auch dessen Angehörige zumeist Fremde sein. Der sächsische Feldmarschall Graf von Flemming*) oder einer seiner Getreuen übertreibt freilich etwas, wenn er es so darstellt, daß der Soldat

*) G. Schmoller, Eine Schilderung Berlins aus dem Jahre 1723, in Forschungen zur brand.-preuß. Gesch. IV (1891), S. 213ff.

im Mittelpunkt des Interesses stehe, daß die Gelehrten, Pfarrer, Bürger, Damen nur von militärischen Dingen reden, daß die Stadt nicht sowohl einer Residenz als einem Grenzplatze gleiche, wo die Masse der Bewohner aus Soldaten bestehe und der Rest, Männer wie Frauen, nur zur Bedienung der Soldaten da sei. Immerhin constatirt er eine sehr fühlbare Veränderung in Anschauung und Benehmen der Residenzbewohner.

Auch an Zeitvertreib fehlte es den Bewohnern nicht trotz übertriebener Sonntagsheiligung, trotz des mangelnden Theaters und trotz des Verbotes mancher Zerstreuungen, wie des Scheiben- und Vogelschießens, die als „üppiges und liederliches Wesen“ verpönt waren. Auch in dieser Richtung kam das Beispiel von oben. So wenig auch die herrschende Strenge und Willkür die reine Freude am Leben aufkommen ließ, so wurden doch einzelne Vergnügungen officiell geboten. Dazu gehörten Corso- und Schlittenfahrten. Zu jenen wurden alle die aufgeboten, die eigene Kutschen besaßen. Sie hatten die Verpflichtung, an schönen Sommersonntagen, nach beendigtem Gottesdienst, eine Promenade in der Nähe des königlichen Schlosses, unter den Linden, in der Dorotheen- und Friedrichstadt zu machen, und fanden sich so zahlreich ein, daß an manchem Sonn- und Feiertage 200 Carossen wie in einer geschlossenen Reihe hinter einander fuhren. Vielleicht hing damit die Einrichtung von Fiakern oder Miethkutschen zusammen, zunächst 15, die seit 1739 sich an bestimmten Plätzen der Stadt aufzustellen hatten. Auch Schlittenfahrten der Hofgesellschaft wurden, namentlich im Januar 1739, unter „unglaublichem Zulauf des Volkes“ mit großer Pracht veranstaltet. Minister, Generäle, ja Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses betheiligten sich an diesen Vergnügungen, so daß die Zahl der Schlitten 100 überstieg. Auch diese Fahrten blieben ausschließlich auf das Innere der Stadt, auf die Nähe des Schlosses beschränkt und endeten meist auf dem Paradeplatz (Lustgarten). „Jeder Zuschauer mußte“, meint ein Zeitgenosse, „bei diesem zu Berlin noch niemalen gesehenen kost-

baren Gepränge die Schönheit und Ordnung zugleich bewundern."

Solche Prachtentfaltung gehörte zu den Ausnahmen; sonst galt als Regel, jedes Uebermaß im Genusse und in Geldausgaben zu verbieten. Kleiderverordnungen traten der starken Verwendung kostbarer Stoffe entgegen, andere Verfügungen bestimmten Zahl und Kosten der bei Gastmählern zu reichenden Speisen und Getränke, in der Absicht, jeder Völlerei entgegenzuarbeiten. Einen gleichen Zweck verfolgte ein Traueredict, das zuerst 1716 erlassen, 1720 erneuert wurde.*) In diesem wurde Zeit und Art der Trauer für viele einzelne Fälle bestimmt. So durften Eltern für Kinder unter zwölf Jahren überhaupt keine Trauer anlegen, für ältere drei Monate lang; Frauen mußten ihre Männer ein Jahr, Männer ihre Frauen sechs Monate betrauern. Verwandte, Verschwägerte, Freunde, außer Eltern und Geschwistern, Schwiegereltern, Großeltern, Erblassern durften nur 30 Tage betrauert werden. Nur bei dem Todesfall von Eltern und den sonstigen nächsten Verwandten durfte man seine Carossen drapiren, seine Zimmer mit Schwarz behängen und den Bedienten Trauerlivrée anthun. Auch für sich wollte der König keine Ausnahme gemacht wissen: In der Verfügung, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte, bestimmte er, daß seine Diener keine neuen Trauerröcke, sondern nur Flor an ihren Hüten tragen sollten.

Nicht Vergnügungen, sondern eine emsige Arbeit, die große Anstrengungen verursachte und kärglichen Lohn gewährte, erfüllte die Tage der Stadtbewohner. Gewiß gab es auch Unfleißige oder Scheinfleißige, d. h. solche, die den lieben langen Tag faullenzten, nur dann zur Arbeit griffen, wenn der Alles inspicirende König gerade vorbeikam, und für diesen zur Schau getragenen Fleiß reichere Früchte ernteten als die wirklichen

*) Faßmann II, 776–780, vgl. König I, 275. — Traueredict F. II, 562 ff.

Arbeiter, — aber dies waren Ausnahmen. Das Handwerk hatte keinen goldenen Boden, doch nährte es seinen Mann. Ein paar urkundliche Notizen*) über die Bäcker mögen hier statt einer allgemeinen Darstellung folgen, für die eine rechte Beglaubigung nicht gewonnen werden könnte.

Eine frühere Bäckertaxe war im Jahre 1709 erlassen. Gegen sie waren „sowohl von den Regimentern als von den übrigen Einwohnern“ — man erkennt auch hierin das Vorwiegen des Militärs — Klagen eingelaufen: das Brod galt als nicht vollwichtig und nicht genugsam ausgebacken. Daher wurde nun (1721) festgesetzt, daß aus einem Scheffel Weizenmehl 60 Pfund fein ausgebackene Semmeln; aus einem Scheffel Roggenmehl 77 Pfund feines und gut hausbackenes Brod hergestellt werden; das etwa sonst Gewonnene — verblieb den Bäckern zu ihrer Subsistenz. Ein Scheffel Weizen kostete 1 Thlr. 11 Gr., mit Accise und sonstigen Abgaben, die 15 Gr. 4 Pf. ausmachten: 2 Thlr. 2 Gr. 4 Pf.; davon mußte für je 2 Pf. eine Semmel von 6 Loth und $1^1/_2$ Quentchen geliefert werden. Für den Scheffel Roggen wurden 1 Thlr. 7 Gr., sammt den 9 Gr. 4 Pf. betragenden Acciseabgaben 1 Thlr. 16 Gr. bezahlt; davon sollten für 3 Pf. 14 Loth Scharrenbrod, für 6 Pf. 1 Pfund hausbackenes Brod geliefert werden. Bei scharf ausgebackenem Brod war den Bäckern erlaubt, das Brod ein Loth leichter zu machen; doch sollten sie daraus keine Gewohnheit herleiten bei Strafe der Confiscation des Gebäcks und des Verlustes des Privilegiums. Auf jedes Brod sollten soviel Gruben eingedrückt werden, wie es Groschen werth war. — Es mag gleich erwähnt werden, daß 1744 gestattet wurde, neben Weizen- und Roggen- auch

*) G. St. A. Tit. CXV sect. O.[2], Bäcker, Nr. 1, die Zusätze von 1744 nur handschr.; gedruckt: „Anderweitige revidirte Becker Ordnung Wie auch Semmel- und Brodt-Calculation, Wornach in hiesigen Residentzien hinkünftig die Semmel und das Brodt gebacken, auch in denen andern Chur- und Marck-Brandenb. Städten nach proportion der steig- und fallenden Ungeldern eingerichtet und reguliret werden soll. Anno MDCCXXI. Berlin. Gedruckt bei Joh. Lorentz 1721.“

Gerstenbrod zu backen, ferner, daß die Scharren-Accise vom Wispel Roggen von 1 Thlr. 12 Gr. auf die Hälfte, also auf 18 Gr. herabgesetzt wurde. Die Verhältnißzahlen der damaligen Bäckerordnung sind etwas andere als die der Ordnung von 1722: die Preise des Getreides und der Gebühren waren geringer; daher das Gewicht des zu liefernden Gebäckes bei gleichen Preisen größer: der Scheffel Weizen 1 Thlr. 3 Gr., Gebühren 14 Gr. 6 Pf., für 2 Pf.: Semmel von 7 Loth und 2 Quentchen; Roggen 23 Gr., Gebühren, 7 Gr. 3 Pf., für 3 Pf.: 19 Loth Feinbrod, für 6 Pf.: 1 Pfund 11 Loth 1 Quentchen Hausbackenbrod.

Auch die Handels- und Fabrikthätigkeit Berlins hatte unter Friedrich Wilhelm keine glänzenden Zeiten.*) Die Kaufleute zerfielen in zwei Hauptgilden: die der Tuch- und Seidenhandlung, hervorgegangen aus den alten Gewandschneidern, die seit 1540 Privilegien aufzuweisen hatten; die der Materialien-Handlung, erwachsen aus der alten Krämergilde, deren erstes Privilegium 1600 datirt. Erst der große Kurfürst ertheilte Nichtgilde-Mitgliedern Privilegien und Concessionen, mit den früher den Gilden reservirten Waaren Handel zu treiben; allmälig suchten auch die Privilegirten Einlaß in die Gilde (1730 waren von 101 Principalen der Materialisten 85 Gilde-Mitglieder). Die Tuch- und Seidenhandlungs-Gilde nahm seit 1683 die zahlreich eingewanderten Franzosen auf. Die Privilegien beider Gilden wurden 1715 und 1716 bestätigt. In ihnen waren die Bedingungen zur Aufnahme: Gelder, Zeugnisse festgesetzt, wobei die Franzosen stark bevorzugt, die Juden ausgeschlossen waren. Den außerhalb der Gilde Concessionirten konnte das landesherrlich gewährte Privilegium nicht entzogen werden; doch wurde

*) Für das Folgende: Beiträge zur Geschichte des Berliner Handels und Gewerbfleißes aus der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. — Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Corporation der Berliner Kaufmannschaft am 2. März 1870. — Berlin o. J. — Ferner Notizen aus König und Nicolai.

bestimmt, daß die künftigen Handelsbeflissenen den Zutritt zur Gilde suchen mußten. Den Gildemitgliedern war Handelsgesellschaft mit Fremden und Ausländischen, Hausiren und Hausirenlassen verboten. Jede Gilde wurde von jährlich alternirenden, durch Wahl ernannten, regierenden Gildemeistern geleitet. Das Handelsgebiet wurde möglichst genau bestimmt. Die Materialisten durften handeln „mit allerhand Materialien, Specereien, Confitüren, Zucker, Branntweinen, Oelen, Salben, Pflastern, Papier, Fettwaaren, Fischen, Wachs, Honig, Zinn, Blei, Stahl, Eisen, Blech, Leder, Wolle". Durch solchen Umfang der ihnen gewährten Handelsobjecte berührten sich die Materialisten sehr nahe mit den außerhalb der Gilde stehenden Apothekern, Conditoren, Hökern, Italienern. Letztere durften aus der Fremde stammende Victualien feilbieten, die man auch jetzt häufig unter „Italienerwaaren" versteht; die Höker hatten den Detailhandel in Victualien und Obst, aber weder in Läden noch im Herumziehen, sondern nur auf dem Markt. Auf den Märkten 3 bis höchstens 14 Tage lang durften auch fremde Handelsleute feilhalten; nur auf den Märkten, Mittwoch und Sonnabend, aber nur auf diesen, durften Handwerker verkaufen, selbstredend ausschließlich die von ihnen verfertigten Waaren. Hamburger, Holländer, thüringische, pommersche Schiffer durften keinen Handel treiben. Die Tuch- und Seidenhändler kauften und verkauften Stoffe jeder Art, soweit sie nicht den Materialisten ins Gehege kamen.

Die Handwerker schlossen sich so zahlreich in Innungen zusammen, daß es 1718 in Berlin 83 gab; 35 davon waren so zahlreich, daß sie in der noch zu erwähnenden Feuerordnung 1727 besondere Mannschaften zur Bedienung der Spritzen zu stellen hatten. Die Innungsstatuten wurden 1735 wegen eingerissener Mißbräuche revidirt. Nur ganz schüchtern wurde wohl der Gedanke ausgesprochen, Innungen und Gilden aufzuheben und den Handel freizugeben, solche Gedanken aber nicht zu Thaten umgesetzt.

Das Abschließungssystem und die Monopolisirungssucht, die in den bemerkten Zuständen bereits zu Tage trat, herrschte durchaus. Als Hauptgrundsatz für die Handelspolitik, die vornehmlich für Berlin verhängnißvoll werden mußte, galt, inländische Fabrikate zu beschützen, ausländische zu verbannen. Daß Geld aus dem Lande flösse, war die beständige Angst, die dann jeden Unternehmungsgeist lähmte.

Diesem Streben verdankte das Berliner Lagerhaus seine Entstehung. Es wurde auf Befehl des Königs unter Leitung des Etatministers von Kraut errichtet. Dort wurden von Arbeitern der französischen Colonie, von Wollenwebern, die von Holland und anderwärts verschrieben waren, Futterstoffe und feine Tuche verfertigt, welche die Armee entnehmen mußte. 1716 war die ganze Armee aus dem Lagerhaus bekleidet. Als Resultat stellte sich heraus, daß Kraut in drei Jahren 50,000 Thaler zugesetzt hatte. Um dem Betroffenen zu Hülfe zu kommen, wurde ein Capital von 100,000 Thalern, dem ein gleiches von der kurmärkischen Landschaft zugefügt wurde, durch den König garantirt, der Gewinn unter die beiden Capitalsspender vertheilt. (An Kraut's Stelle trat nach seinem Tode 1723 das große Potsdamer Waisenhaus.) Um die zur Fabrikation nöthige Wolle im Lande zu behalten, wurde ihr Export mit einer außerordentlich hohen Steuer belegt, dann ebenso wie der der Baumwolle einfach verboten. In einer 1731 zu Berlin erschienenen Sammlung von Bestimmungen über Wolle und Wollmanufactur wurde ein Jude auf einem mit Wolle beladenen Wagen abgebildet, der vor einem Zollhause stand. Aus seinem Munde hingen die Worte: „Ich habe Landwolle". Ein Zollbedienter antwortet ihm: „Wo Du sie außer Lande bringst, so ist die Waare, Pferd und Wagen verloren, Du mußt überdem von jedem Pfund 1 Thlr. Strafe geben und mußt zeitlebens zum Karren nach der Festung spazieren." Im Jahre 1738 hatte das Lagerhaus 4730 Arbeiter, trotzdem war die Arbeit so groß, daß Tausende von Tüchern aus Brandenburg und Ruppin ge-

liefert wurden. Dagegen decretirte der König: „Das ist eben was nicht recht ist, diese 3236 Stück sollen sie auch in Berlin machen laßen: so wird das Klagen über Brod-Mangel aufhören, denn das Lagerhaus ist deswegen, daß es Berlin mit unterhalten soll.“

Mochte das Lagerhaus auch diese Aufgabe theilweise erfüllen, so hinderte es die Privatunternehmungslust, die schon durch die Exportverbote wesentlich beschränkt war. Trotz letzterer kam es damals zu einer Handelsverbindung mit Rußland, die freilich nicht sehr langlebig war. Auch einzelne Fabriken wurden zu jener Zeit in Berlin errichtet, freilich nur eine geringe Vorbereitung für die später entfaltete großartige Thätigkeit. Dies gilt namentlich für die Seidencultur. Auch einige Gewehrfabriken, Gold- und Silbermanufacturen waren von geringer Bedeutung.

Jener Zeit gehört auch der erste Versuch einer Börseneinrichtung in Berlin an, der, weil völlig unbeachtet, kurz geschildert werden mag.*) Die Berliner Kaufmannschaft, „sämmtliche deutsche und französische combinirten Kaufmannsgilden allhier“, besonders die Krämer- und Materialistengilde einer- und die Tuch- und Seidenhändlergilde andererseits wünschten „zur Bequemlichkeit ihres Handels“ die Errichtung einer Börse. Zu diesem Zwecke wurde ihnen die „Grotte“ im ehemaligen Lustgarten (die sogenannte „alte Börse“) eingeräumt, die 1737 dem Sergeanten Perl vom Kleistischen Regiment zur Errichtung einer Tapisserie-Fabrik überlassen, von ihm aber bald aufgegeben worden war; zur nothwendigen Reparatur wurden 430 Thaler angewiesen, nicht 556 Thlr. 6 Gr., wie der Baumeister Titus Favre zur nothwendigen Verschönerung beantragt hatte. Nach Vollendung der Reparaturen wurde die Kaufmannschaft durch den Accisedirector Klinggräff feierlich introducirt (17. Dec. 1738), die von ihr (19. Dec. 1738) eingereichte Börsenordnung erst

*) G. St. A. Tit CXV. Stadt Berlin Sect. e Nr. 1. Vgl. Z. f. G. d. Juden in Dtschld. IV, 283 ff.

25. Febr. 1739 bestätigt, nachdem die kurmärkische Kammer, begierig einzelne auswärtige Einrichtungen kennen zu lernen, wenige Aenderungsvorschläge gemacht hatte. Die wesentlichen Bestimmungen dieser Börsenordnung waren folgende: Zu Börsenzwecken sollten aus der Kaufmannschaft noch zwei Aelteste gewählt werden, die Kenntnisse von Wechseln und Geldgeschäften besäßen. Die Hauptversammlung wurde auf die beiden Posttage Dienstag und Sonnabend 11—12 festgesetzt, „nach Befinden auch länger", doch sollte die Börse auch an anderen Tagen allen Kaufleuten, außer den Juden, offenstehen, besonders wenn eingelaufene Edicte des Königs und andere wichtige Sachen Veranlassung zur Besprechung gaben. Ein Makler sollte zur Probe ohne festes Gehalt angenommen werden, in der Voraussetzung späterer Anstellung mehrerer: bei Wechseln und dem Umsatz von Geldern habe er sich mit der üblichen Courtage zu begnügen. Auf einem schwarzen Brett sollten Schiffer, sächsische und böhmische Fuhrleute Zeit ihrer Ankunft und Abfahrt mittheilen. Als Börsenbesucher waren immer nur ordentliche Kaufleute gedacht; Hausiren war strengstens verboten. Für mancherlei Ungebühr wurden Strafen festgesetzt, die von den Aeltesten zu erheben waren. Die richterliche Competenz dieser Aeltesten ging indessen nicht so weit, daß nicht die Parteien das Recht hatten, ihre Streitigkeiten vor das ordentliche Forum zu bringen. Diese Börsenordnung behielt im Wesentlichen bis 1791 ihre Gültigkeit. Nur übten gelegentlich die veränderten Verhältnisse und Anschauungen ihren Einfluß aus. Namentlich gewannen die Juden, die schon nach einer von der kurmärkischen Kammer vorgenommenen Aenderung einen besonderen Makler zu bestellen hatten, in den folgenden Jahrzehnten an der Börse, die ihnen von den christlichen Gilden hatte verschlossen werden sollen, eine hervorragende Stellung.

Zur Erkenntniß der Sittenzustände einer Epoche ist es nothwendig, die damals begangenen Verbrechen und die Art ihrer

Bestrafung kennen zu lernen. Damals (1719) erregte die That und das Geschick der Schloßdiebe Runk und Stief besonderes Aufsehen.*) Die beiden Verbrecher — der erstere war Castellan, der letztere Hofschlosser — hatten in verwegener Weise die königliche Chatoulle, die Möbleskammern, das Medaillencabinet bestohlen. Der Diebstahl war dadurch entdeckt worden, daß die gestohlenen Medaillen dem Vorsteher des Cabinets zum Kauf angeboten wurden. Stief, als Verkäufer angehalten, leugnete mit großer Hartnäckigkeit; Runk, bisher von jedem Verdachte frei, wurde, da er seinem Spießgesellen helfen wollte, verrathen, beide ihres Verbrechens überführt und zum Tode verurtheilt.

Die ihnen gewidmeten Schriften erzählen namentlich die grausige Execution und sind bei allem frommen Schauder vor den Maleficanten nicht frei von der Tendenz, dieselben in gewisser Weise zu Heroen zu stempeln oder zum Mindesten das Mitleid der Leser zu erregen. Diesem Zwecke dienen die den Schriften beigegebenen Bilder. Es sind theils gut ausgeführte

*) Acten-mäßige Relation Von Denen beyden Schloß-Dieben zu Berlin Valentin Runcken, ehemahligen Castellan Und Daniel Stieffen, gewesenen Hoff-Schlösser, Auch derer von ihnen auf dem Königl. Schlosse zu Berlin, in denen Gemächern und Schatz-Kammer begangenen Diebstählen wunderbahren Entdeckung, und geführten Inquisitions-Process, auch Bekäntniß und Bestraffung derer Delinquenten, Aus denen weitläufftigen Actis, wie solche von Tage zu Tage ergangen, mit allen zur Sache dienenden Umständen extrahiret, auch mit einigen Notatis Juridicis illustriret, Und Auf Sr. Königl. Majestät in Preussen allergnädigsten special Befehl herausgegeben, Nebst denen von dieser Sachen edirten Theologischen Schrifften gehaltenen Chavot-Reden, und einigen saubern Kupffer-Stichen, so wohl derer Maleficanten Bildnisse, als auch ihrer Ausführung und Execution. Mit allergnädigsten Privilegio. Berlin zu finden bey Joh. Andreas Rüdigern, 1719. 124 S. — Die in diesem langen Titel erwähnten theologischen Schriften sind unter besonderen Titeln erschienen; die eine: „Die erwiesene Göttliche Zorn-Macht . . . von Andreas Schmid, Prediger zu St. Nicolai. 220 SS."; die andere: „Wahrhafter Theologischer Bericht . . . Von der Bekehrung und Ende des . . . Runcks . . . von dem reformirten Ministerium der Parochial und Domkirche." 52 SS. (G. L. St.)

Porträts der Genannten, theils Darstellungen, wie Runk vor dem Schlosse mit glühenden Zangen gekneipt, wie der eine aufs Rad geflochten, der andere auf den Galgen gezogen wird: die Frauen stehen dabei, die eine das Gesicht unbedeckt, die Hände ringend; die andere mit dem Tuch vor den Augen. Die Art der Execution war eine ganz fürchterliche und die Ruhe, mit welcher der Prediger sie beschreibt, hat etwas Unheimliches. Die Verbrecher werden bis auf die Hüften entkleidet, auf einen Wagen gesetzt und mit beiden Händen festgebunden; vor ihnen steht „ein eiserner großer Napf voll glühender Kohlen, davor ein Knabe saß und mit einem Blasebalg die Gluth unterhielt"; drei Knechte des Nachrichters gehen um den Wagen. Das erste Kneipen geschieht an der Hausvoigtei, der Prediger sieht es nicht, „die Menschen aber, die jenseits des Wassers aus den Fenstern und aufgenommenen Dächern sahen, schlugen auf ihre Brust und bezeugten damit, daß ihnen noch daselbst was menschliches säße"; das zweite vor dem Schloß im Angesicht der Schatzkammer, das dritte vor dem Spandauer Thor an dem Eckhause „goldener Stern". Die Prediger verlangen nun, daß wenigstens der Leib bedeckt wird, die Nachrichter aber schlagen es ab.

Noch grausiger war die eigentliche Hinrichtung. Das Opfer wurde, nachdem ihm ein langer Strick um den Hals gelegt worden, auf das Rad gebunden; in diesem Momente scheint der Tod eingetreten zu sein; trotzdem „empfing er durch das Rad seine Stöße, den ersten am rechten Fuß, den andern am linken Arm, den dritten am linken Fuß und den vierten am rechten Arm". Darauf fährt der Prediger fort: „Ob diese Methode und Ordnung unter solchen Executionen nothwendig alle Zeit müsse behalten werden, da man sonst vermeinte, sie könntens näher getroffen und das ihnen committirte Garaus gemachet haben, ist unsere wenigste Sorge gewesen uns zu erkundigen." Bei der Execution selbst mußten die Frauen zugegen sein. „Da sie sich", ich bediene mich wiederum der Worte des theologischen Erzählers, „unter dem Volke von des Schlössers

Execution abseits nur ein wenig verlaufen hatten, mußten sie doch zu der andern, da sie in den Augen der Aufseher gemisset wurden, herbeigezogen werden." Sie fielen dem Prediger zu Füßen, der sie mit seinem Mantel bedeckt, um sie dem entsetzlichen Anblick zu entziehen.

Statt solche Unsitten, solche durch nichts gerechtfertigte ausgeklügelte Grausamkeiten zu rügen, wie es des Predigers Amt erfordert hätte, gefällt sich der Geistliche daran, die fromme Gesinnung und Standhaftigkeit der Delinquenten hervorzuheben. Er theilt mit, daß dieselben auf dem ganzen Wege Frommes geredet und geistliche Lieder gesungen, auf jede fromme Ansprache eine noch frommere Antwort gehabt hätten. Für ihn verschwindet der Verbrecher, der nur der irdischen Gerechtigkeit seinen Tribut zahlt, und verwandelt sich gewissermaßen in einen Märtyrer; durch die Bekehrung des verstockten Sünders feiert die Religion einen herrlichen Triumph.

Sechs Jahre später hatte Berlin ein ähnliches Schauspiel, das durch sein Grauen die Neugierde der Schaulustigen kitzelte und die Prediger zu gottseligen Betrachtungen reizte. Die vier Verbrecher*), die am 21. Februar 1725 ihr Leben lassen mußten, gehörten einer Bettlerbande an, die nicht in Berlin selbst, sondern in den der Hauptstadt nahegelegenen Dörfern ihr Wesen trieb. Sie begnügten sich meist mit Betteln, nur gelegentlich raubten und plünderten sie, um ihr Geschäft nahrhafter zu

*) Das Ueber vier Malefitz-Personen ergangene Justitz-Rad, als über I Leopold Fixeln II Christoph Kranichfelden III Abraham Hoffmann und IV Anna Sophie Wandin. Die alle viere Allhier vor Berlin Anno 1725 d. 21. Febr. damit vom Leben zum Tode gebracht worden, Ist mit Historischer Beschreibung ihrer an der Damm-Mühle bey Quielitz verübten Frevel-That, aus den Acten des Königlichen Preußischen Hoff-Gerichts allhier auf allergnädigsten Order Ihro Majestät zur Warnung der frechen Welt, in Kupffern und Drucke abgebildet Von Andreas Schmid, Prediger zu St. Nicolai in Berlin. Berlin, zu finden bey Johann Andreas Rüdigern, privil. Buchhändler, 128 SS. (Zum Schluß ein Register.)

machen. Die Mühle bei Quielitz wurde ihnen als geeignetes Object für ihre Thätigkeit von einem Juden angegeben, die That selbst von einer Zigeunerbande unterstützt. Wie die meisten Verbrecher trauten sie nicht ihrer Kraft allein, sondern hofften auf Unterstützung von Zaubermitteln, an welche sie glaubten. Bevor sie gegen die Mühle losgingen, „holten sie eine ungeborene Kinderhand aus ihrem Räubergeräthe heraus, zünden sie an, die aber keine Probe nach Wunsch machen und brennen wollte, sondern mit dem, daß sie geschwinde verloschen, denen Zauberern kein Zeichen vom gehofften und gewünschten Schlafe der Mühlenbewohner machete". Trotz dieses schlimmen Anzeichens brachen sie in die Mühle ein, knebelten und schlugen nieder, was ihnen in den Weg kam, raubten und plünderten. Ein Müllersknecht, der entlaufen war, gab die erste Kunde von dem Verbrechen; auf seine Andeutungen hin wurde die Bande, die sich in den Krug von M. gerettet hatte, ergriffen. Am 14. November 1724 wurden sie nach Berlin gebracht und alsbald verhört. Zuerst leugneten alle; selbst die Daumschrauben vermochten nichts; erst bei den spanischen Stiefeln wünschte Fixel losgelassen zu werden und räumte Alles ein. Die Anderen waren weniger leicht zum Geständniß zu bringen: Hoffmann, vielseitig in seinem Gewerbe, er nannte sich gelegentlich: Schieferdecker, Haarschneider, Strumpfhändler, Pferdearzt, Bergmann, war auch vielseitig in seinen Ausreden; Kranichfeld blieb bis unmittelbar vor der Execution standhaft im Lügen; die Wanckin — auch Fixelin genannt, weil sie als Genossin des Erstgenannten in der Bande gilt — fügte zu ihrem Leugnen noch den Hohn. Als sie nach ihren Verbrechen und Unsittlichkeiten gefragt wurde, unterbrach sie den Examinirenden mit der Gegenfrage, „ob sie sich auf Universitäten auch wohl richtig gehalten hätten"; mit dem protestantischen Prediger wollte sie, als Katholikin, trotzdem sie in ihrer Jugend Lutheranerin gewesen, nichts zu thun haben, wies ihn „an seine armen lutherischen Sünder"; er möge suchen, „dieselben nur zu rechte zu bringen". Den Verbrechern half

ihr Leugnen nichts, die Ergriffenen wurden verurtheilt, „mit dem Rade durch Zerstoßung ihrer Gliedmaßen von oben herab vom Leben zum Tode gerichtet zu werden; ihre Körper sollten nach verrichteter Execution darauf geflochten werden.“ Mit den vier Opfern war übrigens nicht die ganze Bande unschädlich gemacht, nicht einmal der Anführer, ein abgesetzter lutherischer Pfaffe, der, sobald ein Weib zur Bande kam, ihr mit dem Worte: Oremus entgegenkam und mit ihr in einen Winkel ging; auch nicht der Literat, Monsieur Ludwig, der den Gesellen die Brandbriefe schrieb. Nachdem das Urtheil vom Könige bestätigt war (14. Januar 1725), trat der Geistliche, A. Schmid, der schon der Tröster und Geschichtschreiber der früher genannten Verbrecher gewesen, in seine Thätigkeit, um die Genannten zum Tode vorzubereiten. In seinen theologischen Unterredungen hatte er ebenso geringes Glück, wie die Richter in ihren Inquisitionen; bei seinen Bußermahnungen und den darauf erfolgten Bußversicherungen, die er mittheilt, bemerkt er aufrichtig genug: „Die Antwort ist wohl meist meine Antwort.“ Nur an Fixel hatte der Prediger seine Hauptfreude; der war ein rechter Heuchler geworden, redete dem Prediger nach dem Munde, wünschte sich mit seinen Genossen zu versöhnen, die aber nichts von ihm wissen wollten, und sprach salbungsvoll zu dem Frankfurter Scharfrichter Stoff (der Berliner war einige Tage vorher gestorben), „er möge sein Urtheil an ihm getrost und väterlich thun, er solle an ihm nichts anderes thun, als seiner Seele aus dem sündlichen Leben förderlich zum Himmel sein.“

Der Prediger, der uns von allen diesen Einzelheiten Kunde gibt, theilt auch seine „Echafaut-Rede“ mit und gibt zum Schlusse ein langes, aus 24 Strophen bestehendes Gedicht. Aus demselben mögen nur die vier Strophen mitgetheilt werden, in denen eine Charakteristik der Verurtheilten versucht wird. Zum Verständniß derselben sei nur bemerkt, daß Fixel und Fixelin „nach umgesetzter Schrift“, d. h. nach Versetzung der Buchstaben

gedeutet werden, also Fixel = felix, glücklich; Fixelin = infelix. Die Strophen lauten:

Will jemand näher gehn und davon Ursach haben
Warum dies unbeglückt und jener heißt beglückt?
Sieh, wie ein jedes sich zum Tode angeschickt,
Und wie sie unter uns den Lebensgeist aufgaben.

Das unbeglückte Weib hielt nichts von wahrer Buße,
Blieb frech und wollte nicht verändern ihren Sinn;
Allein beglückter Mann, du wurffest alles hin
Und unterwurffest dich zu deines Gottes Fuße . . .

Ein Kranich in dem Feld ist klüger als ein Sünder,
Der Kranichfeld benahmt; da jener wacht und steht,
Liegt dieser hingestreckt vom Rausche umgeweht,
Wie seines gleichen thun der finstren Höllen Kinder . . .

Der Hoffmann war ein Mensch von ungeschickten Wesen,
Sprach seinem Pater kaum Maria ave nach.
Ich hörte ihm einst zu, daß mir das Herze brach
Indem er nicht ein Wort noch Buchstab konnte lesen.

Auch in der späteren Zeit fehlte es nicht an ähnlichen Verbrechen und darauf folgenden Executionen. Eine derselben wurde von Daniel Schönemann besungen. Es handelte sich um den Materialisten Hakoy, der in der Weihnachtszeit 1735 mit Frau und Kind durch Schwager und Schwägerin ermordet wurde. Die Mörder, welche zuerst durch Wehklagen und Thränen Unschuld geheuchelt hatten, wurden durch ihr zehnjähriges Kind verrathen und zum Tode durchs Rad, nach vorhergehendem Kneifen mit glühenden Zangen, verurtheilt. Schönemann machte auf den Vorgang ein Gedicht und widmete den unglücklichen Opfern folgende Grabschrift:

Steh Wanderer, stehe still, bei diesen dreien Steinen.
Mit Recht magst du hier Blut, statt aller Thränen weinen.
Da man zum Weihnachtsfest, die Zubereitung macht,
Hat eine kühne Hand uns plötzlich umgebracht.
Doch ob uns gleich allhier der heil'ge Christ entgehet,
Genug, daß unser Geist jezt ewig für ihm stehet

Nun feiern wir mit Lust, das Fest vom heil'gen Geist
Der unser Schild und Lohn, der Mörder Rache ist.
Verlaß nun, Wanderer, die dir gezeigten Steine,
Leb so, daß dir der Tod zum Schrecken nicht erscheine.

Die Häufigkeit der damals begangenen Verbrechen gemahnt fast an die heutige Zeit. So wird erzählt, daß im Berliner Friedrichs-Hospital, das zugleich ein Zuchthaus für lüderliche Dirnen war, drei Frauenzimmer ohne jeden Grund ein unschuldiges Kind ermordeten, und bei dem Verhör angaben, „sie hätten es bloß darum gethan, weil sie ihres Lebens satt und müde wären". Natürlich erhielten sie durch den Henker ihre verdiente Strafe.

Der strengen Strafe, der Mörder und schwere Verbrecher zum Opfer fielen, entsprachen die Ahndungen, welche auf Todtschlag und „Mißbrauch der Rencontres" gesetzt wurden (12. März 1731).*) Den Todtschlägern sollte kurzer Proceß gemacht und ihre That durch den Tod gesühnt werden, weil die Richter auf Gott zu sehen hätten, „so derjenigen Blut, die Menschenblut vergießen, wieder vergossen haben will, nicht auf ungegründete Ausflüchte, welche zum Deckmantel der Bosheit erdacht sein". Als Verbrecher wurden auch diejenigen betrachtet, die nicht Anderen, aber sich selbst das Leben verkürzt hatten. Konnte ihnen an Leib und Leben keine Strafe mehr zugefügt werden, so sollte sie nach ihrem Tode Entehrung treffen. In der grausamen Weise jener Zeit ward verfügt, 22. Januar 1731, „daß derjenige, welcher sich selbst gewaltsamer Weise das Leben nimmt, ohne Unterschied, es möge der Selbstmord aus freier Willkür oder aus anscheinender und vorgebender Schwermuth geschehen sein, vom Schinder oder Büttel, Anderen zu desto größerem Abscheu und damit auch ein Jeder soviel mehr Sorge und Acht auf die Seinigen und Angehörigen, welche schwermüthig zu sein

*) Gerichtliche Edicte (Aus den Brandenb. Schöppenstuhlacten). Mitth. d. Ver. f. Gesch. Berlins 1891 Nr. 10. 11, 1892 Nr. 2.

scheinen, nehmen möge, öffentlich weggeholt und verscharrt werden solle."

Aber auch die, welche, ohne sich nach dem Leben zu trachten, Vermögen und Gesundheit schädigten, sollten die Schwere des Gesetzes fühlen. Das Spiel, namentlich „Bassenet, Landsknecht, Pharao", wurde mit 100 Dukaten Strafe, die dem Fiskal zu zahlen, 300, die an eine milde Stiftung zu entrichten waren, bei Unvermögenden mit willkürlicher Festungsstrafe belegt (19. Sept. 1731); dem übermäßigen Trinken (Vollsaufen und Gesundheitstrinken) als einem „häßlichen, schädlichen und einem Menschen geschweige Christen unanständigen Laster", wurde durch schwere Freiheits- und Geldstrafen entgegengearbeitet.

Vielleicht wurde die Unsicherheit, von der manche der mitgetheilten Beispiele deutliches Zeugniß ablegen, durch die Nachts auf den Straßen herrschende Dunkelheit vermehrt, durch sie mögen Verbrechen aller Art begünstigt worden sein. Zur Besserung solcher Zustände wurden (21. Nov. 1719) alte Edicte erneuert, den vorhandenen (wenigen) Laternen keinen Schaden zuzufügen. Man warf nämlich mit Steinen, Schneebällen, Stöcken, Gewehren das Glas der Laternen entzwei oder nahm einfach die Laternen weg. Wurde ein Soldat bei derartigem Frevel ertappt, so sollte er dreißig mal Gassen laufen, ein Bürger sollte 50 Thaler zahlen oder, im Falle des Unvermögens, mit Staupenschlägen bestraft und des Landes verwiesen, muthwillige Jungen nach dem Spinnhause gebracht und bei Wasser und Brod zur Arbeit angehalten werden. Da aber, wie es in einem Decret vom 28. Februar 1720 heißt, die „Zerschlag- und Ruinirung" der Laternen, besonders die Wegnahme der kupfernen immer ärger wurde, so wurde die Geldstrafe auf 200 Thaler erhöht und eine Belohnung von 10 Thalern für jeden Angeber festgesetzt.

Derselbe Sinn der Behörden, der die Ruhe und Sicherheit

der Bürger zu befördern trachtete, zeigte sich auch in der Errichtung einer Feuer-Societät (29. Dec. 1719). Sie war auf Gegenseitigkeit begründet. Der Schade wurde von Taxatoren berechnet, die nöthigen Summen nicht etwa durch laufende Beiträge, sondern durch Gelder erhoben, die nach jedesmaligem Brandschaden von dem Geschädigten und den übrigen Hausbesitzern erhoben und zum Wiederaufbau des Hauses verwendet wurden.

Wichtiger als die Sorge, was nach dem Brande zu geschehen habe, waren die Bemühungen, die Feuersgefahr zu vermindern und die entstehenden Brände zu löschen.*) Zahlreiche Feuersbrünste hatten gelehrt, daß die Brunnen sich nicht in gehöriger Ordnung befanden, daß die Spritzen nicht genug Wasser gaben, und daß die erforderlichen Mannschaften nicht immer am Platze waren. Um diesen Uebelständen entgegenzutreten, wurde eine neue Feuerordnung erlassen, die mit unwesentlichen Abänderungen bis 1788 in Kraft blieb. Die Ordnung handelte von Verhütung des Feuers, von Anschaffung der zum Löschen nöthigen Instrumente, von der Anzeige eines entstehenden Brandes und seiner Bekämpfung, von dem, was nach Beendigung der Löscharbeiten zu thun sei. Aus diesen Bestimmungen sei Einzelnes hervorgehoben. Um die Oefen und Kamine sollte kein Holz, sondern Mauern, mindestens zwei Steine dick, gedeckt werden; ebenso sollten die stets leicht zugänglichen Schornsteine nicht mit Holz eingeflochten sein. Hauseigenthümer, deren Schornstein brannte, hatten sofort 3 bis 4 Thaler Strafe zu erlegen, die executivisch beigetrieben wurden. Schindeldächer, hölzerne Dachrinnen zwischen den Häusern waren nicht gestattet. Tischler

*) Das Folgende, theils nach den Acten des G. St. A., bes. C. O. 1. Aug. 1726, 22. Aug. 1728, Bericht von Marwitz 26. Nov. 1728, theils nach der „K. Pr. Feuerordnung, welcher in denen K. Residentzien Berlin und Vorstädten von Jedermann aufs Allergenaueste nachgelebet werden soll“. 1727. 4°. (G. L. St.) Nebst Abbildung eines Spritzenhauses und der Instrumente in ihrem Gebrauche bei einem Brande.

und Holzhändler wurden zur größten Vorsicht betreffs ihrer Materialien aufgefordert: Spähne und Holzvorräthe sollten in gewölbten Kellern aufbewahrt werden. Insbesondere wurde den Besitzern von Gasthäusern größte Vorsicht zur Pflicht gemacht: sie sollten sich selbst vergewissern, daß Nachts in Zimmern und Ställen alle Lichter ausgelöscht seien, oder durch Hausknechte oder zu diesem Zweck angestellte Nachtwächter dafür sorgen lassen. Auf den Böden der Häuser mußten zur Sommerszeit immer Eimer mit Wasser stehen. Die einzelnen Zünfte hatten eine bestimmte festgesetzte Anzahl lederner Eimer — im Ganzen 473 — und die für die Löschmannschaft nöthigen schwarzen Kittel bereit zu halten. (Die eine Hauptgilde, die Materialistengilde, hatte 70 Eimer, die Schneider 72, die Bäcker 56, die Schlächter 41; die geringste Zahl, je 2, hatten die Bader und die Zirkelschmiede zu stellen.) In den Rathshäusern waren die Handspritzen, Feuerleitern und -Haken zu verwahren. Große Schlauch- und Rohrspritzen gab es im Ganzen 13, die fünfmal im Jahre von den „Feuerherren" auf ihre zweckmäßige Beschaffenheit hin untersucht werden sollten. Ein entstehendes Feuer mußte sofort vom Hauswirth bei der nächsten Wache gemeldet werden; Nachts hatten die auf den Thürmen wachenden Kunstpfeifer das Feuer durch Blasen anzuzeigen. „Sie sollen Gegend und Ort des Feuers mit ausgehangener brennender Laterne bezeichnen anbei, so gut es geschehen kann, durch den Küster oder nächsten Kirchendiener dem nächsten Feuerherrn und Glockentretern Meldung thun lassen; auch sollen sie, nachdem die Gefahr groß, mit der Sturmglocke die Leute zur Rettung und Hilfe rufen." Um die Herbeieilenden vor Schaden zu bewahren, sollten an den Eckhäusern in eisernen Kienpfannen, zu deren Bereithaltung die Hauseigenthümer verpflichtet waren, Kien angesteckt werden. Die in der Nähe des Feuers Wohnenden haben Licht an ihre Fenster und gefüllte Wasserzober vor ihre Thüren zu stellen. Am Brandplatze müssen sich die Brunnenmacher und Schornsteinfeger sofort einfinden. Vom Rathhause werden alsbald die

Spritzen und übrigen Geräthe herbeigeschafft. Die eigentliche Löscharbeit wurde unter dem Commando der Viertelsmeister, d. h. der jedem Viertel vorgesetzten Beamten, theils von den Spritzenmännern, 8—10 zu jeder einzelnen Spritze commandirten Bürgern, theils durch die Handwerker besorgt, denen an den 13 Spritzen ein bestimmter Standort angewiesen war. Die Anwohner hatten Pferde zu liefern, um das nöthige Wasser schnell herbeizuschaffen. Sodann mußten außer den Bürgermeistern, deren Gegenwart bei jedem Brande erforderlich war, 464 Bürger, theils Eigenthümer, die mit Feuerinstrumenten, theils Incolae (Miether), die mit Ober- und Untergewehr versehen waren, erscheinen. Diese Mannschaften, monatlich durch die Stadthauptleute nach den Wachrollen ausgewählt und commandirt, dienten theils zur Besetzung der benachbarten Straßen, theils sollten sie Diebstähle am Brandplatze verhindern und die geretteten Personen und Gegenstände überwachen. Nur die Judenschaft war von aller Beihülfe befreit, dafür hatte sie bei jedem Brande 15 Thaler zu bezahlen. Den Kunstpfeifern, den ersten Entdeckern des Feuers, den erstangekommenen Spritzenführern, den helfenden Soldaten sollen Ergötzlichkeiten oder Belohnungen ausgezahlt werden, wozu die Judengelder und die wegen der Schornsteinbrände und sonst erhobenen Straffummen verwendet werden sollten.

Daß dieser Verordnung nicht völlig nachgelebt wurde, zeigt die Cabinets-Ordre vom 22. August 1728, in der manche der bereits erwähnten Bestimmungen nochmals eingeschärft wurden. Insbesondere wurde die Langsamkeit gerügt, mit der die Handwerker an der Brandstätte erschienen: Sackführer und Bierspünder, Zimmerleute und Maurer wurden namentlich aufgeführt, deren verspätetes Erscheinen der König selbst beim letzten Brande übel vermerkt habe. In Verfolg dieser Ordre wurde der Oberst von Marwitz zu einer Art Oberinspector des gesammten Feuerlöschwesens ernannt. In seinem Bericht (26. Nov. 1728) erwähnte er, daß in den letzten drei Monaten 14 Brände

stattgefunden hätten. Als Gründe für Häufigkeit der Brände gab er an, daß die Schornsteine nicht oft und nicht sorgfältig genug gereinigt würden (von kleinen Jungen statt von Gesellen oder Meistern), daß die Wirthe nicht genug auf ihre Miether aufpaßten, daß der Magistrat die Feuervisitation nicht ordentlich vornähme. Aber seine Klagen hatten ebensowenig Erfolg wie sein Vorschlag, die Prämien wegen erster Meldungen bei ihm zu deponiren, damit er sie auszahlen könne. Aus dem folgenden Jahre ist nur ein schriftlicher Befehl des Königs erhalten — knapp und energisch, wie es seine Art war, der so lautet: „alle Darren (zum Trocknen des Malzes u. s. w. bestimmte Räumlichkeiten) zu wölben, die nit seyn, citto einschlagen."

Solche und ähnliche Befehle waren gewiß höchst nützlich und meist verständig. Aber die auch durch derartige Gebote bezeugte Wucht des eisernen Armes, die auf Allen lag, hinderte die Entfaltung freier Thätigkeit wie die Entwickelung eines selbstständigen Lebens. Daß die religiösen, geistigen und ökonomischen Zustände sich im Zeitalter Friedrich Wilhelm's I. so mangelhaft entwickelten und unter der Regierung seines Nachfolgers gewaltig emporblühten, hat seinen Grund wesentlich darin, daß während Jener Alles nach seiner Façon zuschnitt und durch einseitige, noch dazu kurzsichtige Bevormundung in bestimmte Wege lenkte, dieser, weitsichtig und selbst nach großen Zielen schauend, dem Ganzen wie den Einzelnen volle Freiheit der Bewegung gewährte.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Erster Band.

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens
der
preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Erster Band.

Zweite Hälfte.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Drittes Buch.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Von

Ludwig Geiger.

Erster Band.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1893.

Drittes Buch.

Das Zeitalter der Aufklärung.

(1740—1786.)

Zehntes Kapitel.

Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof.

Seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges hatte Berlin vollkommenste Ruhe genossen; nun traten bewegte Tage ein. Die Bewohner der Residenz, welche begannen innerlich mehr an den Kämpfen theilzunehmen, die da draußen geschlagen wurden, hatten auch äußerlich an den Wirkungen der Kriege zu tragen, die Friedrich mit seinen Feinden führte. Eben diese Kriege aber waren es, welche Friedrich in Berlin populär machten. Den Weisen von Sanssouci zu bewundern, fehlte den Bürgern Gelegenheit und Verständniß; dem französischen Schriftsteller mochten die Deutschgesinnten ungern folgen; gegen den entschiedenen Aufklärer machten die Gläubigen Front. Dem Kriegsherrn aber, dem in schweren Kämpfen und gegen mächtige Feinde erprobten Sieger, jubelten Alle ohne Unterschied zu.

Die drei schlesischen Kriege boten Gelegenheit genug zu solchem Jubel. Die Siegesnachrichten wurden auf den Straßen mit lauten Freudensausbrüchen, in den Zeitungen mit Lobeshymnen von reichem Wortschwall, aber sehr geringer Poesie*), in den Gotteshäusern mit religiösen Liedern und Predigten be-

---

*) Die Schmeichelei geht furchtbar weit. Die Voss. Ztg. 16. Dec. 1741 bringt Folgendes: Friedericus secundus rex Borussiae per anagramma purissimum: Jus, fides, robur, arx in cruce, es, Deus es, was dann durch eine explicatio in fünf lateinischen Distichen erklärt wird.

grüßt. Letztere wurden vielfach gedruckt. Von der Schlacht von Soor an über Lowositz, Roßbach, Leuthen bis zum Hubertusburger Frieden, ja bis zum Kriege des Jahres 1778 rühmten die Prediger die Güte Gottes und die Tapferkeit des Königs. Die ersten Berliner Prediger, auch Laien, die sonst nicht gewohnt waren, Predigten zu schreiben, wie Moses Mendelssohn, ergriffen das Wort. Auch Seltsamkeiten kamen vor, wie Nathanael Baumgarten's, Predigers am Friedrichswerder, poetische Dankpredigt*) für den mit Rußland geschlossenen Separatfrieden, in der die „liebste Vaterstadt" gepriesen wurde, daß sie den Sturz, den ihr die halbe Welt geweissagt, vermieden habe, und die russische Kaiserin in arger Weise geschmäht wurde.**) Gedichte und Lobesworte, die in Zeitungen und selbständigen Schriften in und außerhalb Berlins erschienen, überschreiten oft jedes Maß. Ein in 32 Sprachen abgefaßter polyglotter Scherz wechselte mit endlosen Reimereien, in denen neben wahrhafter Begeisterung auch unwahre Lobsucht sich breit machte. Die Friedensverkündigungen wurden mit Volksfestlichkeiten aller Art und Illuminationen feierlich begangen, die an Pracht denen der früheren Zeit um Vieles nachstanden, obwohl das Gefühl, aus dem heraus sie dargebracht wurden, gewiß ein aufrichtigeres war als damals. Gelegentlich machte sich dabei der Humor der Berliner geltend, der unter Thränen zu lächeln verstand und die eben ausgestandenen schweren Leiden schnell genug vergaß. Daß aber die Illuminationen den Prunk der früheren nicht erreichten, lag theils an der schweren Noth der Zeit, die unnöthige Ausgaben vermeiden lehrte, theils an der Abneigung des Königs gegen jedes Schaugepränge. Diese Abneigung brachte die Berliner auch um ein sehnlichst erwartetes Fest: um den Empfang des siegreich heimkehrenden Königs nach dem Hubertusburger

---

*) Berliner Neudr. II. Serie. 3. Bd. S. XII, 20ff.

**) „Man hat gestern", schrieb Mendelssohn an seine Braut (25. Mai 1762), „den Frieden mit Rußland öffentlich publicirt, mit vielen freudigen Zurufen von einer großen Menge Volks: es lebe Peter und Friedrich."

Frieden. Nachdem der König am Ende der schnell und glücklich verlaufenen zwei schlesischen Kriege eine Einholung in Berlin sich hatte gefallen lassen, bei der trotz mancher officiellen Veranstaltungen doch die Unmittelbarkeit und Herzlichkeit volksmäßiger Begeisterung zum Ausdruck gekommen war, täuschte er 1763 die unter Ehrenpforten mit allem Festesapparat versehene officielle und inofficielle Welt. Er schlug einen anderen Weg als den erwarteten oder verheißenen ein und kam ganz still und heimlich ins Schloß. Denn er war größer als seine Getreuen, die dem Retter ihren Dank und Jubel entgegenbringen wollten. Gerade daß er, heimkehrend aus dem Felde von Blut und Leichen, in frischer Erinnerung der unsäglichen Leiden, die er erdulden und bereiten mußte, in ernsten Gedanken an den schweren Aufbau des vielfach geschädigten Staates, der ihm bevorstand, nicht triumphirte, war sein größter Triumph.

Aber nicht die Siegesfreude allein erfüllte Berlin; vielmehr hatte die Stadt auch unter den Wirrnissen und Schrecken des Krieges zu leiden. Zweimal, 1757 und 1760, wurde sie von den Feinden besetzt. Die erste Occupation, 1757, war das Werk der Oesterreicher, die zweite, 1760, die der Russen. Der Plan zur ersteren*) ging von Karl von Lothringen aus. Dieser wünschte den in der Mark durch die Erfolge der Russen hervorgerufenen peinlichen Eindruck durch einen Streifzug in die Mark zu verstärken. Er beauftragte damit den Feldmarschall-Lieutenant Andreas von Hadik. Der Genannte, an der Spitze von etwa 3500 Mann, kam dem Auftrage nach, indem er selbst am 16. October über Lübben und Wusterhausen vor dem Köpenicker Thore erschien, während eine von dem Hauptcorps abgezweigte Abtheilung unter Oberst Ujhazy über Mittenwalde vor das Potsdamer Thor zog. In Berlin standen nur etwa 3000 Mann

*) Vgl. Arneth, Maria Theresia. 5. Bd. Wien 1875. S. 237ff. — Vgl. Teutsche Kriegskanzlei auf das Jahr 1757. III, 923ff. — Einzelnes nach einem Vortrag L. Schneider's 1872. — A. Schäfer, Gesch. des 7jähr. Krieges. Berlin 1867. I. S. 442fg.

Soldaten. Sie setzten sich aus Angehörigen dreier verschiedenen Regimenter zusammen, deren eines eine Art Invalidentruppe, deren anderes, als ehemals in sächsischen Diensten stehend, nicht recht zuverlässig war.

Der Stadtcommandant, General von Rochow, war auf den Angriff nicht ganz unvorbereitet, Pferde sollten, um ein Kavallerie-Regiment beritten zu machen, von den Bauern der Umgebung zusammengebracht werden, die Wachen waren verdoppelt. Gleich nach seiner Ankunft schickte Hadik an den Magistrat, forderte die Zahlung von 300,000 Thalern und erklärte, daß er im Falle der Nichtgewährung der Summe binnen einer Stunde die Stadt beschießen werde. Da er nach anderthalb Stunden nur eine ausweichende Antwort erhielt, so begann er den Angriff. Er hatte keinen großen Widerstand zu besiegen. Er warf die Thorwachen mit leichter Mühe zurück, ließ die Pallisaden, welche die Lücken der Stadtmauer ausfüllten, einschießen und drang in die Stadt ein. Schwacher Widerstand wurde an einer Spreebrücke, stärkerer von einem Bataillon unter Major von Tesmar geleistet. Der eine wie der andere wurde besiegt; viele Todte bedeckten das Schlachtfeld; Mancher gerieth in Gefangenschaft, Viele suchten ihr Heil in schneller Flucht. In das Herz der Stadt einzudringen, vermied der feindliche Führer, hauptsächlich weil er eine Annäherung Friedrich's fürchtete, vielleicht auch, weil er, wie die Berliner patriotische Tradition will, anknüpfend an die Vertheidigung einer Kanone durch Oberst Krummow, in der Stadt energische Abwehr erregter Bürger besorgte. Doch benutzte er seinen Sieg, um seine ursprüngliche Forderung auf das Doppelte zu erhöhen, und gönnte sich den Triumph, den Bericht an den Höchstcommandirenden „aus denen Mauern von Berlin" zu datiren.

Unterdessen hatte der Stadtcommandant, die Königin nach Spandau geleitend, die Stadt geräumt und sie der Discretion des feindlichen Führers übergeben. Der Magistrat sandte Abgesandte mit demüthigen Erklärungen, erlangte eine Herabsetzung

der Entschädigungssumme auf 150,000 Thaler, die sofort bezahlt wurden, und 50,000 Thaler, für die Wechsel auf Wien geliefert wurden. Den Truppen, die bis auf wenige ziemlich geringe Plünderungsversuche strenge Mannszucht hielten, wurde gleichfalls eine Vergütung für die ihnen entgangene, in jener Zeit fast selbstverständliche Aneignung fremden Eigenthums gewährt. Insbesondere wurde der Besitz des Königs völlig geschont; dies geschah, wie ein zeitgenössischer Bericht sagte, „auf ausdrücklichen Befehl, um zu erkennen zu geben, daß auch der Krieg seine Humanitätsgesetze habe.“ Am 17. October zogen die Oesterreicher ab.

Die Erinnerung an diese eintägige Occupation, die ja nicht einmal eine vollständige gewesen, war eine schwache. Die Zeitungen enthalten ziemlich kurze Darstellungen, denen wenig Neues zu entnehmen ist. Nur der Schlußpassus ist hervorzuheben. Er lautet: „Die Oesterreicher haben sich in keine Häuser einquartirt, sondern haben unter freiem Himmel campirt. Sowohl vor als nach der Capitulation sind von ihnen große Excesse begangen, sehr viele Häuser geplündert, auch viele unschuldige Personen massacrirt worden, unter welchen sich der 80jährige geheime Rath von Stosch befindet.“ In den Briefen der Zeit findet sich nur ein schwaches Echo an jene Tage. Mendelssohn schrieb an Lessing (25. October 1757): „Bei dem unvermutheten Besuche der Oesterreicher war uns freilich Anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance, indessen bin ich doch seit der Zeit zu allem ernsthaften Studiren ungeschickt gewesen. So sehr zerstreuen uns die widersprechenden Nachrichten, welche stündlich einlaufen und nunmehr uns wirklich zu interessiren anfangen. Wenn diese Umstände noch ein halbes Jahr anhalten, so komme ich ganz aus dem Gleise.“ Die Aeußerung ist um deswillen so merkwürdig, weil sie eine uns schwer erklärliche Theilnahmlosigkeit Berliner Bürger und gewiß nicht der schlechtesten constatirt. Sie wich und machte begeisterter Theilnahme Platz, nachdem einerseits schnell hinter

einander eintreffende Nachrichten über große Siege die Lauen erwärmt hatten, und als andererseits die wirkliche Gefahr einer zweiten Occupation auch die Muthigsten ängstlich machte.

Fast unmittelbar auf die Tage der Aufregung und der Bekümmernisse folgten die Nachrichten der glänzenden Siege bei Roßbach und Leuthen, die, gerade weil sie so unerwartet kamen und auch wegen mancher begleitenden Umstände, einen so außerordentlichen Eindruck machten. Der Jubel war in der That allgemein.

„Unsere Jugend“, schreibt Ramler an Gleim am 11. December 1757, „hat seit dem neulichen Abende nicht aufgehört Victorie zu schießen, und man schießt noch immer um mich herum, indem ich dieses schreibe. Unsere Kaufleute haben auf beide Siege allerlei seidene Bänder fabriciren lassen, womit wir unsere Westen, Hüte, Müffe, Degen und Kopfzeuger bebändert haben.“ Ramler und Krause (der Advocat) stellten aus Cramer's Psalmen eine „Donnerode“ zusammen, die von Telemann componirt wurde.

Weit bedenklicher als diese erste Occupation war die zweite (October 1760).*) Die geschichtlichen Schilderungen dieser durch eine neue zu vermehren, liegt nicht im Plane dieses Buches. Wohl aber ist es gerade für unseren Zusammenhang wichtig, ein Stimmungsbild eines damaligen Berliners, Sulzer,**) mitzutheilen, das charakteristisch genug zwischen rührseligen Erinnerungen an seine Frau und einem enthusiastischen Berichte über die Karschin steht, sodann auf das Schicksal hinzuweisen, das bei dieser Occupation einzelne Schriftsteller traf, endlich auf die Wirksamkeit des sogenannten „patriotischen Kaufmanns“ zu deuten, der gleichfalls seine litterarische Darstellung, um nicht zu sagen, Verhimmelung fand.

---

*) Genaueres bei Schäfer l. c. (Berlin 1874.) II, 2, S. 81—86.

**) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, S. 325—330. Der Brief ist vom 22. Oct. 1760. Hrg. von W. Körte, Zürich: Geßner. 1804.

Der Sulzer'sche Bericht lautet: „Den ersten dieses kam die erste Nachricht hierher, daß das Tottlebensche Corps gegen Besekow marschire, und von derselben Stunde fing man an, die königlichen Kassen, die vornehmsten Sachen aus dem Zeughause u. s. w. in Sicherheit zu bringen. Die Minister und furchtsamen Privatpersonen reisten ab. Den zweiten erfuhr man, daß die Russen schon bis Mittenwalde, Wusterhausen u. s. f. streiften; aber von ihrem Hauptkorps wußte man noch gar nichts. Den dritten, Morgens früh, sah man die Kosacken schon vor unsern Thoren. Gegen Mittag ließ Tottleben die Stadt auffordern. Der Commandant wollte mit seiner kleinen Besatzung abziehen, und dem Magistrate das Uebrige überlassen. Der General Seidlitz aber, der noch als ein Kranker hier war, beredete ihn, Stand zu halten. Die Aufforderung ward abgeschlagen, und gleich nach Mittag fieng der Feind an, aus drei Batterien mit sechs bis zehn Stücken auf die Stadt zu schiessen! Er warf seine Bomben, wie es schien, ohne bestimmte Absicht, und es wurden nur wenige Häuser beschädigt. Wir schossen sehr überlegen gegen die Feinde hinaus, aber ohne grosse Wirkung. Damals waren die Einwohner mehr in Verwunderung über eine so unerwartete Scene, als in Furcht. Alle Strassen waren voll Leute, die den umherfliegenden Grenaden zusahen, und auf den Feldern der Vorstädte paßten die Jungen den Grenaden auf, und holten sie ganz oder in Stücken zusammen. Man hatte unterdessen den Prinzen von Würtemberg um Hülfe bitten lassen. Gegen Abend hörte das Kanoniren auf, und fast Jedermann ward ruhig. In der Nacht aber fieng es mit weit mehr Heftigkeit wieder an, und es sind dadurch etwa 30 bis 40 Häuser in der Lindenstraße beschädigt. Da die Feinde damit nichts ausrichteten, stürmten sie ein Paar Mal auf das Hallische Thor, wurden aber mit blutigen Köpfen abgewiesen. Den vierten kam der Prinz an, und die Russen zogen sich denselben Tag größtentheils nach Köpenick zurück.

„Den fünften erfuhr man, daß Tottleben durch das Corps

des Generals Czernichew verstärkt worden, und daß der Feind nun in allem auf 12,000 Mann stark sey. Der Prinz rückte mit seinem Corps vor, und besetzte die Anhöhen vor dem Hallischen und Cottbuser Thore.

„Den siebenten gegen 9 Uhr kam der Obrist von Kleist mit dem Vortrapp des Hülsenschen Corps, griff sogleich den Tottlebenschen Trupp mit großer Lebhaftigkeit an, und schlug ihn bis über Rücksdorf zurück. Er würde einen vollkommenen Sieg erfochten haben, wenn nicht eben zu der Zeit, da die Feinde in vollem Fliehen waren, der General Lasci mit einem neuen Corps dazu gekommen wäre.

„Den achten hatten wir ein ungeheuer stürmisches und sehr heftiges Regenwetter, so daß nichts zu unternehmen war. Gegen Nacht erfuhr man, daß ein neues Corps Oestreicher, nach der Angabe 20,000 Mann stark, zu den Feinden gestossen wäre. Darauf machten unsere Generale, die Nacht über, Anstalten zum Abziehen, welches auch sogleich geschah. Um 8 Uhr waren die Unsrigen weg, und unterdessen hatte der Commandant für die Garnison, und Kircheisen für die Stadt, mit Tottleben kapitulirt. Um 9 Uhr war alles vom Feinde besetzt. Tottleben wollte anfänglich die Oestreicher nicht in die Stadt lassen, aber sie drangen wie ein Strom herein. Die Oestreicher wurden dann auf der Neu- und Friedrichs-Stadt einquartiert, während die Russen im größten Moder vor dem Schloßplatze gegen die breite Straße kampirten. Gegen Abend liefen sie, wie hungrige Wölfe, in den nächsten Straßen herum, und wollten in die Häuser eindringen. Daraus entstand um so mehr Noth, weil keinem Menschen angesagt war, wie man sich zu verhalten habe. Die, deren Häuser fest genug waren, oder die standhaften Widerstand leisteten, sind ohne Schaden davon gekommen. Meistens liessen sich die Feinde mit Essen, Trinken und etwas Geld abspeisen. Die Oestreicher blieben zwar in ihren Quartieren; sie verlangten aber mit grossem Ungestüm, kostbar bewirthet zu werden.

„Bei dieser allgemeinen Unruhe war noch das Beste, daß

Jeder sich von dem russischen Commandanten so viel Sauvegarden holen konnte, wie er wollte, und daß sie ohne Entgeld gegeben wurden. Ich holte mir zwei, ward aber unterwegs von vier Husaren angefallen, und rein ausgeplündert. Die meisten Sauvegarden hielten gute Ruhe in den Häusern.

„Den zehnten und eilften wurden die Montirungskammern, Arsenal, Gießhaus u. s. f. ausgeplündert, das Meiste aber wieder an die Bürger verkauft. Ein Freund von mir kaufte drei Dutzend Beinkleider für 16 Groschen.

„Den eilften Nachmittags merkte man ziemliche Bewegung unter den feindlichen Truppen. Die Oestreicher giengen gegen Abend auf eine Art fort, daß man merkte, daß ein grosser Schrecken unter sie gekommen war. Es verbreitete sich ein Gerücht, der König habe Daun geschlagen. Den Sonntag früh folgten die Russen nach, und es blieben nur ein Paar Hundert als Sauvegarden, welche endlich den andern Tag auch folgten.

„Ueberhaupt muß ich noch dieß sagen: Tottleben hielt zwar sehr strenge Mannszucht und ließ die verklagten Leute barbarisch peitschen; es liefen aber dem ungeachtet doch viele Unordnungen mitunter. Die Oestreicher sind nicht so barbarisch als die Russen, aber desto insolenter. Zwischen beiden Nationen herrscht ein erstaunlicher Haß. Der General Czernichew hat an vielen Unordnungen Schuld, weil es ihn geärgert hatte, daß man mit Tottleben, und nicht mit ihm capitulirt hatte. Er hat Schönhausen ganz ausplündern lassen. Die Oestreicher, Kosacken, Uhlanen und Brühlschen Dragoner haben das Schloß in Charlottenburg ausgeplündert, und rechte Infamien daselbst begangen."

Die Leiden der Stadt waren arg genug. Besonders drückend wurde die schwere Last der Einquartirung empfunden und die grausame Art, mit welcher man die Gefangenen, z. B. die Kadetten, Kinder von 12 bis 14 Jahren, behandelte und fortschleppte. Die Kosacken, Husaren und andere Truppen plünderten und raubten, wo und was sie konnten. „Nach einer genauen

Untersuchung sind 282 Bürgerhäuser eigenmächtig aufgebrochen und geplündert, und die Einwohner derselben durch die größten Gewaltthätigkeiten gezwungen worden, Geld, goldene und silberne Uhren und was sonst gefordert worden, zu geben, wobey sich sonderlich die Oesterreicher hervorgethan haben. Viele hundert Personen sind sowohl in ihren Häusern, als auf denen Strassen mit Schlägen, Hieben und allerhand Arten von Marter, auf das grausamste gemißhandelt worden, so, daß noch sehr viele an ihren Wunden auf dem Tode liegen, ja man hat sogar eine Frau, Namens Schäckin, in Alt-Cöln am Wasser todt und erbärmlich zerhauen gefunden. Fast ein jeder, so auch des Tages auf denen Strassen sich sehen lassen, ist ausgeplündert, und diejenigen, so des Abends, oder in der Nacht in ihren Geschäften ausgegangen, sind fast alle nackend ausgezogen worden. Der Königl. Marstall, welcher nach dem ausdrücklichen Inhalte der Capitulation, alle Sicherheit hätte genießen sollen, und dem der russische Commandant noch dazu eine Sauve-Garde von 24 Mann gegeben hatte, hat dennoch auf eine vorzügliche Art die Wuth derer Feinde empfinden müssen. Alle Königl. Staats-Wagen, welche doch gewiß nicht zu Krieges-Bedürfnissen gerechnet werden können, haben sie daselbst in Stücken zerschlagen, Sammet, Stickerey und Tressen heraus gerissen und selbst des Stallmeisters von Schwerin auf gedachtem Marstall befindliche Zimmer rein ausgeplündert. Das Königl. Invaliden-Haus und die Charite, diese Ruhestätten derer Unvermögenden, Kranken und Elenden, sind ebenfalls nicht verschonet, sondern vielmehr durch Plünderungen und andere Ausschweifungen auf das härteste mitgenommen worden. In der Jerusalems-Kirche haben die Oesterreicher sogar die Sakristey, den Armen-Kasten und einige Gräber erbrochen und beraubet." *)

---

*) Das im Text in Anführungszeichen Mitgetheilte ist einer gleichzeitig deutsch und französisch erschienenen Schrift entnommen, deren deutscher Titel lautet: 1. „Kurze Anzeige derer von denen Oesterreichischen, Rußischen und Sächßischen Truppen bey Gelegenheit der im October 1760 auf die Stadt Berlin unternommenen Expedition, in der Mark

Die Capitulationspunkte für die Stadt gewährten derselben volle Integrität ihres Besitzes, Befreiung von Einquartirung, Sicherheit ihrer Religionsübung, Fortdauer der Einkünfte für die öffentlichen Institute und Beamten, Sicherung des Handels, Postenlaufs, der Polizeiverfassung. Statt des Mehles solle die Stadt an die vereinigten Corps ein Douceur von 200,000 Thlr. zahlen; über die geforderte Contribution von 1½ Millionen Thaler solle die Kaufmannschaft einen Wechsel, in sechs Tagen zahlbar, ausstellen.

Die Capitulation für die Garnison erklärte alle in Berlin sich aufhaltenden Soldaten von den Höchsten bis zu den Niedrigsten als Kriegsgefangene, alle Kriegsmunition als confiscirt, die königlichen Häuser sollten wie alle übrigen Häuser von Plünderung frei bleiben, alle Gefangenen der Alliirten mußten ausgeliefert werden.

Neben den großen fehlte es nicht an kleinen Gewaltthaten.*)

Brandenburg ausgeübten Grausamkeiten und angerichteten Verheerungen 1760." 12 SS. 4°. (Jo. Gy.) Ferner (das Folgende aus der G. L. St.) 2. „Umständliche Nachricht von der Unternehmung der Russen auf Berlin." 1760. 16 SS. in 4°. 3. „Fortgesetzte umständliche Nachricht der von denen u. s. w.", Titel wie 1; auch sonst fast wörtlicher Abdruck der genannten Schrift. 4. „Die falschen Erwartungen, gezeiget in einer kurzen Wiederlegung der Rußischer Seits angepriesenen Vortheile von der Expedition auf Berlin." 1760. 4 SS in 4°. Höhnt die Feinde der Preußen sehr, will darthun, daß von dieser Gewaltsamkeit die Plünderer selbst den geringsten Vortheil gehabt hätten, gibt zum Schluß ein Verzeichniß der „in der russischen Specification vergessenen, und doch eroberten Montirungsstücken". Dann folgen handschriftliche Anmerkungen, 5. und 6., gleichfalls Handschrift, die Capitulation der Stadt und der Berlinischen Garnison. — Von russischer Seite erschien: „Relation Seiner Excellenz des Herrn Grafen von Totleben, wegen der am 9. Okt. 1760 glücklich erfolgten Eroberung der Königl. Preuß. Residenz-Stadt Berlin, nach einer 7Tägigen Belagerung und einem bey nahe 24Stündigen Bombardement." 1761. 16 SS. in 4°.

*) Nach den Erzählungen eines Augenzeugen, J G. Krünitz in Denkw. u. Tagesgeschichte 1796. I, 476ff. (Er war 1796 freilich 69 Jahre alt.) Er will gegen die den Russen imputirten Abscheulichkeiten protestiren,

Besonders waren die Russen ihren litterarischen Feinden gram. Unter diesen hatte J. H. G. von Justi durch Schriften, wie den Beweis, daß der Kaiser zur Absetzung reif sei, die Anfrage, ob gewisse Völker Anlagen haben, Menschenfresser zu werden, sie besonders gereizt. Da er schlau genug war, sich bei der Annäherung der Russen zu verstecken, so wurden nur seine Schriften, soweit man ihrer habhaft werden konnte, verbrannt. Die Redacteure der Spenerschen und Vossischen Zeitung — die erstere erschien in den Schreckenstagen nicht; auf Nr. 122 vom 9. Oct. folgte Nr. 123—127 vom 11.—21. Oct., am letztgenannten Tage ausgegeben, wo über die Berliner Vorgänge kein Wort zu finden — sollten Spießruthen laufen. Ihre Vergehen bestanden darin, daß sie in früheren Nummern gelegentlich über russische Grausamkeiten geklagt und russische Siegesnachrichten angezweifelt hatten. Der Erstere, der 68jährige Joh. Vict. Krause, wurde zwar entkleidet, aber, nachdem er den commandirenden Officier fußfällig angefleht hatte, begnadigt, der Letztere, Kretschmer, wurde, nachdem er ein paar leichte Hiebe empfangen hatte, entlassen.

Der Grund zur Bestrafung des Letzteren — die Abschwächung der ursprünglich in Aussicht genommenen strengeren Ahndung soll er Gotzkowsky verdankt haben — wird in den ihm zugeschriebenen „Bauerngesprächen" gesucht. Hat er diese wirklich geschrieben, so verdiente er kaum eine harte Bestrafung, wenn man die begreifliche Erregung des preußischen Schriftstellers in Betracht zieht. Denn seine Satire*) ist ziemlich harmlos. Nachbar

---

ebenso Grillo u. A. vor ihm, das. 271ff., 359ff. Ueber Justi Meusel VI, 355ff., der die hier angeführten Schriften nicht erwähnt.

*) Ernsthaftes und vertrauliches Bauren-Gespräch gehalten im Schulzen-Gericht zu R. und W. 1757. (K. B.) 24 SS. in 4°. Bei der Aufzählung der Personen, für deren Erklärung fast ausschließlich die Anfangsbuchstaben beachtet sind, blieben unberücksichtigt „Vetter Schlau, Einwohner im Dorfe, der es mit Tillaks hält (etwa die Katholiken Schlesiens?), Ostens Enni, Tochter des Bruders Osten, Isenbart, Großknecht der Tillaks, Stoffel Velten, in Ostens Diensten, Nikel Hinkmar, in Tillaks Diensten", die jedoch eine so unbedeutende Rolle spielen, daß sie

Flink (Friedrich II.) — das ist der Inhalt der ersten Gespräche — „ein angesehener Bürger im Dorf, dessen schönen Garten die Tillaks gern hätte", soll eben dieses Gartens d. h. Schlesiens durch Muhme Tillaks (Maria Theresia) beraubt werden, die durch ihren Haushofmeister Kobes Ranze (Kaunitz, Reichsgraf) dazu angestachelt wird. Da aber ihre Dienerschaft zu schwach ist gegen Flink's Pferdeknechte und Ochsenjungen, so verbündet sie sich mit Muhme Lise, „gute Freundin der Tillaks" (Elisabeth von Rußland), die von ihrem „Hausvogt", dem für Aquavit sehr empfänglichen und nach Genuß desselben zu allen Schandthaten bereiten Alex Brüsener (Alexei Bestuschew) so völlig gelenkt wird, daß sie gar keinen eigenen Willen hat, und mit Bruder Osten, „Vetter der Tillaks" (Friedrich August von Sachsen), der von seinem „Verwalter" Gürgen Ballhorn (Graf Brühl) nicht minder willenlos geleitet wird. Aber die Verbündeten haben kein Glück. Flink ist auf den Angriff gefaßt, besiegt die zuerst anrückenden Leute des Bruders Osten (Sachsen) und hält sie gefangen, schlägt auch die zum Entsatz heranrückenden Verbündeten trotz ihrer Uebermacht, so daß sie einen erneuten Angriff auf das Frühjahr verschieben, dann sich aber eines Sieges getrösten. Ob die auf dem Titel genannten Orte des Schulzengerichts R. und W. Schlachten bedeuten, ist nicht zu bestimmen, man könnte an Roßbach und Weißenfels denken, wie die Schlacht gelegentlich damals genannt wurde, wenn diese Auflösung sich nicht dadurch verböte, daß sonst auf Frankreich in der Schrift keinerlei Anspielung zu finden ist, und daß die in den übrigen Gesprächen für die Ortsbezeichnungen gewählten Buchstaben: P. S. D. L. F. gewiß ganz willkürlich sind. Die Satire gegen Rußland ist eigentlich kaum stärker als die gegen

nicht beachtet zu werden brauchen. Diese hochdeutsche Fassung der ersten Gespräche, die ich der Bequemlichkeit halber citire, ist eine Uebersetzung der ursprünglich niederdeutsch erschienenen Schrift. Es sind im Ganzen 13 Gespräche, durchpaginirt 208 SS. 1757—1760.

die anderen Staaten. Lebendig tritt nur das felsenfeste Vertrauen auf die preußischen Truppen hervor. Kobes Ranze, der einen seiner Genossen, den von den Gefangenen abgeschickten Stoffel Velten, vor den „Blaukitteln“ gewarnt hat, ruft ihm ferner zu: „Weißt Du auch wohl, daß Nachbar Flink auch so grünkittliche Stahrenfänger hat; das sind rechte ausgelernte Schnapphanen, die kriechen durch die Sträucher, wie Laubfrösche und eh man sichs versieht, so haben sie einen beym Fetzen, oder sie pürsten einen mit ihren Donnerschen Pürschbüchsen auf die Blasse, daß einem hören und sehen vergeht. Und die bärtigen Ochsenjungen mit den Zipfelbelen und mit dem krummen Krautmesser hat der Teufel auch überall wies Kupfergeld. Laß Dich nur bei Leibe nicht attrapiren, sonst heften sie Dir was an, und unser ganzes Recept ist verruckt und wir können euch dann nicht helfen, wenn ihr auch alle mit einander crepiren und verhungern solltet.“ Und von dem Zurückschlagen des Entsatzzuges heißt es: „Ja etliche liefen, die das kützeln nicht vertragen konnten, vor dem kleinen Kossäthen Hop (Bajonet), das die blauröckigen Ochsenjungen mit den blanken Mützen ansteckten. Und da war so ein großer Schlagkerl dabey, der war immer voraus und schlug um sich herum wie toll und blind.“

Auch die folgenden Gespräche bleiben in Inhalt und Charakter dem eben analysirten getreu. Nur treten viele neue Personen auf: Arend Flaut, Fix, Ritzebild und verschiedene; bei Muhme Liese sind nach einander Frombert und Apegrimm thätig, die gewiß dem Namen und dem Wesen nach auf russische Generale und Minister deuten (Apraxin); Nachbar Jörge, der einzige, der auf Flink's Seite steht und den Gegnern den Angriff auf ihn abräth, ist wohl der König von England. Es wird von manchem Schaden berichtet, der Flink zugefügt wird, von vielen erdichteten Siegesnachrichten der Gegner, die dann durch die wenigen treuen Anhänger Flink's entlarvt werden; am Schluß steht die Sache immer noch auf dem alten Flecke: Hoffnung auf einen großen

entscheidenden Sieg; Zuversicht, daß Flink der Starke und Mächtige sein und bleiben werde.

Endlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß ein Berliner Bürger, der durch seine mit Rußland gepflogenen Handelsbeziehungen als der geeignetste Vermittler mit Rußland galt und sowohl durch seinen Reichthum als durch seine kaufmännische Thätigkeit sich einen hervorragenden Platz erworben hatte, Gotzkowsky, der Berliner Bürgerschaft behufs Erleichterung und Bezahlung der Contribution bedeutende Dienste leistete. Hätte sich dieser „patriotische Kaufmann", wie er sich in seiner Selbstbiographie selbstbewußt nennt — als wenn ihn in seiner Kaufmannschaft der Patriotismus in erster Linie geleitet hätte — nur nicht gar so ruhmredig gebärdet und aus einfachen Handlungen, die dem Bürger wohl anstehen, aber nicht mehr als natürlich sind, ruhmwürdige Thaten herzuleiten gesucht.

In den letzten Jahrzehnten der Regierung Friedrich's war Berlin nicht weiter von ähnlichen Gefahren bedroht und durch derartige Lasten bedrückt. Die Kriege waren zu Ende, eine rege Friedensarbeit begann; aber der große Kriegsheld weilte fern.

Wie in den übrigen Städten und Provinzen, so war und blieb Friedrich auch in Berlin zunächst eine volksthümliche Figur. Ihn betrachtete man *) als den Retter aus der Noth, selbst in verzweifeltsten Fällen, als den Helfer, der sich durch keine gefärbten Berichte blenden läßt, sondern der sich selbst Licht verschafft, der den Mächtigen mit Strenge, den Schwachen mit Milde entgegentritt, empfänglich für ein geistreiches Wort und eine derbe Lehre, oft von dem Volke, in welches er sich mischt, nicht eben säuberlich behandelt und Schläge einheimsend, ehe er es sich versieht.

*) Vgl. die hübschen Mittheilungen bei Ulr. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Bd. I. Norden und Leipzig 1891.

Aber das widerfährt ihm nicht etwa, um ihn zu strafen; so gestaltet das Volk vielmehr nur die Geschichte seiner Lieblinge.

Je älter er wurde, um so sagenhafter wurde in Berlin „der alte Fritz“. Er zeigte sich nunmehr bloß bei festlichen Veranstaltungen, an feierlichen Tagen, bei Paraden und anderen militärischen Schauspielen. Sein Privatleben wurde noch eifrig commentirt, nicht selten im üblen Sinne; im Ganzen war er der Sphäre der meisten Berliner entrückt. Statt der Bewunderung machte sich ein gewisses Grauen geltend; das früher allgemein gehörte Lob verwandelte sich in Tadel, der zuerst leise war, allmälig immer lauter und lauter wurde.

An Stelle der Gesellschaft, die der König um sich in Potsdam versammelte, ausschließlich einer Männercompagnie, fand sich in Berlin ein Weiberhof zusammen. Der Mittelpunkt derselben war Friedrich's Gemahlin, Elisabeth Christine. Eine Zeit lang hatte noch Friedrich's Mutter in Berlin gelebt, aber sie hatte nicht versucht, unter der Herrschaft des Sohnes diejenige Geltung zu erlangen, welche sie unter dem Gatten vergeblich erstrebt hatte. Als sie am 28. Juni 1757 starb, erhielt sie von dem Dichter J. B. Krause (Spenersche Zeitung 30. Juni) ein Trauergedicht, das mit den Versen begann:

Die Mutter unsers Glücks ist todt!
Da liegt die Königin der Frauen!

Die Fürstin wurde darin sehr gerühmt; als ihr besonderer Preis wurde verkündet, daß sie Tochter, Schwester, Gemahlin, Schwiegertochter eines Königs, ferner Mutter und Schwiegermutter eines Königs und Mutter einer Königin gewesen sei. Die Trauer des Sohnes, der ja grade damals von Berlin abwesend war, wurde lebendig geschildert und ihm der Vortritt im Schmerze gelassen:

Bey Blitz und Dampf, bey Schwerdt und Blut
Erfährst Du, was die Liebe thut;
Du klagst: Dein Schmertz zwingt mich zum Schweigen.

Dieser Schmerz war ein lebhafter und echter.*) Noch 1779 äußerte Friedrich dem Philosophen Garve gegenüber, daß der Tod der Mutter ihn viel gekostet habe, und in der Geschichte des siebenjährigen Krieges widmete er der Verstorbenen den folgenden Nachruf: „Die Großen beseufzten den Verlust ihres gefälligen Umgangs, die Niedrigen ihre Gutherzigkeit, die Armen vermißten ihre Zuflucht, die Unglücklichen ihre Hilfe, die Gelehrten ihre Beschützerin, und jedes Glied ihrer Familie, welches das Glück hatte, ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil seines Selbst verloren zu haben und fühlte durch den Schlag, welcher sie der Welt entriß, sich stärker als sie selbst betroffen."

63 Jahre lang war Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Bevern (geb. 8. Nov. 1715, gest. 13. Jan. 1797)**) ein Mitglied des preußischen Hofes, 55 Jahre, vom Regierungsantritt ihres Gemahls an gerechnet, lebte sie in Berlin oder in der nächsten Umgebung der Stadt. Sie war dem Kronprinzen Friedrich gegen dessen Neigung vermählt worden, weil Friedrich Wilhelm I. diese Tochter seines einzigen Freundes auf der Welt, insbesondere mit Rücksicht auf die Wünsche der kaiserlichen Partei, für die ihm geeignete und genehme Schwiegertochter hielt. Nur dem Willen des Vaters folgend, lebte Friedrich

---

*) Vgl. Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Berlin 1838. S. 223. — Diese Schrift, wie die übrigen Arbeiten des Autors, die große Biographie, 5 Bde., 1832—1834, und das Buch „Friedrich der Große als Schriftsteller, Berlin 1837", sind auch sonst vielfach benutzt. Von demselben die große Ausgabe von Friedrich's Schriften. Eine Bibliographie der Fridericianischen Werke und der über ihn handelnden Arbeiten kann und soll hier nicht gegeben werden.

**) F. W. M. von Hahnke: Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich's des Großen. Berlin 1848. (Im Anhang Briefe und Schriften.) Zur Charakteristik die deutschen Gedächtnißreden von Zöllner, Felkel, die französischen von Palmié, Schlick, Ancillon, die gesperrt gedruckten in Berlin gehalten, alle fünf im Sammelband Sv. 2300 der K. B. Dazu: 5 Predigten Zöllner's, vor ihr auf dem Schlosse gehalten, in Zöllner's Predigten bei verschiedenen Gelegenheiten. Berlin und Stettin 1805.

mit seiner Gemahlin zusammen, nach dessen Tode fand sehr bald eine völlige Trennung statt. Elisabeth Christine verließ Berlin oder Schönhausen nur einmal, als sie 1760 nach Magdeburg flüchtete; Sanssouci betrat sie niemals.

Als Friedrich Wilhelm sie seinem Sohne aufdrängte, charakterisirte er sie kurz also: „Sie ist weder häßlich noch schön; sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und das ist Alles". Die Charakteristik ist weder erschöpfend noch wahr. Denn nach übereinstimmenden Zeugnissen der Zeitgenossen war sie hübsch; ihr blendender Teint, ihre schönen Haare, ihre gut gebaute Figur wurden besonders gerühmt. Sie war nicht unbelesen und nicht unbegabt. Ihre geschichtlichen Kenntnisse setzten die Gelehrten in Erstaunen. Ihre Bildung war durchaus französisch, wie die Bildung der meisten Fürstinnen ihrer Zeit, aber es war nicht die weltliche Bildung des 18., sondern die geistliche des 17. Jahrhunderts: man könnte sie als eine Schülerin von Port Royal oder einer ähnlichen Anstalt bezeichnen. Weltlichen Freuden war sie nicht abgeneigt, vielmehr tanzte sie gern, besuchte häufig mit Vergnügen die Comödie, spielte mit ihren Hofdamen, nahm auch Tabak, nach der Unsitte der Zeit. Nur ihre Bildung wurzelte durchaus im Religiösen. Griff sie, in den vielen Stunden der Einsamkeit, zur Feder, so that sie dies, um theologische Schriften von Gellert, Sack, Spalding, Sturm zu übersetzen oder eigene geistliche Betrachtungen zu Papier zu bringen; nur Herzensbedürfniß, nicht litterarischen Ehrgeiz suchte sie mit ihren Schriften zu befriedigen. Auf ihrem dunklen Wege war ihr die christliche Heilslehre die einzige Führerin; ihr starker Glaube an die Unsterblichkeit half ihr über die Schwere und die Bekümmernisse des Erdendaseins hinweg. „Jenseits wird mir wohler sein", rief sie in ihren letzten Stunden aus, aber sie fügte hinzu: „Ich habe lange genug gelebt; nun kann ich mir selbst und Anderen wenig mehr nützen". Denn nicht zur weltabgewendeten Frömmlerin machte sie die Religion. So gern sie die Kirche besuchte, so häufig sie, durch Krankheit oder Alter ans Zimmer gefesselt,

religiöse Uebungen bei sich veranstaltete, in denen Zöllner weihevolle Worte redete, so sah sie die Religion nicht allein in frommen Gesinnungen, sondern in edlem Thun. Unermüdlich thätig zu sein, war ihre Lebensgewohnheit; für Andere zu wirken, ihr Lebensinhalt. Sie war äußerst wohlthätig, in jenem guten Sinne, daß sie nicht bloß die Gabe wegschenkte, sondern den Beschenkten ansah. Einfach und zugänglich für Jedermann, besaß sie in hohem Grade die Tugend, Aller Herzen zu gewinnen, und ward als Schutzgeist der Gegenden verehrt, in denen sie weilte. Mit gutem Rechte bestimmte ihr Neffe, der sie merkwürdig richtig erkannte, als Text für ihre Leichenpredigt das Bibelwort: „Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben, denn sie werden die Frucht ihrer Werke essen". Sie war eine Gerechte, der es übel im Leben ergangen war.

„Während Josua Amalek in der Ebene niederschlug, betete Moses auf dem Berge für das Heil Israels." Besser als mit diesen Worten einer französischen Leichenpredigt läßt sich ihr Verhältniß zu ihrem Gatten nicht bezeichnen. Denn nicht nur in den Feldzügen, in denen Friedrich, Josua gleichend, die Feinde vernichtete, stand Elisabeth Christine in der Ferne, dem Geliebten Heil und Segen wünschend, auch in Friedenszeiten lebte sie fern von ihm, Schmerzgefühl empfindend, das durch Segenswünsche gedämpft war. Die einzige weltliche, eine der wenigen selbständigen Schriften, die sie schrieb, „Betrachtungen über den Zustand der öffentlichen Dinge", 1778 beim Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges veröffentlicht, war eine Huldigung für ihren Gatten. Sie, die man sich hätte vorstellen können als eine in einsamer Klause voller Furcht wartende, ermahnte „die Furchtsamen" zum Patriotismus; sie, die in der Liebe zu ihrem Helden betrogen war, rief die Unterthanen zur Liebe zu ihm auf: „Sein großer Geist ließ ihn immer Hilfsmittel finden, selbst dann, als das Uebel auf den Gipfel gestiegen war, als Alles verloren schien. Mit Festigkeit und Muth wußte er zuerst das Uebel zu lindern, dann uns zu retten und glücklich zu

machen." Denn es traf zu, was ein ihr nahestehender Geistlicher, Küster, in der Widmung einer seiner Schriften von ihr sagte: „Auch dann, wenn Feige zitterten und Weltkluge bedenklich wurden, blieb sie in froher Hoffnung auf die Zukunft." Dem Namen nach war sie Friedrich's Gattin, in Wirklichkeit eine Fremde. In der Ruppiner und Rheinsberger Zeit hatte sie mit dem Gatten in denselben Räumen gelebt, schon damals war die Ehe ein Nebeneinanderleben, kein Zusammenleben gewesen; seit der Thronbesteigung trat eine völlige factische Trennung ein. Friedrich lebte in Sanssouci, Elisabeth Christine in Berlin und Schönhausen. Seine Reisen machte er allein. Weibliche Verwandte in Begleitung von Damen des Hofes beschied er nach Potsdam; die Gattin befand sich niemals unter ihnen. Selbst in Krankheitsfällen durfte sie nicht erscheinen. „Hätte ich es gewagt", so schrieb sie einmal während eines solchen, „so wäre ich selbst nach Potsdam gegangen, um ihn zu sehen." Die Briefe, die Friedrich an seine Gattin richtete, in denen er sie stets Madame anredete — von ihr sprach er als la Reine, äußerst selten mon Épouse — sind unendlich kühl. Vor 1740 kommen zwar Ausdrücke vor wie die folgenden: „ich umarme Sie von ganzem Herzen", „ich gehöre völlig Ihnen an", „ich erwarte mit großer Ungeduld die Zeit, da ich Sie begrüßen kann". Nach 1740 heißt es nur noch einmal: „Ich hoffe bald Gelegenheit zu haben, Sie zu umarmen". Sehr bald hört dann jeder zärtliche Ausdruck auf; zur Bezeichnung der der Frau gewidmeten Gesinnung werden die Ausdrücke „Achtung, Freundschaft" gewählt. Die Billete, mögen sie nun von Reisen, aus Feldzügen oder aus dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des Königs stammen, sind ungemein kurz; in wenigen fehlt die übliche Ausrede, daß übergroße Beschäftigung die Kürze hervorrufe. Und als wenn in dieser Kürze die Nichtachtung nicht genügend zum Ausdruck käme, finden sich unwirsche Zurechtweisungen über Kleidung oder Besuche, erkältende Redensarten wie diese: „Sie

und ich werden eines schönen Tages verschwinden, wo man es am wenigsten erwartet" u. dgl.

Diese Kühle und Herzensrauhheit steht im strictesten Gegensatz zu der Zartheit, mit der Friedrich andere Frauen, z. B. seine Mutter, zu behandeln wußte, der er jede schlimme Nachricht zu verbergen oder in schonendster Art mitzutheilen wünschte.

Kam er nach Berlin, so suchte er sie wohl auf. Er speiste manchmal bei ihr oder mit ihr bei der Mutter. Er ließ es für sie an kleinen Aufmerksamkeiten und großen Rücksichten nicht fehlen. Es ist gewiß eine leere Erdichtung, daß er bei der Vorstellung seiner Gattin vor dem versammelten Hof dem Ausruf: „Dies ist Ihre Königin" Worte der Entrüstung hinzufügte über seine erzwungene Heirath. Er bezahlte ihre Schulden, von denen man nicht weiß, ob sie durch schlechte Haushaltung oder mangelhafte Einkünfte hervorgerufen wurden. Bei Krankheitsfällen ließ er sich nach ihrem Befinden erkundigen; traurigen Ereignissen gegenüber, die sie erfuhr, kargte er nicht mit seinem Trost. Aber was war das für Trost einem fühlenden Herzen, wenn die Königin beim Tode naher Verwandten von dem Gemahl ein Schreiben empfing mit den Worten: „Ich beklage Sie wegen des Kummers, den Sie natürlicherweise empfinden werden, aber das sind Ereignisse, gegen die man kein Heilmittel besitzt". Erschien er auch nur zweimal zu ihrem Geburtstage, so übersandte er ihr zu solchen Tagen kostbare Geschenke und kühle Billete. Er sorgte dafür, daß die Gesandten ihr ihre Aufwartung machten, berühmte und vornehme Fremde ihr vorgestellt wurden. Aber das waren Leckerbissen, wie man sie einem im goldenen Käfig verwahrten Vogel reicht. Sie fühlte sich manchmal wie eine Gefangene und kam sich nicht mit Unrecht wie eine Verstoßene vor. Grund genug dazu lag schon im Benehmen des Gatten, mehr Grund im Betragen der Verwandten und Hofleute, die in jenem einen Ansporn zu eigener Ungehörigkeit erblickten. Denn diese waren eifersüchtig auf jedes kleine Zeichen der Gunst, welches Elisabeth empfing, so daß sie selbst solche geheim halten

mußte. Manche Männer aus ihrer Umgebung, namentlich den Kammerherrn Baron von Müller (1740—1786) sah sie als ihre geschworenen Feinde an; auch gegen den ihr bestellten Hofmarschall von Wartensleben äußerte sie ihre Unzufriedenheit. Wirkliche Herzlichkeit fühlte sie nur zur Gräfin Camas, die 1742 bis 1766 ihre Hofmeisterin war. Sie war vielleicht die Einzige, die gleichzeitig das Vertrauen beider Ehegatten besaß und erwiderte. Es kamen Zeiten, da man die Königin vermied, da selbst die Getreuen sich scheuten, sie zu besuchen. Einmal weigerten sich die königlichen Sänger, zu ihr nach Schönhausen zu kommen, bis sie von dem König „wegen ihrer übertriebenen und lächerlichen Unverschämtheit" getadelt und bestraft wurden. Freilich, als der Tag herannahte, da es Zeit gewesen wäre, den goldenen Hochzeitstag zu begehen (12. Juni 1783), da herrschte von beiden Seiten eisiges Schweigen. Eine von Oerlichs angegebene Medaille wurde nicht ausgeprägt, sondern nur von D. Berger in Kupfer gestochen;*) nur ein schlechter Holzschnitt erschien, die eheliche Wiedereinsegnung des Königs und der Königin darstellend, dessen Verkauf aber verboten wurde.

Nur in den ersten Jahren ihres erzwungenen Wittwenthums hoffte die Königin auf eine Aenderung. Sie konnte den jähen Wechsel nicht begreifen. Für sie blieb der König der eher

---

*) Ein Exemplar im königl. Kupferstichcabinet. Daselbst auch ein ganz roh in Buntdruck hergestelltes Blättchen, das die Porträts des Jubelpaares enthält, ohne Unterschrift und ohne Verse. Der Holzschnitt hatte, nach Krieger, folgende Bezeichnung: „Merkwürdige Jubelfeier der 50j. Ehe Sr. Maj. Fr. d. Gr. Königs v. Pr. und Ihrer Maj. Elisabeth Christine Königin v. Pr. Berlin am 12. Juni 1783." Das Gedicht begann mit den Versen: „Dies königliche Ehepaar vollendet heut im Ehestand". Die Berl. Corr. 1783, 513—520, berichtet über diesen von dem Buchdrucker Bergemann herausgegebenen Holzschnitt, die „Jubelvermählungsceremonie" darstellend, mit Versen von Wegener. Sie schlossen mit den Worten: „Es leb' das höchste Ehepaar — Der Welt zum Glück noch viele Jahr". — Dort wird außer der Oerlichs'schen Medaille noch ein anderes Gedicht von Wegener „Patriotische Wünsche" genannt.

maître, jede seiner Thaten war ein Labsal, das ihr bereitet wurde, jede seiner Gaben galt ihr als kostbarer Schatz, jede gute Aeußerung, die er über sie that, klang ihr wie ein süßer Lohn, selbst seine frostigen direct an sie gerichteten Worte erwärmten ihr Herz.

Woher nun kam diese gänzliche Entfremdung? Als am 27. Juni 1733 das junge Paar feierlich in Berlin einzog, schien es zum Glück geschaffen; aus den Jahren der Rheinsberger Zeit erklingen sowohl in den Berichten fremder Zuschauer als in den oben erwähnten Briefen Friedrich's Aeußerungen, die an Honigmondsworte anklingen. Und doch war damals die innere Entfremdung schon vorbereitet oder eingetreten, die während der Königszeit sich auch äußerlich kundgab. Nur aus Connivenz gegen den Vater duldete Friedrich das aufgezwungene Joch, bereit, es im ersten günstigen Augenblick abzuschütteln. Nicht Weiberfeindschaft war es, die ihn zu der Entfernung von der Lebensgefährtin bewog. Vielleicht gehörte er zu den selbstischen Naturen, denen jene zu einer rechten Ehe nothwendige Entäußerung des eigenen Wesens und Willens unmöglich ist. Aber selbst wenn er jener Entäußerung fähig gewesen wäre, nicht gegen die wollte er sie üben, die er nicht frei gewählt hatte. Sie büßte an Leib und Seele fremde Schuld. Aber wenn sie schon als Aufgezwungene Friedrich unerträglich war, so hatte sie auch an sich Eigenschaften und Mängel, die seine Abneigung bestärkten. Ihr fehlte das, was Friedrich ein Weib möglich und erträglich gemacht haben würde: Liebreiz und Selbstbewußtsein. Das pikante Nichts, dessen Hohlheit erst bei nachträglicher kühler Ueberlegung erkannt wird, und die Festigkeit, die bei scheinbarer und äußerer Willfährigkeit Grundsätze und Launen durchzusetzen weiß, gingen ihr ab. Sie war zu unbehülflich und zu plump, zu ernst und zu fügsam. Sie glaubte durch Liebe und Nachgiebigkeit zu gewinnen, was sie allenfalls durch Kälte und Sprödigkeit hätte erreichen können. Und dann noch eins: sie war nicht unwissend und thöricht, aber beschränkt. Den Willen

besaß sie wohl, sich in des Gemahls Geistesrichtung einzuleben, aber nicht die Fähigkeit. Die leichte Litteratur, die sein Entzücken erregte, blieb ihr ein verschlossenes Buch, und die freigeistige, für die er sich begeistern konnte, widerstand ihr. Sein Freund Algarotti war ihr unangenehm, weil er keine Religion besitze und alles Religiöse bespöttele; mit den bedeutenden Franzosen, die kürzer oder länger an Friedrich's Hof weilten, kam sie nicht über gewöhnliche Höflichkeitsbesuche hinaus. Ein Zeuge des Rheinsberger Lebens erzählte, daß das kronprinzliche Paar den ganzen Bayle auswendig konnte in der Art, daß diejenigen Stellen, die er nicht lesen mochte, von ihr verschlungen wurden, und die vielen Auseinandersetzungen, die sie überschlug, sein Orakel waren.

Bei Friedrich sprach fester Wille und Verstand, bei Elisabeth Christine das Herz. Das Abbrechen ehelicher Beziehungen zu seinem Weibe, das dem Fürsten leicht wurde, raubte der Fürstin Lebensruhe und Glückseligkeit. Das Beispiel des königlichen Einsiedlers, der zwar ohne Gewaltsamkeit, aber mit starrer Entschiedenheit seine Gemahlin verschmähte, wirkte nachhaltig auf Berlins Gesellschaft. Es ist wohl anzunehmen, wenn sich auch ein bestimmter Beweis dafür nicht erbringen läßt, daß die Lockerung der Ehen, die beginnende Unsittlichkeit in der Berliner Bevölkerung während der Fridericianischen Zeit durch dies fürstliche Beispiel unterstützt wurde. Der Privatmann, der seiner Gattin überdrüssig wurde, mochte für die von ihm geübte Vernachlässigung auf höfische Vorgänge sich berufen und beschönigte die Freuden, die er anderwärts suchte, durch den Hinweis auf abscheuliche Gerüchte, die über Friedrich's Privatleben im Schwange waren. Aber vielleicht mochte auch manche verlassene Frau, auf die königliche Märtyrerin sehend, deren Beispiel befolgen und, statt von dem Pfade des Rechten abzugehen, um Vergeltung gegen den Verräther zu üben, gleich ihr ein der Thätigkeit und Frömmigkeit geweihtes Leben führen. So wurde die Frucht ihrer Werke, die nach frommem Glauben der Ver-

storbenen erst im Jenseits zufallen sollte, Leben spendend und Tugend erweckend ihrem Volke zu Theil.

Aus der Umgebung der Königin ist nur die eine bereits erwähnte Frau eingehender zu schildern, die lange in ihrer Nähe lebte.

Sophie Caroline von Camas*), geb. von Brandt, war eine Stiefschwester jenes Fräuleins von Pöllnitz, das als Gesellschafterin der Sophie Charlotte eine wichtige Rolle gespielt hatte, und eine entfernte Verwandte des Barons Pöllnitz, der sie als seine Tante bezeichnete. Dieses ihres sogenannten Neffen zur Schau getragenen Skepticismus und Atheismus theilte sie nicht. Als er sich einst seiner Pathen rühmte, erhielt er von ihr die scharfe Entgegnung: „Ich wußte nicht, daß Sie getauft seien.“ Ein anderes Mal, als er bei ihr seinen heuchlerischen Uebertritt zur katholischen Religion mit Hinweis darauf, daß sie der Glaube seiner Vorfahren gewesen wäre, entschuldigen wollte, mußte er die boshafte Antwort hören: „Sie sind durchaus nicht verdammenswerth; Sie haben in jener Welt so wenig Gutes zu erwarten, daß Sie recht daran thun, sich hienieden mancherlei Gutes zu verschaffen.“

Frau von Camas gehörte zu Friedrich's Intimen. War er in Berlin, so pflegte er nach Tisch eine Weile bei ihr vorzusprechen. Sie, ihre Nachfolgerin Frau von Kannenberg, die Gräfin Kamecke und Frau von Morrien bildeten mit der Prinzessin Amalie die auserlesene Schar, die Friedrich am letzten Tage des Jahres um sich vereinigte, als an dem Tage, an dem die Damenherrschaft beginne. Als Zeichen dieser Herrschaft erhielt jede Krone und Scepter aus Zucker. Auch weniger vergängliche Geschenke spendete der König seiner Vertrauten. Darunter war das bezeichnendste ein Ring mit zwei in einander geschlungenen Brillantherzen, als unvergängliches Sinnbild ihrer nahen Ver-

*) Vgl. Lettres inédites de Fréd. II. avec M. et Mad. de Camas. Berlin 1802. Einleitung von Erman.

bindung. Wie in Thaten, so zeigte sich ihr der König in Worten ergeben. Ihr gegenüber kargte er in Zärtlichkeitsausdrücken nicht, sie nannte er seine gute Mutter, ihr eilte er jede gute Nachricht mitzutheilen und meldete schonend die schlimmen. Die kleinsten Vorgänge ihres Lebens begleitete er mit Theilnahme, selbst für ihre Hunde und Papageien hatte er ein liebenswürdiges Wort; ihre Briefe bildeten sein Entzücken; um ihr Gespräch zu hören, ersehnte er den Augenblick, daß seine Füße ihm wieder Dienste leisteten, um zu ihrem Paradies emporzuklimmen.

Noch näher als der Genannten, ja näher als irgend einer anderen Frau stand Friedrich seiner Schwester Amalie, die man fast seine Berliner Vertreterin nennen möchte. Sie lebte meist in Berlin und bildete mit ihrer Oberhofmeisterin, der Frau von Maupertuis, und ihren Hofdamen, den Fräulein von Podewils und von Zerbst, einen kleinen Hof für sich. „Die zwei Grazien" wurden die beiden Letzteren in einem Gedichte Friedrich's genannt. Denn an Versen an diese Lieblingsschwester voll ernster Auseinandersetzungen und heiterer Begrüßungen war kein Mangel; richtete der Bruder doch einmal einen schwärmerischen Abschiedsgruß an sie, als er 1772, nach Schlesien reisend, unter ihren Fenstern vorbeikam. Sie war fast die einzige Dame, welche nach Sanssouci zum Besuch kam. Sie besaß ein lebhaftes Interesse für Litteratur und Musik. In litterarischen Dingen theilte sie nicht völlig den Geschmack ihres Bruders, sondern begünstigte deutsche Schriftsteller und Dichter. Ramler war sehr stolz, als er von ihr für eine Dichtung einen ansehnlichen Geldbetrag erhielt, und Sulzer*) bekam, da er während einer Krankheit sich nur von Früchten nähren durfte, die besten und seltensten aus dem Garten von Sanssouci. Auch der Musiker Kirnberger gehörte zu ihren Günstlingen. Ihr wurden daher Gedichte, Prosaschriften, Broschüren aller Art mitgetheilt, die sie eifrig sammelte und verwahrte. Noch heute gewährt ihre Bibliothek,

*) Hirzel über Sulzer II, 206.

die in ihren alten Schränken im Kgl. Joachimsthalschen Gymnasium aufbewahrt wird, einen Aufschluß über Manches, was damals in Berlin Aufsehen erregte. Sie spendete gern aus ihrem Wissen. Junge Mädchen ließ sie zu sich kommen, unterrichtete sie in fremden Sprachen und freute sich ihrer Fortschritte.*) Aber ihr Hauptinteresse war der Musik geweiht. Sie war selbst ausübende Künstlerin und brachte einen gewaltigen und werthvollen Schatz von Musikalien zusammen. Neben dem Bedeutenden begünstigte sie das Seltsame und freute sich, immer neue Raritäten in ihre Hand zu bekommen. Ohne schön zu sein, war sie anmuthig, wie man aus manchen Schilderungen der Zeitgenossen entnehmen kann, selbst wenn man die höfischen Uebertreibungen abrechnet, von denen auch diese Darstellungen nicht frei sind. Aber sie war nicht liebenswürdig. Das, was sie von Freundlichkeit und Liebe besaß, hatte sie in einer romantischen Jugendneigung ausgegeben: die Zeit ihrer Reife verbrachte sie in Verbitterung, in der sie sich und Anderen wenig Freude gönnte. Zudem hatte sie viel durch Kränklichkeit zu leiden, an der eigene Unvorsichtigkeit und Nichtbeachtung ärztlicher Vorschriften theilweise die Schuld trugen, so daß die Venus, wie sie von Voltaire in einem noch anzuführenden Gedichte genannt wurde, eine zurückgezogene Hospitalitin wurde.

Es ward einsam und immer einsamer im königlichen Schlosse und in den Palästen der Prinzen und Prinzessinnen. Die Berliner Bürger, die gewöhnt gewesen waren an die rauschenden Vergnügungen zur Zeit des ersten Königs, die den gewaltigen Willen des zweiten oft stärker und unangenehmer gespürt hatten, als ihnen lieb war, sahen sich sehnsüchtig nach ihrem Herrscher um, nach dem ihre Eigenheit zu modeln sie gewohnt waren. Lange wandten sie ihre Blicke nach dem fernen Potsdam. Als aber immer weniger Nahrung den Begehrenden zu Theil wurde,

---

*) Sara v. Grotthuß an Goethe 1808, Dr. im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

die Gestalt des Königs immer ferner rückte, bis sie mythisch zu werden anfing, da mußten die Bewohner Berlins lernen, sich auf sich selbst zu besinnen. Niemals vielleicht hat die Person, der erklärte Wille eines Herrschers einen so geringen Eindruck auf seine Zeitgenossen geübt wie in der Aera Friedrich's des Großen, und doch übte niemals die Gedankenrichtung eines Fürsten einen größeren.

Elftes Kapitel.

Die Aufklärung.

Wie mit Friedrich's I. Namen die Prachtentfaltung, mit Friedrich Wilhelm's I. die ernste Arbeit unter strenger Aufsicht, so ist mit Friedrich's des Großen Namen die Aufklärung eng verknüpft. Unter ihm und durch ihn wurde Berlin die Stadt der Aufklärung. Wie so oft wurde auch in diesem Falle Ansicht und Verhalten des Königs typisch für seine Residenz.

Die Aufklärung ist nach der bekannten Definition Kant's „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit"; sie hat den Wahlspruch: „Habe den Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen".*) Sie zeigt zwei Seiten: eine negative und eine positive. Die negative besteht darin, die Theologie zu zerstören, nicht etwa die Religion. Die positive darin, eine neue Moral zu begründen, da die Moral die Stütze der Theologie und der Religion entbehren lernen sollte. Friedrich neigte mehr zur positiven Richtung. Von Gott redete er mit warmer Begeisterung; er erklärte ihn als den allgütigen und Allerbarmenden; er hatte ein persönliches Verhältniß zu ihm; in Momenten der Bekümmerniß und der Noth sendete er aus

*) Benutzt für das Folgende in erster Linie Friedrich's Werke, besonders Briefwechsel mit Voltaire (vgl. Geiger, Vorträge und Versuche, Dresden 1890, S. 127 ff.). Sehr schön ist Hettner's Litgesch. d. 18. Jahrh. III, 2, S. 1–33. — Von Einzelschriften: Zeller, Fr. d. Gr. als Philosoph, Berlin 1886; der betr. Abschnitt in Reimann, Abhandlungen zur Gesch. Fr. d. Gr., Gotha 1892. Einzelnes bei Lommatsch a. a. O. S. 17 ff.

gepreßtem Herzen zu Gott ein Gebet. Zwar berichtet einer seiner Vertrauten, er hätte einmal gerufen: O Dieu, s'il y en a un, aie pitié de mon âme, si j'en aie une, aber dieser Ruf, wenn er wirklich laut geworden ist, entsprang einer augenblicklichen skeptischen Stimmung; denn sonst war Friedrich von dem Dasein Gottes fest überzeugt. Ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens an Gott liegt darin, daß er in dem Kirchengebete nicht wie die Vorfahren als Majestät, sondern als „Gottesknecht, der König" bezeichnet werden wollte.

Dagegen leugnete er die materielle Existenz der Seele und daher die Unsterblichkeit. Dieses Leugnen findet sich in seinen Schriften ohne Widerspruch, aber man merkt der Ueberzeugung an, daß sie nicht ohne Kampf, ja nicht ohne inneren Schmerz erlangt ist. Namentlich in einzelnen poetischen Episteln an seine Schwester Wilhelmine und an den Feldmarschall Keith trauerte er darüber, daß es kein Wiedersehen im Jenseits gebe, aber er faßte sich wie ein Mann, der, wie er keine Strafe für einen etwaigen Fehler fürchtet, so auch auf jede Belohnung für seine guten Thaten verzichtet und sich mit dem erhebenden Bewußtsein seines Innern begnügt.

Dem Christenthum war er abgeneigt. Der Hauptgrund dieser Abneigung war wohl der, daß er die Möglichkeit oder wenigstens den Werth menschlicher Institutionen in göttlichen Dingen leugnete. Der Philosoph hat zwar auch sein bestimmtes System, aber er verlangt von keinem Anhänger dessen unbedingte Annahme auf Treu und Glauben; er gestattet vielmehr, ja er fordert die Prüfung, und erst nachdem diese Prüfung zu seinen Gunsten ausgefallen, verlangt er von dem Vasallen die Pflichten der Gefolgschaft. Von diesem philosophischen Standpunkte aus war Friedrich der dogmatischen positiven Religion abgeneigt, aber er besaß, wie sich nicht leugnen läßt, noch eine specielle Feindschaft gegen das Christenthum. Freilich hat er nicht das auch ihm wie so manchen Freigesinnten früherer Jahrhunderte zugeschriebene berüchtigte Wort von den „drei Betrügern" Moses, Christus,

Mohammed gebraucht; aber allerdings hatte Friedrich gesagt: „der Ausdruck Gottmensch gefalle ihm nicht im Munde eines Philosophen, der über die Irrthümer des Volkes erhaben ist", allerdings sprach er mehr als einmal von Moses als einem „jüdischen Lügner". Namentlich in Briefen und mündlichen Unterredungen äußerte er sich scharf wider das Christenthum. Sulzer (Lebensbeschreibung S. 64 fg.) hörte ihn über den Unsinn klagen, man stelle sich einen Gott vor, der einen zweiten gezeugt, der wiederum mit jenem ersten einen dritten hervorgebracht habe. Von den beiden Confessionen haßte er mit größerer Entschiedenheit die katholische, das Papstthum und erklärte die evangelische Religion für die bei Weitem bessere. Er beförderte, wie unten noch zu zeigen ist, im Lande und in der Hauptstadt Bau und Ausschmückung der Kirchen. Daher hielt er, ganz im Gegensatz z. B. zu Voltaire, die „Vernichtung dieses Aberglaubens" in den breiteren Schichten des Volkes für unmöglich, ja er verordnete einmal, die Schulmeister sollten sich Mühe geben, daß „die Leute Attachement zur Religion behalten".

Aber für ihn bedurfte es im Allgemeinen der dogmatisch begrenzten Confession nicht. Wie sie selbst für ihn abgethan erschien, so waren ihm ihre officiellen Vertreter, die Priester aller Confessionen, unangenehm, trotz der persönlichen Hochachtung, die er Einzelnen zollte. Dem Könige, der sonst in derlei Dingen auch Vertrauten gegenüber ziemlich zurückhaltend war, entschlüpfen derbe, selbst obscöne Worte, wenn er von Mönchen redete. Er bekämpfte der Geistlichen Unwissenheit, Unsittlichkeit, ihr Behagen an casuistischen Streitigkeiten, er warf ihnen vor, in Kleinigkeiten und Unwürdigkeiten ihre Thätigkeit zu suchen und die großen Aufgaben ihres Berufes darüber zu vergessen.

Was ihm die Priester noch besonders hassenswerth erscheinen ließ, das waren die von denselben angezettelten Religionsverfolgungen. Nicht nur die blutigen Thaten früherer Jahrhunderte registrirte und verurtheilte er, sondern er wollte auch den Frieden unter den Anhängern der verschiedenen Religions-

parteien zu seiner Zeit befördern und erwirken. Sein berühmtes Wort, daß in seinen Staaten Jeder nach seiner Façon selig werden könne, war mehr als eine bloße Phrase: Friedrich stand mehr als einmal den Verfolgten bei und milderte die Lage der Geduldeten.

Gemäß dieser Entfernung vom Christenthum vertrat Friedrich im Großen und Ganzen den Grundsatz weltlicher Moral. Freilich kam auch bei ihm, da er, gleich den meisten Denkern, nicht frei von Widersprüchen war, einmal der Satz vor: „Die christliche Moral ist die Vorschrift meines Lebens“. Neben diesen Satz stellen sich jedoch viele andere, in denen die Moral als getrennt von den Confessionen bezeichnet wird. Einmal faßte er, seinem Vertrauten Catt gegenüber, seine Moral in die Worte zusammen, die Hauptsache sei, „sittenrein zu sein, über seinen Stand sich aufzuklären und ihn gut zu erfüllen, mäßig zu leben und das Leben nicht sonderlich hoch zu achten“.

Von dem Fürsten, dessen eben skizzirte Anschauungen im Allgemeinen auch vor seiner Thronbesteigung bekannt, theilweise mit absichtlicher Uebertreibung gemeldet waren, erwarteten die Gläubigen das Schlimmste. Charakteristisch für diese Erwartung ist ein dem König bald nach der Thronbesteigung überreichtes Gedicht*), in dem namentlich die Anhänger sog. papistischer Gewohnheiten zu Worte kamen, gegen die schon Friedrich Wilhelm I. aufgetreten war (vgl. oben S. 188), und die unter Friedrich durchaus Schutz ihrer Gebräuche fanden. Sie stellten die milde Mutter, die Kirche, dem strengen Vater, dem weltlichen Herrscher, gegenüber.

So laß doch nimmermehr, gesalbter Vater, zu,
Daß man die Schmach und Schand an unsrer Mutter thu,
Als hätte deren Hand dieß, was sich nicht gebühret,
Ja sündliche Gebräuch uns Kindern zugeführet.

---

*) Mitgetheilt bei Ulrich (so sei das Hauptwerk über diesen Gegenstand: „Briefe über den Religionszustand in den preußischen Staaten“, 5 Bde., Berlin 1778—1780, citirt) V, 670ff. Einige Schriften gegen dies Werk s. Berl. Neudr. II, 3, S. 41fg.

Als hätte man durch ein gedoppelt hundert Jahr,
Gott öffentlich erzörnt, so oft es Sabbath war
Und Aberglauben, die das römsche Babel liebet,
In Tempeln ohne Scheu als Gottesdienst geübet.
Was ist unschuldiger als Singen beim Altar,
Das vor dem Pabstthum schon im Kirchenbrauche war . . .
Was schadet uns ein Licht, das bei dem Nachtmahl brennt,
Da unser Glaube sich vom Aberglauben trennt.

Durch Abschaffung solcher Gebräuche würde das Papstthum nur einen Triumph genießen, das Königthum aber an Ansehen einbüßen.

Es heisse hier ja nicht: des Königs Wort ging vor,
Denn dieses Königswort eröffnete das Thor,
Wodurch hernach die Pest mit größter Wuth gedrungen,
Dies Davidswort hat mehr, als Davids Schwerd, verschlungen.

Nach einer kurzen Entschuldigung, daß sie ihre Stimme zum Könige erhoben haben, schließen die Dichter:

Gewissensfreiheit wird anstatt Gewissen zwingen
Dir tausendfachen Ruhm, Dir tausend Segen bringen.

Wie wenig solche Befürchtungen begründet waren, wie unbeschränkt vielmehr der König die Freiheit des Redens und Handelns gewährte, bewies seine ganze Regierung.

Eine wesentliche, äußerlich erkennbare Aenderung im religiösen Leben der Hauptstadt vollzog sich unter der Regierung Friedrich's nicht. Vielleicht wurde der Kirchenbesuch schwächer; gewiß steigerten sich die Anforderungen, die von den Andächtigen an die Leistungen der Prediger gestellt wurden. Eine Abnahme religiösen Sinnes läßt sich statistisch nicht nachweisen.

An der Spitze der lutherischen Geistlichkeit stand das churmärkische evangelisch-lutherische Consistorium.*) Gemäß dem Edicte vom 16. Mai 1760 war seiner Verfügung Alles unterworfen, was der Prediger und Schullehrer Amtsführung, Conduite, üble Lebensart und grobe Vergehungen betraf. Die gelinderen Strafen bestanden in Geldzahlung und Suspension

*) Vgl. Ulrich II, 197 ff.

bis auf drei Monate, die härteren in Translocation und Remotion. Leib- und Lebensstrafen blieben lediglich dem Justizdepartement des Staatsministeriums vorbehalten.

Aus der Wirksamkeit des Consistoriums seien nur zwei für Berlin besonders wichtige Ereignisse hervorgehoben: Abschaffung von Feiertagen und Neuordnung des Gesangbuches. Von Feiertagen wurden abgeschafft die dritten Feiertage von Ostern, Pfingsten, Weihnachten, ferner Gründonnerstag, Himmelfahrt und die vierteljährigen Bußtage; beibehalten wurden Neujahr, je zwei Tage der drei hohen Feste, Charfreitag, ein am Mittwoch nach Jubilate abzuhaltender Bettag. Aehnliches geschah übrigens bei den Katholiken nach einem Breve des Papstes vom 24. Juli 1772, dem sechzehn Feiertage, besonders die Tage der Erzengel und Heiligen, zum Opfer fielen.

Als Gesangbuch galt noch immer das alte Porstische. (Vgl. oben S. 72.)*) Dieses, das schon zur Zeit seiner Entstehung Manchen befremdet hatte, erregte immer größeren Widerspruch. Die neue Generation der aufklärerisch gesinnten, modern gebildeten Prediger mußte beständig zu jenen alten Liedern in Widerstreit treten. Ihnen mußte es statt Andacht andachtslose Unruhe bereiten, wenn sie in der Nikolaikirche nach der Predigt vor dem Abendmahl das Lied vernahmen:

Jesaja dem Propheten das geschah,
Daß er im Geist den Herren sizen sah,
Auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
Sein's Kleides Saum den Chor erfüllet ganz.
Es standen zwey Seraphin bey ihm dran;
Sechs Flügel sah man einen jeden han.

*) Für das Folgende vgl. Berliner Gedichte (Neudrucke II, 3) Berlin 1890, S. XXIX—XXXIV, 130—139 und die dort angeführte Litteratur. Ferner Ulrich II, 144. Berliner Monatsschr. III, 355. In „Berlin von seiner Entstehung“ u. s. w., Berlin 1798, S. 85, wird eine Broschüre von S. G. Apitsch „Der reisende Schneider“ genannt, von der zwei Auflagen zu 2000 Exemplaren gemacht sein sollen. In der Gesangbuchsangelegenheit kenne ich nur zwei Schriften von A.: „Wir habens nun alle gelesen“, 1781, „Durch gute und böse Gerichte“, 1782. Der Curiosität

Mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar,
Mit zween bedekten sie ihre Füße gar,
Und mit den andern zween sie flogen frey;
Geg'n einander sie ruften mit grossem Geschrey:
Heilig ist Gott der Herre Zebaoth! . . .
Sein' Ehr die ganze Welt erfüllet hat,
Von dem Geschrey zittert Schwell und Balken gar,
Das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebels war.

Geschmacklosigkeiten, unanständig und ehrfurchtslos klingende Ausdrücke der alten Lieder mußten die Neuerer empören. Sie mochten nicht singen:

Das Oechslein und das Eselein
Erkannten Gott den Herren sein.

Sie fanden es unpassend, von Jesus zu sagen:

Dich such ich im Bette des Nachts bis am Morgen

oder in anderer Weise den „liebsten Bräutigam" an „seine theure Liebespflicht" zu erinnern und sich als „Lustspiel" zu bezeichnen, das „Jesus sich ewiglich erwählt" habe.*) Sie lehnten, wie die Liebesgemeinschaft, so die Gütergemeinschaft ab, wie sie in den Versen ausgedrückt war:

Dein rosinfarben Blut, Macht alle Rechnung gut . . .
Seine theuren Blut-Goldgulden Zahlen meine rothen Schulden.

Sie konnten nicht beständig herleiern:

Ich geh mit Maria in eifrigem Trabe.

---

wegen sei aus der sehr reichen Broschürenlitteratur angeführt: „Sendschreiben des ehrsamen und namhaften Abraham Buchzu, Leinwebers und Nachtwächters zu Elbingen, an Obadiah Orthodoxus Knüppelwitz, Bürstenbinder zu Berlin, worinn die Streitsache des alten Gesangbuchs und der neuen Lieder beleuchtet und entschieden wird. Berlin und Elbing 1783. In Commission zu haben bey dem Verleger dieser Correspodenz für 2 Gr." (Berl. Correspondenz 1782/3. S. 185.)

*) Texte zu den Kirchenmusiken gaben noch 1786 Anstoß. In einem wurde von Christus gesagt, er trage „Spott, Schmach und Speichelkoth", er wurde mit einem „Ballen" verglichen, „den man bald wirft, bald stößt, bald schlägt", oder mit einem „Würmlein", auf das man mit Füßen tritt.

Sie wollten sich nicht so weit erniedrigen, sich „hündischen“ Zorn, Eifer, Haß und Neid zuzuschreiben, sich anzuklagen, „es ärger als die Hunde zu machen“, und sich bereit zu erklären

> Ich will, wenn ich nur kann liegen
> Unterm Tisch, mir lassen gnügen.
> Ich will ins Verborgne kriechen . .
> Und hin nach der Erde riechen,
> Suchen, was den Hunger stillt . . .
> Und mich freuen über allen
> Was die Herren lassen fallen.

Der erste Versuch einer Aenderung wurde 1765 durch den Oberconsistorialrath J. S. Ditterich gemacht, der einen Anhang zum alten Gesangbuche erscheinen ließ; unter Mitwirkung von Teller und Spalding arbeitete er ein neues Gesangbuch aus, das 1780 in Berlin erschien. Die wesentlichen Unterschiede dieses neuen Gesangbuches von allen älteren waren äußere und innere. Die äußeren waren Umänderung der veralteten sprachlichen Ausdrücke in neuere und bessere, Streichung der unschön klingenden Worte und Redensarten. Die inneren bestanden in Ausmerzung der Lehre vom Teufel, Vermeidung des beständigen Vorbringens der Gottessohnschaft Jesu, überhaupt seiner Göttlichkeit und der Vereinigung göttlichen und menschlichen Wesens in ihm, Darstellung der Taufe als bloßer Einweihung zum Christenthum (nicht als Mysterium), Nichterwähnung des Abendmahls, Nichthervorhebung des rechtfertigenden Glaubens und der Verderblichkeit der Menschennatur.

Bei Beurtheilung dieser Grundsätze und der nach ihnen versuchten Leistungen wird man nicht umhin können, darauf hinzuweisen, daß derartige Reformen möglichst schonend vorgenommen werden müssen, weil man grade in dieser Beziehung liebgewordene Gewohnheiten ungern aufgibt; selbst geistig fortgeschrittene Menschen scheuen sich trotz innerer Entfremdung in höheren Lebensjahren Erbauungsbücher von sich zu lassen, die sie als Kinder benutzt haben. Sodann muß man anerkennen, daß den Reformern zweierlei fehlte, das ihre Veränderungen hätte annehm-

bar machen können: wirkliche Glaubensinnigkeit und warmes poetisches Gefühl. Statt der ersteren besaßen sie nüchterne Verständigkeit, statt des letzteren äußerliche, keineswegs stets genügende Correctheit. Auch sie brauchten die abscheulichsten Reime, wie gütige — leitete, Segnungen — Fügungen. Kraftvolle Verse verwässerten sie in saftlose Halbprosa, wie die Worte „Schaue, baue was zerrissen Und geflissen, dich zu schauen, Und auf deinen Trost zu bauen" in: „Drückt Last uns fast Muthlos nieder, laß uns wieder Trost empfinden und die Trübsal überwinden" oder die innigen Worte „Wie soll ich dich empfangen Und wie begegn' ich dir, du, aller Welt Verlangen, du, meiner Seele Zier" in: „Wie soll ich dich empfangen, Heil aller Sterblichen. Du Freude, du Verlangen der Trostbedürftigen" oder endlich die mächtigen Töne „Schleuß zu die Jammerpforten, Und laß an allen Orten, Auf soviel Blutvergießen Die Freudenströme fließen" in die matte Humanitätsmelodie: „Herr wehre du den Kriegen, Laß Menschenliebe siegen, Und nach den Thränengüssen Die Freudenströme fließen". Wo sie aber selbständige Lieder boten, da bekundeten sie, daß das Herz, das beredt macht, ihnen fehlte, daß sie nur regelmäßige Nüchternheit besaßen, wo erquickende Innigkeit nöthig gewesen wäre: statt glaubensstarker Dichter zeigten sie sich als vernunftmächtige Denker.

Das so hergestellte Gesangbuch sollte nun nach einem königlichen Befehle Anfang 1782 in den Berliner Kirchen eingeführt werden. Gegen diesen Befehl wendeten sich zahlreiche ruhige und heftige Broschüren, die ihre Abwehr seitens der Aufklärer fanden; vielfache Bittschriften einzelner Gemeinden, die um Beibehaltung des alten Gesangbuchs baten. Diese Bittschriften hatten den gewünschten Erfolg. Sie riefen eine Anzahl königlicher Erlasse hervor, 1781 und 1782, die den einzelnen Gemeinden die Wahl ihres Gesangbuches völlig frei ließ. Dem ersten dieser Erlasse war die berühmte eigenhändige Nachschrift angefügt: „Ein Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn

er nur ehrlich ist; was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen thöricht und dummes Zeug; aber die Priesters müssen die Tolerance nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung zugestattet werden."

Auch die sonstigen kirchlichen Bestimmungen bekunden keine wesentliche Neuerung, geschweige denn eine Umwälzung. Dahin gehört*), daß (Ende 1741) die von dem Prediger G. G. Fuhrmann geleiteten Hausversammlungen verboten wurden und ihr Leiter ermahnt, „von aller affectirten Singularität abzustehn". Dagegen wurden einige Bestimmungen getroffen, die humaner und gerechter waren als die früher herrschenden. So wurde (Febr. 1743) einem Zimmermann Bürgel, der selbst in religiösen Versammlungen das Wort ergriff und Anderen verstattete, Solches zugelassen, sofern er nichts gegen „die Gesetze, Handel und gute Sitten" unternehme. Eine andere gerechte und humane Verordnung war, die öffentliche Kirchenbuße ferner nicht in Anwendung zu bringen, sondern die Fehlenden durch die Prediger privatim mahnen zu lassen (1746). Aehnlichen Geist athmete die Bestimmung (1748), daß die Geistlichen kein Recht haben sollten, aus eigener Machtvollkommenheit Jemanden vom Genuß des Abendmahls abzuweisen.

Von diesen Priestern nun, die nach der vorher erwähnten königlichen Verordnung fast als Vertreter der Unduldsamkeit erscheinen, während sie in Wirklichkeit Verkünder echter Toleranz sein wollten, verdienen einzelne eine besondere Besprechung. Etwas einseitig und eben deshalb nicht ganz gerecht hat Lessing ihr Wesen also charakterisirt: „Die Kanzeln anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben; Glauben ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft und Vernunft

*) Für das Folgende König V, 1, S. 41, 61fg., 98, 114fg.

ist raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft; Geheimnisse gibt es entweder darin gar nicht, oder wenn es deren gibt, so ist es gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet."

Der erste der zu besprechenden Prediger, A. F. W. Sack (1703—1786)*), Oberhofprediger, namentlich bei der Königin sehr beliebt, durch seine Persönlichkeit, auch schon vor seinem hohen Alter, ebenso wirksam wie durch sein Wort. Auf schriftstellerische Wirksamkeit legte er kein sonderliches Gewicht. Und doch war sein „vertheidigter Glaube der Christen", 1748—1751, eine der Hauptschriften der ruhigen Aufklärungspartei. Denn dieser Glaube, sowie die heilige Schrift, auf der er ruht, gilt ihm nicht auf vorgängigen Inspirationsbeweis als Autorität, sondern wegen seines Inhalts. Bei aller Gläubigkeit hat er stets die Tendenz, „die göttlichen Zeugnisse nur vermittelst der vernünftigen Reflexion zur Ueberzeugung werden zu lassen". Sack war ein Reformator des gesammten Predigtwesens, bestrebt, die Jüngeren in seiner Weise zu erziehen. Durch ihn wurden aus der Predigt Definitionen und Exegese entfernt, ebenso die bildlichen der Bibel entnommenen Ausdrücke. Statt der theologischen wurden die moralischen Predigten eingeführt. Thätiges und duldendes Christenthum war das Ziel seiner Wirksamkeit: thätiges in der praktischen Wirksamkeit für die Armen an Leib und Seele, duldendes in milder Anerkennung der Andersgläubigen. Er lebte, wie er lehrte. Seiner Gesinnung wie seiner

*) A. F. W. Sack, Lebensbeschreibung von seinem Sohne. 2 Bde. Berlin 1789. (Mit Briefen und kleinen Schriften.) Eine in Versen abgefaßte Charakteristik der Berliner Prediger aus dem Jahre 1781 von Cranz s. Berl. Neudrucke II, 3, S. 107—113. Dazu die biogr. Notizen S. XXVI fg. — Während dort der Hauptnachdruck auf die Prediger gelegt wurde, kam es hier in erster Linie darauf an, diejenigen hervorzuheben, die sich auch litterarisch bekannt machten. — Für Sack, Spalding, Teller s. auch Realencyclopädie der protest. Theologie, 2. Aufl. (1884), XIII, 203—207; XIV, 455—460; XV, 87 ff.

Handlungsweise entsprach das Wort: „Stoßt den, der anders denkt als ihr, immerhin aus eurer Kirche, nur stoßt ihn nicht aus Christi Kirche aus, zu der er ebensowohl und vielleicht mehr gehören mag als ihr selbst.“

Dieselbe Tendenz, nur in erhöhtem Maße, verfolgte Joh. Joach. Spalding (1714—1804).*) Nur stand bei ihm das praktische Wirken noch mehr im Vordergrunde und die schriftstellerische Thätigkeit, zu der ein langes Leben ihm Muße gewährte, entsprach seiner Neigung in höherem Grade. Er imponirte durch seinen vornehmen Anstand in Ton und Gebärde, durch sein muthvolles Auftreten gegen Fehler und Laster, das weder in störrische Rechthaberei noch in verwegene Tadelsucht ausartete. Das Moralische wurde von ihm hauptsächlich betont. Er, der eine Besserung des Menschen durch Glauben und Thun für möglich hielt, mußte gegen das beständige Hervorkehren der Hölle und Verdammniß eifern, ihm, in dessen Sinne alle Christen gleichstanden, konnten die Geistlichen nicht als Mittelspersonen zwischen Menschen und Gott, sondern nur als Prediger und Sittenlehrer gelten. Was Wunder, daß die Geistlichen, die ihre Auserwähltheit nicht aufgeben wollten, sich grade gegen ihn in polemischen Schriften wandten. Seine Hauptarbeit ist die „Bestimmung des Menschen“, ein damals viel gelesenes Buch, zuerst erschienen 1748, in 13. Auflage 1794. Es war angeregt durch La Mettrie's Schrift „Der Mensch eine Maschine“. Das Buch, wie alle seine späteren Schriften, waren von dem Streben erfüllt, „das Christenthum der Zeitbildung möglichst gerecht zu machen, daher die Vernunftreligion in den Vordergrund zu stellen“. Ein solches Streben vertrug sich auch bei ihm mit tiefer Gläubigkeit. Grade durch ein solches Eingehen auf Verständniß und Bedürfniß der Gebildeten hoffte er, ohne tiefere philosophische und religiöse Begründung mit den allgemeinen sittlichen Wahrheiten ihnen auch den Glauben wiederzugeben.

*) Spalding's Selbstbiogr. Halle 1804.

So großen Erfolg Spalding auch als Schriftsteller davontrug, so betrachtete er sich doch zunächst als Prediger. A. W. Teller (1734—1804, seit 1767 in Berlin) dagegen, der eine schwache Stimme hatte und mit der Zunge anstieß, war hauptsächlich auf sein schriftstellerisches Wirken angewiesen, so daß er die letzten dreizehn Jahre seines Lebens die Kanzel nicht mehr betrat. Teller war für seine Zeit eine einflußreiche, den die Zeit bewegenden Gedanken das rechte Wort leihende Persönlichkeit. Es ist unhistorisch, ihn mit dem Maße einer anderen Zeit zu messen und, wie Schelling that, ihn als den „erbärmlichsten Exegeten und den seichtesten Philosophen unter den Theologen" zu bezeichnen. Er war ein überzeugungstreuer Mann, der das, was er Anderen auferlegen wollte, selbst glaubte und übte und sich in seiner Meinung nicht irre machen ließ durch äußere Einflüsse. Er gehörte zu denen, die auf halbem Wege stehen blieben. Er „wich etwas stark von den Symbolen ab, die Luther's Synod in Augsburg uns gab", wie es in Cranz' nicht übler Charakteristik hieß, und war nicht politisch genug, „nur orthodox zu scheinen und was er wirklich glaubt pro forma zu verneinen". Während er in seinem Buche „Die Religion der Vollkommneren" das Christenthum als von allen Ceremonien befreit, als eine Religion des Wissens und der Liebe Jedwedem darzubieten schien, schreckte er vor den Consequenzen zurück, die sich ergaben, als David Friedländer mit den Seinen bekenntnißlosen Eintritt in diesen Glauben begehrte. Die Ansichten, die in diesem Buche ausgesprochen wurden, gingen ziemlich weit. Die Religion charakterisirte er als eine „Herzensangelegenheit". Als Ziel des Christenthums betrachtete er das Aufgehen der Religion in die Moral. Seine Charakteristik dieser „Religion der Vollkommneren" beginnt mit den Worten: „Durchaus praktisches Wissen von Gott, seinen Wohlthaten, seinem Willen und allen seinen Veranstaltungen zur Glückseligkeit der Geschöpfe wie des Menschen, welches in lauter gute Thätigkeiten übergeht". Auch in seinem „Lehrbuch des christlichen Glaubens" war Teller entschiedener

Rationalist: Engelslehre und Teufelsglauben wollte er nicht als Lehrstücke der Religion gelten lassen; die Erbsünde war ihm „nichts anderes als die herrschend gewordene böse Neigung des Menschen"; über den heiligen Geist aber meinte er, „es ist nicht entschieden, ob und wo es in der Bibel die dritte Person der Gottheit bedeuten solle".

Unter den Berliner Predigern hatte Joh. Es. Silberschlag den größten Zulauf (1721—1791, seit 1769 in Berlin).*) Schon 1760 war er Mitglied der Akademie geworden. Denn der wesentliche Unterschied zwischen ihm und seinen erwähnten Collegen bestand darin, daß sein Wissenschaftsgebiet außerhalb der Theologie lag. Seiner ersten Schrift „von den kriegerischen Wurfmaschinen der Alten" war eine andere „Wasserbau an Strömen" gefolgt. In der Richtung beider Schriften war er praktisch thätig gewesen. Wurfmaschinen hatte er selbst construirt, und Magdeburg, wo er ehedem als Geistlicher gewirkt, hatte er mit Wasser versorgt. Diese seine wissenschaftliche Liebhaberei und technische Geschicklichkeit hatten ihm die Ernennung zum Oberbaurath verschafft. Die Reisen, die er in dieser Eigenschaft zu unternehmen hatte, benutzte er zur Arbeit in seinem geistlichen Berufe. Denn die wissenschaftliche Arbeit zog ihn weder von seinem theologischen Berufe ab noch erschütterte ihn die technisch-naturwissenschaftliche Thätigkeit in seinen religiösen Ueberzeugungen. Vielmehr war er, statt in den Wegen der Aufklärer zu wandeln, gemäß seinem Ausgange aus dem Pietismus zu größerer Verinnerlichung des Glaubens gelangt. Wissen und Glauben rangen in ihm um die Herrschaft. Dieser Kampf erschien kurzsichtigen Beurtheilern wie ein Schwanken zwischen der Meinung des freisinnigen Curatoriums und den orthodoxen Anschauungen seiner Gemeinde. Er stand einem Zweigverein der durch J. A. Ulsperger ins Leben gerufenen „Deutschen Christenthumsgesellschaft" in Berlin vor, die als Vor-

*) Silberschlag, Selbstbiogr. 1791. Vgl. Lommatzsch a. a. O. S. 44 ff.

bereitung der Missionsgesellschaften gelten kann. Ja, er trat polemisch gegen die Deisten und Leugner der Offenbarung auf, indem er ohne sonderlichen Erfolg mit ungesunder Verquickung theologischer Ueberzeugungen und naturwissenschaftlicher Theorien eine „Geogonie der heiligen Schrift oder Erklärung der Schöpfung der Erde und Erzeugung der Sündfluth nach den Grundsätzen der Mathematik und Physik" in einem dreibändigen Werke veröffentlichte.

Diese Verbindung theologischer und wissenschaftlicher Arbeit zeigte sich auch bei J. P. Süßmilch, 1707—1767, einem geborenen Berliner, seit 1742 dauernd in seiner Vaterstadt*), der freilich weit mehr durch letztere als durch erstere damals eine Bedeutung erlangte und noch heute eine solche in Anspruch nimmt. Von seiner seelsorgerischen Wirksamkeit haben sich nicht viele Zeugnisse erhalten, und seine theologische Schriftstellerei hatte im Ganzen keinen größeren Erfolg als seine vermeintliche Widerlegung Edelmanns. Aber eine Geistesgeschichte Berlins hat seiner in höherem Grade als eines der ersten Statistiker zu gedenken. In dem Buche: „Der königlichen Residenz Berlin schneller Wachsthum und Erbauung" stellte er die Grundlagen Berliner Lokalgeschichte fest; in seinen Untersuchungen über die Zahl der Eheschließungen und die epidemischen Krankheiten bereitete er den Boden für später so beliebt gewordene Arbeiten, trat der Ansicht entgegen, daß Willkür in der Natur und ihren Erscheinungen herrsche, und versuchte, gewisse Gesetze der Entwickelung aufzustellen. Charakteristisch ist, daß er zu seinen Studien durch philosophische Erwägungen, durch Anregungen und Förderung Wolff's gelangte, und daß er sich in dem Widmungsbriefe seiner Abhandlung „über die Veränderungen im menschlichen Geschlechte" bei dem König entschuldigte, seine Schrift nicht französisch geschrieben zu haben.

---

*) Nachricht von dem Leben und Verdiensten des Hn. Oberconf. r. J. P. Süßmilch aufgesetzt von J. Chr. Förster. Berlin 1768. Ferner König V, 1, S. 126; 2, S. 122, 142fg. Voss. Ztg. 1892, Sonntagsbeil. 8.

Lebten schon die beiden zuletzt genannten Geistlichen zwar in der Aufklärungspartei, standen aber den Theologen alten Schlages näher, so gehört diesen, die weder an Zahl noch an Bedeutung jenen zu vergleichen sind, einer an, der als der geachtetste besonders hervorgehoben zu werden verdient. Th. C. G. Woltersdorff (1727—1806)*), einer Berliner Predigerfamilie angehörig, war ein strenggläubiger, eifervoller Mann, der von seinen Anhängern geehrt, von seinen Gegnern so heftig getadelt wurde, daß er in dem „Obscurantenalmanach" von 1798 als „durch phlegmatische Trägheit, Fühllosigkeit und gänzliche Dummheit ausgezeichnet" charakterisirt wurde. Er hatte sich durch Zweifel zum Glauben durchgerungen und hielt an dem erlangten Glauben mit starker Treue fest. Er wurde zuerst Gehülfe, seit 1762 Nachfolger seines Vaters an der Georgenkirche, später Oberconsistorialrath und verwaltete sein Amt fast bis zu seinem Tode. Er war weder Schriftsteller noch Dichter, nur Prediger und Seelsorger. Als Prediger wirkte er nicht durch geistreiche Wendungen und oratorischen Schmuck, sondern durch Schlichtheit und absichtliche Einseitigkeit. Denn Feind den damals auf der Kanzel beliebten moralischen Auseinandersetzungen und der Behandlung der Tagesfragen abgeneigt, predigte er als Diener Jesu beständig von seinem Herrn und meinte durch die Stärkung der Glaubenslehre mehr zu wirken, als durch eiferndes Streiten gegen manche Laster. Als Seelsorger übte er einen außerordentlichen Einfluß auf seine Gemeindeglieder aus, auf Irrende, Kranke, Liebende, Kinder dadurch, daß er mit Jedem in seiner Sprache, in natürlich-liebreicher Weise zu reden und die Schwankenden auf den rechten Weg zu bringen wußte. Glaubensstärke und Demuth machten ihn vertraut seinem Gotte, liebreich gegen die Armen und selbstbewußt gegen die Vornehmen. Er war ein einfacher, achtungsvoller, pflichtbewußter Mann; er besaß nichts von priesterlichem Hochmuth, so daß er die Anrede einer

*) Für das Folgende W. Ziethe, Berliner Bilder, 1886, S. 152 ff.

Frau aus dem Volke, „unwürdiger" statt „hochwürdiger" Herr, ruhig duldete, statt sie zu strafen; von modernen Heiligen und Auserwählten, von Berufsbetern wollte er nichts wissen — unentwegt treu lebte er seinem Glauben.

Gewiß hatten auch diese hervorragenden Theologen und Prediger ihre literarischen Kritiker und Feinde, wie den genannten J. F. Ulrich in seinem viel benutzten Werke. Der eigentliche Widerspruch richtete sich jedoch gegen die weniger bedeutenden. Dieser Art waren Kritiken, die sich mit Koblank und Lüdke beschäftigten.*) Weit boshafter war eine Stachelschrift gegen Leichenreden überhaupt**), die diese ganze Art Lügenpredigten benannte, welche man insgesammt mit Geld erkaufen könnte. Darum hielt es der Parodist für billig, einem achtmonatlichen Schaf eine Standrede zu halten, „welches alles besessen, was ein Schaf nach den Berichten der bewährtesten Schafscribenten haben müsse".

Die entschiedensten Aufklärer sind nicht unter den Berliner Predigern zu suchen. Nicolai, Biester, Gedike, die als die eigentlichen Träger der Berliner Aufklärung zu betrachten sind, gehörten dem Kaufmanns-, Gelehrten-, Beamten-Stande an. Von ihnen muß noch in anderem Zusammenhange die Rede sein. Wohl aber sollen neben den Aufklärern, die innerhalb der Kirche stehend mit milder Ruhe an einer Reform arbeiteten, die Stürmer genannt wer-

---

*) Berliner Predigercritiken fürs Jahr 1783. Von Steinsberg und Plümicke. Dagegen erschien von Cranz folgende Schrift, deren Titel schon das ganze litterarische Treiben kennzeichnet: „Der gebährende Berg oder: Die neue Gährung in Berlin über Predigten-Kritiken, Gegenkritiken, Sendschreiben eines Laien und Musterungen zur richtigen Beurtheilung dem vernünftigern Theil des Publikums empfohlen von dem Verfasser der Berlinschen Correspondenz. Prüfet alles und das gute behaltet". Berlin 1783. Daß die Predigercritiken untersagt wurden, meldet die Berl. Corr. 1783, S. 507.

**) Seltsame Gedächtnißrede, worzu eines Schafes besondere Eigenschaften Gelegenheit gegeben. Gedr. bei Chr. Sieg. Bergemann. 1748 Vgl. Berlin. Bibliothek II, 803.

den, die aus der Kirche herausdrängend oder hinausgedrängt auch von Anderen als den Orthodoxesten für Ketzer gehalten werden.

Einen Freigeist nannte sich mit Stolz Chr. Tob. Damm (1699—1778, seit 1730 in Berlin, Conrector, seit 1743 Rector am kölnischen Gymnasium, seit 1763 emeritirt)*). Er hatte nicht direkte Verfolgungen, aber Kränkungen zu bestehen, die er mit Ruhe ertrug: einem Begegnenden, der ihn angriff, verfluchte und vor ihm ausspie, entgegnete er: Christus sagt, segnet, die euch fluchen. Solche Freigeister, die nicht an Gott glauben, wollte er als Pestilenzen der menschlichen Gesellschaft angesehen wissen, sonst aber meinte er: „Ein ächter Deiste, ein ächter Naturaliste, ist der ächte Religiose: und ein solcher hält diese Namen, mit denen man ihn zu beschimpfen vermeinet, für warhafte Eren-Namen." Er veröffentlichte eine Uebersetzung des neuen Testaments, für die er die Druckerlaubniß des Königs durch Vermittelung des Marquis d'Argens erhielt und schrieb ein merkwürdiges Buch „Vom historischen Glauben" (2 Bde. 1772/73). Er betrachtete darin die Erzählungen der Bibel als lehrreiche Poesie. Ihm war Moses kein Prophet, sondern Morallehrer, Gesetzgeber, Heerführer, Dichter. Daher sei der Inhalt des alten Testaments Dichtung und Wahrheit von der Schaffung der Welt in sechs Tagen an. Die biblischen Geschichten, auch die Wunder des neuen Testaments verfolgen bestimmte lehrhafte Tendenzen, seien allegorische Erzählungen. Versöhnungstod und Auferstehung Jesu erschienen ihm ebenso unmöglich wie Todtenerweckung und Weltuntergang. Denn alles Uebernatürliche ist bei ihm geschwunden: statt geoffenbarter Religion gibt es nur eine natürliche, das Wesen der Religion ist ihm Moral; daher gibt es für ihn keinen Engel- oder Teufelsglauben; Taufe und Abendmahl sind nur Aufnahme- und Gedächtnißzeichen. Göttlichkeit oder Heiligkeit irgend einer Person wird von ihm nicht

*) Vergl. A. D. B. s. v.; Meusel II, 268—271, Nicolai in der N. Berl. Monatsschr. 1800, S. 338—363; 1801, S. 371 ff., außerdem Damm's im Texte angeführte Schriften.

anerkannt: „Maria ist eine gepriesene Mutter des größten und wahrhaftesten Religionslehrers, das ist ihre einzige wahre Ehre. Sie war eine Ehefrau des Joseph."

Nicht den Reihen der Aufklärer entstammen die Freigeister und Atheisten; vielmehr entwickelte sich der Unglaube als Gegensatz übereifrigen Glaubens. Es ist eine feine Bemerkung Ranke's, „die Patriarchen des Unglaubens in Norddeutschland*) sind eben in Berleberg und Herrnhuth von aller Religion abgewichen". Gerade in Herrnhut ward Edelmann zur kirchlichen Opposition getrieben.

Joh. Christ. Edelmann (geb. 1698, gest. 1767, seit 1747 in Berlin**) wuchs aus dem Pietismus zur Aufklärung und aus der Aufklärung zum Bekenntniß kirchenfeindlicher Anschauungen empor. Er hatte in Jena studirt, und war später Jahre lang Hofmeister gewesen, dann führte er ein irrendes Leben, nährte sich als Handwerker und Schriftsteller, von zufälligen Einnahmen und ungesuchten Geschenken, mußte von Stadt zu Stadt flüchten, um den Nachstellungen der Prediger zu entgehen, bis er endlich in Berlin Ruhe fand. Während seiner ganzen Jugendzeit war er in den alten Anschauungen befangen gewesen; erst durch die Lectüre von Arnold und Dippel wurde er zu selbständigem Nachdenken geführt. Edelmann ist einer der meistbeschimpften Männer seiner Zeit. Am häufigsten wird er mit dem Beinamen „der Berüchtigte" angeführt. Die Späteren, die an der Verfluchungsmanier der Vorgänger kein Gefallen fanden, behandeln ihn, bis auf die neueste Zeit, mit kühler Vornehmheit.

*) Preuß. Gesch. II, 257.

**) Von Edelmann: Glaubensbekenntniß, Neudruck 1848; Moses mit aufgedecktem Angesicht, 3 Theile, 1740. Selbstbiographie, hgg. von R. W. Klose. Berlin 1849. — Zu beachten Ulrich I, 510 ff. und ein Auszug, Der neueröffnete Edelmann, Bern 1847. Hauptwerk: J. H. Pratje: Historische Nachrichten von J. Ch. Edelmanns Leben, Schriften u. Lehrbegriff. 2. Aufl., Hamb. 1755. Aus der neueren Litteratur: Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrh. I, 271—292; Mönckeberg, Reimarus und Edelmann, Hamburg 1867. Die übrigen benutzten Schriften sind im Texte genügend citirt.

Nur Hettner hat ihm die richtige Stellung in unserer litterarischen Bewegung angewiesen. Ein Mann, der von einzelnen Zeitgenossen mit Reimarus, von Späteren mit D. F. Strauß zusammengestellt wurde, freilich nicht, um ihn zu loben, gegen den schon im Jahre 1755 nicht weniger als 144 Gegenschriften erschienen waren, theilweise dreibändige Werke, muß eine geistige Macht gewesen sein, mit der zu rechnen ist.

Edelmann schrieb viel. Das umfangreichste Werk, nach den Unschuldigen Wahrheiten, 1735—1743, 15 Stücke (in 4 starken Bänden), zugleich dasjenige, das den meisten Anstoß erregte, ist sein dreitheiliges, bereits 1740, also lange vor der Blütheperiode der Aufklärung geschriebenes, Buch „Moses mit aufgedecktem Angesicht". Aus diesem, dem 1746 geschriebenen Glaubensbekenntniß und einigen in dieselbe Zeit fallenden Schriften, läßt sich sein System ziemlich klar erkennen. Seine Tendenz wird schon klar, wenn man die Namen der beiden Unterredner des Hauptwerkes hört: Lichtlieb und Blindling und wenn man das aus Clemens Alexandrinus entnommene, dem ersten Theil vorangestellte Motto beherzigt:

> Sieh nicht auf Meynungen, willst du bald weise werden,
> Und fürchte dich nicht mehr vor vieler dummen Wahn.
> Denn auf den albern Sinn der Menge kommts nicht an;
> Die Weißheit wohnet nur bei wenigen auf Erden.

Er wollte weder für die „Stillen im Lande" noch für die „satten Laodicäer" schreiben, sondern für die Wissens- und Heildurstigen, die gleich ihm von dem „ekelhaften Geschwätz unserer heutigen Frommen" genug hatten. Denn die Geistlichen haßte er, wie nur irgend ein Aufklärer, gab daher denen, deren Autorität er bekämpfte, charakteristische Namen wie „Stockfinster, Frißumsonst", bezeichnete sie als Fratzenmacher, elende Schriftlinge, gelehrte Lesebengel und Ochsenköpfe und freute sich, daß er durch Buchstabenumstellung aus „Seelsorger" = großer Esel herausbrachte. Die Magisterwürde nannte er einen Bestiencharakter. Den Buchstaben D in: Der heiligen Schrift D. wollte er auflösen in: „Dieb, Dreher, Drechsler, Decker oder Dopler".

Ihn bekümmerte es wenig, daß er, der von Gottes Macht, Weisheit und Güte den reinsten Begriff hatte, von diesen Gegnern ein Atheist genannt wurde. „Denn wer die Götzen nicht mit anbeten will, die ihre Pfaffen vermittelst des kaum halb recht verstandenen Buchstabens der Bibel von Zeit zu Zeit ausgeheckt und selbige dem unwissenden Pöbel unter dem Namen des lebendigen Gottes aufgedrungen, der ist bei diesen Abgöttern gleich ein Atheist." Unverletzt durch solche Beschimpfung forschte er nach der Wahrheit, die ihm als höchster Schatz galt. „Die Wahrheit ist wie ein Quellwasser, welchem man entweder seinen Lauf lassen oder gewärtig sein muß, daß es anderweit ausbreche, wo es uns am wenigsten gelegen ist."

Diese Wahrheit aber gehört nicht einem Menschen und nicht einem Volke an. „Die Wahrheit ist allemal von Gott, es sage sie Aesopus oder Paulus, Christus oder Confucius." Mit Entschiedenheit werden Mahomet oder Zoroaster gegen den schnöden Namen von Betrügern vertheidigt. Moses wird zwar kein Betrüger genannt, aber er gilt dem Schriftsteller nicht als ein Prophet und gewiß nicht als der Prophet. Nicht er war der Stifter der Religion, sondern Religion und Gottesdienst waren unter den Menschen lange, bevor ein Buchstabe der Bibel existirte. Nicht er war der Verfasser der nach ihm genannten Bücher. Dieser Bücher unbekannter Verfasser, derjenige, der den Namen Moses mißbrauchte, aber hat nicht aus göttlicher Offenbarung, sondern aus älteren Zeugnissen seine Berichte zusammengestellt.

Denn Offenbarung ist nur der innere Zusammenhang des Menschen mit Gott und die Einwirkung der Werke Gottes auf den Menschen, nicht aber die äußerliche Hinneigung Gottes zu den Menschen oder die direkte Mittheilung des göttlichen Willens an die Menschen. Denn unmöglich ist es, daß „Gott im Ganzen und außerhalb den Menschen betrachtet, jemalen einen Gesetzgeber abgegeben und dem Menschen selbst unmittelbar zu irgend einer Zeit Gesetze gegeben habe."

So wenig Edelmann Mosis Bericht annahm, Gott habe sich ihm geoffenbart, ebensowenig den andern, daß Gott die Welt geschaffen habe. Denn die Welt sei ewig. „Ewig ist die Welt allerdings, in Ansehung der Materie woraus sie besteht, die, überhaupt betrachtet, nichts anders als ein Schatten von dem großen Wesen unseres Gottes ist, folglich eben so ewig sein muß, als Gott selber ist; einen Anfang aber hat sie in Ansehung ihrer verschiedenen Positur und Stellung, durch welche Gott die mancherlei Dinge derselben von Zeit zu Zeit aus der Materie als seinen Schatten hat hervorgebracht." Die Materie ist von Gott untrennbar und kann als ohne ihn bestehend nicht gedacht werden.

So hoch Edelmann Gott stellte, so wenig wollte er andere Personen neben ihm dulden. Jesus ist ihm daher nicht Gottes Sohn, in dem Sinne eines leiblichen Zusammenhangs, sondern Christus war ein wahrer mit ausnehmenden Gaben und Tugenden begabter Mensch. Seine Absicht war nicht eine neue Religion zu begründen, sondern die Menschen zu Gott zurückzuleiten. Seine Auferstehung und seine Mitthätigkeit am jüngsten Gericht sind nicht wirkliche Thatsachen, sondern Bilder, Vorstellungen, die in dem Innern jedes Menschen wirksam werden können. Ueberhaupt seien die von ihm berichteten Wunder, wie die Wunder insgesammt, ins Reich der Fabel zu verweisen. Mit weit größerer Entschiedenheit trat Edelmann gegen die Dreieinigkeit auf z. B. in folgendem Satze: „Haben es doch die Kenner des Lebendigen Gottes nun schon soviele hundert Jahr geschehen lassen, daß sich die armen Buchstäbler drei Personen in dem einigen göttlichen Wesen eingebildet und wider alle Schrift, Vernunft und Praxin der alten Christen dieses unförmliche Gedichte als das größte Geheimniß der christlichen Religion den Leuten anzuheften sich unterstanden, da doch dieser monströse Begriff, der großen Majestät unsers Gottes viel unanständiger und verkleinerlicher ist, als das Wort ausfließen, welches seine immerwährende Liebe und Gütigkeit andeutet; hin-

gegen das Comödianten-Wort Person dasjenige offenbar von Gott leugnet, was es zu bejahen scheinet."

Mit der Leugnung der Wunder und alles Uebernatürlichen hängt auch die Vernichtung des Glaubens an Himmel und Hölle als Lohn- und Strafstätten für die Menschen zusammen. Vielmehr ist Edelmann's Glaube, „daß der Gehorsam gegen die Stimme Gottes im Gewissen dem Menschen einen wahren Himmel und hingegen die Widerspenstigkeit gegen dieselbe eine unaussprechliche Hölle zu Wege bringe". Wie die Heiligen, so sind auch die Engel aus seinem Glaubenssystem verbannt. Noch mehr sind die Meinungen vom Teufel „abgeschmackte unvernünftige Lehren unwissender Pfaffen"; aber die Zeit der Pfaffenlügen ist, wie er in froher Zuversicht meint, bald zu Ende.

Bilden die meisten dieser Meinungen und Lehrsätze ein wunderliches Gemisch aus nicht immer völlig verstandenen Anschauungen der englischen Freidenker und Spinoza's, der von Edelmann mit unerschrockener Kühnheit als Meister gepriesen wird, so findet sich an vielen anderen Stellen ein bewußter Gegensatz gegen Leibniz und Wolff. Insbesondere war ihm die Meinung, daß wir in der besten Welt leben, ein Greuel, weil, wie er meinte, durch solche Vorstellung der Mensch abgehalten würde, wieder zu der „verscherzten Gleichheit Gottes" zu gelangen. Darum nannte er ein solches System nicht Philosophie, sondern „die größte Philomorie oder Liebe zur Thorheit". Den Wahn der Menschen, in der besten Welt zu leben, verglich er mit der Einbildung des Sclaven, der seinen finsteren Kerker, und mit der Selbstrühmung des Narren, der sein Tollhaus für das beste Gebäude erklärt, das sein Herr hätte machen können. Eine solche Anschauung war ihm ein „betrüglicher Maßstab", nach dem Gott gemessen wurde. Den Gläubigen aber, „die ihr ganzes Luftgebäude auf lauter unerwiesene und grund- und bodenlose Einbildungen stützten", rief er zu: „Wie wenn diese gegenwärtige sichtbare Welt nur ein geringes Schattenbild von einer weit vollkommneren und bessern Welt wäre, davon Ihr in

Eurer gegenwärtigen Finsterniß noch gar keine Kenntniß haben könnet".

Daß diese religiösen Anschauungen, die uns, die wir Stärkeres zu hören gewohnt sind, am Ende nicht so sehr radikal erscheinen mögen wie manchen Zeitgenossen, in jener Zeit ihrem Bekenner große Unannehmlichkeiten bereiten mußten, noch dazu, da sie mit großer Heftigkeit und übermäßiger Leidenschaft vorgetragen wurden, versteht sich von selbst. Er wurde geschädigt, vertrieben, zum Schweigen verurtheilt, ja mußte die Verbrennung seiner Schriften erleben. Oft fand er Zuflucht bei Adligen, die damals nicht selten Beschützer des freien Wortes waren.

Nach Berlin wollte er zweimal, 1739 und 1747. Das zweite Mal kam er wirklich hin, um dauernd dort zu bleiben, das erste Mal wurde ihm die Reise verweigert, nachdem Friedrich Wilhelm I. in seiner Weise ihn einem Examen unterworfen hatte. Edelmann hat dieses Examen in seiner Selbstbiographie wiedergegeben. Der König, der sich über seinen langen Bart wunderte und ihn schon deswegen für einen „Wiedergeborenen" hielt, fragte ihn, ob er in die Kirche gehe, und nannte ihn auf die Antwort „ich habe meine Kirche bei mir" einen gottlosen Menschen, einen Quäker. Er fragte, ob er zum Abendmahl gehe, empfing die Antwort: „Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit, heut und morgen und wenn es sonst ist, das Abendmahl mit ihnen zu halten", und auf die Zwischenbemerkung des Königs, das könne er ja in der Kirche haben, die Abweisung: „Das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie; es ist ja nicht einmal ein Abend-, sondern ein Morgen- oder Mittagsmahl". Der König, nach dieser kühnen Rede eine Weile still, erfuhr dann weiter, daß Edelmann „aus der Hand Gottes lebe", und auf den Einwand, dann werde er fechten gehen müssen, daß Gott ihm genug gegeben habe; leide er aber Mangel, „so habe Gott noch Christen, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen

wissen". Darauf ließ ihm der König 16 Groschen (einen Franzgulden) reichen und ermunterte ihn, der sich eine Weile gegen das Geschenk sträubte, zur Annahme mit den Worten: „Ich schenk's euch im Namen Gottes", worauf Edelmann erwiderte: „Im Namen Gottes nehme ich es an". Als er aber als Ziel seiner Reise Berlin nannte, sagte der König kurz: „Nein, nach Berlin sollt Ihr nicht". Es half ihm nichts, daß er jeden Versuch, bekehren zu wollen, in Abrede stellte, daß er dem König schmeichelte mit der Bemerkung, er glaubte, es herrsche in seinem Lande Gewissensfreiheit, der König blieb dabei, daß er nach Berlin nicht gehen dürfe. So konnte Edelmann nur ein paar Tage in Potsdam verweilen, wo er beim Wirth seines Gasthauses den ihn drückenden Gulden los wurde, und mußte, ohne Berlin und seine dortigen Freunde gesehen zu haben, heimwärts ziehen.

Im Jahre 1747 kam Edelmann, von Freunden berufen, nach Berlin, das er nur noch für kürzere Zeit verließ, nach Berlin, wo unterdeß ein neuer König und neue Anschauungen eingezogen waren. Ob eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs eingeholt und ertheilt wurde, steht dahin. Noch ungewisser ist, wie allgemein berichtet wird, daß ihm zwar der Aufenthalt gestattet, das Bücherschreiben aber verboten wurde. Ganz sicher in das Gebiet der Fabel zu verweisen ist der angebliche Bescheid des Königs, er wolle diesen Narren wie so viele andere in seinen Landen dulden, zumal diesem die auch nicht bezeugte, aber besser erfundene Antwort gegenübersteht: „Ihro Königliche Majestät müßten soviele Narren in Dero Landen freien Aufenthalt verstatten, warum Sie einem vernünftigen Manne nicht auch ein Plätzchen vergönnen sollten?"

Friedrich duldete ihn und ließ ihn laufen. Gelegentlich deutete er an, daß er nicht mit ihm identificirt werden wollte. Ramler schreibt an Gleim (3. Febr. 1748) von einem Hofschneider, welcher bei dem Könige persönlich um seinen Abschied einkam: „Der König fragt ihn, ob er fleißig in der Bibel lese. Er dünkt sich gut zu antworten und spricht: Nein, Ihro Majestät.

Der König antwortet: Das ist nicht gut, und fragt ihn, ob er den Edelmann fleißig lese. Der Schneider sagt: Ja. Der König sagt wieder: Das ist nicht gut; gibt ihm eine Bibel und nennt ihm einen Spruch, wo er seinen Abschied finden würde."

Nicht so glimpflich wurde Edelmann von anderen Berlinern begrüßt und besprochen. Kaum war er in Berlin angelangt, so erschien die „zuverlässige Nachricht von des Herrn Edelmanns Aufenthalt in Berlin", eine bitterböse Spottschrift. Darin wurde „der liebe Mann, der an Einsicht, Vernunft und Muth noch nie seines Gleichen gehabt", mit grausamer Ironie behandelt. Er sei, so wird erzählt, nach Berlin gekommen, um sich von einem Doctor curiren zu lassen. Dieser habe eine Bibel in einen Schmelztiegel gethan, wobei ihr Inhalt, besonders die Zehn Gebote und die Lehre vom jüngsten Gericht, in die Luft verraucht sei, und habe die Medicin, das Messing der Bibel, dem Patienten als „Schnupftabak einzuschnaufen" gegeben. Edelmann habe eine gelinde Besserung gespürt, dann aber das Unglück gehabt, daß ihm die glandula pinealis (Zirbeldrüse) geplatzt sei, worauf er in Ohnmacht fiel. Aus ihr erwacht, habe er beständig geflucht und namentlich die Worte „Bibel, Geistliche, Religion" mit einer Menge unfläthiger Schimpfworte belegt. Endlich habe sich Edelmann eingebildet, Don Quixote zu sein, der Arzt habe Sancho Pansa vorzustellen gemeint, als Pferd und Esel unter ihren Gläubigen die stärksten und getreuesten ausgesucht und so ausgerüstet, zum Ergötzen der Gassenjungen, einen Ritterzug veranstaltet, bei dem ein Bretterhaufe die Bibel und ein Eichbaum einen Geistlichen vorstellen mußte. Der Zug verlief für die Kämpfenden sehr übel. Ihr einziges Heil, so meint der Beschreiber, würde darin bestehen, daß der Magistrat sie in die Charité bringen und trepaniren lasse.

Noch energischere Vorschläge machte der Berliner Consistorialrath J. P. Süßmilch (vgl. oben S. 339 fg.). Er, der unmittelbar nach Edelmann's Ankunft in Berlin wider ihn gepredigt, veröffentlichte alsbald die Schrift wider ihn: „Die Unvernunft und Bosheit

des berüchtigten Edelmanns durch seine schändliche Vorstellung des obrigkeitlichen Amts dargethan und zu aller Menschen Warnung vor Augen gelegt". Sie ist halb Denunciation, halb Schimpfwörterlexicon. Die bereits aus dem Titel ersichtliche Denunciation hob schadenfroh gewisse tadelnde Bemerkungen Edelmann's gegen Friedrich hervor, weil er Voltaire pensionirt, der ein so ekelhaftes Gedicht über seine Thronbesteigung gemacht habe, und die Bezeichnung der Obrigkeit als Büttel und Scharfrichter. In Schimpfwörtern suchte Süßmilch seines Gleichen. Er nannte seinen Gegner einen falschen Judas und einen unvernünftigen, boshaften Menschen; er sprach von seiner „lächerlichen Schwärmerei" und seiner „ansteckenden Seuche", er charakterisirte seine Schreibart als eine „unanständige, unverständige, dreiste, grobe, pöbelhafte" und beklagte „die Gegenwart dieses Verführers in Berlin, sein und seiner Anhänger eifriges Bemühen, sein Gift überall auszubreiten". Aber er blieb bei dieser Wehklage nicht stehen, sondern verlangte durchaus des Verbrechers Bestrafung. Denn auf die Fragen: „Wie kann gegen den Urheber einer aufrührerischen Lehre Toleranz stattfinden? Wie kann ein solcher Lästerer in einer Republik geduldet werden", antwortete er rundweg mit Nein. Denn an eine wirkliche Besserung des Sünders glaubte er nicht; daher hielt er ihn „für einen Menschen, der in der bürgerlichen Gesellschaft und christlichen Kirche gar nicht zu dulden sei".

Derartigen Ausführungen, die gar sehr voraufklärungszeitig klingen und in dem Berlin Friedrichs des Großen selten gehört wurden, mußte eine Abfertigung zu Theil werden. Sie erfolgte in würdigster Weise in der kleinen Schrift „J. Chr. Edelmanns schuldigstes Danksagungsschreiben an den Herrn Propst Süßmilch vor dessen Ihm unbewußt erzeigte Dienste". In ihr wurde das offene, selbst derbe Aussprechen selbständiger wenn auch von dem gemeinen Urtheil abweichender Ueberzeugungen als das Recht jedes lutherischen Christen hingestellt, dem ein Geistlicher am allerwenigsten widersprechen sollte. Ferner wurde

der Widerruf mancher früher gehegter Anschauungen nicht als ein Zeichen von Feigheit, sondern als Wirkung reiflicher Selbstprüfung erklärt. Endlich bekannte der Verfasser auch alle Sätze, von deren Wahrheit ihn andere überzeugen würden, in schlichter Selbstbeschränkung annehmen zu wollen.

Diese Schrift, die der Süßmilch'schen unmittelbar folgte, machte in Berlin einen guten Eindruck. Ramler schrieb an Gleim (9. Dez. 1747) „Diese Antwort setzt ihn hier in weit bessern Ruf und der Propst ist jetzt unschlüssig und verwirrt, was er antworten soll". Es scheint als wenn der Propst, statt zu antworten, die weltliche Obrigkeit angerufen hätte. Wenigstens wurde nach einem andern Briefe Ramlers an Gleim (9. Apr. 1748) der Buchdrucker Rüdiger, der für den Drucker der ohne Druckangabe erschienenen Schrift gehalten wurde, nach Spandau gebracht, kam aber wieder los. Der Verfasser der Schrift soll aber nicht Edelmann gewesen sein, sondern Pott (gemeint kann nur der Chemiker sein, 1696—1777, seit 1735 in Berlin). Dieser soll wegen der Schrift „worin er die Geistlichkeit sammt und sonsters schimpft", sehr in Angst gewesen sein. Er sei zu Maupertuis gelaufen und habe ihn gebeten „ein Mitglied der Akademie nicht dem Gelächter auszusetzen". Der aber habe geantwortet: „Ihre Schrift ist meines Wissens nicht in der Akademie vorgelesen, doch wird es mit der öffentlichen Prostitution nichts zu sagen haben."

Immerhin war, wie man aus diesen Zeugnissen sieht, Edelmann's Angelegenheit in Berlin sehr besprochen. Es gab eine nicht geringe Edelmann'sche Partei, der, wie ein Zeitgenosse, Ulrich, mittheilt, Bediente, Bürger, Offiziere angehörten. Persönlich gefiel er nicht allgemein. Der Bemerkung Sulzers, er sei im Umgange ein recht artiger Mann, stehen viele schnöde Aeußerungen Mendelssohns gegenüber gegen sein hölzernes Wesen, „er habe ebensoviel Blei in seinem Gehirn als Eisen an seinen Stiefeln." Wenn aber schon der Tadelnde das Gewicht seiner Vorwürfe selbst durch den Zusatz einschränkt, daß Ver-

folgung, Unglück und Beschwerlichkeit seine Lebensgeister niedergedrückt haben könnten, so muß man ferner zweierlei bedenken. Das eine ist, daß Mendelssohn als Jude ganz besonders gegen Edelmann als den Angreifer der alttestamentlichen Urkunden ergrimmt; das andere, daß er, der schüchterne jedes Wort abwägende Denker dem unbedachten Manches übereifrig hervorstürzenden Polterer besonders gram sein mußte. Von Freunden unterstützt, durch Gesinnungsgenossen gekräftigt, in eifriger Correspondenz und litterarischer Thätigkeit verbrachte Edelmann ungestört seinen Lebensabend. Er war kein großer, aber ein selbständiger, eifervoller Mensch, der zwar ungezügelt, auch nicht durch Weisheit gebändigt, aber aus guter Absicht seine Geistesschlachten schlug. Er war ein Sturmvogel, der ruhelos umherflatterte und sich selbst zu zerfleischen schien. „Ich will kein Sectenflicker sein," so charakterisirte er sich gelegentlich selbst einmal, „viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf alte Trümmer ein neues Gebäude aufführt; es gibt dergleichen Pfuscher genug. Jetzt habe ich keinen andern Beruf, als daß ich wie Jeremias ausreiße, zerbreche, zerstöre und verderbe Alles, was nur Orthodoxie, falscher Gottesdienst, pharisäische Schwatztheologie, falsche Mystik und eigensinnige Secten-Flickerei ist und heißt."

Die Hauptmasse der entschiedenen Aufklärungs-Litteratur, als deren Vorläufer Damm und Edelmann betrachtet werden können, gehörte erst den 80er Jahren an, in denen von oben her ein Druck gegen diese Tendenz geübt wurde, gegen welchen Schriftsteller, Theologen und Nichttheologen, ihre Stellungnahme im Kampfe zu bewähren gezwungen waren. Aber schon in der Fridericianischen Zeit wurden Broschüren und dickleibige Bücher in großen Haufen veröffentlicht. Berlin wurde der Stapelplatz dieser Litteratur, auch soweit sie von nichtberlinischen Schriftstellern ausging. Unter den zahlreichen Zeugnissen dafür braucht nur auf die Verlagsartikel des rührigen Nicolai hingewiesen zu werden. Ein gutgemeintes Monstrum, von beinahe 700

Seiten, das Werk eines thüringischen Pfarrers K. A. E. Becher*) (1751—1802) sei ganz allein genannt, an dem wohl das Chodowieckische Kupfer das Beste ist. An einem brennenden Scheiterhaufen stehen katholische und protestantische Geistliche, theils mit Beten, theils mit Schüren der Flammen beschäftigt: Bild und Buch nicht eben ein Compliment eines Predigers für seine Amtsgenossen.

Um dieselbe Zeit traten Schriftsteller auf, die, ursprünglich dem Predigerstande angehörend, aus ihm wider ihren Willen herausgedrängt wurden und die mit großer Entschiedenheit Meinungen aussprachen, die noch zu Edelmanns Zeiten fast allgemein als höchstgefährlich und ketzerisch galten. Man darf kein Bedenken tragen, die zwei im Folgenden betrachteten Autoren J. A. Eberhard und J. H. Schulz, unter die Berliner zu rechnen, obwohl der Letztere nur in der Nähe Berlins weilte während der vielen Jahre, daß er sein Pfarramt verwaltete, der Erstere aber nur ein paar Jahre in der Hauptstadt sich aufhielt. Denn ihre Schriften erschienen entweder in Berlin oder wurden dort eifrigst gelesen und besprochen. Sie gehören durchaus dem Gedankenkreise der Berliner Aufklärer an; von Berlin aus wurde gerade in Folge dieser Schriften eine Wendung des Geschickes ihrer Verfasser bestimmt.

Johann August Eberhard**), 1739—1809, von 1763 bis 1778 in Berlin und Charlottenburg, war ein vielseitiger Schrift-

---

*) Ueber Toleranz und Gewissensfreyheit, und die Mittel, beyde in ihre gehörigen Grenzen zu weisen, den Bedürfnissen unserer Zeiten gemäß von Karl Anton Ernst Becher. Berlin 1781. Bey Chr. Fr. Himburg.

**) Für das Folgende: M. v. Geismar, Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrh. 2. u. 3. Heft. Leipzig 1846. — Ueber Eberhard, A. D. B. V, 569—571. Seine Schrift: „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden“ erschien in drei Ausgaben, Berlin 1772—1788. In der K. B. das Exemplar des Quintus Icilius.

steller, Theologe, Aesthetiker, Sprachforscher. Im Umgange mit den Berliner Aufklärern machte er sich deren Anschauungen zu eigen und verkündete sie namentlich in seiner „Apologie des Sokrates", die, wie soviele Schriften jener Zeit, durch eine französische Arbeit angeregt war. Marmontel's Bélisaire hatte die Frage nach der Verdammung der Heiden neu angeregt; die Sorbonne und holländische Theologen hatten sie in einem ausschließlich christlichen Sinne beantwortet. Indem Eberhard die Frage aufs Neue vornahm, ließ er sich durch keinerlei Autorität bestimmen, sondern ging direkt auf den Kernpunkt los, ob die Ausschließung einer solchen Menge Menschen der Weisheit und Güte Gottes anständig sei. Das aber leugnete er durchaus. Gott als der Gütige, als der liebende Vater aller Menschen konnte ihm nicht als ein die Mehrheit ausschließender Tyrann erscheinen; die Heiden, die im gemeinen Verstande als Ungläubige bezeichneten, mußten seiner Meinung nach theilhaftig der ewigen Gnade und Seligkeit sein. Damit war ein Grundsatz höchster Toleranz ausgesprochen, der, wie er für die Würdigung der Vergangenheit hohe Grundsätze aufstellte, auch für die Zukunft Betrachtung und Behandlung der Andersgläubigen bestimmte.

Doch war Eberhard viel zu sehr Friedensmann und Theoretiker, um entschiedene Forderungen zu formuliren; den Kriegsruf erhob J. H. Schulz, Pfarrer in der Nähe Berlins, bekannter unter dem Namen Zopfschulz. Nichts beweist besser die Toleranz in Friedrichs Zeit und ihren Gegensatz gegen spätere Perioden, als daß der freimüthige Prediger, der 1789 seines Amtes entsetzt wurde, 1783 trotz Denunciation des Oberconsistoriums unbehelligt blieb, weil der König den Schriftsteller nicht der geistlichen Behörde unterstellen wollte. Es wird nöthig sein, trotz des dadurch entstehenden Herübergreifens in eine spätere Periode, die zwei Hauptschriften, die dem Autor ein so verschiedenes Schicksal bereiteten, hier zusammen zu charakterisiren.

In der ersten Schrift*), deren häufige Wendung gegen Mendelssohn unerörtert bleiben kann, setzte Schulz seine Abneigung gegen die mosaische Jehovalehre auseinander, als gegen die, welche nicht auf ein Volk beschränkt geblieben, sondern Eigenthum der Welt geworden, Menschen- und Religionshaß in sie hineingetragen habe. Aber auch an der christlichen, speciell der von Jesus vorgetragenen Gottesidee hatte er kein volles Behagen: denn er fand nirgends darin einen eigentlichen Begriff von der Natur der Gottheit. Nur einen Morallehrer wollte er in Christus erkennen, der die schädlichen Vorstellungen früherer Zeit vernichtete, einen Philosophen, der in dem höchsten Wesen einen zureichenden Grund der Welt sah. Von diesem Standpunkte mußte er alle Sectirer, sogenannte Ketzer und Atheisten durchaus nicht als verdammenswerthe Menschen betrachten, da er in ihnen keine Gotteslengner, sondern selbständig denkende Philosophen fand, die sich entweder eine eigenartige von der herrschenden abweichende Anschauung über die Lenkung der Welt bildeten oder über diesen zureichenden Grund tiefer nachzudenken ablehnten. Ebenso mußte er auch ihre oft behauptete Gefährlichkeit für die bürgerliche Gesellschaft in Abrede stellen, da ihre Ansichten nur unfruchtbare Spekulationen, aber keinerlei Motive für gute oder schlechte Handlungen enthielten. Den Fanatismus dagegen, den Viele als eine Wirkung des Atheismus ansahen, betrachtete er keineswegs als falsche, sondern als eine häufige, fast natürliche Folge der Religion. Wie er in dieser Weise den Atheismus alles dessen entkleidete, was ihn in den Augen Vieler, besonders der gläubigen Menge, zum Schreckgespenst machte, so die Religion dessen, was sie zur ausschließlichen Heilsquelle erhob. Denn nicht die

*) Philosophische Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdische insonderheit. Berlin, Unger 1784. Forster an Sömmering (Briefw. ed. Hettner 1877. S. 292 fg.): „Richtigere Begriffe kenne ich nicht . . Nichts ist ganz vollkommen und so hat auch dies seine Mängel, die ich nicht vertheidigen mag, aber mich dünkt seine Hauptidee nicht unrichtig.“

Religion, sondern die natürliche Moral wollte er als die das Handeln der Menschen bestimmende Macht gelten lassen: während jene zur Verfolgung und Intoleranz verleite, führe diese zur Duldung und Liebe; besser als die Religion, die durch einen Hinweis auf ein zukünftiges Leben die Menschen zur Uebung des Guten zu bestimmen suche, erwirkten die Rücksichten auf die gegenwärtigen Umstände und die vorhandene äußere Lage das moralische Verhalten der Menschen. Schon aus diesem Grunde dürfe der Staat, für den nur die Handlungen, nicht die Gesinnungen seiner Bürger wichtig seien, sich nicht um ihre Religion kümmern, weder eine bestimmte Glaubensnorm anbefehlen noch eine andere zum Grund der Ausschließung von staatsbürgerlichen Rechten machen.

In der zweiten Schrift*) suchte Schulz zunächst in folgender allen bisher üblichen Auffassungen direkt entgegengesetzten Weise die Begriffe von Theologie und Religion zu bestimmen: „Der Inbegriff der besonderen Lehrsätze und Meinungen, die Jemand von der Weltquelle oder der Gottheit hegt, und der besonderen (nähern, mehr oder weniger bestimmten) Vorstellungen, die er sich sowohl von ihrer innern Natur und ihren Eigenschaften als auch von ihren Verhältnissen zu der Welt und den Theilen derselben macht, heißt: seine Theologie. Ist diese Theologie eines Menschen so beschaffen, daß er zufolge derselben etwas gegen den Weltgrund oder die Gottheit thun zu können und zu müssen glaubt, hält der Mensch, seiner Theologie zufolge, gewisse Handlungen und Uebungen, die er gegen die Gottheit vornehmen könne, und die ihre unmittelbare Beziehung auf die-

*) Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral von der Religion, nebst genauer Bestimmung der Begriffe von Theologie, Religion, Kirche nebst (protestantischer) Hierarchie und des Verhältnisses dieser Dinge zur Moral und zum Staate. Von einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde. Frankfurt und Leipzig 1788. Die Druckangabe beider Schriften, auf denen Verleger und Autor nicht genannt sind, scheint mir fingirt. — Der Artikel in A. D. B. 32, 745—747 hebt grade das Wesentliche nicht hervor.

selbe haben sollen, bei sich für möglich und nothwendig, so entsteht daraus seine Religion." Die wesentliche Aufgabe des Verfassers besteht nun aber darin, diese Begriffe von Theologie und Religion von der Moral zu scheiden, deren Bedeutsamkeit er schon in der ersten Schrift dargelegt hatte. Bei diesem Scheidungsversuche stellte er vier Hauptsätze auf, die sich kurz folgendermaßen formuliren lassen. 1. Theologie bezieht sich auf die Gottheit, Moral faßt die Vorschriften des vernünftigen Verhaltens in sich, das der Mensch gegen sich selbst, seine Mitmenschen und die Gesellschaft zu beobachten hat. 2. Alle Religionsvorschriften sind unsicher, sie lassen sich nicht beweisen, sondern verlangen unbedingten Glauben, die Moralvorschriften dagegen können, da sie aus der Natur des Menschen und der übrigen Geschöpfe abgeleitet sind, Jedem klargemacht und von Jedem begriffen werden: sie sind wahrhaftig, nothwendig, allgemein verbindlich. 3. Aus Religionsvorschriften und Andachtsübungen kann weder der Gottheit noch der menschlichen Gesellschaft irgend ein Vortheil erwachsen, der innere Vortheil aber, Trost und Erquickung nämlich, der manchem Einzelnen daraus bereitet wird, erscheint fast aufgewogen durch ihre traurigen Folgen: Menschenhaß und Schwärmerei; die Befolgung der Moralvorschriften dagegen bereitet den Einzelnen wie der Gesellschaft herrlichen Segen: ihre Wirkungen sind Mäßigkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Milde und Treue. 4. Theologie und Religion sind willkürliche und veränderliche Privatsachen einzelner Menschen; die Moral ist von allgemeiner Verbindlichkeit.

Aus diesen allgemeinen Sätzen, die ja schon große Forderungen, wie die völliger Gewissensfreiheit, im Grunde auch die der Trennung der Kirche vom Staat, in sich schließen, ergeben sich nun bestimmte einzelne Ansprüche. Diese sind zum Theil so weitgehend, daß ihre Befriedigung erst Jahrzehnte später geschehen konnte. Sie verlangen das Vorwiegen des Laienelements in den Consistorien, bürgerliche Eheschließung, bei der ein Religionsunterschied der Contrahenten keine Berücksichtigung

finden sollte, Führung von Geburtsregistern, womit die Taufceremonie, an der dem Staat nichts gelegen sein kann, und die nicht einmal das Vorurtheil des Alterthums für sich habe, aufgehoben oder wenigstens ins Belieben des Einzelnen gestellt werden sollte.

Schulz war kein tiefer und origineller Denker. Aber mit rücksichtsloser Energie wußte er die Forderungen aufzustellen, die eine ganze Generation bewegten, und mit populärer Gewandtheit sie vorzutragen. Man wird nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß gerade derartige volksthümliche Entschiedenheit sowohl bei Gebildeten als bei Ungebildeten den bedeutendsten Eindruck machte.

Die französische Gemeinde, die den zweiten Haupttheil der großen protestantischen Kirchengemeinschaft ausmachte, zeigte kaum bemerkenswerthe Besonderheiten. Von einem nationalen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen war nie die Rede gewesen; auch der sprachliche schwand immer mehr, da die in Berlin eingewanderten Franzosen die Nöthigung empfanden, die deutsche Sprache zu erlernen, und die in Berlin geborenen sie fast unwillkürlich annahmen, da andererseits die deutschen Berliner zu jener Zeit der französischen Sprache sich eifrig zuneigten. Zur Charakteristik der französischen Geistlichkeit mögen zwei Prediger dienen: Erman und Formey. Beide sind Berliner von Geburt und kaum aus ihrer Geburtsstadt herausgekommen; beide sind, bei aller eifrigen Thätigkeit in ihrem Berufe, in erster Linie Schriftsteller, Erman Historiker, Formey Philosoph.

J. P. Erman*) (1735—1808) war Lehrer und Prediger, ein frommer, praktischer, gelehrter Mann. Seine Frömmigkeit hatte er als langjähriger Seelsorger zu erweisen. Praktisch war

*) J. P. Erman. Eine biogr. Skizze bei Gelegenheit seines am 9. Dec. gefeierten Amtsjubiläums. Seinen und meinen Freunden gewidmet von S. H. Catel. Zum Besten der Armen Berlins. 1804.

er durch Errichtung eines Seminars für junge Geistliche sowie durch Leitung des Collège und Abfassung verschiedener Schulbücher thätig. Wie bei seinen gelehrten Vorgängern des 17. Jahrhunderts (vgl. oben S. 82 fg.), so war auch bei ihm das schriftstellerische Wirken durch die Beziehungen zum geistigen Heimathland bestimmt. Frankreich, zum mindesten die aus Frankreich ihrer Religion wegen vertriebenen Glaubensgenossen, interessirte ihn vornehmlich. Als Historiker, wozu er am meisten Anlage spürte, behandelte er die Geschichte der Refugirten in den preußischen Landen in einem wohlunterrichteten Werk, in dem trotz aller Liebe zum Gegenstande die Sachlichkeit keinen Abbruch erlitt.

Weit kürzere Zeit als Erman war J. H. S. Formey (1711 bis 1797) französischer Prediger. Trotzdem hatte er am Ende seines Lebens 1517 Predigten aufzuweisen. Auch zeigt sein Gesammtwirken, daß er, der von der Theologie ausgegangen war, im Grunde seines Wesens Theologe blieb. „Herr Formey trägt einen bunten Ueberrock mit kleinen goldenen Tressen besetzt." Diese Schilderung eines Zeitgenossen*) verräth uns freilich eine Aeußerlichkeit, aber eben die Eigenheit eines recht äußerlichen Menschen. Zu seiner Zeit war er aber ungemein berühmt, die Stütze der Akademie, von hervorragenden Franzosen, Thomas, d'Aguesseau, Buffon, selbst Voltaire gelegentlich, mit Lobsprüchen überhäuft. Er war Journalist, Gelehrter, Beamter, u. A. Jahrzehnte lang Historiograph, ständiger Sekretär der Akademie und Direktor ihrer philosophischen Klasse. Er führte eine Correspondenz, wie sie seit Leibniz nicht wieder dagewesen war. Er war Mitarbeiter an zahlreichen kritischen und encyklopädischen Journalen. Er verfaßte so viele Bücher, daß man eine respectable Handbibliothek von 600 Bänden mit ihnen füllen kann. In seinem hohen Alter gab er, ohne sich über sich lustig machen zu wollen, nachgelassene Werke heraus. Er stand mit nicht weniger

*) Ulrich I, 117. — Ferner (Formey) Souvenirs d'un citoyen, 2 Bde. Bartholmèss I. 361—396, Sayoux II, 232—279, 318—326.

als 50 Buchhändlern in Verbindung, ein Zeugniß, daß seine Werke doch keinen übergroßen buchhändlerischen Erfolg hatten, wenn auch einzelne in mehreren Auflagen erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Er schrieb mit verblüffender Raschheit. „Wenn ich ein Buch lese", sagte er einmal, „so denke ich nach, wie ich bei gelegener Zeit über denselben Gegenstand ein anderes machen kann." Und ein Zeitgenosse bemerkt, man begreife trotz seines langen Lebens kaum, wie er diese Masse schreiben, geschweige denn componiren konnte. In der That ließen seine Werke stilistische Vollendung und Geschmack fast völlig vermissen.

Außer seinem autobiographischen Werke veröffentlichte er zahllose akademische Arbeiten und größere philosophische und religiöse Werke. Die akademischen Arbeiten waren Eröffnungsreden, Lobschriften, Abhandlungen. Die Eröffnungsreden sind nicht ohne feierlichen Schmuck, bieten viel Material für die äußere Geschichte der Akademie, enthalten aber hauptsächlich eine fast unübersehbare Fülle der nach schlechtem französischen Muster gedrechselten Lobesworte auf den königlichen Stifter, statt Ludwig XIV., den Formey nicht anerkannte, auf Friedrich II. Die Lobschriften, nach dem Vorgange und in der Art Fontenelle's, sind ziemlich oberflächliche Verherrlichungsversuche, die des Geistes, der Anmuth, der reinen Sprache des Meisters sehr entbehren. Die Abhandlungen sind klar, aber ohne Gründlichkeit und Tiefe, breite Declamationen, in denen die Vermischung der Philosophie mit der Theologie, die Verwechselung der Kanzel- mit der Kathedersprache unangenehm wirkt. Philosophisches Denken hatte bei ihm religiöses Empfinden nicht ertödtet. Nur insofern gehörte er den Aufklärungstheologen an, daß er sein Streben darauf richtete, die Uebereinstimmung der Offenbarung mit der Vernunft zu erweisen, daß er das Wesen des Christenthums nicht in Glauben und Werken, sondern in Wohlwollen und Wohlthun sah. Er war ein Vertheidiger von Leibniz und Wolff und darf das unbestreitbare Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das System des Letzteren in Deutschland populär ge-

macht zu haben. Von den drei Gebieten, auf denen sich seine philosophischen Arbeiten bewegen, Psychologie, Moral, Religionsphilosophie, interessirt uns in diesem Zusammenhang hauptsächlich das dritte. Nur kurz mag darauf hingewiesen werden, daß ihm die Moral die Wissenschaft des Glücks ist. Von den drei Wegen, die zum Glück führen: der Gefühllosigkeit der Stoiker, dem Vergnügen der Epikuräer, der Tugend, gilt ihm nur der letzte als der richtige, der zum Ziele leitet. Der Leibnizische Optimismus, nur in etwas anderer Form, als System der Compensation, beherrscht sein moralisches Gefühl. Sprach er von natürlicher Religion, so setzte er sich nicht in Gegensatz zum Offenbarungsglauben, sondern ergänzte jene durch einen Glauben, zu dessen Erweis die Vernunft nicht ausreichen mochte. Als stehende Sätze dieses Glaubens stellte er vier auf: das Dasein Gottes, die Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, das jenseitige Leben. Immerhin wagte er den Versuch, alle vier Sätze bloß durch die Vernunft zu beweisen, und meinte dem Descartes'schen Satze: „Ich denke, also bin ich", den neuen an die Seite setzen zu dürfen: „Ich bin, folglich ist ein Gott". Indessen, solche Ausführungen und Erweiterungen der philosophischen Systeme anderer Meister stärkten wohl die Autorität ehemaliger Geistesherrscher, bekundeten aber mehr noch des Schülers geistige Ohnmacht.

Die Herrenhuter hatten sich seit Zinzendorf's erstem Auftreten in Berlin (oben S. 199fg.) vermehrt, ohne zu einer herrschenden Secte zu werden. Von mancher Seite wurde diese Herrnhuterei übel angesehen und noch übler dargestellt. Ein Berliner Schneider, H. J. Bothe*), der selbst sieben Jahre in

*) Zuverlässige Beschreibung des nunmehro ganz entdeckten Herrenhutischen Ehe-Geheimnisses, nebst dessen 17 Grund-Artikeln, wornach sie in demselben unterrichtet und eingerichtet werden, mit mehrern merkwürdigen, die Lehre, Lebens-Art und Absichten der sogenannten Mährischen Brüdergemeine betreffenden Umständen, so der Verfasser, seit der Zeit, da er unter den breiten Herrenhut als ein 7jähriger Diener und

der Gemeinde gelebt und gedient zu haben behauptete, erklärte die Mitglieder derselben einfach für Heuchler und sittenlose Gesellen. Nach seinen Mittheilungen, die im Ganzen gewiß stark tendenziös gefärbt sind, in einzelnen Thatsächlichen dagegen zweifelsohne Wahres berichten und für uns deswegen bemerkenswerth sind, weil sie Urtheil und Stimmung eines Berliner Bürgers darlegen, gab es am 30. April 1744, als der Vicebischof Martin Döber, ein ehemaliger Töpfer, die letzte Gemeinde einrichtete, 143 Gläubige. In den Versammlungen, die gern am „Sabbath" gehalten wurden — Nachmittags wurden die Arbeiter und Diener von den Pilgern eingeladen — wurden Briefe Zinzendorf's vorgelesen, Crucifixe, Lämmer und Schäfchen gemalt. Unter den Einrichtungen, über die Bothe sich lustig macht, befinden sich der „Stunden-Beter-Chor": jeder Gläubige sollte sich eine Stunde auswählen, in welcher er mit dem Heiland reden könnte, die Liebesküsse und die Extra-Liebesmahle, bei deren einem ein Lied Zinzendorf's abgesungen wurde, das mit den Worten anhob: „Selige Canaillen, Die ihr unterm Galgen Nochmals Gnade kriegt" (I, 28). Er nennt, außer den kirchlich gebotenen noch 48 herrnhuterische Feiertage, von denen in Berlin freilich nur wenige begangen wurden. Er gibt einmal eine Aufzählung von 70 Gläubigen, die aus Berlin fortgerufen oder, wie er sich ausdrückte, gestohlen wurden. Er gibt ihnen Schuld, durch ihre ewigen Sammlungen die Berliner auszusaugen, einen „Taubenschlag zu halten und die Leute, die sich von ihnen berücken lassen, wegzufangen." Einen Berliner soll die Herrnhuterei 2000, einen andern 8000 Thaler gekostet haben. Dem

---

Arbeiter gestanden, leyder, theils an sich selber, theils von andern Wahrheitliebenden erfahren hat, zur Warnung vor alle diejenigen, so diese Schleicher vor ächte Jünger Jesu und seine Gesandten nicht allein halten, sondern noch Lust haben, unter ihren geborgten Schaf-Pelz zu kriechen, wohlmeynend an das Licht gestellet von Heinrich Joachim Bothen. Berlin 1752. (Es gibt auch eine Ausgabe, Fft. u. Lpz. 1751 u. 52.) Zu finden bey dem Verfasser auf dem Werder in der Wallstraße gegenüber der kleinen Jägerstraße. (Im ganzen zwei Theile, 216 u. 296 S.)

Letztern wird das Wort zugeschrieben (I, 97), daß er nicht ein Aß von allen seinen Reichthümern behalten hätte, wenn er mit diesen Leuten in Bekanntschaft geblieben wäre.

Ganz besonderes Bedenken jedoch erregte das Eindringen des Geistlichen in die Ehegeheimnisse, das nach Zinzendorf's eigenem Berichte fest steht und in Berlin wohl ähnlich wie in Herrnhut getrieben wurde.*) Mag Manches in den wider ihn und seine Lehre veröffentlichten Schriften übertrieben sein, so läßt sich nicht leugnen, daß eine Art Prüfung der Eheleute gleich nach Eingang der Ehe und eine gewisse Ueberwachung des ehelichen Umgangs stattfand. Solche Ungeheuerlichkeiten erregten Unwillen und forderten den Spott heraus. Nicht mindern Widerstand veranlaßten die herrnhutischen Lieder. In diesen wurde die Verliebtheit in den Heiland und das Spielen mit seinen Wunden in geschmacklosester Art besungen. Ein Lied auf das „Seitenhöhlchen", das von „Döschen, Uhrchen, Händchen und Schwester" geküßt wurde, mußte grade die Frommen ärgern; und das „Kreuzluftvögelein, das vor Liebespein nach Jesu Seitenschrein kränkelt", konnte, trotz Zinzendorf's Erklärung, Keinem verständlich werden. Wurde nun gar die Seele als „vor Liebe toll" nach dem „Seitenkringel" bezeichnet; sagte sie von sich, daß es ihr „am gesündsten sei, wenn ich ihn essen kann", wurde sie von dem „Höhlchen" „springerhaftig charmirt"; oder verstieg sich der Dichter gar zu der naturalistischen Schilderung: „Und was er im Kabinet, Oder in dem Ehebett, Will mit seinem Bräutel machen, Das sind gar geheime Sachen", so gehörte nur guter Geschmack, nicht Prüderie oder geistliche Mißgunst dazu, um gegen solchen Aberwitz Protest einzulegen. Auch Bothe theilt mit der allergrößten Ausführlichkeit alle Reden und Ermahnungen mit, welche dem Ehecandidaten ertheilt, sowie die Lieder, welche bei der Einrichtung des Ehegeheimnisses nach den Melodien der frechsten Gassenlieder gesungen wurden.

*) Vergl. Varnhagen, Zinzendorf, S. 282 ff.

Diese Lieder sind freilich von starkem Cynismus erfüllt; die nachfolgende Strophe ist noch die bei weitem zahmste*):

Er Mann und ich bin Frau
Schon wirklich im Erkennen
Herr Jesu welch ein Brennen?
Welch eine Brunst und Glut!
Zerrädert und vermantschet,
Zergliedert und zerpanschet,
Die Fingerspitzelein
Sind voll Verliebtheitspein.

Daß in den Zeiten gesteigerter Aufklärung auch der Gegensatz lichtscheuen Aberglaubens sich bemerkbar macht, ist eine häufig beobachtete Erscheinung. Die der Religion Entfremdeten flüchten ebensogern zu Schwindlern, wie die Kranken, welche gegen wirkliche oder eingebildete Leiden bei ihren Aerzten keine Heilung fanden. Daher machten die Schwindler aller Art in jener Zeit gute Geschäfte.

Der ungefährlichste war Pfannenstiel, gewiß mehr Schwärmer als Betrüger. Er war ein Leinweber, der sich an der Lectüre mystischer Schriften verdorben hatte. Er bildete sich ein, mit der Fähigkeit zu weissagen ausgestattet zu sein und übte seine Kunst in öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Er war nicht auf den Kopf gefallen, gab schnelle Auskunft auf ernste Fragen und wußte Spottrede durch schlagfertigen Witz zu pariren. Daß er an Peters III. Tod nicht glaubte und eine Ueberschwemmung Europas durch die Türken prophezeite, war eine leichte Verirrung ins Gebiet der hohen Politik; lieber blieb er bei den Ereignissen, die ihn und sein Land angingen und mahnte Zweifelflüchtige und Kleinmüthige zum Vertrauen auf den König. Auch als Prophet blieb er ein fleißiger Arbeiter, der ungelegene Frager mit Hinweis auf seine Arbeit abwies, er

*) Dies auch bei Bothe II, S. 46, die andern Verse S. 48, andere sehr arge Stellen II, 34. 40.

nährte sich von seinem Handwerk, wiewohl er freiwillige Spenden seiner Clienten nicht abwehrte.

Der bekannteste Schwärmer ist J. P. Rosenfeld.*) Er war Förster, zog zuerst im Lande umher und trieb seit 1762 in Berlin sein Wesen. Er redete von der Verderbtheit des Menschengeschlechts, erklärte alle Bücher außer der Bibel für verderblich, sprach sich gegen Christus und die Taufe aus, höhnte die Prediger und rief aus, „die Obrigkeiten seien krumme Schlangen und der König ihr Oberster, nämlich der Beelzebub, der den Mammon mehr liebe als Gott“. Als den Erretter aus solcher Verderbtheit pries er sich selbst, er sei der zweite Heiland, von Gott zur Erlösung der Welt bestimmt. Da er seinen Gläubigen ewiges Leben versprach, so war es billig, daß er von ihnen seinen Unterhalt forderte, den er auch erlangte. Die Männer lockte er am meisten durch sein Vorgeben, er habe die Schlüssel zum Paradies, und bewog die Frauen, ihm sieben Jungfrauen anzuvertrauen, die er zur Entsiegelung des Buches des Lebens brauche. Die Unsittlichkeiten, die er ziemlich offen trieb — freche Spiele mit der „Braut Christi“ — und seine sonstigen gefährlichen Aufschneidereien veranlaßten (Dec. 1769) seine Ueberführung in ein Irrenhaus. Aus diesem wurde er bald befreit auf Grund eines Zeugnisses der Inspectoren, „er sei ein rechtes Exempel von Liebe und Mitleid“. Nun lebte er etwa ein Jahrzehnt ziemlich ruhig, meist in Berlin, milderte seine Anschauungen, besonders in wohlangebrachter Schlauheit über Taufe und Regierung, und hielt an der Forderung der Jungfrauen fest, von denen er freilich nur eine als die wahre Messiassin behandelte, die anderen jämmer-

*) Ueber mehrere der Genannten Notizen bei König; Einzelnes bei Ziethe. Ferner über Rosenfeld: Berl. Corr. 1782, 1. Stück; Berl. Monatsschrift 1783, S. 46—89, 1793, S. 22 ff., Neue Berl. Mon. 1803, 22—48; Becker a. a. O. 1784, S. 438 ff., Paul, das. IV, 551 ff.; Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. d. Mark Brand. 1797, IV, 716 ff.; Monddoctor das. 1783, S. 353—386; einzelnes andere im Text Behandelte das. VI, 172 fg., 1787, IX, S. 574 ff., 1788, XII, 300 ff.; N. B. Mon. 1800, IV, S. 358 ff.

lich prügelte. Vielleicht wäre er unbehelligt geblieben, wenn er nicht von getäuschten Anhängern mancher Betrügereien wegen angeklagt worden wäre. Deswegen wurde er zum Staupenschlag und zu lebenslänglicher Gefangenschaft in Spandau verurtheilt (5. Dec. 1781). Der Staupenschlag wurde vollzogen. Nachdem er ihn erduldet hatte, rief der Geschlagene: „Ist Jemand, der mich beschuldigen kann, habe ich ihm Leides gethan, ihn betrogen oder bestohlen, der rede, hier bin ich.“ Es trat aber Keiner wider ihn auf. Vielmehr wurde er durch die Bestrafung zum Märtyrer gestempelt. Fortwährend liefen nun Vorstellungen der Getreuen ein, die den Gefangenen „den wahren Gott“, „den Stammvater aller Menschen und Grundstein der Welt“ für sich zurückerbaten, „damit nicht alle Könige, Obrigkeiten, Unterthanen in Tod und Verderben geriethen“. Solche Bitten liefen ein noch fünf Jahre nach dem am 10. April 1788 erfolgten Tode Rosenfeld's; denn die Todesnachricht wurde nicht geglaubt, weil sonst „für die ganze Welt keine Erlösung mehr zu hoffen wäre“. Andere aber meinten (solche Erklärungen kamen bis 1802), durch ihn, den wahren Messias, seien sie aller Sünden ledig geworden.

Ein viel schlimmerer Geselle war Erdmann Paul, „der Planetenleser“, der etwa von 1770 bis 1800 in Berlin sein Wesen trieb, nicht selten mit Gefängniß bestraft, häufig aus Berlin verwiesen wurde, sobald er frei war, von Hülfesuchenden umlagert war. Er war seines Handwerks Seidenwirker, hielt aber das Prophezeien für einträglicher. Denn viel Mühe machte diesem „pöbelhaftesten, unwissendsten und rohesten Erdensohne“ seine Kunst nicht. Er ließ sich von Jedem vier Groschen und, wenn er auch noch die Karten legen mußte, sechs Groschen bezahlen, las, sobald er von seinen Kunden das Geburtsjahr erfahren, aus alten Zauberbüchern ihr zukünftiges Geschick vor oder verkündete ihnen, wenn es seiner griesgrämigen Laune paßte, Unglück, Krankheiten, Tod. Paßte es in seinen Kram, so rieth er einem Mädchen geradezu Unzucht an. Er bereitete viel Unheil bei

Leichtgläubigen und fand neue Gläubige dadurch, daß die ersten, durch seine Unheilsverkündigungen erschreckt, dem Trübsinn oder dem Tode verfielen.

Gleichfalls ein Handwerker, ein ehemaliger Strumpfwirker, war der „Monddoctor" Weisleder, ein „Wunderkerl", wie die wider ihn ausgesendeten Beauftragten des Medicinalcollegiums sich ausdrückten, „der eine ziemliche Zeit lang das Gespräch der ganzen Stadt und die Bewunderung der halben war". Er lebte in der Hasenheger- (jetzigen Feilner-) Gasse, in „einem elenden Bierhaus von der niedrigsten Classe". Er gab vor, Alles zu heilen, besonders Brüche, hatte eine ungeheuere Clientel unter Armen und Reichen, so daß die ganze Gegend von Hinkenden und Blinden wimmelte und die kleinen Zimmer von feinen Herren und prächtig geputzten Damen voll gedrängt waren. Erfolge hatte er freilich nur dann, wenn die Natur sich half; trotzdem waren seine Patienten ihm dermaßen zugethan, daß sie nicht bewogen werden konnten, ein Zeugniß wider ihn abzulegen. Seine Methode bestand darin, die Wunde oder kranke Stelle gegen den Mond halten zu lassen, der im ersten Viertel sein mußte. Er bestrich, unter Beten oder Murmeln, die Wunde, ermahnte die Leute, an Gott zu glauben, gab auch wohl ein Oel als Heilmittel. Selbst nahm er kein Geld, gestattete aber, daß seine Frau die Schürze offen hielt, oder ließ geradezu am Eingange des Gartens Billete verkaufen.

Solcher Wunderdoctoren, die den Glauben an eine ihnen innewohnende übernatürliche Kraft erwecken wollten und Glauben von den Ihrigen verlangten oder einfach auf die Thorheit der Menge rechneten, gab es noch gar manche. — Zu ihnen gehörte c. 1766 der „Ziegenprophet", der barfuß, nur mit einem Ziegenfell bekleidet, einherging und mit dem Straßenkoth Curen verrichtete. Da war ferner ein früherer Schäferknecht, J. G. Matthes, der durch eine Essenz, die er nur in einer einzigen Stunde des ganzen Jahres machen konnte, Alles zu heilen sich fähig erklärte. Ein anderer Berliner Wundermann, „der Privilegirte Laborant

Seydel", verkaufte besonders in der Provinz, deren Bewohner ihm geeigneter dünkten als die der Residenz, seinen „approbirten Innozenti-Balsam" „Gott zu Ehren und dem Nächsten zum Nutz", damit man erkenne, „was er für eine edle Gabe Gottes sei". Einem dieser Wunderdoctoren, le Roy, wurde sogar erlaubt, zwölf Tage in der Charité seine Versuche anzustellen; als sich seine Unfähigkeit zeigte, wurde er entlassen und entlarvt.

Neben diesen schädlichen gab es auch unschädliche Propheten und Narren, welche in Berlin ein gewisses Aufsehen machten. Zu Letzteren gehörte auch ein Italiener, von welchem Uz an Gleim meldete (25. März 1748), er mache sich durch Praestigia bekannt, verwandle wie Circe und mache Todte lebendig. „D. Faust ist ein Schüler gegen ihn, wenns wahr ist was man erzählt".*) Auch mag man endlich zu dieser Art Leute den auf Papenzien bei Rummelsburg wohnenden Landedelmann von Massow rechnen, welcher am 29. October 1782 dem König einen Brief schrieb, in welchem er Andeutungen über die ihm gewordenen „geheimnißvollen Befehle" gab, als Obercommandeur der österreichischen Truppen gegen die Türken nach Wien zu gehen. Wenn er dabei um freie Extrapost nach Berlin und um Unterstützung seiner Mutter, Frau und seiner vier Kinder bat, so verfiel er damit in eine gewöhnliche Bettelei; als besonderes Lockmittel aber fügte er die Prophezeiung hinzu, Friedrich werde, sobald Joseph II. Herrscher des orientalischen Reichs geworden sei, zum „deutschen Kaiser und Possessor von ganz Polen, Böhmen und Mähren" gekrönt werden. Jedoch selbst dieses Lockmittel übte auf Friedrich keine andere Wirkung, als daß er dem Landrath des Rummelsburger Kreises zu wissen that, er werde dem von Massow gegenüber, dessen Brief „einen verrückten Verstand" anzeige, seine Pflicht bei diesem traurigen Zufall beobachten.**)

---

*) Vierteljahrsschr. f. Litgesch. III (1890) S. 200.

**) Vgl. Berl. Corr. 1782, S. 45—47, wo die betr. Briefe abgedruckt sind.

Der Aberglaube, der die wissensdurstige und heilbegierige Menge zu Charlatanen trieb und leichtgläubig gegen Schwindler aller Art machte, war auch sonst in den Berlinern mächtig. Einer der entschiedensten Aufklärer, Gedike, constatirte zum Beispiel, daß der Glaube an die weiße Frau (s. oben S. 201) noch nicht ganz ausgestorben sei.*) Ein anderer Aufklärer, Eberhard, suchte die ganze Sage rationalistisch zu deuten. Von Perchta behauptete er, sie habe nichts mit einer brandenburgischen Urahnin zu thun, sondern hänge mit dem Prechtag, dem h. Dreikönigstag, zusammen. Die ganze Sage aber, so meinte er, sei aus einer mißverstandenen Redensart hervorgegangen: „Die weiße Frau werde bald am Hofe erscheinen" bedeute nämlich: „es werde bald eine fürstliche Wittwe am Hofe sein".

Auch anderer Aberglaube herrschte, mittels dessen man sich Vermögensvortheile zu verschaffen hoffte. Dazu gehörten die Mittel, den Loosen der Zahlenlotterie Glückskraft zu verleihen, Mittel, die theils Blasphemie, theils puren Unverstand bekunden. Als solche Mittel wurden vorgeschlagen, die Nummer des Liedes zu setzen, das Sonntags in der Kirche gesungen wurde, Benutzung der Träume unparteiischer Dritter, Vorweisung der Loose an Verrückte, um sie den Segen darüber sprechen zu lassen oder aus ihren Aeußerungen Schlüsse zu ziehen, Eintauchen der Lotteriezettel in das Blut von Hingerichteten. Glücklicherweise war die letztgenannte Verwendung nicht allzu oft möglich.

*) Ueber den Ursprung der Fabel von der weißen Frau von Prof. Eberhard. — Nachtrag zu der Legende von der weißen Frau von Fr. Gedike. (Berlinische Monatsschrift 1783, S. 3—22, bez. 23—42.) Vgl. ferner: A. Cosmar: Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Berlin 1831. (Angeblich aus Papieren seines Onkels 1786.) S. 56—98; A. Minutoli: Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit. Berlin 1850. (Erscheinungen in Baireuth im 18. Jahrhundert.)

Auch in der Behandlungsweise der Katholiken überhaupt, der Berlinischen insbesondere, zeigte sich der neue Geist der Aufklärung.*) Eine der ersten (15. Juli 1740) Randverfügungen des Königs war die auf das Bürgerrechtsgesuch eines Frankfurter Katholiken erlassene: „alle Religionen Seindt gleich und guht wan nuhr die leute so sie profesiren Erliche leute seindt und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land Pöpliren, so wollen wier sie Mosqueen und Kirchen bauen.“ Acht Tage später, im rechten Gegensatz zu einer Verordnung des Vaters, dem alles Proselytenmachen der Katholiken ein Greuel gewesen war, erfolgte der classische Erlaß: „Die Religionen Musen alle Tolleriret werden und Mus der Fiskal nuhr das auge darauf haben das Keine der andern abruch Tuhe, den hier mus jeder nach Seiner Fasson Selich werden.“

Diese Grundsätze wurden freilich nicht zur That. Dem traten politische Bedenken entgegen; theilweise auch der alte Schlendrian, der von den Beamten geübt wurde oder die Eifersucht, die sich bei den Protestanten zeigte. Zeugnisse für letztere sind Denunziationen, die gegen katholische Uebergriffe, Klagen, die über Privilegien einliefen, die den Katholiken gewährt wurden; beweisend für ersteres ist Folgendes. Der Reichshofrath v. Bredow wünschte für seine katholische Gemahlin einen Hauskaplan; der König schrieb auf den Bericht: „bon; tant qu'elle voudra“ (28. April 1741); die Concession lautete sehr verklausulirt, „daß ermeldter Geistlicher die Schranken eines bloßen Hauspredigers nicht überschreiten, sich aber sonst gewöhnlicher Actuum parochialium schlechterdings entäußern, den Gottesdienst keineswegs in einer Kirche oder Kapelle, sondern nur in einem Privatzimmer halten und zu sothanen Gottesdienst

*) Für das Folgende, wenn nichts anderes ausdrücklich bemerkt ist. M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche Bd. II—IV, Lpz. 1881—1883. Die zahlreichen benutzten Stellen können nicht im Einzelnen angeführt werden. Die beiden ersten Verfügungen werden absichtlich getreu nach der Schreibung des Königs gegeben.

keinen Menschen außer ihren Domestiken römisch-katholischen Glaubens gestatten und admittiren müsse."

Der Berliner Hauptgeistliche war der schon genannte Torck. Neben ihm waren mehrere Kapläne, Substitute thätig. Nur der Hauptgeistliche und der oder die Militärgeistlichen erhielten einen Staatsgehalt. Dieser war sehr gering: Amandus Jennes, der 1740 zunächst für Ruppin, aber mit dem Wohnsitz in Berlin bestellt wurde, bekam monatlich 10 Thaler, freilich 200 Thaler für Anschaffung eines Ornates. Die geistlichen Gehülfen machten viele Noth. Sie waren nicht gesetzlich angestellt, so daß sich schon deswegen eine Abneigung wider sie zeigte, oder sie wurden wie ein Pater Ferdinand wegen „schlechten, unanständigen und üblen" Betragens aus Berlin entfernt. Dem Pater Giebecke, der für diesen nach Torck's Vorschlag berufen wurde, ward besonders eingeschärft, daß er sich aller Anzettelung von Intriguen in Familien enthalten, verdächtige Verbindungen vermeiden müsse, weder Fabrikanten noch andere Unterthanen zum Verlassen des Landes bewegen, sie „weder directe noch indirecte debauchiren oder sonsten unerlaubte Tours machen" dürfe. Die Stelle des Hauptgeistlichen nahm seit 1755 Amandus Jennes ein, der das ausdrückliche Verbot erhielt, von der österreichischen Gesandtschaft Gehalt anzunehmen oder eine weitere Verbindung mit der Gesandtschaftscapelle zu unterhalten und der während der Kriegsjahre ein von dem Breslauer Fürstbischof entworfenes Gebet für den König zu sprechen hatte. Ihm folgte Heinrich Elberfeld, der eine ordentliche Bestallung erhielt (2. Februar 1773). Auch ihm, der zugleich die Obliegenheiten eines Militärgeistlichen übernahm, wurde die Treue gegen den König und sein Land nachdrücklich eingeschärft, die Predigt der katholischen Lehre zugestanden, aber alles Lästern und Verketzern der anderen Glaubensbekenntnisse untersagt, jedes Proselytenmachen verboten, sowie jede gottesdienstliche Uebung außerhalb seiner Kirche. Er mußte sich ferner verpflichten, die ihm untergebenen Capläne zur Erfüllung der gleichen Gebote anzu-

halten. Diese hatte er auch von seinem Gehalte, das etwa 1500 Thaler betrug, zu unterhalten; eine jährliche Unterstützung von 100 Thalern hatte er seinem Vorgänger zu bezahlen, der hoch in den Siebzigen war.

1740 gab es nur eine katholische Kirche, nämlich die ehemalige österreichische Gesandtschaftscapelle, von Friedrich Wilhelm I. gekauft; 1748 trat eine zweite im Invalidenhause hinzu, für die zunächst der Dominikaner Pauli mit einem kläglichen Gehalt bestellt wurde.

Schon vor Einweihung dieser (12. März 1743) war aus Friedrichs eigenster Initiative — ein ruhmreiches, vielgerühmtes Zeugniß für seine Toleranz — der Gedanke hervorgegangen, statt der „einfachen, schlecht gebauten" alten*) eine neue zu bauen, zu der der König aber nicht die Kosten geben wollte. Dieser dem Cardinal Sinzendorf geäußerte Gedanke trug keine augenblickliche Frucht, weil, wie dieser antwortete, die auswärtigen Katholiken grade damals zu arm waren. Erst am 26. November 1746 erfolgte auf Vorstellung der preußischen und Berliner Katholiken die Erlaubniß, in Berlin eine Kirche, „so groß als sie solche immer haben wollen oder können, mit einem oder mehreren Thürmen, großen und kleinen Glocken zu bauen". Der nöthige Platz wurde vom König geschenkt; die erforderlichen Baugelder sollten durch Collecten in und außerhalb Preußens aufgebracht werden. Der damals durch Berlin reisende

---

*) Die Baugeschichte hauptsächlich nach den von Lehmann mitgetheilten Akten; Einzelnes: Geschichte und Beschreibung der neu erbauten catholischen Kirche zu St. Hedwig in Berlin, nebst einer ausführlichen Erzählung und Erklärung aller Ceremonieen, welche bey der feyerlichen Einweihung derselben am ersten November 1773 beobachtet worden sind. Berlin, Haude u. Spener. Das. 2. vermehrte Auflage mit einer Abbildung. Außerdem das große Foliowerk v. O. u. J. (6 Bll. Grundriß, Durchschnitt, Aufriß, Ansicht der Vorderseite): L'eglise catholique qui se bastit a Berlin sur les dessins du Roy. J. Legeay invenit et fecit. (invenit bezieht sich nur auf das im Geschmack der Zeit reichverzierte Titelblatt.)

Carmelitermönch Mecenati, der bisher fälschlich als Urheber des Bauplanes galt, — vor dem als einem großen Schurken der König bald gewarnt wurde — überbrachte dem Cardinal des Königs Ansichten und wohl auch Zeichnungen, nach welchen der Bau wirklich hergestellt wurde. Die feierliche Grundsteinlegung fand am 13. Juni 1747 statt. Zur Herbeischaffung der Gelder, die der Berliner Banquier Schweiger verwahrte, wurden allerlei Anstalten getroffen.

In einer Rede, die Benedict XIV. am 20. November 1747 im geheimen Consistorium hielt, die er ein paar Tage vorher dem Agenten Colteolini vorlas, und die der Berliner Drucker L. Kunst aus dem Lateinischen ins Französische übersetzte*), ermunterte der Papst die Cardinäle zu einem Beitrage für die katholische Kirche in Berlin und forderte sie auf, gleiche Ermahnungen an ihre Bischöfe zu richten. Er versicherte, selbst einen großen Beitrag gegeben zu haben, und rühmte den König, daß er Baugrund und Materialien den Gläubigen überlasse. Die Rede hatte die Wirkung, daß von auswärts viele Gaben einliefen — bis Ende 1754 über 100,000 Thaler, 1755 erschien eine Art Generalquittung über die eingelaufenen Gaben im Druck — aber die Pracht des Baues, über die der Papst sich entrüstet zeigte, hatte nicht bloß diese Summe, sondern noch etwa 20,000 Thaler mehr verschlungen. Zur Tilgung dieser Schulden wurde 1754 eine Lotterie gestattet, auf Vorschlag des Kammerherrn Sweerts, der als Rendant der katholischen Gemeinde fungirt zu haben scheint, statt des katholischen Kirchenconsistoriums, dessen Einrichtung vergeblich von den Katholiken erbeten wurde. Die Lotterie kam nicht zu Stande. In den Kriegszeiten ruhte der Bau völlig. Neue energische Hülferufe in Rom ertönen zu lassen, wurde der Agent Ciofani 1764 beauftragt, damit das angefangene Gebäude nicht in Trümmer falle. Neue auswärtige Collecten

*) Voss. Ztg. 29. März 1749, St. 39. Vgl. Colteolini's Bericht, Lehmann III, S. 61, 77.

wurden gestattet. Der Berliner Gemeinde wurden auf ihren Antrag für die vollendete Kirche größere Vorrechte eingeräumt und schon damals publicirt (1766), um den Eifer der auswärtigen Spender zu erhöhen. Diese Bemühungen hatten Erfolg, am wenigsten der an den Papst (14. Aug. 1769) erlassene Hülferuf, der die gewünschte thatkräftige Unterstützung mit einem Hinweis auf die leeren päpstlichen Kassen erwiderte. Der Minister Zedlitz war es dann, der für den immer nothwendiger werdenden Bau — denn nun war die alte Kirche so baufällig geworden, daß sie mit Einsturz drohte — die erforderlichen Gelder zusammentrieb. So konnte am 27. September 1773 der Bischof von Ermland, Fürst Krasicky, zur feierlichen Einweihung aufgefordert werden, die ursprünglich auf den 15. October festgesetzt, erst am 1. November erfolgte, an demselben Tage, an dem vor 233 Jahren die katholische Religion officiell abgeschafft worden war. Vorher hatte der König aus dem Trebnitzer Kloster Reliquien der heiligen Hedwig erbeten und erhalten. Damals durfte er sich seiner Toleranz rühmen und selbst den Getreuen zurufen: „Ihr habt alle noch Rückfälle in euer hitziges Fanatismus-Fieber; ihr seid alle nur halbe Menschen."

Die Einweihung der Kirche selbst, der Hedwigs-Kirche, unter Mitwirkung der königlichen Kapelle, durch Kupferstiche und Medaillen ebenso wie die Grundsteinlegung verherrlicht, war ein bedeutsames Fest. In Gegenwart des Prinzen von Preußen (des späteren Friedrich Wilhelm II.), zweier anderen Prinzen, des Ministers Zedlitz, vieler Vertreter der Generalität und des Adels fand die Einweihung der prächtig erleuchteten Kirche statt. Gebete machten den Anfang; darauf folgte eine feierliche dreimalige Procession, Segnung der Kirche, Weihung der Reliquien, Besprengung mit Weihwasser. Einen zweiten Act bildete die von dem Fürstbischof selbst celebrirte Messe, zu der das mit Billeten versehene Publicum Einlaß hatte, und bei welcher der Gesang der königlichen Capelle ertönte. Eine eigentliche Weiherede fand nicht statt. Nur in einer kurzen Ermahnung, die sich

an ein vor den Reliquien gehaltenes Gebet anschloß, führte der Redner den Gläubigen zu Gemüthe, welche Ehrfurcht sie dem Gotteshause, welchen Dank sie den Wohlthätern schuldig seien, „fürnehmlich aber, wie viel Erkenntlichkeit sie gegen einen Monarchen hegen müßten, dessen Gnade und Schutz ihnen soviel Freiheiten zugestanden hat".

Die den Geistlichen eingeräumten Rechte bestanden nur darin, innerhalb der Kirche den wochen- und sonntäglichen Gottesdienst zu leiten, Beichte abzuhalten und die seelsorgerischen Pflichten zu üben.

Zuerst war in strengen Bestimmungen vom 24. October 1745, die in ähnlicher Art während der folgenden Jahre häufig wiederholt wurden, Vornahme von Taufen und Trauungen aufs Strengste untersagt worden. Allmälig trat, bei aller Festhaltung an dem eben erwähnten Grundsatz, eine Milderung ein. Auf Grund einer Randverfügung des Königs, daß solche gottesdienstliche Handlungen „nur für vornehme Leute" gestattet sein sollten, wurde bestimmt, daß die katholischen Geistlichen jedesmal vorher anzufragen hätten (1751). Solche Anfragen erfolgten und wurden mehrfach bewilligt, nicht selten mit dem Beisatz: „sonder Consequenz auf künftige Fälle" (1765).

Aber schon im folgenden Jahre wurden, allerdings für die zunächst noch gar nicht vollendete Kirche, größere Freiheiten in Aussicht genommen. Es wurden in dieser Kirche den katholischen Geistlichen Taufen und Trauungen, sowie außerhalb der Kirche Beerdigungen gestattet. Kaum trat diese Verordnung in Kraft, als auch schon das französische Consistorium sich an den König mit ängstlichen Fragen wandte, wie es von nun an bei gemischten Ehen, bei der Taufe illegitimer Kinder, bei Armenunterstützungen und dergleichen geschehen solle. Auf solche Klagen erfolgte keine Antwort. Vielmehr ging die Erweiterung der Rechte der Katholiken schrittweise fort.

Allerdings mußte auch Pater Elberfeld, ähnlich wie seine Vorgänger, manchmal aufgefordert werden, die unter ihm stehenden

Capläne zur Ordnung anzuhalten und vor Ueberschreitung ihrer Competenzen zu warnen (1775). Wenn ein anderer katholischer Geistlicher, der Pater Schorenstein zu Frankfurt, Weisungen des Hildesheimer Fürstbischofs einholte, so wurde Elberfeld angewiesen, dem Pater sein Benehmen vorzuhalten und seinerseits zu verhindern, daß an die Kirche schlesische Geistliche kämen (1786).*) Im Ganzen aber herrschte eine ruhige Fortentwickelung. 1777 durfte Elberfeld den neuen katholischen Kirchhof einweihen, bald darauf erhielt er das Recht, bei Taufen, Trauungen, außerhalb der Kirche die geistlichen Functionen zu verrichten. Doch mußten noch eine Weile die Stolgebühren an die evangelischen Pfarrer der betreffenden Parochien gezahlt werden. Denn es dauerte eine ganze Zeit, bis das Streben der Katholiken, eine eigene Parochie für sich zu bilden, seine Verwirklichung erhielt. Erst als der König auf Grund einer katholischen Darstellung des bestehenden Zustandes in seiner einfachen und gerechten Weise bemerkte: „Das ist unbillig. Wenn Solches in katholischen Ländern gegen Evangelische geschieht, so schreiet man dagegen. Uebeln Exempeln muß man niemals folgen", wurde Wandel geschafft.

Dieser Wandel bestand in der lange erbetenen Befreiung von allem Parochialzwang. Am 18. Juli 1779 wurde festgesetzt, „daß die katholische Gemeinde der St. Hedwigskirche allhier von allem Parochialzwang der Geistlichkeit anderer Glaubensgenossen befreit bleiben, und ohne Rücksicht ihrer zu protestantischen Kirchensprengeln gehörigen Wohnungen eine eigene Parochie ausmachen soll".**)

Katholische Schulen gab es damals noch nicht. Im Jahre 1740 wurde eine solche von dem Küster Oswald „auf der Jerusalemischen Brücke in der Friedrichsstadt" angelegt; eine

*) Lehmann, Bd. 5, S. 49 fg. 682; auch die übrigen im Folgenden benutzten Stellen s. im Index.

**) Nov. corp. constit. Prussico-Brandenburgensium VI, 1611 fg.

dagegen gerichtete Eingabe der „combinirten Ministeria der Friedrichsstadt“, die dies Beginnen als Proselytenmacherei denuncirte, wurde als unbegründet abgewiesen, „da die Väter Papisten seien“. Die Schule scheint aber keinen langen Bestand gehabt zu haben. Elberfeld, der sonst Alles erreicht hatte, konnte die Begründung einer Schule nicht durchsetzen. Auf sein wiederholtes Verlangen wurde er zur Geduld ermahnt: „Alles nicht auf einmal, sondern nach und nach.“

Wider die Gerechtigkeit zu handeln, fiel dem König nicht ein, daher widersetzte er sich jeder unbilligen Forderung. Das Eindringen fremder Geistlichen, die Einführung von Missionen wollte er nicht dulden. Auch Mißbrauch der geistlichen Gewalt seitens der Katholiken, z. B. Abweisung eines katholischen Unteroffiziers von der Beichte, weil dieser seine mit einer lutherischen Frau gezeugten Kinder lutherisch hatte erziehen lassen, wurde gehindert (1771). Ebenso wurden Forderungen, die wider die Privilegien der katholischen Kirche liefen, z. B. die eines Katholiken, der sich von seiner Frau scheiden lassen wollte, die eines anderen Berliners, der eine geschiedene Protestantin heirathen wollte, vom Könige mit dem Hinweis auf die katholischen „Religionsprincipia“ oder mit dem Bescheide abgelehnt, „bei den Katholiken kann ich das nicht thun“. Aber das war nicht Unduldsamkeit, sondern nur strenge Gerechtigkeit. Wie weit die Duldsamkeit ging, erhellt aus der Thatsache, daß, wenn auch nicht für Berlin selbst, doch für die nächste Umgebung der Residenz, Neustadt-Eberswalde und andere Städte, das Berliner evangelische Oberconsistorium vorschlug oder billigte, daß in einer lutherischen Kirche der genannten Orte katholischer Gottesdienst gehalten würde, freilich einmal (1784) unter der Bedingung, „daß nichts davon in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werde“.

Nach der Vollendung des Baues der Hedwigskirche kam es doch zu mancherlei Differenzen. Die Berliner leitenden Kreise wurden (1775) durch die in Caraccioli's Leben Clemens' XIV. auftauchende Bemerkung, der Papst habe zum Bau eine be-

trächtliche Summe gegeben, verstimmt, so daß Herzberg der falschen Nachricht widersprach und von dem in Rom weilenden Agenten Ciofani sich die Richtigkeit seiner Zurückweisung bestätigen ließ. Immerhin nahm man von dieser falschen Nachricht Veranlassung, den Breslauer Domcapitular von Troilo bei seiner Reise nach Rom zu beauftragen, vom päpstlichen Hof einen Beitrag zum Ausbau und zur inneren Verzierung der Kirche zu erlangen, mußte sich aber mit mancherlei Versprechungen begnügen, die der Genannte heimbrachte (1777). Auch der König wollte bei aller Gunst, die er dem Bau hatte angedeihen lassen, keine Zahlungen leisten, wies daher die Handwerker, die ihm ihre Rechnungen einreichten, ab (1775), gestattete dagegen, daß zur Begleichung der Bauschulden eine Collecte in den katholischen Kirchen der Provinz veranstaltet würde (1777). Aus ihren Erträgen wurden 1778 die Sakristei und der Thurm über ihr bestritten. Der Baumeister der Kirche war Boumann. Unter den Spendern einer der freigebigsten war der Cardinal Querini, dessen Namen zum ewigen Gedächtniß an der Kirche angebracht ist.

Zwölftes Kapitel.

Mendelssohn und die Juden.

Wenn in den früheren Abschnitten (vgl. S. 84 ff., S. 214 ff.) von Juden die Rede war, so handelte es sich um gesetzliche Bestimmungen, beabsichtigte oder ausgeführte Bedrückungen, geforderte Zahlungen. Von allen diesen Dingen war auch in der Zeit Friedrichs häufig genug die Rede. Der Unterschied gegen die frühere Zeit aber war ein dreifacher. Erstlich wurden, nach dem Muster der vergangenen Periode, aber in weit größerm Umfange als in jener, Einzelne aus der Schar der Unterdrückten hervorgehoben durch Generalprivilegien, durch Gewährung der Rechte christlicher Kaufleute. Sodann machten sich die Aufklärungsanschauungen, die fast auf allen Gebieten triumphirten, in der Behandlung, zum mindesten in der Betrachtung der Juden geltend, dergestalt, daß einerseits Aeußerungen hoher Beamter laut wurden, welche Duldsamkeit und Milde predigten, andrerseits in der Praxis gewisse Milderungen eintraten, die, ohne durch eine Verordnung bestimmt zu sein, beständig geübt wurden und dadurch fast Gesetzeskraft erlangten. Endlich bemühten sich die Juden mit großem Erfolg, aus ihrer niedrigen Stellung sich zu erheben, theils dadurch, daß sie Fabriken anlegten und durch einen großartigen Geschäftsbetrieb sich kaufmännische und gesellschaftliche Achtung erzwangen, theils dadurch, daß sie durch Annahme deutscher Bildung freiwillige Deutsche wurden.

In wie trauriger Weise die gesetzlichen Bestimmungen den-

jenigen der vergangenen Zeit ähnelten, mag man am deutlichsten aus dem General-Privilegium von 1750 ersehen, das, manche einzelne Abänderungen abgerechnet, im Großen und Ganzen Jahrzehnte lang Geltung behielt. Der wesentlichste Unterschied gegen die früheren Bestimmungen war die gänzliche Aufgabe des Grundsatzes der Beschränkung. Wie wenig man damit ausgerichtet hatte, zeigte die Thatsache, daß 1743 statt der erlaubten Zahl von 120 Familien sich 333 in Berlin befanden. Daher wurde eine Theilung in ordentliche und außerordentliche Schutzjuden beliebt. Jenen, deren Zahl auf 150 Familien beschränkt bleiben sollte, gehörten die besonders Privilegirten und Reichen an, zu diesen, die nur für ihre Person, nicht aber für ihre Kinder privilegirt waren, wurden alle übrigen, beim Inkrafttreten der Bestimmung, 63 Familien, gerechnet. Das Generalprivileg von 1750 hielt im Wesentlichen alle Beschränkungen der früheren Verordnungen aufrecht — nur die Judencommission, als besondere Gerichtsstätte für die Juden, wurde aufgehoben —, ja fügte noch drei schwere Bestimmungen hinzu. Die erste war, daß Keinem ferner gestattet sein solle, mehr als ein Kind „anzusetzen", d. h. ihm in seinem Schutzbrief Aufnahme zu gewähren. Die zweite und dritte gingen dahin, daß diejenigen, welche Bankerutt machten oder gestohlene Sachen ankauften, nicht nur ihres Schutzes verlustig gingen, sondern auch den Platz, den sie für sich eingebüßt hatten, der Gesammtheit entzogen. Gegen diese drei Verordnungen, sowie gegen andere Bestimmungen des Generalprivilegs von 1750, wurde Jahrzehnte lang seitens der Berliner Gemeinde angekämpft. Zunächst freilich ohne jeden Erfolg. Ja die nächsten Jahre brachten statt der gehofften Erleichterungen nur Erschwerungen. Zu diesen Erschwerungen gehörte die Beibehaltung des jüdischen Rechts bei Streitigkeiten der Juden unter einander, selbst bei Berufungen an ordentliche Gerichte, für die 1778 unter Mendelssohns Beistand die Ritualgesetze der Juden zusammengestellt wurden. Dazu war ferner der Judeneid zu rechnen, der nach einer Verfügung vom Jahre

1757 in der Synagoge in Gegenwart von zehn Erwachsenen zu leisten war: der Schwörende hatte sich mit den Gebetriemen zu bedecken, in den Händen ein Schlachtmesser zu halten, sich auf einen Sarg zu setzen und, im Falle einer falschen Aussage, auf sich und die Seinen die gräßlichsten Flüche herabzurufen. Allmälig wurden die begleitenden Umstände gemildert, die Form des Eides einfacher und edler und zwar wiederum „mit Zuziehen eines wegen seiner Kenntnisse und rechtschaffenen Denkungsart rühmlich bekannten jüdischen Gelehrten" — nämlich Mendelssohns.

Aus der Zahl der Gedrückten erhoben sich Einzelne zu Macht und Ansehen. Es waren nicht mehr wie in vergangener Zeit Hofjuden, die sich dadurch insinuirten, daß sie dem Fürsten Geld vorstreckten oder seine persönlichen Liebhabereien befriedigten. Die Zeiten waren vorüber, in denen Jemand für Lieferung kostbarer Juwelen und Gestellung großer Leute Hoffactor werden und etwa das Recht erlangen konnte, einen Degen zu tragen. Vielmehr erkennt man den Unterschied der Zeiten deutlich dadurch, daß man sieht, wie an Stelle der Erfüllung der Wünsche des Monarchen Verdienste um den Staat getreten waren. Solche Verdienste erwarben sich die Begründer von Fabriken und die Münzjuden. Denn auch die Letzteren, obgleich sie ihren Vortheil gar zu sehr im Auge hatten und scheinbar nur dem Könige aus einer großen Verlegenheit halfen, arbeiteten zum Nutzen des Staates. Die Thätigkeit der sogenannten „Münzjuden", der Ephraim d. h. des Geschäftshauses: Ephraim und Söhne, später: Veitel Heine Ephraim, war eine ungemein ausgedehnte*) und kann der Aufgabe dieses Werks gemäß hier nicht im Einzelnen dargestellt werden. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß diesen die Ausprägung der Münzsorten übertragen wurde, die im Lande Geltung haben sollten

*) Für das Folgende s. König, Annalen der Juden in den preuß. Staaten. Berlin 1790, S. 285 und Nicolai I, 364 f., die für alle Folgenden die einzigen Quellen blieben.

und daß ihnen sowie ihren Genossen dadurch zu rechtmäßiger, oft aber auch zu unrechtmäßiger Bereicherung Gelegenheit geboten wurde. Sie, ebenso wie Mitglieder anderer Familien, erhielten Generalprivilegien, die ihnen die Rechte christlicher Banquiers, die Freiheit Häuser zu erwerben und ihre Kinder zu etabliren, verschafften. Sie und andere reich gewordene jüdische Kaufleute legten, zunächst auf direkten Wunsch des Königs, der für die Befriedigung seines Wunsches manche Gnaden in Aussicht stellte, dann auch aus eignem Antriebe in und bei Berlin Fabriken an, hauptsächlich für die Seidenmanufactur, weniger für Leinen, Wolle, Metalle.

Die also Reichgewordenen bedienten sich ihres Reichthums zur Begründung von wohlthätigen Einrichtungen, Bildungsanstalten, zur Ausschmückung ihrer Häuser und zur vornehmeren Gestaltung ihres Lebens. Schon damals fing man an, die jüdischen Kreise als einen wesentlichen Theil der Gesellschaft zu bezeichnen. Ueber diese Kreise besitzen wir eine Schilderung des Philosophen Hennings*) aus dem Jahre 1772, die uns am leichtesten Namen und Wesen einzelner Mitglieder kennen lehrt. Sie lautet:

„Die jüdische Colonie ist beträchtlich; man zählt 400 Familien, die auf 2000 Köpfe geschätzt werden. Sie hat den großen Vorzug, daß sie durch den Ruhm ihrer Gelehrten einen noch größeren Glanz erhält, wie durch die Schönheit der Damen. Ein Brief von Reimarus führte mich in das Haus des berühmten Mendelssohn ein. Wessely, ein Freund Lessings, dessen Bruder ich in Kopenhagen kennen gelernt hatte, machte mich mit mehreren anderen Familien bekannt. Bei dem Banquier Itzig, der einen Palast bewohnt, sehe ich häufig den gelehrten Friedländer, welcher in der gebildeten Welt sehr geschätzt wird. Auch die Aerzte Bloch und Herz haben sich einen bedeutenden Namen erworben. Itzig hat sechszehn Kinder, von denen einige

*) Mitgetheilt von W. Wattenbach, Bremer Sonntagsblatt 1855.

schon eine selbständige Stellung haben, andere gerade in dem Alter sind, wo die Schönheit sich zu entfalten beginnt. Die Töchter erhöhen die Anmuth ihrer Schönheit durch ihre Talente, besonders für Musik, und durch einen fein gebildeten Geist. Eine von ihnen ist mit Friedländer verheirathet. Mendelssohn sehe ich häufig; seine Denkungsart gefällt mir ebenso sehr wie der Ton, welcher in seinem Hause herrscht. Zuweilen treffe ich bei ihm Männer von Geist und Bildung, meistens Fremde. Die Einheimischen schätzen und achten wohl ihren weisen Mitbürger, aber sie haben wenig Neigung zur Philosophie."

Doch mußten die Juden, von denen Einzelne also gerühmt wurden, in vielen Lebenslagen erkennen, daß sie ihren Mitbürgern keineswegs gleichgestellt waren. Sie hatten viele und schwere Lasten zu tragen, sie waren Verhöhnungen, ja Mißhandlungen ausgesetzt, sie konnten trotz redlichen Bemühens nicht erreichen, in Wahrheit Stadt- und Staatsbürger zu werden.

Zur Vernichtung einer solchen Ausnahmestellung erhoben aber in der Stadt Friedrichs des Großen hohe Beamte und ein muthiger Schriftsteller die Stimme.

In besonders lebhafter Weise machten sich in zwei Fällen die Aufklärungsanschauungen hervorragender preußischer Beamten bemerkbar. Das erste Mal 1745 bei der Begutachtung der Vorlage des neuen Reglements. Damals gab der Finanzrath Manitius als Gründe der gegen die Juden ins Werk gesetzten Beschränkungen das falsche politische Vorurtheil an, als sei die Aufnahme der Juden dem Lande und besonders der Kaufmannschaft schädlich; ferner die Meinung, Juden könnten nicht zu Kriegsdiensten gebraucht werden, weshalb sich bei Einquartirungszeiten, der Judenhäuser wegen, Schwierigkeiten ergeben würden; hauptsächlich aber „das ex papatu originirende odium religiosum, welches der Ursprung alles Unglücks und des Verfolgungsgeistes in der Welt ist." Was den Kriegsdienst betreffe, so seien die Juden zwar einstweilen nicht zu brauchen, hätten

aber durch Werbungen, Lieferungen und Spioniren große Dienste geleistet. „In Bezug auf den Handel, so beweiset das Exempel derjenigen Republiquen, wo die Handlung am meisten floriret, daß die Juden dem Commercio gar keinen Schaden thun, sondern solches merklich unterhalten und befördern. Handel und Wandel kennet keinen Unterschied der Religionen, sondern erfordert nur Treu und Glauben und wäre zu wünschen, daß dieser, nach proportion der Anzahl der handelnden Christen mehr bey diesen als bey denen Juden zu finden seyn möchte." In Bezug auf den Religionshaß aber meinte er: „Was nun diesen Punkt anlanget, so wird bey jetziger täglich mehr und mehr sich aufklährenden Einsicht in allen facultaeten nicht leicht jemand noch so einfältig seyn, daß er propter dissensum in conceptibus und der differenten Gedanken und Meynungen in Religionsbegriffen das inveteratum odium religionis annoch billigen und einer gantzen nation deshalb die toleranz, den Schutz und officia humanitatis zu versagen, vor recht und billig halten solte."

Außer diesen Worten, die trotz ihrer verschnörkelten Ausdrucksweise eine damals herrschende Gesinnung kundgaben, ist eine andere Stelle anzuführen, in der eine ähnliche Auffassung in edlerer Sprache hervortritt. Als zwanzig Jahre später eine Erhöhung der Judenschutzgelder geplant wurde (1765), äußerte sich der Generalfiskal d'Asnieres, der um seine Meinung befragt wurde, folgendermaßen: „Wenn ich mir die Frage aufwerfe, worauf denn die Bestimmung der Juden praestandorum gegründet werden soll, so antworte ich: ich könnte es nicht sagen, und in der That, es ist auch niemahls ein billiges und in der Vernunft gegründetes principium in dieser materie ausfündig zu machen. Der Ursprung der Juden Schutz-Gelder ist durch gantz Europa in den Verfolgungen, die die Juden erlitten, in deren Verbannung aus verschiedenen Ländern, in dem Haß eines abergläubischen und ungerechten Volkes zu suchen. Dazu kam, daß die Fürsten ihre Aufnahme als ein Mittel betrachteten, ihre

Cassa anzufüllen und sich wenig daraus machten, ob die Juden, die auch würklich damahls sehr unnütze und zum Theil schädliche Mitglieder des Staats waren, fertig werden konnten oder nicht." Die Verfolgungen, so fährt er in seinen Darlegungen fort, haben aufgehört, die Frage nach der Schädlichkeit der Juden könne man mit Nein beantworten; wenn sie aber Schaden brächten, so könnte dieser nicht durch eine Summe Geldes wieder gut gemacht werden. „Daraus erhellet, daß die Erhöhung, wo nicht die Beybehaltung der Juden praestandorum mit den gesunden principiis nicht harmoniret, weil man findet, wenn man auf den Ursprung dieses instituti zurückgehet, daß es sich auf Leidenschaften und Mängel der Einsicht gründet."

Unter den Schriftstellern trat ein treuer Bekenner der Aufklärungsideen, Ch. W. Dohm, hervor. Seine Schrift *) verdient, obwohl ihre praktischen Wirkungen erst im folgenden Zeitraum sich zeigten, bereits in diesem Zusammenhang eine Darlegung, da ihr Ideengang durchaus der Aufklärungsperiode angehört.

Dohm begann als Nationalökonom mit Mißbilligung des Grundsatzes, die Vermehrung der „asiatischen Flüchtlinge" zu hindern, während der Staat sonst die Erhöhung seiner Bevölkerungsziffer anstrebe, und fügte Tadel über ihre Bedrückung durch die Gesetze und ihre Verachtung in der öffentlichen Meinung hinzu: „bei dem großen Haufen machen auch die ausgezeichnetsten Verdienste des Geistes und Herzens den Fehler

*) Christian Wilhelm Dohm, Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin und Stettin 1781. Zweyter Theil 1783. In dems. Jahr vom 1. Theil eine 2. Auflage; ein dritter Theil war beabsichtigt, erschien aber nicht. Vergl. darüber sowie über die hier nicht einzeln zu nennenden Gegenschriften Geiger, Gesch. d. Juden in Berlin I, 123—132, II, 155—159; neuerdings Dohms Briefe an Nicolai, Zeitschr. f. Gesch. d. J. in Deutschl. V, S. 75—91; ferner Fr. Reuß, Ch. W. Dohms Schrift.. und deren Einwirkung auf die gebildeten Stände Deutschlands. 1891. (Lpz. Diss.) Auf die sonstige Thätigkeit Dohm's (als Historiker und Politiker) kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

unverzeihlich, ein Jude zu sein." Einen Grund zu Unterdrückung und Verachtung wollte er weder in den heiligen Büchern der Juden noch in deren Anschauungen sehen; jene würden auch von den Christen verehrt und diese, wenn den Landesgesetzen feindlich, würden erst durch schlechte Behandlung hervorgerufen und müßten durch gute schwinden, „das große und edle Geschäft der Regierung ist, die ausschließenden Grundsätze dieser Gesellschaft zu mildern, daß sie der großen Verbindung, die sie alle umfaßt, nicht nachtheilig werden." Er wollte die Juden von Abneigung gegen Andersgläubige, von übertriebenem Handelsgeist und Unredlichkeit nicht ganz freisprechen, faßte aber ihre Verdorbenheit als Folge ihrer drückenden Lage auf. Diese Lage sei vor der Entstehung christlicher Reiche fast überall gleich schlecht gewesen: „Diese der Menschlichkeit und der Politik gleich widersprechenden Grundsätze, welche das Gepräge der früheren Jahrhunderte, in denen sie entstanden, noch so merklich bezeichnet, sind der Aufklärung unserer Zeiten unwürdig und verdienen schon längst nicht mehr befolgt zu werden." In Folge besserer Behandlung würden die Juden besser und tüchtiger werden. Tüchtige Eigenschaften brächten sie bereits mit, die dem Ganzen gute Wirkungen versprächen: Treue gegen ihre Religion und Treue gegen ihre Angehörigen; schlechte Eigenschaften, wie die im Handel kundgegebenen, würden schwinden, sobald durch Gestattung freier Berufswahl diese Beschäftigung sich verminderte. Zu diesem Zwecke müßte den Juden freie Ausübung ihrer Religion, Unterricht in den von ihnen zu wählenden Schulen gewährt, die christlichen Kinder zur Ablegung ihrer Vorurtheile ermahnt werden. Fürs Erste müßten die Juden zu Handwerk und Ackerbau ermuntert, aber der Zutritt zu Staats- und öffentlichen Lehrämtern ihnen in Aussicht gestellt werden. Wie die übrigen Bürger müßten auch sie zum Kriegsdienst herangezogen werden, der durch ihre Religion keineswegs verboten sei; wie die anderen die gewöhnlichen Abgaben leisten, von besonderen Schutzgeldern jedoch befreit sein. Solch' gerechtfertigte Reform würde bei

christlichen Theologen keine Anfechtung erfahren; geschähe es doch, so müßten die Regierenden jenen in Erinnerung bringen, „daß keine religiöse Gesellschaft mehr als freie Aeußerung und vollkommenen Genuß bürgerlicher Rechte für ihre Glieder fordern kann, und, so zahlreich sie auch sein mag, darf sie doch mit dem Staat nie rechten, der auch neben ihr anderen Gesellschaften gleiche Freiheiten verleiht".

Dohm's Schrift, die in Berlin unter Teller's Censur gedruckt wurde, nicht ohne Anregung Nicolai's und mit thätiger Beihülfe Mendelssohn's entstanden war, rief in Berlin und anderwärts einen gewaltigen Meinungsaustausch und Schriftenkampf hervor: sie wurde in Briefen und Recensionen beurtheilt, gelobt und angegriffen. Die Recensionen in Berliner Blättern waren lau, da die Gesinnungsgenossen still blieben, selbst Engel, der sich zu einer Vertheidigung erboten hatte. Nur Mendelssohn, den, wie die Seinen, die Sache am lebhaftesten anging, ergriff nebst einigen anderen Berliner jüdischen Schriftstellern, Saul Ascher und Wolf Davidsohn, ganz in Dohm's Sinne, das Wort. Rühriger waren die Gegner. Unter ihnen erklärte sich der Berliner F. Tr. Hartmann entschieden gegen die Gewährung der bürgerlichen Rechte an die Juden und zwar 1. wegen ihrer Unfähigkeit, Kriegsdienste zu leisten, 2. wegen ihres besonderen Rechtes und 3. wegen ihrer vielen Feiertage, die den Betrieb von Ackerbau und Handwerk unmöglich machten. Der letzteren brachte er vermöge großer Rechenvirtuosität und noch größerer Unkenntniß 282 heraus, von denen mindestens zwei Drittel zu streichen waren.

Gegen Hartmann's Ausführungen war Dohm besonders erbittert. Ihn und andere Gegner bekämpfte er im zweiten Theil seiner Schrift. Diejenigen unter ihnen, welche eine Gleichstellung der Juden nur für schwierig hielten wegen ihrer Ungeübtheit im Ackerbau, ihrer Unlust zu Handwerken und ihrer geringen Zuverlässigkeit bei Eidesleistungen, wies er darauf hin, daß manuelle Geschicklichkeit nur durch Uebung erworben, sittliche

Besserung aber nach Gewährung größerer Freiheit nicht ausbleiben würde. Die schlimmeren Gegner, die eine Gleichstellung für undenkbar ansahen, weil die Juden als Fremde wie Eroberte betrachtet werden müßten, weil sie durch ihr besonderes Gesetz an der Bethätigung bürgerlicher Pflichten und durch ihre Abneigung an der Erfüllung des Kriegsdienstes gehindert würden, wies Dohm als Träger veralteter Anschauungen und böswilliger Mißverständnisse zurück und stützte sich bei diesen Ablehnungen auf neuerliche Zeugnisse unterrichteter Juden. Seine eigene Anschauung, die nur einer entschiedenen Reform, nicht aber einer gewaltsamen Revolution zu vergleichen ist, faßte er einmal in die Worte zusammen: „Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß politische oder religiöse Schwärmerei und Anhänglichkeit nur durch die Verfolgung verewigt werden, und daß Gleichgültigkeit, Duldung und Unaufmerksamkeit ihr sicherster Tod sind. Den Einwurf, daß die Juden hierin eine ganz besondere Ausnahme machen würden, kann ich wenigstens so lange nicht zugeben, bis eine noch nie gemachte Erfahrung ihn bestätigt, oder bis man mir bis jetzt unmöglich scheinende Beweise gegeben hat, daß die menschliche Natur in den Juden anders als auf ihre sonst bekannte Art wirke. Bis dahin wird man mir erlauben, an die allgemeine Regel zu glauben."

Dohm's Mahnruf verhallte zunächst ungehört; denen aber, welchen er galt, und denen, welche die Stimme der Zeiten zu hören vermochten, erscholl er als lauter Weckruf zur Befreiung.

Die schönste Vorbereitung zur äußeren Befreiung hatten die Juden selbst durch ihre innere Befreiung gemacht: durch Moses Mendelssohn waren sie Deutsche geworden.

Mendelssohn (1729—1786) gehörte seit 1743 Berlin an.*)

*) M. Mendelssohn's Gesammelte Schriften hrg. von G. B Mendelssohn. 7 Bände. Lpz. 1843—45. Auswahl von M. Brasch. 2 Bde. 1886. Kürschner'sche Sammlung Bd. 73. Biographie von Kayserling,

Aus seiner Vaterstadt Dessau war er mit gelehrten Kenntnissen der jüdischen Litteratur, aber des Deutschen wenig kundig nach Berlin gekommen. Dort lernte er die Anfangsgründe deutschen Wissens bei Dr. Aaron Gumperz, einem gebildeten Arzt, der ihm zeitlebens treu verbunden blieb und seiner Braut später dieselben Dienste leistete, die er ihm erwiesen. Eine ebenso große Epoche als die Hingabe an deutsche Sprache und Wissenschaft bildete für Mendelssohn die Bekanntschaft mit Lessing. In ihm erlangte er einen Freund, einen Mahner zum schriftstellerischen Wirken, eine Stütze seines Selbstbewußtseins. Denn es gehörte viel dazu, den schüchternen, schwächlichen Jüngling zu bewegen, mit seiner Arbeit hervorzutreten. Welch' ungeheurer Schritt von dem armen Knaben, der nur im Verborgenen, aus Furcht vor Bestrafung, deutsche Bücher las, und dem Manne, dessen edelgehaltene, weisheitsvolle Schriften bei den Deutschen, die er nun als sein Volk betrachten konnte, allgemeine Theilnahme und Bewunderung erregten, und dessen gesammtes Wirken bei seinen Glaubensgenossen eine ungeahnte, nachhaltige Umwälzung hervorrief.

Mendelssohn war Philosoph, Aesthetiker, Uebersetzer. Nur in der letztgenannten Thätigkeit hinterließ er ein klassisches Werk: die Uebersetzung der fünf Bücher Mosis und einiger anderen Theile der Bibel, ein Werk, das zwar an Naivetät und schlichter Hoheit mit der lutherischen Uebertragung nicht zu vergleichen,

---

Lpz. 1862. 2. Aufl. 1888; Ritter, Berlin 1865; schöne Abschnitte in Hettner's Litgesch.; Zeller's Gesch. d. dtschn. Phil. Vgl. A. Geiger, Nachgel. Schriften 2, S. 222fg. Briefe und vieles Einzelne (Aufsätze von J. Auerbach und Muncker) in Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl., Bd. I ff. — A. D. B. 2, 317—324. — Ich konnte zur Charakteristik ungedruckte Briefe M.'s an seine Braut und Frau benutzen, aus denen auch in den früheren und späteren Kapiteln einzelne Stellen angeführt sind. Die jüdisch-deutsch geschriebenen Originale der Briefe befinden sich im Besitz der Mendelssohn'schen Familie. — Ueber das beabsichtigte Denkmal vgl. Z. f. Gesch. d. J. IV, 256. — Zu beachten die Notiz König V, 1. 442. M. und die Berliner Akademie vgl. unten 16. Kap.

durch Wirkung auf die Glaubensgenossen aber ihr ebenbürtig und durch die Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks, durch treue Wiedergabe des Urtextes ihr überlegen ist. Als Aesthetiker trat er sowohl in Kritiken als in theoretischen Aufsätzen und Schriften auf. Mit feinem Geschmack wußte er die Dichtungen vergangener Zeiten zu analysiren und die damals geschriebenen kritisch zu würdigen, wurde Lessing's, ja noch Schiller's Vorarbeiter und vertheidigte mit den Besten seiner Zeit die Anschauung, daß die Kunst die ideale Vollendung der Natur, nicht die Natur selbst darzustellen habe. Als Philosoph war er unselbständig: er kam über Leibniz-Wolff'sche Ideen nicht hinaus und entwickelte keine schöpferischen Gedanken. Nur darin überragte er die Genannten, daß er ihre Gedanken in lichtvoller Klarheit und anmuthiger Einfachheit wiedergab, so daß er auch denen verständlich wurde, die bisher durch die Schulausdrücke abgeschreckt waren, sich mit philosophischen Dingen zu beschäftigen. Er suchte in den „Morgenstunden" das Dasein Gottes zu erweisen, mahnte in „Jerusalem" zur Toleranz und warnte vor jeder kirchlichen und priesterlichen Macht und lehrte in „Phädon" die Unsterblichkeit der Seele. Dies Buch, so unsokratisch der in ihm docirende Sokrates auch sein mochte, zog in weiter, glänzender Siegeslaufbahn durch die ganze Welt, machte den Alten den Abschied vom Leben leicht und stärkte die Jungen im Kampfe ums Dasein. Denn wie Mathisson bezeugte, stand schon unter der Jugend der Glaube an Wiederfinden und Wiedererkennen unerschütterlich fest; „dank sei es dem tagverkündenden Morgenstern Mendelssohn".

Selbst diese Schrift als hochbedeutende Leistung anzuerkennen, wird dem modernen Leser schwer. Will ein solcher, abgestoßen von manchem Unselbständigen und Mißverständlichen in Mendelssohn's Schriften, ihm die gebührende geschichtliche Stellung anweisen, so muß er Mancherlei bedenken. Zunächst, daß Mendelssohn kein unabhängiger Schriftsteller, sondern ein vielbeschäftigter Kaufmann war, der seinem Berufe die zum Studium und zur

Schriftstellerei nöthige Muße abringen mußte. Sodann, daß er zeitlebens mit der deutschen Sprache zu ringen hatte, wie man namentlich aus den vielen Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten seiner vertrauten Briefe erkennt, da er in seiner Jugend diese Sprache als eine fremde angesehen hatte. Aber nicht bloß mit der Sprache führte Mendelssohn einen Kampf, sondern auch mit den Gegenständen, über die er schrieb. Er war ein scheuer, vorsichtiger Mann, der nach langem Ringen erst zu einer Anschauung gelangte und doch nicht den Muth hatte, diese unentwegt festzuhalten. Er war nicht zum Kämpfer geboren. Er scheute vor jeder rücksichtslosen Entschiedenheit zurück, oder, wie Lessing es schonend ausdrückte, er wünschte, „etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken". Der Satz, den er in seiner ersten Schrift aussprach: „es hat vielleicht noch nie ein System gegeben, das aus lauter falschen Grundsätzen bestanden hat", machte ihm eine energische, vor nichts zurückschreckende Bekämpfung des Gegners unmöglich. Auf der einen Seite fürchtete er, durch Bekennen oder selbst durch Dulden extremer Ansichten die Aufklärung zu gefährden, deren glühender Verehrer er war; auf der anderen trug er Bedenken, seine leicht empfindlichen Glaubensgenossen, deren Befreiung aus geistiger, leiblicher und sittlicher Noth sein sehnsüchtiges Verlangen war, in ihren Gefühlen und ihren Vorurtheilen zu verletzen. Darum war er kühnen Neuerern ebenso abgeneigt wie Vertretern des altgläubigen Standpunktes und verdarb es mit beiden. Trat ein energischer Umstürzler zu ihm ein, wie jener von Chamisso so schön geschilderte Abba Gloß Leczeka, und forderte von ihm mit heiligem Zorn, des Aberglaubens Schleier zu zerreißen, dann empfing er von dem Weisen den Rath, zu schweigen und im Stillen zu forschen, das Korn der Furche der Zeiten anzuvertrauen, damit der Enkel dereinst die goldenen Saaten erblicke.

Mendelssohn war ein weiser und guter Mensch. Aus dürftigen Verhältnissen erhob er sich zu Wohlstand und nutzte sein Vermögen, indem er Anderen spendete. Er war von einer

Wohlthätigkeit und Gastfreiheit ohne Grenzen. Sein Haus wurde nicht leer von Armen, von Freunden, die er speiste und beherbergte. Er hatte eine Frau gefunden, ein armes Mädchen, das er nicht ohne Mühe erwarb, mit der er eine Musterehe führte. Seinen Kindern war er auch ein geistiger Vater; zunächst für sie schrieb er seine bedeutendsten Werke. Aber auch ihretwegen hielt er sich frei von jeder Dienstbarkeit und lehnte glänzende Anerbietungen, die ihm von dem Ephraim'schen Hause gemacht wurden, ab, sobald er sie nicht für verträglich mit seiner Ehre hielt. Niemals beugte er sich unwürdig vor den Vornehmen. In seinem praktischen Streben vermochte er ihrer nicht zu entrathen; trotz aller Hindernisse, die ihm von jenen gemacht wurden, blieb er seinen einmal gefaßten Vorsätzen treu, wann und wo es nur immer möglich war, mit Wort und That, helfend und rathend für die Seinen einzutreten. Mit dieser Consequenz vertrug sich recht gut eine so rührende Bescheidenheit, daß man aus seinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen nie den gefeierten Schriftsteller vermuthete. Und doch war er Vielen Rathgeber und Manchem Beichtvater. Jeder Fremde von Bedeutung suchte ihn auf; Viele, die zuerst aus Neugierde gekommen waren, erschienen wieder in Herzensnoth; „nie ist vielleicht einer ungebessert von ihm gegangen", sagte K. Ph. Moritz, einer von denen, die selbst die Kraft seines milden Zuspruchs erfahren hatten.

Er blieb weise und milde trotz aller Kränkungen. Er, der für die Befreiung seiner Glaubensbrüder so Vieles that, lebte als ein gewöhnlicher Schutzjude wie seine Genossen und seufzte darob nicht. Er ward in die Akademie gewählt, aber nicht bestätigt und fand doch kein bitteres Wort.*) Von Lavater ge-

*) Vgl. Kayserling, Mendelssohn, 2. Aufl., S. 226 ff., mit den bei K. üblichen Uebertreibungen. — Bei der Gelegenheit mag die Bemerkung gestattet sein, daß der häufig angeführte Brief des Marquis d'Argens an Friedrich, in welchem der schlechte Katholik dem schlechten Protestanten den schlechten Juden empfiehlt, schwerlich mehr als eine geistreiche Er-

reizt, von Anderen heftig befehdet, blieb er maßvoll in seinen Antworten; nur als man seinem lieben Lessing an die Ehre griff, brauste er auf. Die größte Kränkung, die ihm widerfuhr, brauchte er glücklicherweise nicht mit anzusehen. Man wollte ihm und einigen Mitstrebenden eine Bildsäule errichten, aber die Sammlungen hatten keinen rechten Erfolg; als man später der ganzen fridericianischen Epoche ein Denkmal erbaute, ließ man den Juden fort.

Doch wurden ihm Ehren genug zu Theil. Der Titel juif de Berlin, früher ein Schimpf-, wurde ihm ein Ehrenname. Bei seiner Beerdigung blieben die Läden der Juden in den Straßen geschlossen, durch die der Leichenzug seinen Weg nahm. Wenige Monate nachher fand eine öffentliche Trauerfeier statt, bei der Christen und Juden als Mitwirkende und Zuhörer anwesend waren. Während kühler Denkende meinten, dem Dahingegangenen würden zu viele Ehren erwiesen, konnten die Jünger den Verlust des Meisters nicht verschmerzen. Solche Stimmung läßt das Wort eines der Getreuesten, David Friedländer's, erkennen, der noch nach Jahrzehnten in sein Tagebuch schrieb: „Es ist ein herrliches Gefühl, einem Weisen nahe gewesen zu sein, wahre Seelenwonne der Erinnerung, daß der Edle meine kindliche Anhänglichkeit würdigte und mich väterlich liebte“.

---

findung ist. Daß M. ein sehr gläubiger, also guter Jude war, wußte der Briefschreiber so gut wie der Empfänger. Uebrigens kann jene Verwendung nicht 1763, wie man gewöhnlich angibt, erfolgt sein; M. erhielt sein „Niederlassungsrecht“, wie er an seine Braut schrieb, am 25. März 1762. In einem Briefe vom 7. Juli 1761 schrieb er der Genannten, die Sache ginge langsam, er müsse warten, bis der König in die Winterquartiere gehe, und müsse dann beim Cabinet darum anhalten. Dann folgt die Stelle: „Ohne mich bei N. Veitel (V. Ephraim) deswegen zu submittiren, hoffe ich zum Endzweck zu gelangen, wenn er mir nicht hinderlich ist“. Man sieht daraus, daß ganz andere Mächte für diese Dinge wirksam waren, als ein dem König nahestehender Hofmann. So breit also die Erzählung Nicolai's auch ist (Anecdoten über Fr. II. 1. H. 1788. S. 63—68) und so authentisch sie sich ausgibt, so kann sie nicht wahr sein.

Gewiß war es keine Phrase, wenn M. Herz in der Schilderung von Mendelssohn's letzten Lebensstunden, bei denen er als Arzt zugegen war, den Ausspruch that: „Ich umfaßte gleich im ersten Augenblick des Schreckens seinen Kopf und blieb so — Gott weiß wie lange — versteinert stehen. Da neben ihm hinzusinken und mit ihm zu entschlafen, das war der heißeste Wunsch, den ich je gehabt und je haben werde.“

Dreizehntes Kapitel.

Zeitungen und Zeitschriften.

Unter der neuen Regierung begann für die Zeitungen kein neues Leben. Zwar trat bald nach Friedrichs Thronbesteigung neben die seit 1722 bestehende „Berlinische Privilegirte Zeitung" — nur einige Jahre hieß sie „Staats- und gelehrte Zeitung" — bekannter unter dem Namen der „Vossischen", nach dem Buchhändler Ch. Voß, der 1751 das Privilegium seines Schwiegervaters Rüdiger bekam, eine zweite, von der Haude'schen Buchhandlung herausgegebene, „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", meist Spener'sche genannt, nach Haude's Schwager C. Spener, der 1748 das Zeitungsprivileg erhielt; aber diese zweite Zeitung, die über 130 Jahre bestand, war damals nur eine Copie der ersten. Die Verheißung des Königs, daß die Zeitungsschreiber „unbeschränkte Freiheit" genießen und über Berlin Alles, was sie wollten, ohne Censur schreiben sollten, weil „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten" ging nicht in Erfüllung. Die Zeitungen wurden genirt und blieben uninteressant.

Daher sind sie nur in sehr geringem Maße eine Quelle für das Berliner geistige und öffentliche Leben. Nach wie vor erschienen beide Blättchen dreimal die Woche — in klein Quart, statt früher in Octav — auf elendem Papier, mit schlechtem Druck. Amtliche Nachrichten und Annoncen — unter denen aber Familienanzeigen damals noch völlig fehlen — nahmen

bisweilen die Hälfte der jedesmal erscheinenden 8 Seiten ein. Litterarische Notizen begannen einen Theil der Zeitungen auszumachen; Bedeutung erlangten sie jedoch nur in den Tagen, da Lessing für die Vossische Zeitung schrieb. Kunstberichte und Theaterkritiken wurden erst am Ende dieses Zeitraums als unentbehrliche Abschnitte der Zeitungen erkannt. Drei Dinge, welche der heutige Leser je nach seiner Liebhaberei und seinem geistigen Bedürfniß in der Zeitung zu suchen pflegt, Leitartikel, Feuilleton, Localnachrichten, kennen die damaligen Zeitungen überhaupt nicht. Das Locale war wesentlich durch eine ziemlich gewissenhafte Hofchronik, durch die Erwähnung von Todesfällen berühmter Personen, und durch die Schilderung ganz außergewöhnlicher Begebenheiten vertreten (vgl. oben S. 301). Während aber von aller Welt her Seltsamkeiten, Unglücksfälle, Wetterberichte mitgetheilt wurden, blieb das Berlinische in einer für uns unerklärlichen Scheu unbeachtet. Es ist ein ziemlich vereinzelter Fall, daß berichtet wird, eine 90jährige Tischlerwittwe, die 9 Kinder und 37 Enkel habe, stehe in der Schloßkirche als Pathin bei ihrem Urenkel. Und charakteristisch ist, daß es, während im Jahrgang 1755 über die Kälte in Paris, Breslau genaue Berichte, mit Anzeige der Kältegrade, gegeben werden, über Berlin kurz heißt: „Bei dem letzten starken Frost sind in hiesigen Gegenden auf dem Felde verschiedene Menschen und Pferde umgekommen.“ Da litterarische Vornehmheit nicht der Grund sein kann, der den Zeitungschreibern das Eingehen auf solche Dinge verbot — denn von auswärts berichteten sie ja derartiges mit Vorliebe — so möchte man die Ursache in der Kleinheit der Stadt suchen, welche die Berichterstatter veranlaßte, das allgemeine Tagesgespräch von der Zeitung auszuschließen. Von irgend einem politischen Standpunct ist, bei dem gänzlichen Mangel politischen Lebens, keine Rede. Verherrlichung des Königs und Tadel seiner Feinde — mit diesen Worten läßt sich etwa das politische Dogma der damaligen Journalisten zusammenfassen.

Trotzdem schien es den Regierenden manchmal, als wenn der patriotische Eifer nicht mächtig genug wäre. In Kriegszeiten besonders wurde unpatriotisches Schreiben und Reden scharf geahndet. Zeugniß dessen ist ein Edict des königlich preußischen Gouvernements vom 30. Juli 1761, das Folgendes besagt: „Es finden sich in Publico müßige Leute, die mit Erdichtung und Debitirung falscher und finistrer Zeitungen sich amüsiren. Jeder wird also wohlmeinend gewarnet, sich dergleichen Erdicht- und Verbreitung wohlbedächtig zu enthalten, indem man von Mund zu Mund den Thäter dadurch herausbringen wird, da ein Jeder seinen Aussager anzugeben wissen muß und an dem dergleichen stehen bleibt, solcher wird ohnnachbleiblich nach Maßgabe seines Standes mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvoigtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gestrafet werden."

Fand sich in einer Berliner Zeitung etwas Falsches oder Unerwünschtes, so folgte alsbald eine entschiedene Berichtigung. So liest man in der „Vossischen Zeitung" 1741, Nr. 1: „Auf Hohen Befehl wird hiemit dem Publico bekannt gemacht, daß der in der hiesigen Französischen Zeitung (vgl. unten S. 408ff.) vom 31. Dec. 1740 gleich Anfangs befindlichen, und falsch übersetzten Pieçe unvorsichtiger Weise der Titul eines Manifests vorgesetzet worden. Das deutsche Patent, so Se. Königl. Maj., Unser allergnädigster Herr, wegen des Ein-Marches Ihrer Truppen in die Schlesie, daselbst publiciren lassen, führet gar nicht den Nahmen eines Manifests, sondern dienet nur dazu, denen Schlesischen Eingesessenen alle etwa geschöpfte ungegründete Furcht und Besorge eines feindlichen Einfalles zu benehmen. Man hat dannenhero auch nicht entübriget seyn können, erst angezogene sehr übel gerathene und der Gazette sonder Befehl und Erlaubniß aus blossem Versehen einverleibte Pieçe und Übersetzung hiedurch gänzlich zu revociren und zu wiederrufen."

Auch sonst griff Friedrich, der dem eben mitgetheilten Entrefilet gewiß nicht fern stand, häufig genug zur Feder, um

seine Meinung den Zeitungen kundzuthun. Man weiß z. B. daß er 1743 seinen davongelaufenen Balletmeister Potier in einem Zeitungsartikel höhnte; 1767 die erdichtete Nachricht von einem Hagelwetter zu Potsdam schrieb, um das Publicum vom Kriegsgerede abzulenken und 1768 für den Roggenkaffee gegen den Kolonialkaffee plaidirte.*) Freilich benutzte er für solche journalistischen Kampfspiele mehr auswärtige als Berliner Zeitungen, weil es ihm mehr darauf ankam, die Meinung der Außenstehenden zu beeinflussen, als die ihm ohnehin günstigen Berliner Stimmen noch zu verstärken. Doch ist erwiesen, daß der König während der beiden ersten schlesischen Kriege die für die „Spenersche Zeitung" bestimmten „Briefe eines Augenzeugen" schrieb, in denen er naturgemäß von sich immer in der dritten Person sprach. Auch während des siebenjährigen Krieges verfaßte er vielfache Relationen, die selbst in seiner „Politischen Correspondenz" durch den Vermerk „eigenhändig" als seine selbständigen Arbeiten, durch die Aufforderung, „die Relation drucken zu lassen", als zur Veröffentlichung bestimmt, gekennzeichnet werden und die damals in Berliner Zeitungen Aufnahme fanden. Ein besonderes charakteristisches Beispiel für diese journalistische Thätigkeit**) mag hier angeführt werden. In einem Briefe des Geheimen Cabinetssecretärs Eichel an den Minister Finckenstein heißt es einmal: „Auf Höchstderselben des Königs Befehl soll ich auch Euer Excellenz den Schluß des Journals von der heurigen Campagne zusenden, damit Sie dasselbe den auswärtigen Herren Ministern communiciren, als auch sonsten durch den Druck weiter bekannt machen lassen, auch dem bewußten cyprianischen Kaufmann [wahrscheinlich einem Agenten für Konstantinopel] ein oder zwei Exemplare mit sicherer Gelegenheit zukommen zu lassen." In der That erschien vier Tage später die Relation in der „Spener'schen Zeitung"

*) Preuß, Friedrich d. Gr. als Schriftsteller 1837, S. 165 fg.

**) Politische Correspondenz Friedrich des Großen. Bd. XVII, Nro. 10577.

mit der Spitzmarke „Dresden", sei es nun, was freilich unwahrscheinlich ist, daß die Redaction den Artikel wirklich aus Dresden erhalten hatte, sei es, daß sie ihr Publicum, das vielleicht offiziösen Schriftstücken nicht ganz unbefangen gegenüberstand, auf eine falsche Fährte leiten wollte.*)

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser halbofficiellen Mitarbeiterschaft, aus Unkenntniß darüber, wie sie sich zu den Ereignissen zu stellen hatten, hinkten die Zeitungen den Ereignissen sehr nach. Ein sehr merkwürdiges Zeugniß dafür bietet folgende Notiz aus einem Briefe Ramler's an Gleim (12. Aug. 1757): „5000 Cosacken sind von unsern gelben und schwarzen Husaren in Preußen niedergesäbelt und zum Theil in den Fluß gejagt worden. Wir haben es in unserer Zeitung nicht ausposaunt. Nunmehr aber hat man die Erlaubniß von unserm Könige erhalten, die Nachrichten aus Preußen, die ungezweifelt wahr sind, dem Zeitungsschreiber zu übergeben."

Wie groß, trotz des wenig bedeutsamen Inhalts, das Interesse des Publicums für die Zeitungen war, geht aus dem Bericht (1783, Berlinische Monatsschr. III, 51) hervor, daß eine Frau auf einer Brücke für einen Dreier dem neugierigen Publicum die Zeitungen vorlas.

Eine Reform des Berliner Zeitungswesens versuchte K. Ph. Moritz**), wohl der unpractischste Mensch für ein derartig practisches Beginnen. Zunächst deutete er den Plan einer Volkszeitung an in der kleinen Schrift: „Ideal einer vollkommenen Zeitung" 1784. Als Aufgabe und Inhalt einer solchen betrachtete er folgende Artikel: „Edle Beispiele, Künste, Theater,

*) Vgl. im Allgemeinen: J. G. Droysen, Die Zeitungen im ersten Jahrzehnt Friedrich d. Gr. in Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1876, S. 1–38; ferner Grünhagen, Berliner Nachrichten aus dem Beginn der schlesischen Kriege, das. S. 369–389. Einzelne Notizen bei Koser, preußische Staatsschriften, I, Berlin 1877, S. XXXII, XLIV, 69.

**) Ueber Moritz vgl. unten Kap. 16. Für das Folgende A. D. B. XXII, 313.

Kenntnisse, die zum Umlauf reif sind, Erziehung, Predigtwesen, nützliche Erfindungen, Handhabung der Gerechtigkeit, Geschichten von Verbrechern, menschliches Elend im Verborgenen, Volksvorurtheile, religiöse Schwärmerei, anerkanntes Verdienst." Die Ausführung eines solchen Planes überstieg die Kräfte eines Einzelnen; Moritz mußte daher die Idee aufgeben und war froh, in die „Vossische Zeitung" eintreten zu können, um einen Theil seiner Ansichten zu verwirklichen. Er machte auch wirklich Veränderungen im politischen und litterarischen Theile der Zeitung, indem er jenen verkürzte, diesen erweiterte, hatte aber statt des gewünschten Erfolges einen derartigen Mißerfolg, daß er von seinen Versuchen abstehen und die Zeitung in dem Zustande belassen mußte, in dem sie sich seit einigen Jahrzehnten befunden hatte.

Die Vossische und Spener'sche Zeitung blieben die einzigen deutschen politischen Zeitungen, welche in Berlin zur Zeit Friedrich's des Großen veröffentlicht wurden. An Anstrengungen, ein Concurrenzunternehmen zu schaffen, fehlte es nicht. Eine derselben mag hier etwas ausführlicher dargelegt werden.*)

Joh. Jul. Hecker, der berühmte Gründer der Berliner Realschule, war wohl einer der Wenigen, welche Friedrichs Achtung und Vertrauen in ähnlicher Weise bewahrten, wie sie das des Vorfahren besessen hatten. Persönlichen Nutzen suchte der hochverdiente Mann aus dieser Stellung nicht zu ziehen, wohl aber strebte er danach, das königliche Vertrauen seiner Anstalt dienstbar zu machen. Zu diesem Zwecke erbat und erlangte er für die Realschule ein Buchhändlerprivilegium (8. Aug. und 29. Oct. 1749) trotz des Protestes der übrigen Buchhändler, welche die bestehenden acht deutschen und fünf französischen Buchhandlungen für völlig genügend erklärten. Kraft dieses Privilegs

---

*) Das Folgende nach den Akten des St. A. Tit. CXV sect. o. 9 Buchhändler Nr. 4 b. — Ueber Hecker vgl. unten; ferner A. D. B. XI, 208–211, die gleich zu nennende Zeitschrift ist in einem Exemplar der G. L. St. benutzt.

ließ er eine Anzahl seiner eignen Schriften, Lehr- und Unterhaltungsbücher seiner Genossen in seiner Verlagsbuchhandlung erscheinen. Aber er plante Größeres. Kaum ein Jahr nach Erlangung des Buchhandelprivilegs erbat und erhielt Hecker die Erlaubniß (15. Dez. 1750) zum Besten der Realschule wöchentlich ein Zeitungsblatt herauszugeben. Es ist die „Wöchentliche Relation der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften" *) eine Zeitschrift, von welcher 4 Bände, die erste Nummer also erst ein Jahr nach Ertheilung des Privilegiums, 1752—1755, erschienen. Seltsamerweise war vergessen worden der Zeitung einen Censor zu bestellen. Um etwaigen Denunciationen zu begegnen, erbat Hecker (4. Jan. 1752) bei der Ausgabe der ersten Nummer einen Censor, erhielt denselben wohl auch ernannt, ohne daß die Acten über Person und Thätigkeit des Autors nähere Auskunft geben.

Die Zeitschrift selbst ähnelte den charakterisirten Berliner Zeitungen dadurch, daß sie dreimal wöchentlich erschien und politische Nachrichten wie jene nur referirend, ohne jede Beurtheilung, ferner vermischte Nachrichten mancher Art brachte. Sie unterschied sich jedoch von jenen, abgesehen von dem noch kleinern, ziemlich unbedeutenden Octavformat, durch das fast gänzliche Fehlen der Inserate, durch die unregelmäßige mangelhafte Mittheilung der officiellen Nachrichten, durch das Zurücktreten des politischen hinter den wissenschaftlichen Theil. Im wissenschaftlichen Theil wiegt die Aufklärungstendenz vor. Der Autor braucht einmal, bei Erwähnung der Kunst des Goldmachens, das glückliche Wort: „Diese Kunst scheint eine Wissenschaft zu sein, welche alle einlädt, aber niemand zuläßt, eine

*) Berlinische privilegirte wöchentliche Relationen der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften, welche so wol mit dienlichen Anmerkungen als auch kurzen Abhandlungen versehen. Vierte Sammlung, vom Jahr 1755. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 1756. (Der Jahrgang 1756 hat 154 Stücke)

Galanterie des Unglücks, deren Anfang ist: Begehren, das Mittel: Lügen und das Ende: Betteln oder Hängen.“ Die ertheilte Belehrung erstreckt sich auf verschiedene Gebiete: auf das populärjuristische, litterarische, zumeist aber auf das naturwissenschaftliche. Von fremden Ländern wird berichtet, der Ursprung neuer Länder aus Wasser gelehrt; auch dargethan, daß das copernikanische System der Bibel nicht widerstreite. Gern wird mit dem Naturwissenschaftlichen das Oekonomische verbunden, z. B. gezeigt, wie fremdländische Producte benutzt werden können. Am lehrreichsten ist wohl in dieser Beziehung eine längere Abhandlung über die Kartoffel. Ihr Nutzen und Gebrauch wird ausführlich dargethan, theilweise nach einem Buche von J. E. Hoppe (Wolfenbüttel 1747); die Frucht als billig, nahrhaft, leicht in der Zubereitung, empfohlen. Ein Satz wie der folgende: „Ich könnte Exempel anführen, daß Leute zu etlichen Wochen ohne Brod zu haben allein von Erdäpfeln gelebt und sich frisch und gesund dabei befunden haben,“ beweist, daß die Kartoffeln noch nicht entfernt allgemein verbreitet waren. Dasselbe zeigt auch der Abschnitt über das Kochen der Kartoffeln. Dieser, als culturgeschichtlich besonders interessant, mag hier wörtlich folgen: „Einige kochen und schälen sie und machen sie denn mit ein wenig geröstetem Zwibacke und Eßig sauer. An Rind- und Schöpsenfleisch gekocht lassen sich selbige auch gut essen. Wenn man sie aber schälet und in Stückgen schneidet, und alsdenn unter das Schwarzsauer oder Gänseschwarz thut, so schmeckt es nicht übel. Man kann sie auch unter Milch und Eyer thun, etwas Semmelgrume hinein reiben und solches zusammen in einer Pfanne an Tauben, Schwein, oder ander Fleisch braten lassen. Kocht man dieselben im Wasser mit etwas Salz ab, läßt sie sodenn kalt werden, schneidet sie in Scheiblein und gießet Eßig und Baumöl darüber, so geben sie einen guten Salat ab. Eyerkuchen kann daraus bereitet, wenn man dieselben an statt der Semmel darunter nimmt. Kleine Klöße so delicat sind, können daraus

zubereitet werden. Man nimmt halb Champinions, frische oder trockene, hacket selbige ganz klar, vermengt solche mit geriebenen Erdäpfeln, thut etwas Gewürz und Eyer hinan, und machet Klösgen daraus. Will man aber große Klösse daraus verfertigen, so muß man dazu etwas Weitzenmehl nehmen, damit sie zusammen halten, auch etwas Speck. Stecket man die Erdäpfel in Gänse, und läßt sie mit braten, so schmecken sie wie Kastanien. Erdäpfel in Casterol gebraten, nebst etwas Charlotten, ist ein gut Gerichte. Einige füllen auch Tauben, Kälbermagen, Weißkraut und Kohlrabi damit. Erdäpfel unter den Braunkohl mit gethan, an statt der Kastanien, schmecket gut. Torten lassen sich ungemein schön daraus backen. Man nimmt 10 Eyer, sondert davon 4 bis 6 Dotter ab, und reibet damit die Erdäpfel in einem Asche oder Stein klar; das Eyweiß aber wird erstlich aparte von obigen Eyern zu Schaum geschlagen, die übrigen Dotter denn dazu gethan, 1/4 Pfund gestoßenen Zucker dazu gethan, und alsdenn die Masse von Erdäpfeln, nebst etwas Gewürz darunter gerühret, und in Formen gebacken, welches wie Mandeltorten schmecket."

Ein Jahrzehnt etwa nach dem Eingehen der ersten Zeitung oder richtiger Zeitschrift, gedachte Hecker von seinem Zeitungsprivileg ferneren nun aber entschiedenern Gebrauch zu machen. Er benachrichtigte das General-Directorium (7. Mai 1767), daß er Willens sei, im Verein mit der Königlichen Lotterie-Direction ein wöchentlich dreimal, Montag, Mittwoch, Freitag, also an den Tagen, an welchen die beiden Berliner Zeitungen, die Vossische und Spener'sche, nicht ausgegeben wurden, erscheinendes Blatt, unter dem Titel „Berlinischer Merkur", zu veröffentlichen und bat, der Realschul-Zeitungs-Expedition die Beförderungen und übrigen amtlichen Nachrichten schleunigst übermitteln zu lassen. Diese Gesuche lehnte aber das General-directorium ab (13. Mai). Beförderungen rc. dürfte die Zeitung nicht bringen, da solche in der 1750 eingereichten Probenummer nicht gestanden hätten; eine dreimal erscheinende Zeitung würde

außerdem den wohlerworbenen Rechten der beiden Berliner Zeitungen entgegentreten. Dieser Bescheid wurde auch den Expeditionen der Vossischen und Spener'schen Zeitung mitgetheilt, als diese (2. Juni 1767) gegen den ihnen bekannt gewordenen Plan lebhaft protestirten. Hecker beruhigte sich jedoch nicht bei dem ihm ertheilten Bescheide, sondern erwirkte eine königliche Cabinetsordre (15. Dez. 1767), daß er das Wochenblatt „nach dem Einhalt gedachten Privilegiums" (vom Jahre 1750), dessen er sich während des Krieges nicht bedient, wieder herausgeben dürfe. Freilich hatte er mehr begehrt. Er hatte ein dreimaliges Erscheinen beantragt und das Gesuch um Uebermittelung der amtlichen Nachrichten wiederholt; da keines von beiden in dem Bescheide erwähnt war, so richtete er an den König eine „allerunterthänigste Anfrage, ob das Wochenblatt sowie vorher geschehen, in drei unterschiedenen Tagen dürfe ediret werden". Der König war bereit, die Anfrage zu bejahen, sobald durch eine solche Bewilligung den übrigen Zeitungen kein Abbruch geschehe (C. O. 19. Dec. 1767); da aber ein solcher Abbruch wirklich angenommen wurde, mit Berufung auf den erwähnten und einen am 23. December wiederholten Protest der beiden Berliner Zeitungen, so wurde Hecker's Gesuch vom General-Directorium verworfen (23. Dec. 1767).

Trotzdem erhielt — wahrscheinlich auf ein nicht bei den Acten befindliches Immediatgesuch — die Buchhandlung vom Departement des Auswärtigen (Finckenstein, Herzberg) die Erneuerung ihres Privilegiums (29. Dec. 1767)*), eine Zeitung herauszugeben, mit der Bestimmung, die Zeitung am Tage vor ihrer Ausgabe bis Nachmittags 4 Uhr den Censoren, den Räthen v. Marconnay und Beausobre, zuzustellen. Von dieser Erlaubniß, eine neue politische Zeitung herauszugeben, wurde aber kein Gebrauch gemacht, theils weil die durch die königliche Cabinets-Ordre gebotene Einschränkung der Lotterie-Direction nicht zu-

*) Auch diese Erneuerung findet sich nur in Abschrift bei der späteren Eingabe des Buchhändlers Felisch, s. unten.

sagte, theils weil es der Realschule selbst an den nöthigen Fonds fehlte.

Ein neuer Versuch, das Privilegium nutzbar zu machen, erfolgte Ende 1784. Die Realschulbuchhandlung beabsichtigte damals ihr Privilegium, das sie, ihrer Auffassung nach, berechtigte, eine politische Zeitung herauszugeben, gegen eine bestimmte jährliche Zahlung an den Buchhändler J. F. Unger, abzutreten. Dieser hatte sich mit seinem Gesuche, eine täglich erscheinende Zeitung herauszugeben, direct an den König (6. Nov.), dem er eine jährliche Abgabe von 120 Thalern an die Invalidenkasse in Aussicht stellte, gewandt. Das auswärtige Departement, die damalige Censurbehörde, an die sich Unger schon früher (13. Sept.) gewendet hatte und die auch die Immediateingabe zur Beantwortung erhielt, beschied den Petenten, mit Rücksicht auf die vorhandenen Zeitungsprivilegien durchaus abschlägig und fügte (10. Nov. 1784) dieser Abweisung Folgendes hinzu: „Hiernächst auch, wenn mehrere Zeitungs-Privilegien ertheilt werden sollten, die Realschule schon eines derselben hat und dieselbe sowohl als auch andere Buchhändler sich zu einer täglichen Zeitung gleichfalls gemeldet haben, welches also ins unendliche gehen würde; anderntheils auch gar kein Nutzen für das Publicum, wohl aber offenbahrer Schaden für dasselbe abzusehen ist, da alsdann die Kosten der öffentlichen Publicandorum, welche bishero schon in den beyden privilegirten Zeitungen und den Intelligenzien inseriret werden müssen und dem Publico schon genug zur Last fallen, durch eine dritte Zeitung anstatt dreifältig vierfältig gemacht werden würden; endlich auch wenn seine Zeitung täglich und von den andern beiden Zeitungs Schreibern, welche doch ein gleiches Recht hätten, gleichfalls eine täglich gedruckt werden solte, folglich alle Woche 18 halbe Zeitungsbogen gedruckt würden, solches eine neue und unerträgliche Last für den Censorem und in der That für das Cabinets-Ministerium selbst, welche dazu gar nicht verbunden sind, verursachen würde, ohne einigen Vortheil für das Publicum,

welches aus den schon subsistirenden zwey Zeitungen, die wöchentlich dreymal publiciret werden, alles genugsam und zeitig genug ersehen kann."

Erst in Folge dieser Abweisung verband sich Unger mit der Realschulbuchhandlung und suchte bei dem General-Directorium um Uebertragung des Privilegs der letzteren auf sich nach (22. Nov.). Eine solche Cession wurde aber von dem durch das Directorium befragten Justizdepartement schon aus dem Grunde für unthunlich erklärt, weil damit der eigentliche Endzweck des Privilegs, die specielle Einwirkung auf die die Realschule besuchende Jugend, verfehlt würde; Unger's Gesuch wurde demgemäß einfach abgewiesen (12. Jan. 1785). Damit ist die Geschichte der beabsichtigten Zeitungsgründung im Zeitalter Friedrich's des Großen zu Ende. Da sie aber unter der folgenden Regierung nur ein verhältnißmäßig kurzes Nachspiel hatte, so mag dieses gleich hier erwähnt werden.

Das Realschulprivileg wurde etwa ein Jahrzehnt später von dem Buchhändler Ernst Felisch käuflich erworben. Dieser, gewitzigt durch die früheren Petenten bereiteten Schwierigkeiten, glaubte rascher zum Ziele zu kommen, wenn er (29. Dec. 1795) das auswärtige Departement einfach von seinem Kaufe unterrichtete und für seine Zeitung, die bereits Anfangs 1796 ausgegeben werden sollte, um neue Censoren bat, da die im Jahre 1767 bestellten gestorben seien. Aber er hatte mit seinem Ueberrumpelungsversuche ebensowenig Glück, wie seine Vorgänger mit ihrem ordnungsmäßigen Vorgehen. Die Herausgabe der Zeitung wurde ihm unter Androhung der im Censuredict vom 19. December 1788 festgesetzten Strafen untersagt und ihm für seine Art des Vorgehens ein ernster Verweis ertheilt. Nun mischte sich das Obercuratorium der Realschule in die Sache und verlangte, bei dem Rechte der Schule — das eben nur dem Buchhändler Felisch gleichsam als Factor und Unternehmer abgetreten sei — ein wöchentlich einmal erscheinendes Zeitungsblatt herauszugeben, geschützt zu werden. Das General-Directorium wollte auch dies

nicht zugeben, sondern war geneigt, diesen neuen, ähnlich wie den Unger'schen Versuch aus dem Jahre 1784, abschlägig zu bescheiden, stimmte aber später dem Gutachten des auswärtigen Departements zu, die Erlaubniß zur Herausgabe eines Wochenblattes, das die Bestimmungen, sonderlich die Beschränkungen des Privilegs von 1750, genau zu beobachten hätte, zu ertheilen (7. Juni 1796); der Rath Renfner wurde als Censor bestellt.

Trotz aller dieser Beschränkungen begann die Zeitung unter dem Titel: „Neue Berlinische Zeitung von den merkwürdigsten Sachen aus dem Gebiete der Staaten" u. s. w. zu erscheinen. Bereits am 18. August bat Felisch jedoch um das Recht, die Zeitungen dreimal wöchentlich erscheinen lassen und Anzeigen aller Art aufnehmen zu dürfen, erhielt indessen einfach die Antwort (24. Aug.), daß er ohne Auftrag des Curatoriums der Realschule gar nicht legitimirt sei, derartige Anträge zu stellen, daß ferner die Art, wie jenes Privileg ausgeübt werden solle, durch das gesammte Staatsministerium bestimmt sei und ohne Aenderung bleiben müsse.

Von den weiteren Schicksalen der „Neuen Berlinischen Zeitung" ist mir nichts bekannt.

Nicht viel besser als den deutschen Berliner Zeitungen ging es einer französischen, obgleich diese unter weit günstigeren Auspicien ins Leben trat. Formey nämlich (vgl. oben S. 360 ff.) erzählt in seinen Souvenirs d'un citoyen (Berlin 1789, I, 107): der König habe zwei Tage nach seiner Thronbesteigung seinen Freund Jordan zu ihm geschickt und ihm den Auftrag gegeben, sofort eine politische und litterarische Zeitschrift herauszugeben; er, der König, werde ihm die Materialien dazu liefern.

Formey kam, da er schon manche journalistische Unternehmungen ohne sonderlichen Erfolg begonnen hatte, dem Auftrage nicht mit allzu großer Freude nach. Er ließ die erste Nummer seines Blattes, dem er den Titel gab: „Journal de Berlin. Nouvelles politiques et litteraires", am 2. Juli erscheinen und schickte ihr ein avertissement voraus, in welchem

die Beziehung zum Könige deutlich genug ausgesprochen war: „Cependant des ordres à jamais sacrés pour moi me remettent la plume à la main: heureux, si en m'y conformant, je puis attirer, et sur l'Ouvrage et sur l'Auteur, quelques regards et quelques influences d'un astre, qui dès son lever, brille de l'éclat le plus vif“.

Die äußere Gestalt des Journals kommt uns heute recht dürftig vor. Jede Woche erschienen zwei ziemlich weit, in je zwei Columnen gedruckte Quartblätter auf mäßig gutem Papier. Die Hälfte der ersten Seite wurde durch den Titel, ein Theil der letzten (vierten) Seite durch Anzeigen des Verlegers Ambrosius Haude über seine Verlagswerke und die sonst bei ihm verkäuflichen Bücher eingenommen; für den Text blieb also nicht sehr viel Raum übrig.

Dieser Text nun ist kein sonderlich reicher und vielseitiger. Er enthält politische und litterarische Mittheilungen. Gelegentlich kommen auch ein paar Reclamen und vermischte Anzeigen vor: einmal erbietet sich Einer, Mathematik zu lehren, ein anderes Mal fordert Jemand Liebhaber auf, seine kunstvollen Schränke anzusehen. In den litterarischen Mittheilungen ist Deutsches sehr stiefmütterlich bedacht; bei der Besprechung einer Schrift — einer Biographie des Philosophen Leibniz — wird ausdrücklich bemerkt, dieselbe sei deutsch, ein anderes Mal werden Nachrichten von deutschen Universitäten und deutschen Gelehrten gegeben. Nur einmal tritt, wenn man so sagen darf, der deutsche Standpunkt des Herausgebers hervor. Er bespricht ein eben erschienenes Buch: „Lettres françaises et allemandes“, theilt eine Stelle mit, in welcher der Autor den Körper der Deutschen rühmt, aber ihnen Geist abspricht und auf Grund des Dictums: Homo longus raro sapiens es für unmöglich erklärt, daß die Deutschen große Dichter hervorbringen können. Eine solche Auffassung billigt der Kritiker nicht. Werke der französischen Litteratur werden dagegen hauptsächlich besprochen. Daneben werden prosaische und poetische Originalbeiträge gegeben. Unter jenen

befindet sich ein Aufsatz „über den gegenwärtigen Zustand der Geographie“, der sich bandwurmartig durch einen halben Jahrgang zieht. Unter diesen sind viele Oden, Eklogen, Madrigale über Krieg und Frieden, über Unsterblichkeit der Seele u. A. m. Poesien berühmter Dichter, z. B. von Voltaire und Gresset, werden nachgedruckt. Gegen andere, z. B. den in manchen Kreisen noch hochgeachteten J. B. Rousseau, findet sich ein satirischer Ausfall (Nr. 23, während in Nr. 44, nach des Dichters Tode, ein sehr lobendes Epigramm abgedruckt wird): als Geschichte seines Lebens, das um die Hälfte zu lange gedauert habe, wird angegeben:

Il fut trente ans digne d'envie
Et trente ans digne de pitié.

Diese angeblich officiöse Zeitung nun empfing in der That Mittheilungen der Regierung und Beiträge des Königs in größerem Maße als die deutschen Zeitungen. Wenn man aber bedenkt, daß am 4. December 1740 der Ausmarsch der preußischen Artillerie aus Berlin erfolgte, so kann man es eben nicht indiscret nennen, daß das Journal de Berlin am 3. December folgende dunkle Andeutung macht: „Il se passe divers mouvements militaires et des préparatifs convenables à la part que Sa Majesté doit prendre naturellement aux conjonctures présentes“. Trotzdem verdarb es die Zeitung mit ihrem königlichen Gönner und Auftraggeber und wurde ihm nach kaum halbjährigem Bestehen durch Uebereifer oder Mißverstehen seiner Absichten unbequem. Denn anders läßt sich kaum das (oben S. 398 erwähnte) rücksichtslose Dementi erklären, das ihr ertheilt wurde. Es hatte die nach der früher mitgetheilten Darlegung selbstverständliche Folge, daß Formey sich von der Herausgabe zurückzog.

Mit Formey's Scheiden (7. Jan. 1741) hörte das Journal nicht auf. Das mir vorliegende — wie es scheint vollständige — Exemplar der Berliner Königlichen Bibliothek hat 46 Nummern,

vom 2. Juli 1740 bis 22. August 1741.*) Aber in Nr. 40 (1. April 1741) kündigte die Verlagshandlung an, daß das Journal mit dem zweiten Vierteljahr zu erscheinen aufhören werde. Statt dessen werde von dem außerhalb Berlins lebenden Herausgeber — sein Name wird nicht genannt — der sich durch manche Werke bekannt gemacht, eine neue reichhaltigere und zuverlässigere Zeitschrift unter dem Titel: Mercure de Berlin, où l'on trouve tout ce que la politique, la littérature, les arts et les talents fournissent de plus nouveau et de plus interessant à l'usage des gens du bon goût veröffentlicht werden. Aber die Nummern folgten nur sehr unregelmäßig: 41 am 8., 42 am 22. April, 43 am 16., 44 am 27. Mai. In letzterer Nummer hieß es am Schluß, von Johanni an würde das Journal regelmäßig erscheinen. Aber auf Nr. 45 vom 24. Juni folgte nur noch zwei Monate später die schon erwähnte Schlußnummer, ohne Entschuldigung der langen Unterbrechung, ohne Namen eines Verlegers, ohne eine Bemerkung über das Weitererscheinen des Blattes. Der Hauptinhalt der letzten Nummer sind Kriegsnachrichten aus Schlesien; den Schluß macht eine Notiz über den Tod des Theologen Joh. Gust. Reinbeck. (Vgl. oben S. 196fg.)

Nach dem Journal de Berlin erschien oder sollte erscheinen (1741) ein von Chevalier de Mouhy herausgegebenes Blatt. 1742 wurde in Berlin ein Spectateur en Allemagne begründet, der die Aufgabe hatte, dem holländischen, preußenfeindlichen, von Jean Rousset edirten Magazin politique auf die Finger zu klopfen. Dieser Zuschauer indessen erfüllte seine Aufgabe nur kurze Zeit. Eine Gazette de Berlin, von dem Buchhändler Schmid, wie es scheint, ohne officielle Unterstützung 1743 herausgegeben, fristete gleichfalls kurz und kümmerlich ihr Dasein.

*) Formey's Nachricht. I, 109, wiederholt bei Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller, S. 168, das Journal habe nur bis zum 8. April 1841 bestanden, ist also falsch. Sonst gibt es über das Journal nur wenige Notizen von Koser, Preuß. Staatsschriften I, S. 69.

Nicht viel langlebiger, aber kräftiger wirkte der Observateur Hollandois (1744), der trotz seines Titels in Berlin erschien und zuerst von Marquis d'Argens, dann von Jos. du Fresne de Francheville herausgegeben wurde. Er verstand es, trotzdem er schwerlich mehr als 29 Nummern hatte, den Gegnern zu imponiren, sie durch seine Verherrlichung Friedrich's zu reizen und zu Widerlegungen zu veranlassen.

Auch ferner fehlte es nicht an Versuchen zu französischen Zeitungen. Ein solcher wurde im Friedensjahr 1763 gemacht unter dem Titel: Gazette française.*) Sie erschien bei Decker und sah, abgesehen von der französischen Sprache, ihren deutschen Schwestern zum Verwechseln ähnlich. Diese Aehnlichkeit bestand in Papier, Format, Umfang, Erscheinungszeiten und Inhaltlosigkeit. Auch die französische Zeitung war ein bloßes politisches Nachrichtenblatt, ohne irgendwelchen selbständigen Standpunkt. Anzeigen enthielt die Gazette noch weniger als die Zeitungen, bisweilen Mittheilungen über Theatervorstellungen und neu erschienene Bücher; der Artikel „von gelehrten Sachen" fiel völlig aus. Dagegen begegnen einige Male größere litterarische Artikel, die nicht alle so thöricht sind, wie „mathematisches Anagramm des erhabenen Namens Friedrich's II."; ziemlich regelmäßig finden sich ausführliche Auszüge der in den Akademiesitzungen gehaltenen Vorträge. Der Hof und was damit zusammenhängt, stand im Vordergrunde des Interesses, daher wurden Hofereignisse, wie der Empfang des türkischen Gesandten oder die Illumination bei der Rückkehr des Königs, mit einer Breite behandelt, die mit dem übrigen Inhalt des Blattes in keinem Verhältniß steht. Sämmtliche 46 Geschenke z. B., die der Gesandte brachte, werden aufgezählt und beschrieben; alle Veranstaltungen zur Illumination: Gemälde, Bauwerke, welche von den größeren Kaufleuten, Gotzkowsky, Schickler u. A., getroffen wurden, werden bis ins kleinste Detail dargestellt. Da-

*) Exemplar in der K. B. Im Ganzen 157 Nummern.

neben finden sich regelmäßig die Berliner Wechselcurse angegeben, häufig in englischen Correspondenzen auch die Curse einzelner Actien. Aus derartigen Zuthaten ebenso wie aus den Akademieberichten erkennt man, daß das Blatt den Interessen der französischen Colonie zu dienen bestimmt war. Unter den Subscribenten, die in der ersten Nummer aufgezählt waren, befanden sich daher hauptsächlich Franzosen.

Eine bedeutsamere Entwickelung als die Zeitungen gewannen die Berliner Zeitschriften. Wenn in jenen grade das fehlte, was dem fridericianischen Zeitalter seine Signatur gab: Kritik und Aufklärung, so war in diesen fast zu viel davon zu spüren. An Stelle der Kritik trat freilich nicht selten kleinliches Nörgeln und rechthaberisches Besserwissenwollen; an Stelle wahrer Aufklärung plattes Rationalisiren.

Die damals erschienenen Zeitschriften zerfallen in vier Hauptklassen: in moralische, critische, gelehrte, belletristische.

Auf die moralischen Wochenschriften, von denen zuerst die Rede sein soll, paßt in gewissem Sinne das grausame Wort Lessing's, das er nach einem Lobe der englischen Wochenschriften gegen die deutschen Fortsetzer brauchte: „Wer aber sind die Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hie und da etwas gelesen haben und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Rente machen müssen."

Die erste Berliner moralische Wochenschrift nach den schüchternen Anfängen von 1708 (vgl. oben S. 141 ff.) und einem nicht viel lebhafteren Versuch aus dem Jahre 1732 „das moralische Fernglas" war der 1741 erschienene „Weltbürger".*)

*) Genaueres über diese beiden Wochenschriften: Geiger, Vorträge und Versuche S. 88 ff.; Einzelnes bietet Fr. Meyer im Bär XI, Nr. 22. Den Anfang einer Darstellung bietet L. H. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit S. 73 ff. — Auf Vollständigkeit muß ich bei diesem weitschichtigen

Er brachte es auf einen vollen Jahrgang. Aeußerlich und innerlich entsprach die neue Zeitschrift den älteren Wochenschriften. Herausgeber und Mitarbeiter wurden nicht genannt. Als Mitarbeiter traten häufig Frauen auf, deren Briefe nebst den durch sie hervorgerufenen Schreiben einen wesentlichen Theil des Inhaltes ausmachten. Dieser Inhalt betraf das häusliche Leben, das Treiben auf der Straße, Ehe- und Familienverhältnisse. Ihr Verfasser, J. Fr. Lamprecht, 1707—1744, seit 1740 in Berlin, der schon in Hamburg Wochenschriften geschrieben hatte und in Berlin die Spener'sche Zeitung leitete, streifte Berliner Verhältnisse und tadelte, bald leicht, bald strenger, Unsitten und Gebrechen. Er wurde nicht müde, den König zu loben und gab einmal eine Schilderung der Personen des königlichen Hofes. Nicht Kriegesruhm und Verwaltungstüchtigkeit galten ihm als des Regenten hervorragendste Eigenschaften, sondern die Toleranz. Sie verherrlichte er einmal in einer Vision. Da erblickte er, der von seinem Schutzgeiste geleitet war, vor dem dicken Nebel des Aberglaubens eine Masse Knieender, die sich selbst verherrlichten, die Gegner schmähten; die Einen hoben Papiere und Todtengerippe empor, für die sie Käufer suchten und bald fanden; Andere waren dem Leben abgewandt, von Reue- und Furchtgedanken gequält; noch Andere zerfleischten sich mit eisernen Peitschen, Alle wurden von den Predigern, wohlgenährten Herren, durch Blick und Wort, in ihren trüben Gedanken und öden Selbstpeinigungen bestärkt. Gegen Morgen trat eine lichte Erscheinung auf, die den Spuk verscheuchte: die Religion, zu ihrer Rechten die Vernunft, zu ihrer Linken die Wahrheit. Sie redete mit starken und doch liebreichen Worten die Menschen an und munterte sie, die Irrenden und Verirrten, auf, das Dunkel zu fliehen, dem Lichte zu folgen, Wahrheit und Vernunft von nun an als einzige Führerinnen zu betrachten.

und wenig bearbeiteten Gebiete durchaus verzichten. Die im Folgenden behandelten Zeitschriften habe ich meist in G. L. St., Einzelnes in der K. B. benutzt.

Das durch Lamprecht gegebene Beispiel lockte. Berlin erhielt eine große Masse von Zeitschriften, von denen mehrere genannt, einzelne, besonders unbeachtete, näher analysirt werden sollen. Die unmittelbare Nachfolgerin des „Weltbürgers", von einem Ungenannten herausgegeben*), zeigt, im Gegensatz zu diesem einen stark ausgeprägten Berlinischen Charakter. Berliner Vorgänge werden besprochen, z. B. eine Schulfeier im Cöllnischen Gymnasium; neben Tagesereignissen, wie dem Tode eines in der Nähe Berlins verstorbenen 112jährigen Mannes und kurzen Betrachtungen über Berliner Maler und Musiker, werden patriotische Beklemmungen und Hoffnungen zum Ausdrucke gebracht: Artikel über die Lehninische Weissagung und lateinische Lobgedichte auf den König. Neuere Berliner Dichter, wie Gleim, auf den diese Bezeichnung wohl zutrifft, kommen zu Wort; ältere Berliner Gelehrte, wie Gundling, werden zu Ehren gebracht; längere Artikel verbreiten sich über Charlottenburgs Geschichte und Feste. Gedichte wechseln mit philosophischen und theologischen Abhandlungen. Satiren gegen bestimmte litterarische Gegner, wie Michaelis, werden abgelöst durch allgemeine litterarische Spöttereien z. B. gegen geistreich gezierte mit Fremdwörtern gespickte Briefe. Aber auch die Aufklärungstendenz tritt hervor. Einmal zeigt sie sich mit gar nicht übler Komik in einer gegen Rector Heyns zu Brandenburg „Versuch einer Betrachtung über die Kometen" gerichteten „Wunderbaren Nachricht von einer Jungfer, so durch die Würckung des im vergangenen Frühjahr erschienenen Kometen ein Kind bekommen". Der Verfasser berichtet, daß eine Jungfrau im März einen Kometen mehrere Nächte sah und ihn zu lieben begann; in der vierten „wird sie plötzlich von einem weißlichen Glanz umgeben; alle Gebeine zitterten und ihr Blut kam in außerordentliche Wallung; Sinn und Verstand schienen zu verschwinden;

*) Berlinische Sammlung nützlicher Wahrheiten. Berlin, D. A. Gohl 1742. (K. B.)

sie empfand eine sonderbare Regung in ihrem Leibe, die sie Niemand recht sagen oder ausdrücken könnte." Bald jedoch redeten die Thatsachen deutlicher als die Worte; schon am 12. Juli — denn dem übernatürlichen Ursprung entsprach auch eine übernatürliche Entwickelung — brachte sie ein Söhnlein zur Welt, das ein glänzendes Gesicht und einen weißen Streifen auf der Brust zeigte. Statt sich aber dieses Wunders zu freuen, sperrten die undankbaren Menschen die jungfräuliche Mutter nebst dem Kinde in ein Kloster.

Neben diesen unbekannten traten auch bekanntere Männer auf den Plan. Eine französische Wochenschrift Abeille du Parnasse (1750) von dem Berliner Buchhändler Stephan de Bourdeaux herausgegeben, scheint in diesen Zusammenhang zu gehören*), da sie kleine Schriften von Fontenelle, Maupertuis, Voltaire zum Abdruck brachte. Sulzer wollte (1751) eine moralische Wochenschrift „Der Mägdefreund" herausgeben. Wirklich erschienen (1749 bei Haude) zwei Wochenschriften: „Der deutsche Socrates" und „Der Druide", die von einem Zeitgenossen mit den Worten begrüßt wurden: „Sokrates hat das Lob einer ausnehmenden Weisheit so gar von dem Orakel erhalten, und die Druiden sind nicht weniger als vortreffliche Köpfe berühmt. Wenn es mit diesen Verfassern gleiche Beschaffenheit hat, so werden beyde ihr Glück machen."

Der „Druide"**) wurde von Joh. Chr. Sucro herausgegeben und enthielt Beiträge von Ramler und anderen Berlinern. Die Zeitschrift wurde zu ihrer Zeit sehr geschätzt. So schrieb Uz an Gleim (Ansbach 12. Juli 1756): „Der liebe

---

*) Berlinische Bibliothek IV, 121. Die folgenden Notizen aus: Hirzel über Sulzer I, 113. — Berl. Bibl. II, 247.

**) Der Druide. Eine moralische Wochenschrift. Im Ganzen 109 Stücke vom 14. März 1748 bis 2. April 1750. Am Ende des letzten eine kurze Ankündigung des Aufhörens der Zeitschrift. Nur der erste Theil bis Stück 57 ist (Gl. A.) mit besonderem Titel und Inhaltsverzeichniß versehen.

Herr Sucro ist gestorben in Coburg; ich bedaure ihn sehr. Wenn er doch nur seinen Druiden neu herausgegeben hätte, den ich für die beste Wochenschrift im Deutschen halte. Er ist fast nicht zu haben und noch dazu so schlecht gedruckt." Doch ist zu befürchten, daß gegenwärtig nur der Schlußsatz Uzens allgemeine Billigung finde, nicht aber seine Bezeichnung des „Druiden" als der besten Wochenschrift.

Denn sie ist nicht viel besser als ihre Schwestern. Wie diese brachte sie zahlreiche Briefe von Frauenzimmern und fingirte eine stattliche Reihe von Mitarbeitern: den Geistlichen, dessen Tod sie beklagte, Polemon, Crastes, den Naturkündiger u. A. Sie trat gegen litterarische Ungebühr und gegen Eitelkeit und Streitsucht der Gelehrten auf. Sie kämpfte für Tugend und Moral und gegen die verschiedensten Unsitten und Fehler: ebenso gegen Schmeichelei wie gegen den Gebrauch des Schnupftabaks, gegen die schlechte Behandlung unehelicher Kinder, wie gegen die bei der Jagd vorfallenden Grausamkeiten. Insbesondere nahm sie als ein Organ der Aufklärungszeit Stellung zu religiösen Fragen. Freilich, wenn sie von Freiheit sprach, so erörterte sie nicht, wie man erwarten möchte, Grund und Wesen politischer und religiöser Freiheit, sondern definirte jene als Herrschaft über sich selbst. In keiner Weise nämlich verwechselte sie Freiheit mit Zügellosigkeit und wie sie mehrfach entschieden für die Unsterblichkeitslehre eintrat, so legte sie gegen Religionsspötterei folgenden energischen Protest ein: „Es ist unbegreiflich, woher zur Schändung unserer Vernunft und unseres Geschlechts die Neigung gewisse Leute eingenommen hat, in der Geringschätzung aller Religion Ehre zu suchen. Ein Mensch, der in Kleinigkeiten ungereimet urtheilt oder dem Augenscheine und der Erfahrung widerspricht, wird verächtlich; wer aber bei allem dem, was nur heilig und ehrwürdig unter den Menschen genannt zu werden verdient, nicht nur eine nachlässige Gleichmüthigkeit, sondern auch eine zügellose Begierde zu spotten und den gewissesten Wahrheiten zu widersprechen bekennet, der ge-

winnet Achtung." Ebenso entschieden, wie für die Religion, nahm die Zeitschrift gegen den Aberglauben Partei, der sich gern für Religion ausgab. Sie polemisirte gegen die Tropfen und Pulver, welche die Abergläubischen gegen Teufel und Gespenster bereit hielten, gegen den Wahn, daß Hausgeister in abgelegenen Räumen ihr Wesen trieben oder daß die Unterirdischen alleingelassenen Wöchnerinnen die Neugeborenen mit Wechselbälgen vertauschten, gegen das Beschreien, das Bleigießen am Weihnachtsabend und gegen das Verfahren des „Stuhlbinders", der Wunden und Beinbrüche dadurch heilte, daß er zu Hause Stuhlbeine tüchtig zusammenband.

Mag der Bauer, der Solches für viele Patienten zu besorgen hatte, in der Nähe Berlins sein Wesen getrieben haben; im Allgemeinen war „Der Druide" ebenso unberlinisch, wie sein Nachfolger „Der Vernünftler"*) (1754). Freilich enthielt auch er unter den so vielfach geschilderten Charakteren gewiß manche, die auf Berliner Persönlichkeiten zielten und eine „Ode an die Gottheit bei dem heftigen Gewitter am 4. Aug." war wenigstens durch ein in Berlin beobachtetes Naturereigniß veranlaßt, aber für gewöhnlich waren es allgemeine moralische und litterarische Zustände, die den Text zu langen Betrachtungen abgaben. Allerdings der Verfasser, Ch. G. Naumann (1720 bis 1797), war auch kein Berliner, sondern brachte in seinem viel umhergetriebenen Leben nur kurze Zeit in Berlin zu, wo er mehr als Stubengenosse Lessings, denn als hervorragender Schriftsteller bekannt war. Auch seine Zeitschrift bekundete weder Lessing'sche Sprache noch Lessing'schen Geist. Einen gewissen Werth hatten nur einzelne philosophisch-moralische Gedichte. In seinem religiösen Standpunkte vermißte man doch rechte Einheit

*) Der Vernünftler, eine sittliche Wochenschrift, auf das Jahr 1754 in drei Theilen abgefasset von Christ. Nicol. Naumann. Berlin bei F. W. Birnstiel (Gr. Kl.) Ueber den Verf. s. Muncker in A. D. B. XXIII, 302—305. Ueber die Zeitschr., Lessing's Werke ed. Lachmann-Muncker V, 381. 425. 453.

und Entschiedenheit. Während er oft den Freidenker herauskehrte, brach er gelegentlich eine Lanze für den Offenbarungsglauben; und in der Sorge, nicht mit den radikalen Franzosen verwechselt zu werden, schrieb er gegen die Schlüsse eines Materialisten.

Liegen auch fast Jahrzehnte zwischen den besprochenen Wochenschriften und den nun zu besprechenden, so ändert sich ihr Charakter nicht wesentlich; nur die Briefform tritt immer mehr zurück und die belehrende Tendenz wird stärker als die moralische. Als Beispiel soll zunächst C. F. Wegener's „Zuschauer" betrachtet werden, der mit seinen verschiedenen Fortsetzungen mehr als ein Dutzend Bände ausmachte und durch ein volles Jahrzehnt erschien.*) Die Zeitschrift wollte die Menschen zu Tugendfreunden, Patrioten, Verehrern der Gottheit machen: sie wollte durch Lachen bessern und in angenehmer Weise belehren. Sie brachte moralische Aufsätze, vaterländische und erzählende Gedichte, Kritiken wissenschaftlicher Werke. Von den Briefen an Lange heißt es einmal: „sie sind zu schön, als daß sie den Freunden der schönen Künste unbekannt bleiben sollten", und der in einem bekannten Briefe J. G. Jacobi's an Gleim

*) Der Berlinische Zuschauer, eine Wochenschrift. 2 Bände. Berlin 1769. 1. Band bei G. L. Winter, 2. Band bei Christ. Noack. Der Neue Berlinische Zuschauer. Eine Wochenschrift, von dem Verfaßer des Berlinischen Zuschauers, C. F. Wegener. Mit hoher Erlaubniß. 1. Theil. Berlin 1772, bei F. W. Birnstiel. 2. Theil, Berlin 1773. Der Neueste B. Z. (Titel wie oben). Berlin 1775 u. 76, bei F. W. Birnstiel, 2 Theile. Der Allerneueste Berlinische Zuschauer. Eine Wochenschrift für alle Arten von Lesern und Leserinnen; von dem Verf. des Berl. Zusch. C. Fr. Wegener. 4 Theile. Berlin, auf Kosten des Verf. 1776—1778. Berlinische Zuschauerin. 3 Bände. 1770—71. Die Angaben bei Meusel XIV, 448fg. sind durchaus unzuverlässig. C. F. Wegener (1734—1787) war Lehrer am kön. Kadettencorps, dann Prediger außerhalb Berlins, trat später in seine erste Stellung zurück. Der Neueste Zuschauer wurde dem Herausgeber vom Verleger aufgekündigt, der nun den „Berlinischen Aufseher" veröffentlichte. Wegener protestirte gegen diese Willkür und wurde seitdem sein eigener Verleger.

vorgeschlagene Yoricksorden (der Sanftmuth) wird zur allgemeinen Annahme empfohlen. Doch wird auch manches Berlin Näherliegende berührt. So wird das damals errichtete Denkmal Schwerin's besungen, Küster's altes und neues Berlin gelobt, ein Gang vom Schloß durch den Thiergarten, ein Spazierweg nach Charlottenburg beschrieben. Doch um nicht ausschließlich als Verherrlicher Berlins zu erscheinen, nimmt Wegener einmal den thörichten Vorschlag ganz ernst, Berlin vollständig zu sperren, damit der üble Einfluß dieser Stadt nicht auf die Provinz ausgedehnt werden könne.

Nach dem Schema dieser ersten Zeitschrift waren auch die folgenden gearbeitet. Nur, daß in dem „Neuen Zuschauer" das erzählende, im „Neuesten" das gelehrte Element mehr in den Vordergrund trat. In dem „Allerneuesten" dagegen, in dem sich der Verfasser gegen das Concurrenzunternehmen des „Berlinischen Aufsehers" zu wenden hatte, bestrebte er sich, auch etwas Allerneuestes zu geben, und legte daher auf Ausbreitung nützlicher und schöner Kenntnisse und auf die Rubrik „Vermischte Berliner Neuigkeiten" besonderen Nachdruck. Freilich sind diese Neuigkeiten im Wesentlichen Zeitungsauszüge, die eher von Berlin ab-, als zu Berlin hinführen, doch finden sich auch Wetterberichte, Notizen über ein zu Berlin gesehenes Nordlicht, das man aber nicht als Vorboten künftigen Unheils betrachten soll, über eine im Frühjahr 1777 herrschende Magenkolik, die wohl „von den kurzen Unterkleidern komme, in welche sich der neueste Geschmack verliebt hat". Die aufgeworfenen Fragen über die schönste Frau, den reichsten und klügsten Mann werden nur mit allgemeinen Redensarten beantwortet. Auch die sehr häufigen „Gespräche über die jetzigen Zustände", die ein Interesse an Politik und an den die Berliner Bevölkerung bewegenden Angelegenheiten verrathen, sind doch mehr patriotische, gegen alles Ausländische eifernde Declamationen, als Stimmungsbilder und Localberichte. Diese Abneigung gegen das Ausland geht so weit, daß der amerikanische Unabhängigkeitskampf zwar ziemlich

ausführlich erzählt, aber mit Kühle, fast mit Feindseligkeit dargestellt wird. So kommen bei Erwähnung der Thatsache, daß man das Standbild des Königs Georg III. heruntergerissen habe, die Worte vor: „Unsinnige Wuth eines von blinder Freiheitsliebe eingenommenen Volkes". Nur eine einzige der politischen Stellen, die über Friedrich handelt, verdient eine ausdrückliche Erwähnung. In einer großen Abhandlung*) über die Freundschaft wird von einem Könige und zweien seiner Minister, Andraro und Magnanim, gesprochen. Ob unter den letzteren wirkliche Minister Friedrich's und welche gemeint sind, vermag ich nicht zu sagen; daß aber Cherifdir = Friedrich ist, ersieht Jeder, welcher die Buchstaben des ersteren Namens umstellt. Der betreffende Passus lautet folgendermaßen:

„Cherifdir, ein morgenländischer Kaiser, war der beste, der liebenswürdigste Fürst. Er beherrschete seine Unterthanen mit Gelindigkeit, mit Sanftmuth, und väterlicher Liebe. Er gab ihnen die weisesten, die vortheilhaftesten Gesetze. Er belohnete die Tugend großmütig, und strafete das Laster, wenn es um der allgemeinen Wohlfart willen gestrafet werden mußte. Gerechtigkeit, und Weisheit begleiteten ihn, wenn er sich an das Ruder des Landes setzete, welches er nie fremden Händen anvertrauete. Er gab der Unschuld Gehör, und beschützete sie. Er war die Zuflucht der Nothleidenden, die Stütze der Unterdrückten, ein Vater seines Volkes. Im Frieden arbeitete er Tag, und Nacht an der Glückseeligkeit desselben. Er untersuchete das Verhalten aller Staatsbedienten, und besonders der Richter, auf das genaueste. Mit unermüdeter Wachsamkeit bemühete er sich, die teueren Pflichten eines Monarchen, vor den Augen des ganzen Volkes, zu erfüllen. Er wendete die Einkünfte des Landes höchst rühmlich an; und war nur darauf bedacht, wie er seinem Volke die Zufriedenheit über seine Herrschaft verschaffen wolte. Im Kriege fochte er mit einem bewunderungswürdigen Heldenmuthe

*) „Berlinischer Zuschauer" Nr. 38. 39, S. 600.

für seine Länder. Er wagete sich selbst in die blutigsten Schlachten. Er bekränzete sich mit häufigen Lorbeeren, und überwand die mächtigsten Feinde. Die Welt nennete ihn Cherifdir, den Großen; sie verehrte in ihm den Landesvater; sie bewunderte den Monarchen, und erstaunte über den Held. Vermuthlich zählete dieser Kayser viele Freunde — Freunde unter den Durchlauchtigen — Freunde unter seinen Unterthanen? Er war es werth, der Liebling der Menschen zu sein: aber seine vortreflichen Eigenschaften erweckten ihm den Neid der Fürsten, und sein Volk wuste das Glück, unter einem so liebenswürdigen Monarchen zu leben, nicht gehörig zu schätzen. Es vergalt ihm die Sorgfalt, mit welcher er auf die Wohlfart desselben bedacht war, mit der schändlicheſten Undankbarkeit. Selbst unter denienigen, welche er seiner besonderen Gnade würdigete und mit Wohlthaten überhäufete, hatte er heimliche Feinde. Nur einige wenige Patrioten hegeten gegen ihn, Herzen voll Treue und Ehrfurcht".

So wenig der Verfasser ein politischer Neuerer war, so wenig war er ein religiöser Aufklärer. Zwar machte er sich einmal lustig über die, welche fürchteten, Berlin werde im kommenden Sommer untergehen, und wendete sich ein anderes Mal gegen die Lehre vom Teufel, indem er vorschlug, die betreffenden Bibelstellen mit „feindselig gesinnte Menschen" oder dergleichen zu übersetzen, bewies aber seine Entfernung von den entschiedenen Aufklärern dadurch, daß er einmal eine Prüfung der „Irrthümer" von Spinoza, Bayle, Dippel und Edelmann anstellte.

Die „Berlinische Zuschauerin" endlich ist die seichteste Frauenlectüre. Außer allgemeinen Aufsätzen, in denen Doris, Phyllis und ihr Gelichter nach Herzenslust schwatzen, und saftlosen Darlegungen thörichter Themata wie des folgenden: „Ist es wahr, daß die Seelen der Mannspersonen kleiner als die der Frauenzimmer sind?" ist der Inhalt zumeist belletristisch. Die diesen Theil füllenden Gedichte, Erzählungen, auch eine komische Oper: „Die lustigen Schäfer und Schäferin" stehen auf dem denkbar niedrigsten Standpunkte.

Größeren Nachdruck auf practisch-Nützliches, Verbreitung des Wissens legten Martini's länger lebende und noch bändereichere „Mannigfaltigkeiten“ *) Der Herausgeber, F. H. W. Martini (1777—1779, seit 1764 in Berlin), practischer Arzt, aber hauptsächlich als Naturforscher thätig, Begründer der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, Uebersetzer Buffon's, Verfasser des „neuen systematischen Conchyliencabinets“, das noch heute durch Abbildungen und Darstellungen als mustergültig betrachtet wird, bewährte auch in seiner Zeitschrift Lust und Talent, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu popularisiren.

Der Herausgeber der Zeitschrift war zugleich der hauptsächlichste Mitarbeiter; neben ihm erschienen Schröter, Hirschel, Burmann u. A. Trotz dieser Nennung bestimmter Namen konnte Martini von der in moralischen Wochenschriften üblichen Fiction einer Gesellschaft pseudonymer Mitarbeiter nicht lassen; als Theilnehmer an dieser Arbeitsgenossenschaft werden die Herren Theodor, Polylogus, Polycarp, Herr von Freudenthal u. A. bezeichnet. Auch sonst fand das Wesen der Vorgängerinnen in der neuen Zeitschrift viele Nachahmung: in der Aufnahme von moralischen Aufsätzen, in der Einstreuung von Gedichten — worunter auch die eines 9jährigen Mädchens sich finden. Der Hauptnachdruck liegt jedoch auf den religiösen und naturwissenschaftlich-medicinischen Artikeln. Erstere vertragen sich mit letzteren sehr wohl. Denn die Tendenz der Zeitschrift ist eine fromme. Wird der Satz vorgetragen: „In der Natur ist Gott“, so geschieht dies

*) Mannigfaltigkeiten. Eine gemeinnützige Wochenschrift mit Kupfern. Berlin bei G. J. Bosse. 1770—1773. 1. bis 4. Jahrg. Je 2 Bde. Dazu kommen „neue, neueste, allerneueste Mannigfaltigkeiten“ 1774—1785, je 4 Jahrgänge, alle in Berlin bei Eisfeld erschienen, aber freilich nicht von demselben Herausgeber. Diese Dauerhaftigkeit des Verlegers beweist den Erfolg der Zeitschrift. Von dem ersten Herausgeber ferner: Berlinisches Magazin 4 Bde., 1769 ff. Berlinische Sammlungen zur Beförderung der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Kameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur. Mindestens 4 Bände, 1771. 1772. — Ueber den Herausgeber, Martini die Notiz A. D. B. XX, 509.

ohne jede Beimischung von Naturreligion und Pantheismus. Nicht als besondere Stärke gilt der Atheismus, sondern, wie einmal gelehrt wird: „Unglaube ist oft mehr die Furcht eines bösen Herzens als eines schwachen Verstandes.“ Mit Vorliebe werden Belehrungen über fremde Völker mitgetheilt, Gesundheitsfragen erörtert. In den „Gedanken über die Einimpfung der Pocken“ kommt der Satz vor: „Sollten wohl unter den Lesern sich noch Einige befinden können, die den vorzüglichen Nutzen der Einimpfung in Zweifel zögen?“ In einem andern Aufsatze „vom Nutzen und Gebrauch der gemeinen Bäder“ werden die kalten als zur Vermehrung der Herzkräfte, zur Stärkung der Nerven dienlich sehr empfohlen, die warmen dagegen nur in Krankheitsfällen angerathen; „in gesundem Zustand würde ein langwieriger und oft wiederholter Gebrauch der Bäder zum größten Nachtheil dessen gereichen, der diese Thorheit zum Zeitvertreib hergeben wollte.“ So wenig specifisch Berlinisches berührt wird, so daß in einem Aufsatz: „das Concert der Liebhaber der Tonkunst in Berlin“ nicht einmal der Ort genannt ist, wo das Concert stattfindet, so finden sich doch mehrfach gemeinnützige für Berlin berechnete Vorschläge, z. B. der einer „gemeinnützigen Lesegesellschaft“, des ersten Journalzirkels, der auch wirklich zu Stande kam. (Die erste Berliner Leihbibliothek von Ch. Noack stammt aus dem Jahre 1769.)

Betrachtete Martini die Aufklärung mehr im Sinne einer Belehrung über Geographisches, Naturwissenschaftliches, Oeconomisches, so lag für Ulrich und Zöllner der Hauptnachdruck auf moralisch-religiöser Aufklärung. Ulrich und Zöllner waren beide Theologen, Prediger, durch viele schriftstellerische Arbeiten bekannt. Ulrich's Darstellung des religiösen Zustandes jener Zeit ist noch heute, wie erwähnt, für uns eine wichtige Quelle. Wie jenes Werk, so steht seine moralische Encyclopädie*), die man am

*) J. H. F. Ulrich, Moralische Encyclopädie. 3 Bände. Berlin und Stettin Joach. Pauli. 1779 u. 1780.

besten unter die periodischen Werke einreihen kann, durchaus auf dem Aufklärungsstandpunct. Sie wollte die Auseinandersetzung eines Einzelnen, aber kein Gesetzbuch sein; ausdrücklich lehnte es der Verfasser ab, „bei Einwebung solcher Sätze, die aus der dogmatischen Theologie entlehnt werden mußten, etwas mit entscheidender Zuverlässigkeit zu bestimmen." Sie ist kein Conversationslexikon, sondern behandelt solche Menschen, Dinge und Begriffe, die mit Moral und Theologie zu thun haben. Lebende waren ausgeschlossen, aber auch unter den Verstorbenen waren seltsame Lücken, wie Luther und Gellert. Man macht sich von dem Inhalte des Sammelwerks einen richtigen Begriff, wenn man die am Anfange zusammenstehenden Artikel erwägt: „Abendmahl, Aberglauben, Abfall, Abgötterei, Ablaß, Abraham, Absolution, Abwege", aber man wird in seinem Urtheil einigermaßen irre, wenn man daneben auch Artikel über „Accise, Advocaten, Jagd, Kunstrichter" antrifft. Das Programm war zu weit und seine Ausführung nicht ohne Willkür. Die breite, ziemlich allgemein gehaltene, selten auf bestimmte Zustände hinweisende Auseinandersetzung blieb die Hauptsache; litterarische Artikel, wie Lied, Poesie, Schauspiel standen erst in zweiter Linie. Für den Standpunct des Verfassers, ja für die Auffassung der ganzen Zeit ist es aber sehr wichtig, aus dem letztgenannten Abschnitt folgenden Satz hervorzuheben und ihn mit den zwei Menschenalter früher lautgewordenen Berliner theologischen Stimmen zu vergleichen: „Aller Schade, den das Schauspiel anrichten mag, entspringet blos aus Mißbräuchen und dem Mangel einer gehörigen Aufsicht von Seiten des Staates darüber."

Nicht minder auf dem Boden der Aufklärung stand Zöllners Lesebuch*), das auch unter die periodischen Werke zu rechnen

*) Lesebuch für alle Stände. Zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks und nützlicher Kenntnisse. Herausgegeben von Johann Friedrich Zöllner, Prediger bei der St. Marienkirche in Berlin. (Beim letzten Bande: Königl. Preuß. Ober-Consistorial- und Ober-Schulrathe,

ist. Den Begriff der Aufklärung, von welchem der der Religionsspötterei aufs Entschiedenste getrennt und entfernt wird, versuchte der Autor einmal dahin zu bestimmen, sie sei Befreiung von Vorurtheilen; selbständige Erforschung und Beurtheilung eines jeden Gegenstandes. Diese Aufklärung zu befördern war Zöllner bemüht. Mit ihr hing ebenso die Mittheilung eines Hexenprozesses aus dem Jahre 1779 in Ossowo in Pommerellen zusammen, wie die Empfehlung der Toleranz gegen Juden, deren gute Seiten, freilich neben manchen schlimmen, hervorgehoben wurden. Mit ihr in Zusammenhang stand auch „Beitrag zum Charactergemälde Berlins“ (April 1785), in dem trotz manchen Tadels großstädtischer Eigenheiten und Uebelstände, die der Residenz in nicht höherem Grade zugeschrieben wurden als anderen Städten, Wohlthätigkeit, Menschenliebe, Toleranz der Hauptstädter gepriesen wurden. Das Gerede über die allgemein in Berlin herrschende Irreligiosität wurde für ebenso thöricht erklärt wie der Satz, daß der Staat durch Gewährung vollkommener Gewissensfreiheit seine Bürger zum Unglauben verführe.

Die praktische Tendenz, die bei Zöllner gelegentlich hervortrat, bildete das eigentlich charakteristische Moment für die Berlinische Monatsschrift.*) Dieses von Fr. Gedike und J. E. Biester, einem praktischen Schulmann und einem dem thätigen Leben nicht fern stehenden Gelehrten, begründete und viele Jahre geleitete Unternehmen bestand, übrigens unter verschiedenen Schick-

Probst in Berlin.) Erster bis dritter Theil. 2. Aufl. Berlin; Maurer 1782 bis 1783. 4.—9. Theil. 1784—1790. 10. Theil. 1804. (Der letzte Band auch als: „Zöllner, Vermischte Schriften, Erster Theil“ bezeichnet.)

*) Berlinische Monatsschrift 1783—1796. Von Gedike und Biester, seit 1791 von Biester allein. 28 Bände. Berlin. Bd. 1 bei F. Unger; die übrigen bei Haude und Spener. Berlinische Blätter. Von Biester. 1797. 98. 4 Bände. Berlin bei C. A. Nicolai Sohn, erschien wochen- und monatsweise, vom März 1798 an hörte das wöchentliche Erscheinen auf. Neue Berlinische Monatsschrift. Von Biester. 1799—1811. 26 Bände. Berlin und Stettin, F. Nicolai. — Vgl. J. Meyen in Prutz, Lit.-hist. Taschenb. V, 1847, S. 151—222.

salen, noch zwei Jahrzehnte nach Friedrich's Tode, bewährte sich aber im Sturm der Zeiten als echtes Organ der fridericianischen Epoche. Sie machte Front gegen jeden Aberglauben: gegen Rosenfeld und den Monddoctor, gegen die weiße Frau und die Ziehen'sche Prophezeiung vom Weltuntergang, gegen das Läuten der Glocken beim Gewitter, gegen den Wahn, man dürfe die Kinder nicht am Montag zum ersten Mal in die Schule schicken, wie gegen den, man solle die Schale von gesottenen Eiern nicht ganz lassen. Sie war unerbittlich gegen Alles, was Mystik und Schwärmerei hieß oder schien und was, auch nur von fern, an katholisirende Neigungen heranreichte. Daher fiel sie wohl Unschuldige und Harmlose an, die ungefährdet ihres Weges hätten ziehen dürfen, und erwarb den Spott der Jesuitenschnoperei, — „Der Biester jagt die Biester fort" schrieb der „Gesellschafter" 1818 S. 15 — der aber den Betroffenen ein Ehrenmal dünkte. Denn was dem Weimarer Großen unbedeutend schien, der von olympischer Höhe herab manche Dinge der Welt betrachtete und bei politischen und religiösen Tagesfragen unempfindlich blieb, mußte den Berliner Aufklärern in ihrem nüchternen, auf das Praktische, augenblicklich Erreichbare gerichteten Streben wichtig und folgenschwer dünken. Nicht der steife, mit stolzen Schritten einhergehende Mann, den Goethe treffen wollte, war die wirkliche oder gar einzige Stütze der Monatsschrift, sondern Kant und Justus Möser, Heyne und F. A. Wolf, die Brüder Humboldt, Fr. Schlegel, Fichte. Adam Müller, Moses Mendelssohn, Georg Forster waren gern gesehene, zum Theil häufig auftretende Mitarbeiter. Wenn aus irgend einer Zeitschrift, so kann gewiß aus ihr, nach den Worten ihres Verlegers, „der Geist der Zeit" erkannt werden. Aufklärung und Toleranz waren für alle Mitarbeiter gleich werthe Güter. Was jene betraf, so konnten die Verschiedensten, trotz mannigfacher Abweichungen im Einzelnen, die schöne Ausführung Kant's (vgl. oben S. 325) unterschreiben, daß Aufklärung der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit sei, und den Wahlspruch der Auf-

klärung: Sapere aude als den ihrigen annehmen. Die Toleranz angehend, mochte wohl der Eine die Katholiken gern ausschließen und der Andere es verwunderlich finden, daß ein zum Judenthum übergetretener schlesischer Rathmann ganz unbehelligt blieb; im Grunde meinten sie Alle dem von Biester formulirten Satze zu huldigen: „Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion".

Unbedingte Consequenz wird man freilich, wie schon aus dem Gesagten ersichtlich ist, der Berliner Monatsschrift nicht nachrühmen können. Wie der Humanismus, vor der Reformation Bedenken tragend, scheu zurückwich, statt muthig vorwärts zu gehen, so mied die Aufklärung extreme Meinungen, die sie der Hinneigung zur Revolution verdächtig machen konnten. Dieselbe Zeitschrift, welche die Einrichtung einer Kirche für die natürliche Religion forderte, die Trennung der Schule von der Kirche begehrte und das Verlangen stellte, das freilich von Manchem bestritten wurde, bürgerliche Eheschließung einzuführen, wollte von Atheismus und Pantheismus nichts wissen und hatte selbst für die freien Geister kein rechtes Verständniß, weder für M. Knuzen noch für Edelmann, der ihr kaum weniger als den Früheren der Berüchtigte blieb. Und eben sie, die vollständige Schreib- und Druckfreiheit verlangte, die oft genug von den „heiligen Menschenrechten" redete, die Fürsten wegen ihrer unedlen Beschäftigung und ihrer Bedrückung der Unterthanen tadelte, eine Repräsentation des Volkes für unentbehrlich hielt, ja sie, die, Amerikas Befreiung begrüßend, die überwallende Sehnsucht nach gleichem Glücke mit dem Rufe beschwichtigte: „Die eiserne Fessel klirrt Und mahnt mich Deutschen, daß ich ein Deutscher bin"*), zuckte, nachdem sie den Beginn der französischen Revolution begeistert gepriesen hatte, schnell zurück. Die praktische Aus-

*) Dieses und das folgende im Text erwähnte Gedicht in Berl. Neudrucken II, 3, S. 30–39 vgl. S. XIII.

führung des theoretisch Gepriesenen, des angeblich Heißersehnten behagte ihr nicht. Für die Durchführung der Freiheit und Gleichheit schien ihr die Zeit noch nicht gekommen; dem Grundsatz der Brüderlichkeit ward an den nationalen Grenzen Halt geboten.

Nur in Einem zeigte die Berliner Monatsschrift volle Consequenz, in ihrem Streben, die unteren Volksklassen zu veredeln und ihr Loos zu verbessern. Von ihr wurden Erwerbschulen vorgeschlagen, so praktisch, daß Einrichtungen gemäß diesen Vorschlägen getroffen werden konnten; Armen-Beschäftigungsanstalten in Aussicht genommen, deren Hauptzweck sein sollte, zur Verminderung der Verbrechen beizutragen; der vernünftigen Volkserziehung ward eindringlich das Wort geredet.

Solch praktisches Streben, von großen Gesichtspunkten aus, auf hohe Ziele gerichtet, ist für die Berliner Monatsschrift charakteristisch. Einseitig zwar, aber mit stets erneuter Lust und Liebe ging sie ihren Weg; das muthige Wort Eines aus ihrer Mitte: „aber müde machen sollen uns selbst die Großmächtigsten nicht" ziert sie Alle. Von den gegenstandslosen Spielen des „Weltbürgers" bis zu dem muthigen Wagen der Monatsschrift ist ein weiter nicht unrühmlicher Weg.

Im Vergleiche zu diesen moralischen Zeitschriften bedeuten die belletristischen nicht viel. Schon die behandelten boten in Folge ihrer großen Berücksichtigung des „Frauenzimmers" durch die Aufnahme von Gedichten und Erzählungen viel leichte Lectüre. Aber die schöne Litteratur hatte auch ihre besonderen Organe: unbedeutende und kurzlebige, bedeutendere und länger dauernde, aber solche, die, obwohl in Berlin erscheinend, kaum als Berliner Journale zu betrachten sind, da weder Herausgeber noch Mitarbeiter, noch auch Leser in Berlin zu suchen waren. Je zwei Zeitschriften dieser beiden Arten mögen kurz genannt werden.

Von der ersten G. W. Burmann's *) und J. G. Müchler's **) Unternehmungen, deren ersteres noch für die unten S. 479 folgende Charakteristik des Dichters zu verwerthen ist. Müchler — der Vater von Karl Müchler, einem später zu betrachtenden vielseitigen Schriftsteller — 1724—1819, in den fünfziger Jahren Lessing's Genosse in Berlin, seit 1773 dauernd der Hauptstadt angehörig, mit deren Zuständen er sich gelegentlich beschäftigte, war ein fleißiger Uebersetzer, der aber Lessing's 1755 gesprochenes Wort, er sei ein Mann, „auf dessen Geschicklichkeit und Fleiß man sich auch in wichtigen Proben zu verlassen gelernt hat", nicht sonderlich wahr machte.

Von der zweiten Art, der länger lebenden, aber im Ganzen unberlinischen, sei die von J. G. Jacobi herausgegebene „Iris" nur genannt, da sie, obwohl vier ihrer acht Bände in Berlin erschienen (1776), durchaus nach Düsseldorf und den „süßen" Halberstädter Cirkeln gravitirt. Auch des Gothaer Reichard „Olla Potrida" kann man nicht eine Berliner Zeitschrift nennen, aber ihr langes Erscheinen in Berlin verlangt eine kurze Betrachtung. Sie war ein speculatives Unternehmen des Verlegers, der die letzten Bände „Lectüre für Reisedilettanten" nannte, eine Sammlung von Theaterstücken, Gedichten — auch einzelnen Goethischen — Romanen, Anekdoten, Kritiken, prosaischen Aufsätzen aller Art. Auch Religion und Politik wurden behandelt. Von Illuminaten und Hexengeschichten einerseits, von der französischen Revolution andererseits war die Rede. Von letzterer in durchaus gegnerischem Sinne, mit Hohn und Abwehr jeder Gemeinschaft mit den Barbaren. Nach einem großen Spott gegen die Nationalgarden hieß es einmal: „nun denke man sich diese Helden im Handgemenge mit deutschen Truppen", und nach einer Schilderung einiger Schreckensscenen: „Nein, nie sah die

---

*) Für Litteratur und Herz. Eine Wochenschrift von G. W. Burmann. Leipz. u. Berlin. J. G. Decker (1773). 52 Stücke. 422 SS.

**) Joh. Georg Müchler's anonym erschienene Wochenschrift „Zeitvertreib bey dem Nachttisch (!) und Caffeetisch". Berlin u. Leipzig 1758. 8°. 766 SS. Ueber J. G. Müchler, Goedeke, Grundriß IV², S. 175.

Geschichte solche Greuel bei einem Volke verüben, das sich rühmt, die höchste Stufe der Cultur erreicht zu haben, und stolz auf alle anderen Länder von seinem Leichen- und Todtenkopf-haufen herabblickt. Aber der Tag der Rache kann nicht mehr fern sein und welche Rache ist schwer und blutig genug um diese Brandmaske vom 18. Jahrhundert in etwas wegzuwischen; denn ganz kann sie nie vertilgt werden". Will man aber nach solchen Expectorationen auch von dem Berlinischen noch eine Vorstellung haben, so lese man den „Berliner Zauberer", der ebenso gut nach Memel oder Friedrichshafen genannt werden könnte, die Geschichte eines Mannes, der von einem alten Mütterchen ein Strumpfband erhält, das ihn unsichtbar macht, und ein Papier, das, von seinen Händen bestrichen, die gehörten Gespräche aufbewahrt: da sieht und vernimmt man nun gar seltsame Offenbarungen der Heuchler und Tugendschwätzer. — Von den belletristischen Beiträgen, unter ihnen viele Uebersetzungen und manches Fremdsprachliche, vermochten wenige die Zeitschrift zu überdauern, in der sie erschienen. Auch in der Auswahl der Bilder war der Verfasser ebenso weitherzig wie in der Aufnahme der Beiträge: da waren Männer von den verschiedensten Richtungen, Nationen und Zeiten: Trivulzio, Bayle, Franklin, zahlreiche Franzosen des 18. Jahrhunderts, verschwundene deutsche Größen, wie C. H. Schmid und J. K. Wezel, aber auch Schubart und Moses Mendelssohn neben Wöllner.

Als eine Abart dieser leichtern Litterargattung muß die Scandalchronik genannt werden. Sie blühte üppiger in der folgenden Periode, in der sie ja auch mehr Stoff zu Berichten bekam, aber ihre dreisten Anfänge fallen schon in diese Zeit. Doch muß man sich sehr hüten, solchen Schriftstellern aufs Wort zu glauben. Sie leben von der Uebertreibung und setzen oft genug an Stelle der wirklichen Welt eine erdichtete.

Dies Urtheil gilt namentlich von Wegener*), der, da es

*) Raritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummels-

mit dem Ernst nicht recht ging (vgl. oben S. 419ff) es mit dem Scherz versuchte, aber hier ebenso plump wurde, wie er dort langweilig lehrhaft gewesen war. Cynisch bis zum Ueberdruß, in einförmigem Einerlei Geschichtchen vortragend, die durch die harmlose Naivetät der Früheren oder den trockenen Humor der Späteren erträglich gemacht werden konnten, verstand er es weder, den Zorn zu erregen, noch lachen zu machen, ja man sollte meinen, daß selbst die Fähigkeit zu verführen, seiner stumpfen Feder nicht geglückt wäre. Damit hätte er wenigstens einen Triumpf errungen, denn er gab sich bald für einen Moralisten aus, der seine üppigen Bilder nur zur Abschreckung entwarf, bald für einen Strafredner, der die Allzutugendsamen ärgern wollte. Seine Erfindung war so dürftig, daß er z. B. Rabener's Idee von einem Wörterbuch für alle Stände aufnahm und weiterführte und einmal, nach berühmtem Muster, 22 Briefe veröffentlichte, in denen je ein Buchstabe des Alphabets fehlte; seine Gegenständlichkeit war so gering, daß seine Geschichten, obgleich sie fast alle in Berlin spielen, uns nichts specifisch Locales erkennen lassen.

In derselben Richtung thätig, aber ein Mann ganz andern Schlags, war der Kriegsrath Cranz, 1737—1801, in Berlin 1779—1784 und wiederum von 1787 an.*) Von einer Rührigkeit ohne Gleichen, mit einer glückseligen Oberflächlichkeit begabt, die ihn in den Stand setzte, über alle Dinge und noch manches Andere zu reden, schrieb er Brochüren, Zeitschriften, Bücher über Theologisches, Politisches, Litterarisches, Sittliches, kämpfte für Lessing gegen Götze, für die kleinen Geister gegen die Xenien-

---

burg. Sr. Hochehrwürden dem Herrn Magister Sebaldus Nothanker, ganz ergebenst zugeeignet, von Baldrian Schwarzbuckel, Enkel des wohlseel. Küsters. (Aehnliche Widmungen noch auf dem Titel der übrigen Theile.) 9 Theile, 1778—1785, einige in 3. Auflage.

*) Vgl. Redlich in A. D. B. IV, 564—566. Goedeke (alte Ausg.) II, 1144. Ziemlich vollständig Schmidt u. Mehring, Gelehrtes Berlin I, 92—94, 40 Schriften aufzählend von 1774 bis 1792. Ein Sammelband der K. B. enthält fast das Wichtigste.

schreiber, am häufigsten für seinen Magen, der ewig Befriedigung verlangte. Er sah wirklich, was um ihn her vorging und sprach es frech und ungescheut oder zahm und verschleiert aus, je nachdem er behandelt wurde. In seiner Hauptzeitschrift, „Berlinische Correspondenz“*), gab er wirklich ein Stück Berliner Leben, Anekdoten, Liebesgeschichten u. A. Er prahlte oft mit vornehmen Beziehungen, unterdrückte Manches, „weil es von S. K. Maj. sehr übelgenommen und mißbilligt sei,“ erlangte aber doch — wenigstens zuerst — Censurfreiheit und wurde in einem Proceß wirklich durch unmittelbaren Ausspruch des Königs befreit. Er polemisirte gegen die Berliner Monatsschrift, obwohl sie doch auch sein Parteiorgan war, und trat gegen Moritz auf.

Außer der schönen Litteratur erhielten auch Gelehrsamkeit und Kritik ihre besonderen Organe. Als Sammlung gelehrter Abhandlungen ist außer den akademischen, von denen in anderem Zusammenhang gesprochen werden muß, ein ziemlich umfangreicher Abdruck kleinerer, namentlich ausländischer Schriften, zu nennen.**) Deutsche Schriften sollten zwar auch gebracht werden, ebenso wie Bildnisse deutscher Männer, beides geschah jedoch nur in geringem Maße. Von diesen erschienen nur der Dichter F. W. Zachariae und der Kupferstecher G. F. Schmidt, von jenen nur eine Schrift Sulzers, — auch sie eigentlich nur Uebersetzung einer ursprünglich französisch geschriebenen Abhandlung, — freilich mit Sulzers deutschen Anmerkungen. Engländer und

*) Berlinische Correspondenz, historischen und litterarischen Inhalts. Eine periodische Schrift von dem Verfasser der Lieblingsstunden. Mit allergnädigster Freyheit. Berlin 1782. Bey Chr. L. Stahlbaum. Im 5. Stück erließ der Censor Dohm eine Anzeige und Erinnerung, worin er zwischen dem „Censor und dem Privatmann“ zu unterscheiden bat.

**) Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 6 Bände zu je 2 Stücken, der Band 3 bis 400 SS. Berlin, Fr. Nicolai. 1759—1763.

Franzosen waren ziemlich gleichmäßig berücksichtigt, weniger Holländer und Italiener. Die meisten Abhandlungen waren aus dem großen Gebiete der Aesthetik und Litteratur entnommen, beschäftigten sich fast ausschließlich mit längst vergangenen Zeiten und zum geringsten Theil mit damals ventilirten Angelegenheiten und Streitfragen.

Eine Mischung von gelehrten Mittheilungen und Kritiken, die letzteren jedoch weit mehr bevorzugend, bot die „Berlinische Bibliothek“ *), die, wie ein Imprimatur Formeys par ordre de Maupertuis vermuthen läßt, mit der Akademie in Verbindung stand. Einen wichtigen Bestandtheil, außer den Kritiken, bildeten die Neuigkeiten aus der gelehrten Welt: Berufungen, Einführungen, Todesfälle; in der ganzen Rubrik vieles auf Berlin Bezügliche. Der Hauptaccent lag auf der Gelehrsamkeit, mit besonderer Berücksichtigung der Philologie, Philosophie und Geschichte; weit weniger Beachtung fand das Praktische und Reinlitterarische. Der philosophisch-theologische Standpunct, den die Zeitschrift vertrat, war der fromme, christliche, antimaterialistische. Dieser Standpunct wurde mit großer Entschiedenheit gegen Andersmeinende geltend gemacht. An F. W. Sack's „Vertheidigter Glaube der Christen“ wurde das Bestreben gelobt, „dem einreißenden Unglauben und der frechen Verspottung der geoffenbarten Religion Einhalt zu thun.“ Ziemlich stark ging man gegen Edelmann vor: besonders heftig wurde La Mettrie getadelt. Seine Hauptschrift wurde einmal als „eine jämmerliche Mißgeburt“ bezeichnet, die „verdiene, mit Verachtung auf die Seite gelegt zu werden“, und über eine Vertheidigungsschrift des Franzosen wurde geurtheilt: „die Grobheit, die ungeschliffenen Ausführungen gegen verdienstvolle Männer,

*) Berlinische Bibliothek worinnen von neu herausgekommenen Schriften und andern zur Gelahrtheit gehörigen Sachen kurze Aufsätze und Nachrichten mitgetheilet werden. 2. Band. Berlin 1748. 3. Band 1749, 4. Bd. 1750. Bei Rüdiger, später Voß. Den 1. Band kenne ich nicht. Jeder Band hat 6 Stücke.

die pöbelhaften Schimpfworte, die man in diesen wenigen Blättern findet, machen es sonnenklar, daß die ganze Maschine des Verfassers und sonderlich die Triebräder seines Gehirns aus dem Ganzen gehauen und durch keine anständige Auferziehung polirt wurde." Das Praktische wurde angedeutet in Beurtheilung einzelner Schriften über den Kornbau, besonders in kurzen Mittheilungen wie der „Nachricht von einer beim Aderlassen nützlich zu brauchenden Blutwage". Endlich wurde das Reinlitterarische bei Gelegenheit der Gottschedischen Händel berührt. Während aus einzelnen kurzen Aeußerungen eine gewisse Kühle gegen den streitbaren sächsischen Kritiker und Poeten hervorzugehen scheint, findet sich einmal, in einer Beurtheilung seiner Reden, folgende begeisterte Charakteristik Gottsched's: „Der angesehne Herr Verfasser, der sich seit vielen Jahren auf die rühmlichste Weise um die deutsche Sprache verdient gemacht, hat auch in gebundener und ungebundener Schreibart manche Beweisthümer von seinem guten Geschmack und seiner hellen Einsicht in die schönen Wissenschaften abgeleget. Er hat es nicht genug sein lassen, die Regeln und Gründe auseinanderzusetzen, wornach man die Werke des Geistes beurtheilen muß, worin er den Spuren der Alten und einiger geschickten Neuern gefolgt ist; sondern er hat auch selbst dasjenige ausgeübet, was er Andern angepriesen und durch seine Beispiele Viele gereizt, sich mit Ernst auf ihre Muttersprache zu legen, um auch in derselben ihre Gedanken auf eine deutliche und angenehme Art auszudrücken. Man kennet ihn schon lange als einen großen Redner, der Deutschland Ehre bringt und dem auch selbst diejenigen, die gegen ihn in Schriften zu Felde gezogen sind, diesen Vorzug nicht streitig machen können, daß er die Reinigkeit der Sprache sehr genau beobachtete und einen fließenden und lebhaften Vortrag habe" (1750, Bd. IV, S. 213).

Wog in dieser Zeitschrift, mag sie nun eng oder lose mit der hauptsächlichen wissenschaftlichen Corporation zusammenhängen, das Wissenschaftliche vor, so sollte in einer gleichzeitigen,

die fast wie ein beabsichtigtes Concurrenzunternehmen aussieht, trotz der „Genehmhaltung der Akademie“, das Litterarische vorherrschen. Die Zeitschrift*) — von Ramler, Sucro und Sulzer begründet — sollte zweimal wöchentlich erscheinen, erschien aber nur einmal. Sie sollte populär sein und wollte friedlich zu Werke gehen, vornehmlich aber wollte sie „keines Verfassers, keiner Secte und keines Volkes Stern sein“. Dieses Programm wurde nicht eben streng erfüllt, am ehesten noch das Streben nach Popularität; mit dem Frieden war es nicht weit her und ebenso wenig mit dem ruhigen Ernst der Kritik; unbedeutender Männer Arbeiten, wie C. E. Suppius, Oden und Lieder und J. Ch. Helck, Fabeln wurden mit schonungslosem Spott behandelt. Ramler fehlte zum Kritiker die Entschiedenheit und zum Redacteur das Geltenlassen der Meinungen Anderer.

Schließlich sollte er Alles thun, denn sein Organ litt Noth an Beiträgen, Langemack, ein Jurist, der dem Redactionskreise nahe stand, that wenig; Sulzer, der für die ersten Nummern fleißig gewesen war, reiste von Berlin fort und empfahl wenig brauchbare Lückenbüßer, Andere gaben Versprechungen, die sie nicht hielten. Oeffentliche Stimmen erhoben sich wider sie, wie die Simonettis, des ehemaligen Göttinger Professors, der damals Prediger in Frankfurt a. O. war. Der hauptsächliche Grund aber, daß auch Ramler sich von der Zeitschrift zurückzog, war, wie er selbst schrieb, „die wenige Hülfe, die wir von unseren Freunden und Kunstrichtern bekommen haben.“ **) Denn

---

*) Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Auf das Jahr 1750. Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wissenschaften. Berlin, Bey Haude u. Spener. 52 Nummern mit 12 Anhängen und einem Register. Im Ganzen 525 SS. 4°.

**) Vgl. F. Wilhelm, Briefe an Ramler, Viertelj. f. Litteraturgesch. IV (1891), S. 53. 600. — Ueber Langemack A. D. B. XVII, 655. — Ueber den ganzen Kreis und die Zeitschrift selbst C. Schüddekopf, Ramler, Wolfenb. 1886. Eine interessante Notiz aus der Selbstbiographie Büsching's [Halle 1789, S. 142], der 1742 Berlin besuchte, mag hier folgen: „J. G. Sucro sagte [mir], daß hier mit dem Anfang des 1750sten Jahrs wöchent-

der schon genannte Sucro und einzelne Schweizer nur waren als Mitarbeiter thätig. Diese Theilnahme der Schweizer war charakteristisch: sie kennzeichnete die Stellung der Zeitschrift in den ästhetischen Streitigkeiten der Zeit. Gottsched freilich hätte man am liebsten todtgeschwiegen. Die deutschen Dichterfreunde wie Gleim und Uz wurden gelobt, aber Hagedorn so schief wie möglich „reich an gedachten Sätzen und starken Gedanken" genannt. Auszüge aus schweizer Zeitungen, Uebersetzungen, schnellfertige Referate, auch ein paar Abhandlungen und Ramler'sche Gedichte, füllten die Spalten des Blattes. Ein Werk, wie Montesquieu's Geist der Gesetze, wurde mit einer kurzen Analyse abgethan, ohne eine Andeutung des großen Werthes dieses Buches. Solche Verkennung hing wohl mit der Kühle zusammen, die gegen die französische Litteratur, trotz der großen Beachtung herrschte, die man ihr schenkte. Nur so läßt sich erklären, daß in Bezug auf Diderot einmal von „seinem lächerlichen Betrug" gesprochen und ein anderes Mal kurzsichtig gesagt wird: „welcher Schade, daß so fähige Köpfe, wie der Verfasser ist, ihren Verstand nicht zur Bestätigung der Tugend und Religion anwenden." Aus dieser Aeußerung darf man nicht schließen, daß die neue Zeitschrift aufklärungsfeindlich war; vielmehr betonte sie gelegentlich stark den freisinnigen Standpunct.

Ungleich in ihren Leistungen, ohne rechten Plan begonnen und durchgeführt, war der erste Band dieser Zeitschrift. Man geht fehl, wenn man mit Ramler's erstem Biographen von ihr sagt, daß sie „in der damaligen Morgenröthe des deutschen Kunstgeschmacks das erste kritische Blatt war, wodurch Licht auf eine bis dahin dunkle Gegend fiel." Lessing'scher Geist fehlte

lich in 2 Stücken eine neue gelehrte Zeitung . . . . . an das Licht treten werde, an der vier Personen arbeiteten, unter welchen er selbst sei und die theologischen Bücher und Schriften anzeige und beurtheile. D. Elsner [der Theologe? s. A. D. B. VI, 68] aber habe die Direction über dieselbe. Der Buchdrucker Spener, der sie verlege, gäbe den Verfassern jährlich 300 Thlr., in die sie sich theileten und liefere ihnen auch die Bücher und Schriften, die sie anzeigeten."

ihr durchaus. Und es ist recht charakteristisch, daß Ramler, der damals Lessing persönlich nicht kannte, außer manchen kühlen Berichten über ihn, einmal (S. 72) mit Bezug auf die „Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustand des Theaters in Berlin", die in den „Beiträgen zur Historie des Theaters" standen, die Worte braucht: „Hier wird unsere französische Comödie und italienische Oper beschrieben, sowohl welche Stücke kürzlich aufgeführet worden sind als auch wie die Comödianten und Operisten ihre Rollen machen. Weil man sie mit Namen nennt, hätte man sich auch einer Schreibart bedienen müssen, die dem Range, den man vorher der Schauspielkunst unter den freien Künsten eingeräumt hatte, gemäß gewesen wäre. Wir können überhaupt diesen Bemühungen Beifall versprechen, wenn nur bei eigenen Abhandlungen die wortreiche Schreibart vermieden wird; imgleichen, wenn man die Lust an einer guten Sache die schlechteste Seite aufzusuchen, künftig entbehren will. Die spöttische Beschreibung einer Bildsäule an einem wohlgebauten Opernhause gehört dahin. Wir setzen keinen Zweifel in diese geringe Verbesserung und erwarten begierig wohlausgearbeitete Uebersetzungen tragischer und komischer Gedichte, vermuthlich in einer schönen Prosa und Anmerkungen, die einen Dichter zu bilden fähig sind."

Der zweite Jahrgang, 1751, trug ein wesentlich anderes Gepräge. Schon das Schlußwort des ersten Bandes war wahrscheinlich von Mylius und Lessing geschrieben; in dem zweiten ergriff Lessing selbst so häufig das Wort, daß die neueste Ausgabe seiner Werke aus den 52 Nummern jenes Jahrgangs 32 Beiträge von ihm aufgenommen hat.

In den folgenden Jahrzehnten führten Lessing und seine Freunde das kritische Wort in Berlin, wie in dem nächsten Kapitel zu zeigen ist. Fast am Ende der fridericianischen Zeit erschien eine neue kritische Zeitschrift*), die nicht sehr bedeutend

*) Berlinische gelehrte Zeitungen. Zweiter Jahrgang. 1780. Berlin, bey Joachim Pauli. 830 SS. Im Ganzen 52 Stücke. Ich kenne nur

ist. Sie betrat fast alle Gebiete, in bunter Abwechselung: Theologie, Philosophie, schöne Wissenschaften, Geographie, Medicin, Astronomie, Technik, Architektur. Sie stand im Wesentlichen auf dem Standpunkte der Aufklärung. Charakteristisch für ihren Standpunkt ist eine längere Ausführung, die darin gipfelt, daß man die Alten nicht so unbedingt loben solle; unsere Kenntniß sei umfangreicher, unsere Erziehungskunst hervorragender. Eine dankenswerthe Neuerung dieser Zeitschrift, die, wie ihre Vorgängerinnen, Personalnotizen, Nachrichten über neu erschienene Bücher enthielt, war eine Inhaltsangabe verschiedener periodischer Unternehmungen. Zweierlei schien sie von Lessing angenommen zu haben: das Drängen auf richtige Ausdrucksweise und einen rücksichtslosen, zu epigrammatischer Kürze neigenden Ton. Von einem naturgeschichtlichen Werke heißt es einmal: der Autor habe keine Ahnung von seinem Gegenstande, so daß man dieser ganzen Charteke keinen besseren Platz als im Butterkeller anweisen könne. Schobelt's „Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts" werden mit den Worten abgefertigt: „Die letzten Worte der letzten Note: Ich komme nicht wieder, werden dem Publikum von allen Noten unstreitig am besten gefallen, daher ich auch nicht unterlassen habe, sie abzuschreiben, mit dem sehnlichen Wunsche, daß Herr Schobelt Wort halten möge".

---

diesen zweiten Band, in dem kein Herausgeber genannt ist. Mitarbeiter werden fast nur mit Buchstaben bezeichnet; einmal ist unterschrieben: Beseke, kgl. pr. Kriegsrath und adjunctus fisci. In diesen Zusammenhang gehören die „Berliner gelehrten Anzeigen", die Anfang 1777 bei Haude und Spener herauskommen sollten. (Vgl. Spener'sche Zeitung 10. Oct. 1776.) Ich kenne sie (etwa den Anfang unserer Zeitschrift?) ebensowenig, wie das in Berlin und Leipzig 1776 erschienene „Berlinische Literarische Wochenblatt", 1776 mit lateinischen Lettern gedruckt, 1777 sollte es deutsch gedruckt werden. Es enthielt außer Kritiken auch Berichte über Schauspielergesellschaften und sollte von 1777 an auch Odencompositionen bringen.

Vierzehntes Kapitel.

Lessing und die deutschen Schriftsteller.

Das Zeitalter der Berliner Kritik beginnt mit Lessing. Denn wenn auch einer seiner Freunde ihm voranging, so war es Lessing'scher Geist, der aus ihm sprach. Dieser Freund war Mylius*).

Christlob Mylius, 1722—1754, gehörte nur fünf Jahre lang von 1748 bis 1753 Berlin an. Seine dramatische und journalistische Thätigkeit ist hauptsächlich seiner vorberlinischen Leipziger Periode zuzurechnen; in Berlin war er viel, wenn

*) Litter. Notizen gebe ich in dem folgenden Abschnitt meist nur dann, wenn Goedeke's Grundriß IV, 1, Dresden 1891, die ausgezeichnete Neubearbeitung, im Stich läßt. Nur Nicolai, als Urberliner, mag eine Ausnahme machen. Für Lessing und seinen Kreis sei ein für allemal auf Erich Schmidt's Werk verwiesen, 2 Bände, Berlin 1884—1891. Speciell mag noch das hier besonders in Betracht kommende Schriftchen J. Rodenberg's: Lessing in Berlin (Nat.-Ztg., 14.—18. Febr. 1886) erwähnt werden (auch sep. erschienen, Berlin o. J.). Für die, denen der Abschnitt über Lessing im Verhältniß zu seiner Bedeutung für Berlin zu kurz erscheint, mag daran erinnert werden, daß ich in diesem Werke, dessen Umfang nothgedrungen ziemlich stark werden mußte, gerade über das allgemein Bekannte und von Anderen trefflich Gesagte kürzer hinweggehen zu dürfen mich berechtigt glaubte. Beachtung verdienen, trotz ihres oft unwürdigen Tones, Xanthippus, Berlin und Lessing, Frdr. d. Gr. und die deutsche Litt., Münch. u. Lpz. 1886; Fr. Mehring, Die Lessing-Legende, eine Rettung, in „Die neue Zeit", Stuttg. 1892, Nr. 19—26, Nr. 31—40. — Nur ganz kurz mag auch auf die ausgezeichnete Neubearbeitung der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken durch Muncker hingewiesen werden, von der 8 Bände erschienen sind, Stuttgart 1886—1892.

auch nicht ausschließlich, mit naturwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, welche zur Grundlage seiner nie ausgeführten Entdeckungsreisen dienen sollten. Er war kein Schwindler, aber ein flüchtiger Vielschreiber, der wenig Gediegenheit in seinen Kenntnissen und geringen Ernst in seinen Meinungen besaß. Er brüstete sich mit dem Namen eines Freigeistes, ohne daß er durch tiefes religiöses Nachdenken diesen Namen verdiente, den er einem seiner Wochenblätter voransetzte. In Berlin gab er einige Monate hindurch (1748) den „Wahrsager" heraus, der ganz in der Art früherer und späterer Wochenschriften, nur in weit cynischerem Tone, Berliner Verhältnisse streifte, für gefährlicher gehalten wurde als er wirklich war und schon um deswillen keine große Wirkung übte, weil er auf einen kleinen Leserkreis beschränkt war.

War in dieser Wochenschrift das Litterarische nur gestreift, so bildete es den Hauptinhalt eines Unternehmens, in dem Mylius wirklich eine große Wirksamkeit entfaltete.

Mylius war beinahe zwei Jahre Leiter des Artikels „von gelehrten Sachen" in der Rüdiger'schen (Vossischen) Zeitung und wie es damals üblich war, sein vornehmster, wenn auch nicht sein einziger Mitarbeiter.*) Mit dem Jahrgange 1749 dieser Zeitung begann die litterarische Kritik in Berlin. Es ist daher

*) Ein Ex. der Voss. Ztg. 1749 in der K. B., ein anderes in G. L. St. Viele Artikel, auch einige der von mir benutzten, werden von W. A. Wagner, Lessing-Forschungen, Berlin 1881, bei Danzel-Guhrauer, Berlin 1880, I, 189, 488 ff. (vgl. Er. Schmidt, Lessing I, 174) für Lessing in Anspruch genommen und abgedruckt; die zuversichtliche Behauptung dieser Forscher theile ich nicht. Aus Cunos Zeugniß kann man nicht viel machen, die Beurtheilung Lessing'scher Stücke sind ganz gewiß keine Selbstrecensionen und die Stelle über Mylius selbst „Die Mädcheninsel": der Verfasser habe es „in dieser Gestalt niemals zum Druck bestimmt. Wäre es mit seinem Vorwissen gedruckt worden, so würde es vielleicht ein ganz andres Ansehn bekommen haben. Da es das erste deutsche Originallustspiel in Versen ist, so hätte er gewünscht, Gelegenheit zu haben, es vollkommener zu machen," konnte nicht einmal ein vertrauter Freund, sondern nur Mylius selbst schreiben.

billig, diese Anfänge, die hier als ein Ganzes betrachtet werden mögen, eingehend ins Auge zu fassen.

Der Artikel „von gelehrten Sachen" fehlt in dem genannten Jahrgange fast in keiner Nummer. Von den acht Spalten (4 Quartseiten) füllt er regelmäßig eine, manchmal zwei Seiten und auch mehr. Fast eine ganze Nummer wird mit Uebersetzung der Erwiderung ausgefüllt, die Resnel, Director der französischen Akademie, auf die Rede des Herzogs Marschalls von Belleisle, ertheilte. Der Inhalt der sehr zahlreichen Artikel — manche Nummer bringt mehrere — ist ein sehr verschiedenartiger. Gegenüber Personalnachrichten und Originalmittheilungen überwiegen die Recensionen. Sie beziehen sich vorzugsweise auf drei Gebiete: das naturwissenschaftliche, das theologische und das rein litterarische. Die Kunst wird nur gestreift: neben einer Mittheilung über den Verkauf von Oelgemälden in Reval, steht der Vorwurf gegen den „critischen Musikus an der Spree", daß Euler unter den Musikschriftstellern nicht genannt werde, freilich sei er nicht für den großen Haufen, sondern für den Lehrer der Lehrer. Naturwissenschaft dagegen wird mit Vorliebe gelehrt. Aus den Sammelschriften der Akademie werden naturkundliche Artikel hervorgehoben; große Werke wie des Linnäus Systema naturae ausführlich analysirt, mancherlei selbstständige Mittheilungen gegeben über die Weiderosen, über Grischow's Hyetometer oder Regenmesser, über die von Mich. Rossi in Berlin verfertigten Instrumente, sowohl Springbrunnen, Feuerregen und Feuerkugeln, als seine Fahrenheit'schen Thermometer. Der theologischen Artikel sind nicht allzuviele. Auch die wenigen lassen erkennen, daß ihr Verfasser auf dem Standpuncte der Aufklärung stand, für Gewissensfreiheit eintrat und Glaubensverfolgung mit Scheltworten von sich wies.

Der Hauptnachdruck jedoch wurde auf das Reinlitterarische gelegt. Der Kritiker, in dem man vielfach Lessing hat erkennen wollen, war durchaus der neuen Richtung zugethan. Er lobte die Bremer Beiträge und zeigte trauernd Elias Schlegel's Tod

an. Lessing's damals erscheinenden Schriften, deren erster er nur die Initialen G. E. L. vorsetzte, bei deren zweiter er den Autornamen ganz verschwieg, bezeugte er große Theilnahme. „Die alte Jungfer“ bewies ihm, „daß ihr Verfasser für die Schaubühne geboren zu seyn scheinet“; das Stück wurde von ihm charakterisirt als sehr scherzhaft und doch fein, sehr lebhaft und doch nicht übertrieben, sehr beißend und doch nicht anzüglich; von dem freien Gedicht „der Eremit“, von dem er nur die unverfänglichsten Stellen abdruckte, urtheilte er, „es ist scherzhaft genug, daß man ihm sehr viele Leser versprechen kann und witzig genug, daß man es den Liebhabern der Dichtkunst mit gutem Gewissen anpreisen kann.“

Klopstock liebte er nicht. Bei der Anzeige von Meiers' Lobrede auf den Messias rieth er, das Erscheinen des Werkes abzuwarten, bevor man übereifrig lobe und äußerte sein Bedenken über einige mitgetheilte Hexameter. Bei der Besprechung von J. N. Reichel's „Critik über den Wohlklang des Silbenmaßes“ im „Messias“ (S. 143) machte er sich lustig über die „sklavisch-kritischen Lobsprüche“ dieses „unverschämten Anbeters des Herrn Klopstock“ und schilderte seine Art mit den Worten: „Er sieht es, er fängt an zu lesen, er sperrt Maul und Nase auf und sieht das Silbenmaß an, wie die Kuh das neue Thor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinnen und gibt dadurch einen Beweis von der Feinheit und der scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren.“

Sein schlimmster Feind war Gottsched. Während er dessen Frau manchmal rühmte, ergriff er jede Gelegenheit, den Mann zu tadeln. Dessen „Ode auf das Gedächtniß des westphälischen Friedens“ fertigte er ab mit den Worten: „Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt, aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht.“ Bei der Anzeige der „gesammelten Reden“, gedachte er des darin befindlichen Widmungsgedichts an den König von Dänemark mit der boshaften Bemerkung, „welches, wenn die Würzhändler einmal

eine neue Auflage von dessen Gedichten verlangen sollten, ohne Zweifel, wegen der ganz sanften, platten, natürlichen Schreibart, unter die poetischen Sendschreiben zu stehen kommen wird." Den Hauptschlag gegen ihn führte er in einer Anzeige seiner Sammlung „neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle" (Regensburg, 1749), die also beginnt: „Nachdem endlich der Herr Prof. Gottsched in seinem 50. Jahre, nach den unzähligen Kritiken, welche seine Gedichte haben ausstehen müssen, eingesehen, daß seine bisherige Verse nichts taugen, er aber gleichwohl, man weis nicht, durch was für eine Erscheinung, bey sich völlig überzeugt ist, daß er in der großen Kette der wirklichen Dinge ein poetisches Glied zu seyn bestimmet worden: so hat er hin und her gesonnen, was doch die Ursache seyn möchte, daß sich seine poetischen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen." Er habe in dem Zuhausesitzen den Grund zu sehen geglaubt und sich daher auf Reisen begeben, zuerst mit seiner Frau das „fruchtbarmachende" Karlsbad und dann Wien besucht. Aber man sehe aus seiner Sammlung, „daß seine poetische Stunde noch nicht kommen ist". Aus der dem Karlsbad gewidmeten Ode wird der Ausdruck „wenn ich mit Newtons Röhren, den Ring Saturns, den Mars will ehren" gebührend gestriegelt. Aus einem Schreiben an einen vornehmen Freund in Wien wird der „erhabene Eingang":

> Gepriesner Freund! mein *, dem Phoebus und die Renne
> Von Herzen günstig sind; vernimm, was hier der deine,
> Der noch kein Blatt an Dich in Reimen ausgeheckt,
> Am kleinen Töpelfluß für ein Vergnügen schmeckt.

mit der Bemerkung abgethan: „Man sagt, der vornehme Freund in Wien habe an diesen 4 Zeilen völlig zur Genüge gehabt." Auch die letzten Gedichte „die Donau, die Oberpfalz" — für das letztere vermochte nicht einmal die in Regensburg erfolgte Confiscation Reclame zu machen — werden als den früheren vollkommen ähnlich erklärt und das Buch als „wahrhaftig recht lustig zu lesen" entlassen.

Aber auch wider Andere kann der Kritiker scharf sein. Das Erscheinen der „neuen Fabeln und Erzählungen in gebundener Schreibart“ (Hamburg), kündigt er mit den Worten an: „Der poetische Himmel drohet dem guten Geschmacke mit einem schweren Ungewitter“. Bevor er einige seinen Tadel rechtfertigende Proben mittheilt, faßt er sein Gesammturtheil in die Worte zusammen: „Seltsame Zusammenkünfte, skaramuzische, auch zuweilen etwas saftige Ausdrückungen, leere, einfache Erzählungen, wohinter nichts geschichtsmäßiges, keine Handlung, nichts sich für die Natur der sich unterredenden Dinge schickendes, ist, kahle Lehren, und eine oft matte und ängstliche Schreibart charakterisiren die meisten dieser Fabeln und Erzählungen“ (15. Mai, St. 57). Oder wenn er über Hudemann's Heinsius-Uebersetzung sagt (29. Mai, 64 St.): „Man dachte, die Hudemann'sche Muse wäre gar vollends eingeschlafen; aber sie hat sich noch einmal aufgerichtet, sich ausgedehnt und gegähnet“. Er gibt eine nicht witzlose Grabschrift, „Der Schriftsteller nach der Mode“, die von einem Leipziger Magister begonnen, von einem Jenaer Magisterchen fortgesetzt, durch dessen „zusammengerafftes Geschneuzle“ zu baldigem Ende geführt wurde. Er weiß köstliche Verse der Vergessenheit zu entreißen, z. B. die folgende unbezahlbare Würdigung Friedrich's durch den Nordhausener Pastor Lesser:

So ist Er in dem Feld ein tapferer Soldat,
Und in dem Zimmer Sich Selbst Sein geheimer Rath

oder aus einem Gedichte des Küstriner Conrectors Kising, von dem er sagt, er habe das Anrecht auf die Verfertigung einer deutschen Henriade, über einen Brand in der Nähe der Stadt:

Zusehends schlang die Brunst ein Haus beym andern ein,
Bis über vierzig drey ein Aschenhaufen seyn.
Gott hielt den Wind zurück: denn hätt' er dem befohlen,
So lägen um Küstrin anstatt der Häuser Kohlen

oder endlich aus J. Chr. Cuno's „moralischen Briefen“, die mit scheinbarem Ernste gelobt werden, die Verse:

Der Kirchhof zeigt die Spur von manchen Ruhestäten:
Wir denken kaum daran, daß Leichen Leichen treten,

Und wenn ein frischer Sarg uns in die Nase stinkt,
Begreift man nicht, daß uns zum Tod der Todte winkt, —

denen der Kritiker das Urtheil anhängt: „Hier ist alles schön, bis auf den lieblichen Geruch".

Das war Lessing'sche Art, die von Lessing selbst nun in entschiedenerem Maße gezeigt wurde.

Mylius' Fortsetzer an der Vossischen Zeitung, wenn er nicht schon sein Mitarbeiter war, ist Lessing.

Lessing war vier Mal in Berlin: von Ende 1748 bis 1751, von November 1752 bis October 1755, Mai 1758 bis November 1760, Mai 1765 bis April 1767. Diese zehn Jahre bedeuteten für seine innere Entwickelung viel und waren von starker, wenn auch nicht unmittelbarer Wirkung auf die Genossen, die um ihn lebten. Jede dieser vier Perioden wird gekennzeichnet durch litterarische Erzeugnisse, aber es ist bemerkenswerth, daß kein einziges der größeren Werke, mag es auch in Berlin concipirt und gefördert worden sein, dort vollendet wurde; um Miß Sara Sampson zu vollenden, das dem zweiten Aufenthalte zuzurechnen ist, zog sich der Dichter nach Potsdam zurück.

Das erste Mal wohnte Lessing bei seinem Vetter Mylius, Spandauerstraße 68, in dem späteren Hause Mendelssohn's. Er lebte, wie er schrieb, gemächlich, „was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde". Er ordnete Rüdiger's Bibliothek, fertigte dramatische Kleinigkeiten, übersetzte und schrieb die Zeitung. Von den Dramen seiner früheren Periode entstanden in Berlin und wurden durch Berliner Eindrücke mitbestimmt „Der Freigeist" und „Die Juden". Jenes, vielleicht eine Gefälligkeit gegen den Vater, wurde gewissermaßen eine Verklärung des wahrhaft frommen Geistlichen, wenn auch keine Verdammung des Freigeists, noch weniger freilich eine Verherrlichung. Dieses, einer bisher in Deutschland kaum geahnten Stimmung entsprechend, die Wirkung eines starken Gerechtigkeitsgefühls, schilderte in dem Juden einen edlen, hülfreichen, verkannten Menschen. Lessing's Uebersetzungen, die er wohl zumeist des Broderwerbs

wegen unternahm, möglicherweise auch in der Hoffnung, sich bei den Mächtigen zu insinuiren, galten der französischen Litteratur und zwar einigen Schriften der damals in Berlin lebenden tonangebenden französischen Autoren, Voltaire's kleinen historischen Aufsätzen und Friedrich's Schreiben an das Publikum*); sie sind zum mindesten wichtige Denkmäler von Lessing's Sprache und Stil. Seine wichtigste Thätigkeit bildeten aber die Zeitungsartikel, die Beiträge zu den „Critischen Nachrichten" (1751), zur „Vossischen Zeitung", mindestens von 1750 an**), und das als Beilage zu dieser Zeitung April bis December 1751 herausgegebene „Neueste aus dem Reiche des Witzes". Diese Recensionen, die auch in den späteren Jahrgängen der Vossischen Zeitung gelegentlich fortgesetzt wurden, beginnen eine neue Aera der litterarischen Kritik. Mit umfassender Kenntniß, großer Kühnheit, scharfem Hohne, mit vollkommener Freiheit von jedem Autoritätsglauben wurden die neuen Erscheinungen besprochen. Gegen die Franzosen regte sich der Widerspruch: Voltaire zwar blieb unbeanstandet in seinem Ruhm, aber Rousseau und Diderot mußten sich trotz aller Anerkennung starke Gegenreden gefallen lassen. Werthlegung auf richtigen deutschen Ausdruck wurde mit aller Entschiedenheit anempfohlen und die Manie der Deutschen, auch das Schlechteste zu übersetzen, getadelt. Die wahre Religion wurde gepriesen, im Gegensatz zu dogmatischen Spitzfindigkeiten und theologischen Schulstreitigkeiten; in solchen Auseinandersetzungen gelegentlich einmal der wahrhaft aufgeklärte Satz vorgetragen: „Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht". Außer theologischen besprach der junge Kritiker als tüchtiger Kenner auch historische

*) Sie sind eben neu herausgegeben von E. Schmidt. Berlin 1892.

**) „Von gelehrten Sachen im Jahrg. 1751 der Berl. privil. Zeitg." ist von B. A. Wagner herausgegeben, Berl. Neudrucke I, 5. 6. Berlin 1889.

und geographische Arbeiten, auch sie und ihre Autoren oft durch mitleidslose Ironie vernichtend, zeigte sich als wahrer Polyhistor, ging aber gegen die unwirklichen Vielwisser ohne Erbarmen los. Hauptsächlich indessen wendete er sich den Werken der schönen Litteratur zu. Als strenger Wächter des poetischen Paradieses hütete er mit feurigem Schwert den Eingang, wies alle die kleinen Eindringlinge mit einer oft übermäßigen Strenge zurück und vertrieb den viel gelobten und noch mehr gefürchteten Gottsched aus dem Lande, in dem er so lange geherrscht hatte. Durch Lessing's Berliner Kritiken wurde Gottsched's Herrschaft endgültig vernichtet.

Hatte Lessing während seines ersten Berliner Aufenthalts nur mit Mylius und anderen Litteraten gleichen Ranges verkehrt, so trat er während seines zweiten — er wohnte auf dem Nicolaikirchhofe an der Eiergasse — mit Mendelssohn, Ramler, Nicolai in nähere Verbindung. Gewiß gab er ihnen mehr, als er von ihnen empfing, aber durch sie wurde der junge Litterat in eine Sphäre der guten bürgerlichen Gesellschaft geführt, die er bisher wenigstens in Berlin nicht kennen gelernt hatte. Diese lange zweite Periode war mehr die einer ernsten Vorbereitung als eines Abschlusses: damals wurde die erste Sammlung der Schriften veranstaltet, der journalistische Feldzug fortgesetzt. Gekennzeichnet wurde diese Periode durch die Arbeit an „Miß Sara Sampson", für welche die mit den Berliner Freunden über die bürgerliche Tragödie geführten Unterhaltungen gewiß förderlich geworden waren. Aber das Stück selbst, über dessen Aufführung noch später zu sprechen ist, bewegte sich auf einem Gebiete, das dem damaligen Berliner Publicum fern war und blieb, und machte weder bei der Lectüre noch bei der Aufführung in Berlin einen großen Eindruck. Der damalige Theatergeschmack der Residenz war solchen Bemühungen fremd. Für Lessing dagegen, der grade seine „theatralische Bibliothek" herausgab, wurde das Werk und die dramaturgischen Studien, die ihm folgten, eine wichtige Stufe in seiner Entwickelung.

Dieses dramatische Interesse war auch die nächste Veranlassung, daß Lessing von Berlin nach Leipzig ging, wo er zum Bedauern Mendelssohn's viel mit Schauspielern lebte; „Sie hätten," schrieb der Treue, „hier ruhiger sein können als in einer solchen geschäftigen Gesellschaft". Selbst als er nach Berlin zurückkehrte — diesmal wohnte er in der Heiligengeiststraße, Ecke der Heiligengeistgasse — glaubte er noch in erster Linie Dramatiker zu sein. Denn es war ihm, wie man noch jetzt aus seinen zahlreichen dramatischen Plänen und Entwürfen ersehen kann, Ernst mit seinen an Gleim gerichteten Worten: „Ich schreibe Tag und Nacht und mein kleinster Vorsatz ist jetzo, wenigstens noch dreimal so viele Schauspiele zu machen, als Lope de Vega. Eh'stens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können." Der Faust freilich blieb Fragment und fertige Dramatica zeitigte der dritte Berliner Aufenthalt nicht; dagegen Fortsetzung des kritischen Feldzuges, in dem nun, statt Plänkeleien, wirkliche Schlachten geliefert wurden. Nicht mehr als unselbständiges Anhängsel oder als selbständiges Beiblatt einer Tageszeitung, sondern als unabhängiges Wochenblatt erschienen wöchentlich in einem Bogen vom 4. Januar 1759 bis 4. Juli 1765 die „Briefe die Neueste Litteratur betreffend" (im Ganzen 24 Theile).*) Weder Herausgeber noch Mitarbeiter waren genannt — der Anonymität war man in kritischen Werken ebenso gewohnt, wie der Briefform — aber der Umstand, daß die Zeitschrift im Nicolaischen Verlag

*) Zur Litteratur über die Litteraturbriefe Goedeke IV, 1, 162, Nr. 60, Schmidt, Lessing II, 793. — Dazu Nicolai, Ueber das Verbot der Litteraturbriefe, N. Berl. Monatsschr. 1807, 18 Bd., S. 340 ff. Das Verbot, auf Denunciation Justis, 13. März 1762, wurde bald wieder aufgehoben. — Eine Fortsetzung und Nachahmung mag in dieser Anmerkung erwähnt werden: Neue Litteratur-Briefe. Erstes Bändchen. Berlin bei Fr. Viehweg 1786. (Nur soviel ist mir bekannt.) Sehr unbedeutend; eigenartig nur dadurch, daß die Briefe häufig an die Recensirten selbst gerichtet sind.

erschien, deutete den Kreis an, welchem sie entstammte und die Klaue verrieth den Löwen. Freilich Lessing war nicht der einzige, nicht einmal der Hauptverfasser der „Briefe“. Hervorragenden Antheil nahm er nur an den sechs ersten Theilen; dem 7. 14. und 23. steuerte er je einen Brief bei. Nicht also die Hauptmasse rührte von ihm her — sie wurde auch in den ersten Theilen von seinen Mitbegründern, Mendelssohn und Nicolai, der sich das eigentliche Verdienst der Begründung zuschrieb, in den folgenden, außer von diesen, von Abbt, Resewitz, Sulzer und Grillo geliefert — wohl aber Ton und Art, in die seine Genossen sich mit Lust, aber ungleichem Geschick hineinarbeiteten. Trotz ihrer redlichen Bemühungen, trotz der Kenntnisse, durch welche Einzelne Lessing häufig übertrafen, wie etwa Resewitz in der Pädagogik und Mendelssohn im Hebräischen, verlor die Zeitschrift, nachdem Lessing sich entfernt hatte, an Wirkung und Ansehen. Denn nicht durch jene, sondern nur durch Lessing waren die Briefe „die erste deutsche Zeitschrift*) geworden, die mit unbefangenem Geiste und kraftvoller Kritik Veraltetes und Mittelmäßiges gleichviel von welcher Partei es unterstützt wurde, verwarf, der werdenden Litteratur eine freie Bahn brach, auf das Alterthum zurückging und den Engländern, besonders auch Shakespeare, gerecht zu werden suchte.“ Die Begeisterung, mit der Shakespeare gepriesen wurde, mit demselben Eifer wie später, wenn auch nicht mit dem nachmals so stark ausgeprägten Gegensatz gegen die Franzosen, die erste wirklich congeniale Aeußerung eines Deutschen über den großen Briten eröffnete die gewaltige segensreiche Wirksamkeit, die Shakespeare auf die deutsche Litteratur übte und die bald auf dem Berliner Theater sich zu äußern begann. Auch auf anderen litterarischen Gebieten zeigte sich Lessing als Entdecker: er wies nachdrücklich auf die Volkslieder hin und deutete, ohne doch in die Ueberschwänglichkeit des Entdeckers zu gerathen, auf die Schätze, welche in

*) Goedeke IV, 1, S. 130.

der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts verborgen lagen. Solcher Hervorhebung heimischer und ausländischer Kostbarkeiten stand die Herabsetzung vermeintlicher Berühmtheiten gegenüber. Noch ein paar letzte Stöße empfing Gottsched, ein paar Gnadenhiebe, um anzudeuten, daß der am Boden Liegende nicht völlig todt sei. Mit den alten Fechterkünsten wurden die Uebersetzer abgethan, die sorglos in ihrer Wahl und schnellfertig mit der Ausführung oft genug unbedeutende Werke in unwürdigster Gestalt dem Publicum darboten: „dergleichen schlechte Uebersetzer sind unter der Kritik". Auch kleine Geister wurden mit unsäglicher Verachtung und grausamer Ironie abgethan; „elende Scribenten," die nun in Folge von Lessing's Hohn ein trauriges Dasein in der Litteraturgeschichte fristen müssen. Einer der wesentlichen Unterschiede zwischen dieser kritischen Arbeit Lessings und ihren Vorläufern war der, daß außer den abgethanen Größen und kleinen Geistern nun auch jüngere Schriftsteller von Ruf, die bereits eine Schar beifallslustiger Verehrer um sich gesammelt hatten, befehdet wurden. Bei den deutschen Dichtern und Kritikern war es zum stehenden Satz geworden, daß es auf dem deutschen Helikon herrlich wäre; die Einzelnen beeiferten sich, ihre Genossen und sich selbst mit berühmten Poeten des Alterthums zu vergleichen. Im Gegensatze zu einer solchen Manie, die durchaus nicht einer harmlosen Spielerei gleichzusetzen war, verkündete Lessing gleich am Anfange der kritischen Abrechnung seinem Correspondenten, einem preußischen Officier: „Die zwei gefährlichen, mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. (Gegen hundert Helden und tausend Thaten) kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten."

Unter den deutschen Schriftstellern, die mit solcher Bezeich-

nung gemeint waren, sind zunächst Wieland und Klopstock zu nennen, die beiden, die wirklich mit Lessing das klassische Zeitalter unserer Litteratur begründeten. Wieland wandelte aber damals seine seraphischen Wege und bildete sich ein, als Dramatiker Lorbeeren zu erringen. Lessing war der Erste, der diese Wege und Ansprüche für falsch erkannte und mit größter Entschiedenheit vor der Verfolgung beider warnte. Schon in einer Besprechung Wieland's, dem unverhohlen ein Plagiat nachgewiesen wurde, kamen ernste Wendungen gegen des Schriftstellers erheuchelte religiöse Gesinnung vor: „Die christliche Religion ist bei Hn. W. immer das dritte Wort. Man prahlt oft mit dem was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine." Häufiger und entschiedener aber zeigte sich die religiöse Anschauung Lessing's, zu deren Formung und Vertiefung der Berliner Verkehr gewiß nicht bedeutungslos gewesen war, in den Wendungen gegen Klopstock und seine Jünger. Schon der Meister, dessen „Messias" mit dem nöthigen Respect behandelt wurde, mußte über seine geistlichen Lieder das bittere Wort vernehmen, „sie sind so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet". Seine Jünger aber, Cramer und dessen Schildknappen, wurden weit härter angegriffen. Mit besonderer Strenge wehrte Lessing des Ersteren Satz ab: „Rechtschaffenheit ohne Religion seien widersprechende Begriffe". Bei dieser Abwehr brauchte er den schönen Satz, der als reife Frucht der Aufklärungsideen bezeichnet werden muß: „Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unsere Bewegungsgründe rechtschaffen zu handeln vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten als den rechtschaffenen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten können neue Bewegungsgründe rechtschaffen zu handeln werden und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne

Wirkung bleiben müssen? Daß es keine Redlichkeit gibt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?"

Der Kämpfer, der in so rücksichtsloser Weise nach allen Seiten Schläge austheilte, war kein mürrischer, griesgrämiger Geselle. Vielmehr war er mit Ramler und anderen Freunden heiter und ausgelassen, ein gerngesehener Theilnehmer fröhlicher Trinkgelage, ein Sänger übermüthiger Zechlieder. Mit Sehnsucht dachte er später an die mit Ramler's Freunden verbrachten Freitag-Abende zurück und wünschte „noch itzt alle Wochen einmal in Gesellschaft soviel rechtschaffener Leute sich satt zu essen, satt zu lachen und satt zu zanken."

Als Lessing das vierte und letzte Mal nach Berlin kam, begann er, wie er bescheiden schrieb, „ein Mann zu werden". In Wirklichkeit war er der erste Schriftsteller Deutschlands. Er hatte die fünf Breslauer Jahre, die arbeits- und entwicklungsreichsten seines Lebens, dazu benutzt, um „Minna von Barnhelm" zu vollenden und die Materialien zum „Laokoon" der Ausarbeitung nahe zu bringen. Er fand in Berlin die alten Freunde, er besaß in Ch. F. Voß einen zuverlässigen, ihm nahestehenden Verleger. Und doch ging er von Berlin fort. Die Gründe seines Wegganges sind nicht bloß in dem zufälligen Ruf zu suchen, den er nach Hamburg erhielt, sie lagen vielmehr tiefer. Zunächst fühlte er sich seinen Freunden innerlich entfremdet, trotz aller Herzlichkeit, die er später in einzelnen Momenten heftig empfand: die merkantilische Rührigkeit, die immer stärker hervortretende Eitelkeit Nicolai's stießen ihn ebenso ab, wie Ramler's schulmeisterliche Pedanterie und selbst des guten, aber stets scheuen Moses rücksichtsvolle Bewunderung konnte ihm lästig werden. Sodann war es das Unbehagen des freien Schriftstellers, in dieser großen „verzweifelten Galeere" von den fleißigen Beamten, die mit ihm lebten, als Müßiggänger angesehen zu werden und doch die Gewißheit, „das Einzige, worauf ich so bange gehofft, und worauf man mich so lange vertröstet," nicht zu erlangen. Was das Einzige auch gewesen

sein mag, die Stellung eines Theaterdirectors, zu der ihm Quintus Icilius, die eines Bibliothekars, zu der ihm Nicolai, die eines Directors des Joachimsthalschen Gymnasiums, zu der ihm Stosch verhelfen wollte — alle mit wenig Eifer und viel Flunkerei —; man muß in den Klageruf Gleim's ausbrechen, der bei Lessing's Scheiden aus Berlin ertönte: „Ein böser Geist bringt Berlin um den Ruhm eines deutschen Athens". Endlich aber — und dies war das Entscheidende — wurde Lessing durch seine Abneigung gegen das fridericianische Berlin fortgetrieben. Gewiß warf er manchmal, von Leipzig und von Breslau aus, sehnsüchtige Blicke nach der preußischen Residenz, aber diese Sehnsucht war weniger eine Folge des Guten, was er in Berlin erhoffte, als des Peinlichen und Unbehaglichen, das er, sowohl in Umgang als in Beschäftigung, in jenen Städten auszustehen hatte. Man geht gewiß zu weit, wenn man, wie es neuerdings geschehen ist, „Minna von Barnhelm" eine vollkommene Satire auf das preußische Regiment nennt, aber denen gegenüber, die im „Soldatenglück" eine Glorificirung preußischen Wesens sahen und in der gelegentlichen Rühmung der Güte des großen Königs Gipfel und Tendenz des Stückes erblicken wollten, hatte Nicolai gewiß Recht, als er in dem Stück viele Stiche auf die preußische Regierung fand. Lessing, der freie Mann, wünschte keine Unterstützung seitens eines Mäcens und wie er später den im Voraus als Schmeichler denuncirte, der jenes Zeitalter der Litteratur das Friedrich's des Zweiten zu nennen wagen würde, so sah er verächtlich auf alle die Dichterlinge hin, die sich nach den großen Kriegsthaten immer lobeifriger und belohnungssüchtiger um den großen Helden drängten. Lessing, der deutsche Mann, der als Inhalt seines ganzen Lebens den Kampf betrachtete für die deutsche Sprache, für ihre Befreiung von den übermächtigen Schwestern, für die Ebenbürtigkeit der deutschen Litteratur mit den übrigen Litteraturen, sah ohnmächtigen Zorns auf die Herrschaft des französischen Geistes. Lessing, der wahrhafte Aufklärer, meinte — und nur darin hatte er

Unrecht — in der Berliner Aufklärung Halbheit und Unaufrichtigkeit, Frechheit und Zügellosigkeit zu sehen. In dem Momente, da Lessing aus Berlin schied, erklärte er, „es werde ihm nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen“; nur seine Freunde würden ihm theuer bleiben, „aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten“ und dann folgt ein bedeutungsvoller Gedankenstrich, der sich von selbst erklärt. Deutlicher wurde er (Nov. 1768), da er ausrief: „Wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen“. Am deutlichsten endlich erklärte er sich in jener berühmten Ausführung (Aug. 1769), die ebensowenig wie die früheren ein Ausfluß augenblicklicher Verstimmung oder eine Nachwirkung erlittener Kränkungen, sondern ein Resultat redlichen Nachdenkens ist, und die, wenn sie auch ein trauriges Zeugniß für die Beurtheilung Berlins seitens des größten damaligen deutschen Schriftstellers ist, an dieser Stelle nicht fehlen darf:

„Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.“

Lessing's wahrster Freund in Berlin war Mendelssohn. Ihm folgten die Aufklärer, besonders die Juden. Sie bildeten sich an Lessing's Stil und Anschauungsweise, in der sie manche ihrer Eigenschaften: Verstandesklarheit, scharfe logische Zuspitzung zu erkennen glaubten. Sie wurden nicht müde, sich an seinen prosaischen Schriften zu erbauen; „Nathan", in dem man Mendelssohn zu erkennen glaubte, wie einige seiner Getreuen in anderen Personen des Stückes, wurde ihre weltliche Bibel. So weit ging ihr gläubiger Eifer, daß sie keine Götter neben ihm duldeten und ihre geistige Schätzung so durchaus nach ihm bestimmten, daß sie ungerecht wurden und unempfänglich blieben gegen Große, die nach ihm kamen.

In dieser Einseitigkeit der consequenteste war Lessing's christlicher Freund Ch. Fr. Nicolai, 1732—1811*), in Berlin geboren und gestorben, nur wenige Jahre außerhalb Berlins, in Halle und Frankfurt a. O. zubringend. Er war Kaufmann, ein mächtiger Buchhändler und Verleger, in seinem Geschäftskreise hoch angesehen, von einem großen Freundeskreise umgeben, in der Stadt beliebt, ein munterer Erzähler, ein angenehmer Ge-

*) Ueber Nicolai die vortreffliche Zusammenstellung D. Jacoby's bei Goedeke IV, 1, 168—175. Der in der K. B. aufbewahrte Briefwechsel bot neuerdings zu vielfachen Veröffentlichungen Veranlassung, leider nicht zu einer erschöpfenden Biographie. Göckingk's Buch (1820) war schon für seine Zeit ungenügend. Recht brauchbar Muncker in A. D. B. 23, 580 bis 590. Sehr umsichtig und fleißig Minor in: Lessing's Jugendfreunde. (Kürschner D N. Lit. 72, S. 276—323.) Einzelnes in G. Ellinger's Neudruck des „Kleinen feynen Almanachs" (Berl. Neudr. I, 1. 2). Der „Sebaldus Nothanker", freilich mit den Chodowieckischen Kupfern, würde einen Neudruck verlohnen. Die Stelle Bürger's im Briefwechsel I, 119fg. Die mitgetheilte Stelle Seb. Noth. II, 25fg. — Allgemeine und Neue allgemeine deutsche Bibliothek, im Ganzen 225 Bände nebst 31 Bänden Anhängen, erschien 1765—1806, bis 1792 und von 1801 in Nicolai'schem Verlage, Berlin und Stettin, von 1792—1800 (während der Zeit des preußischen Verbots) in Kiel im Bohn'schen Verlag. — (Parthey), Die Mitarbeiter an Fr. Nic. A. D. B., Berlin 1842, bedürfte einer neuen Bearbeitung, wie an einzelnen Beispielen in Z. f. G. d. Juden in D. V, S. 82fg. gezeigt ist.

sellschafter, ein treuer Freund. Wenn man ihn auf dem Therbusch'schen Bilde sieht, inmitten einer zahlreichen Familie, gleichsam als Patriarch thronend, so hat man die beste Vorstellung von ihm. So wollte er herrschen, auch in der Litteratur, liebreich zu seinen Kindern, wenn sie seinen Willen thaten, hoheitsvoll und streng, wenn sie versuchten, ihre eigenen Wege zu gehen. Denn für ihn gab es keine anderen Wege, als die einmal von ihm betretenen. Wo Lessing, Moses und er gewandelt — und es bildete sich allmälig bei ihm die Idee, daß er der eigentliche Pfadfinder gewesen sei — da war es gut gehen und wohnen auch für die Uebrigen. Daher wies er Alle zurecht, die andere Wege einschlugen. Die Vertreter der Volkslyrik verspottete er in seinem Almanach; die Dichtung der Stürmer und Dränger, Goethe voran in seinen „Freuden Werther's", Schiller's ästhetische Ansichten in seiner „Reise durch Deutschland", einem vielbändigen Werke, in dem er ein Arsenal von giftigen Pfeilen aufstapelte; die Philosophen, Kant und Fichte voran, in zahllosen akademischen Abhandlungen und dickleibigen Büchern. Sie Alle vergalten ihm seinen Zorn. Von den harmlosen Halberstädter Dichterlingen an bis zu Schelling — dazwischen stehen die giftigen Xenien und der unfläthig grobe Fichte — wurde er gehänselt und geschmäht, ohne daß er dadurch an seinem Selbstbewußtsein das Geringste verlor und an seinem Einfluß sonderlich viel einbüßte.

Dieser Einfluß war groß und wohlverdient. Man thut ebenso unrecht, wenn man von Nicolai als einer Persönlichkeit spricht, die nur in dem ersten Jahrzehnte ihres schriftstellerischen Wirkens etwas geleistet und dann wie eine abgethane Größe weiter vegetirt habe, wie wenn man überhaupt ihn und die Seinen mit dem Schlagwort nüchterner Aufklärerei abfertigen zu können meint. Gewiß war der einseitige Aufklärungsstandpunct der Poesie schädlich, weil er die Gebilde der Phantasie haßte und am liebsten aus seinem Reiche verdrängt hätte, aber gehört denn — so darf auch der Dichtkunst eifriger Verehrer fragen —

der Menschheit Dienst ihr allein? Jene Zeit, die eine Durchgangsstufe für eine neue Wissenschaft wie für eine neue Kunst darstellte, forderte dringend die Befreiung von Vorurtheilen aller Art. Dieser Kampf gegen das Dunkel mußte mehr von groben Keulenträgern geführt werden als von zierlichen Lanzenschwingern; er konnte nicht in einem kunstmäßigen Turnier gegen einen Hauptkämpen, sondern er mußte in beständigem Anprall gegen die Massen ausgefochten werden. In diesem Kampfe war Nicolai Meister, und in der consequenten Durchführung dieses Kampfes besteht sein Ruhm. Die Erreichung des Ideals der Humanität ist einer der schönsten Ruhmestitel unserer Classiker; unter denen, die zur Erlangung dieses Zieles mit- und vorgearbeitet haben, stehen die Aufklärer von Nicolai's Schlage obenan.

Eigensinnig und kurzsichtig, rechthaberisch und einseitig, all' das mag Nicolai gewesen sein, aber er war kein Heuchler und Lügner; die Wahrheit, wie er sie erkannte, verleugnete er nie. Vielmehr bemühte er sich, ihr auf den verschiedensten Gebieten zu dienen, dem der Geschichte, Dichtkunst und Kritik.

Nicolai's Verdienste als Historiker sind unbestritten. Am meisten that er für Berlin. Sein großes der Residenz gewidmetes Werk, von dem noch in anderem Zusammenhange zu sprechen ist, stellte mit Genauigkeit und Geschmack das Bekannte zusammen und wurde eine wichtige Fundgrube für alle späteren Bearbeiter. In zahlreichen Einzeluntersuchungen stellte er, meist anknüpfend an Tagesfragen, auf Grund einer reichen Belesenheit oder besonderer archivalischer Forschungen Berlinische Facta fest, gern bereit, durch solche Aufhellungen der Sache der Aufklärung zu dienen. Mit Vorliebe erzählte er litterarische Vorkommnisse, in denen er mit Recht oder Unrecht eine Rolle gespielt zu haben meinte. Gern führte er in leichten Erzählungen die fridericianische Zeit vor. Da auch er in seiner reichen Erdenlaufbahn die Richtigkeit des Goethischen Ausspruchs zu erproben hatte: „Lange leben, heißt Viele überleben“, so schilderte er Viele, mit denen er länger oder kürzer zusammen gewesen war: Abbt,

Engel, Teller, Möser, Ew. Kleist, Schirach, Thiébault u. A. Ihnen waren Gedächtnißschriften, Erinnerungsblätter gewidmet, bei denen in die freundliche Anerkennung der Verstorbenen wehmüthige Klagen des Alternden hineinklingen, ungemessenes Selbstlob mitunter mißtönend wirkt.

Als Dichter bedeutete Nicolai wenig, wenn er in komischen Erzählungen und breiten Romanen die Meinungen eines Einzelnen zu bekämpfen unternahm. Aber er gewann einen hervorragenden Platz, wenn er einen lebendigen Stoff, wie in „Sebaldus Nothanker" ergriff. Dies Buch, das einen ungeheuern Erfolg hatte, in mehreren außerordentlich starken Auflagen, Nachdrucken, Uebersetzungen verbreitet, von der Kaiserin von Rußland ausgezeichnet wurde, fand nicht bloß bei den Urtheilslosen Beifall. Selbst Bürger, der Nicolai's Ware nicht eben blind bewunderte, schrieb damals: „Endlich hat sich denn doch einmal einer eines Originalstoffs bemächtigt und ihn meistentheils schön verarbeitet". Wirklich war es ein Originalstoff, nicht fremden Mustern entlehnt oder aus fernen Ländern entnommen. Deutsches Leben ward hier geschildert, Zustände und Personen der damaligen Zeit vorgeführt. Nicht darin liegt die Bedeutung des Romans, daß einzelne seiner Figuren, wie Stauzius, Säugling und Rambold, die durchsichtigen Masken von Goeze, J. G. Jacobi und Riedel trugen — was Nicolai fast leid that — auch nicht in der Intriguenführung und Lösung, die recht willkürlich ist, sondern in der naturgetreuen Wiedergabe des Gesehenen und Erlebten. Das sind die Pfarrer, die wegen ihrer religiösen Richtung litten, sich nicht selten in thörichte Untersuchungen und seltsame Abenteuer einließen, dies sind die Litteraten und Verleger damaliger Zeit, dies sind die Adligen mit ihrem Hochmuth, ihren gesellschaftlichen Unarten, ihrer Unterdrückung redlichen und vernünftigen Strebens. Die Berliner Geistlichen waren so geschildert, daß Chodowiecki bei der Vorführung seiner köstlichen Predigertypen sich dadurch ohne Weiteres inspiriren lassen konnte. Solche Beobachtung kleiner wirklicher

Züge, denen eine neue Schule alleinige Berechtigung zuerkennt, ist ja gewiß nicht die höchste Poesie; aber wo gibt es in der ganzen damaligen Litteratur eine naturwahre Schilderung, wie die folgende Beschreibung des Sonntagspublicums im Berliner Thiergarten.

„Es war drey Uhr, und es war also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen und sich und ihr Leben, bey einem Spaziergange und bey einem geringen Labetrunke herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeessen füllten die Zelter an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weißagten neue Auflagen und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen. Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmes Standes sein sollte, war itzt vom gemeinen Manne, im besten Anputze und voll fröhliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hut köstlich geputzt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste, die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke übereinandergezogen, und ihre neuen kalmankenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre fünfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickten. Die große Allee von der Stadt her, war von Spaziergängern zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe, und Aufsätze

nach der neusten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden."

Seine Hauptthätigkeit entfaltete Nicolai als Kritiker. Mehr als ein halbes Jahrhundert war er Herausgeber kritischer Zeitschriften und ihr Hauptmitarbeiter, der auch die Arbeit der Genossen zu bestimmen suchte. Er ging aus von der schönen Litteratur und endete mit einer kritischen Rundschau über das gesammte Wissenschaftsgebiet. Zuerst mengte er sich in den Streit der Parteien und lavirte in ihm, ohne sich bestimmt für eine zu entscheiden; zuletzt suchte er den Ton zu dictiren, den die Männer der Wissenschaft reden, den Weg vorzuzeichnen, den die Wissenschaft gehen sollte. 1755 gab er allein die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" heraus. Sein Muster zu diesen Briefen, nicht bloß zur Briefform, sondern auch zur Ausdrucks- und Betrachtungsweise, war Lessing. Ihm folgend stellte er Gottsched nur als einen todten Mann hin, richtete seine Hauptangriffe gegen die Schweizer Dichter und forderte in ästhetischen Dingen eine unerbittliche Kritik. Die Wirkung der Briefe war die Vernichtung von Bodmer's Einfluß und das Schwinden der Vorstellung, daß der Streit zwischen Sachsen und Schweizern die eigentliche Hauptangelegenheit des litterarischen Deutschlands sei. Auf die Briefe folgte 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", die in Leipzig erschien und schon 1759 auf C. F. Weiße überging. Sie hatte weder unter der früheren noch unter der späteren Leitung große Bedeutung: Muth und Angriffslust des ersten litterarischen Waffenganges waren verraucht, statt deren herrschte große Zahmheit in der Beurtheilung der Litteraturgrößen und die schon damals dem Antiquirtsein nahe Anschauung, daß das Moralisirende, Lehrhafte Hauptinhalt und Grundzweck der Dichtung sei. Immerhin übte die Zeitschrift, deren Herausgeber sich theoretisch viel mit dem Trauerspiel beschäftigte, eine gute Anregung aus durch ihr Preisausschreiben für die beste Tragödie. Dann folgten die „Litteraturbriefe", die schon oben gewürdigt wurden.

Nicolai's eigentlicher Ruhmestitel aber ist die 1765 begründete und fast bis zu seinem Tode fortgeführte „Allgemeine deutsche Bibliothek“. Dieses Werk, das schon durch seinen Riesenumfang und die Consequenz seines Herausgebers imponirt, ist ein lautes Zeugniß für dessen schlechte und gute Eigenschaften: für seine Einseitigkeit und Rechthaberei ebensowohl als für sein treues Festhalten an einer großen idealen Aufgabe. Gewiß war es eine große Recensiranstalt, in der manche Wichte des Herren Lied sangen, dessen — übrigens kärglich zugemessenes — Brot sie aßen, aber Nicolai konnte ebensowenig die Meinung all der Einzelnen dictiren, wie die Mitarbeiter im Allgemeinen sich eine Bestimmung ihres Standpunctes anweisen ließen. Es ist eine grobe Verkennung des Werkes, wenn man es nach den Recensiönchen über schöne Litteratur beurtheilen will, die von vornherein als Beiwerk angesehen und endlich fast ganz ausgeschlossen wurden; wenn man nur Merck, der sich bald zurückzog, Eschenburg, Knigge, Musäus, die bedeutendsten Recensenten des litterarisch-ästhetischen Faches, namhaft macht und mit einem Seitenblick auf die vielen damals lebenden hervorragenden Vertreter dieser Richtung die Inferiorität des Berliner kritischen Instituts dargethan haben will. Sind denn wirklich Biester, Böttiger, Blankenburg, Dohm, Engel, Ersch, Gatterer, Griesbach, Henke, Hermbstädt, Heyne, Jakobs, Iselin, Klein, Langer, Reinhold, Resewitz, Schlözer, Schmid-Phiseldek, Sprengel, Tychsen, — sind denn diese und andere Historiker, Politiker, Statistiker, Archäologen, Orientalisten, Philologen überhaupt, Juristen, Philosophen, Physiker und Mediciner lauter Leute, die man in Bausch und Bogen verdammen kann? Oder sind es nicht vielmehr Mitarbeiter, die jede Zeitschrift gern in den Kreis der Ihrigen aufnahm? Keine kritische Zeitschrift in Deutschland kann durchweg Musterleistungen aufweisen: neben meisterhaften Einzelarbeiten in der „Jenaer Litteraturzeitung“ oder den „Berliner Jahrbüchern“ steht viel Mittelgut, mit dem die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ recht wohl den Vergleich aushalten, dem sie manches Werthvollere

voransetzen kann. Man darf kühnlich behaupten, daß der Leser eines beliebigen Jahrganges dieses Riesenwerkes einen, wenn auch nicht vorurtheilsfreien, aber immerhin verständigen und lehrreichen Ueberblick über den Stand des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland erhalten kann, daß unterrichtende Referate, verständige kritische Bemerkungen durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Eine Einseitigkeit Nicolais aber, die man ihm als besondere Unehre angehängt hat, sichert der Zeitschrift eine bleibende Bedeutung: sein unermüdlicher Streit für die Aufklärung, sein unaufhörlicher Kampf wider Schwärmerei, Kryptokatholicismus, Pfaffenherrschaft, Unduldsamkeit, die er bis in ihre äußersten Schlupfwinkel verfolgte und selbst da aufsuchte, wo sie sich gar nicht befanden. Nicht mit Spott sollte man die „Bibliothek" betrachten, sondern mit ernster Achtung. Sie war von außerordentlicher Einwirkung, wie Gervinus sagt, „durch die stete eintönige Wiederholung der einfachen Wahrheit, daß theologische Streitigkeiten nicht Religion seien, daß die Religion nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk sei ... Durch sie wurde Duldsamkeit ein Wahlspruch der Zeit." Und so mögen die Betrachtung Nicolais die folgenden dem Schriftsteller und seinem Hauptwerke geltenden Sätze Biesters abschließen, der wie Tiedge und andere wackere und urtheilsfähige Männer den verstorbenen Freund ebenso beklagte, wie er dem Lebenden gehuldigt hatte. Sie lauten: „Ein Werk von solchem Umfange über unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland und von solchem Einfluß auf alle Provinzen desselben, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweisen hat! Nun erst erfuhr Deutschland, was überall litterarisch in ihm vorging; es lernte sich selbst kennen und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit sich selbst ... Dies Werk hat eine Wirksamkeit geäußert, die eine wahre Revolution von der heilsamsten Art in allen Theilen der Wissenschaft und Cultur, ja in der ganzen Denkungsweise des deutschen Volkes hervorbrachte. Wer drei kritische Werke begründet oder herausgegeben hat, wie die Leipziger

Bibliothek, die Litteraturbriefe und die allgemeine Bibliothek und zwar zu einer Zeit, wo nichts Aehnliches vorhanden war, der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm schon durchmessen worden ist."

War Lessings Geist in seinem kritischen Nachfolger wirksam, wenn auch in einer gewissen Entartung, so zeigte er sich nicht lebendig in den Poeten. Keiner der nach Lessing kommenden Lyriker und Dramatiker, von denen wenigstens einige hervorgehoben werden sollen, kann als Lessings ebenbürtiger Genosse bezeichnet werden.

„Die unglückliche Liebe für die französische Litteratur benimmt der deutschen alle Hoffnung eines besseren Fortganges." So klagte Mendelssohn im Jahre 1767*). Gegen Ende dieser Periode schwand die Alleinherrschaft des Französischen, so daß ein im Ganzen wohlunterrichteter Zeuge**) (1783) nicht ganz mit Unrecht sagen konnte: „Man ist im Ganzen hier nicht französisch. Ich habe fast noch nirgends, weder in Deutschland noch in England, mit solcher Stärke und zugleich solcher Gründlichkeit gegen die Franzosen reden hören ... Die angesehensten Männer hier sprechen mit jedem Fremden, von dem zu vermuthen ist, daß er deutsch versteht, deutsch. . . . Ein Franzose zu sein gibt bei den besten Menschen hier ganz und gar keinen Anspruch auf vorzügliche Achtung."

Trotz der großen, in den ersten Jahrzehnten fast allgemeinen Verbreitung des Französischen, trotz der offenen Begünstigung dieser Sprache durch den König blieb das Deutsche nicht bloß die Sprache der Poeten, sondern auch die der Beamten und der

*) Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl. I, 110.
**) Berl. Monatsschr. III, 551.

Wissenschaft. Für beides mag je ein Zeugniß genügen. Als ein französischer Abenteurer, auf des Königs bekannte Neigung bauend, um ein Amt bat, wurde er abgewiesen mit der Begründung*): „die deutsche Sprache ist ein wesentliches und unerläßliches Erforderniß für alle diejenigen, welche dergleichen erstreben." Ein Berliner Gelehrter aber theilte in der Vorrede zu einer wissenschaftlichen Arbeit mit, er hätte sie lieber lateinisch geschrieben, „aber den Buchhändlern zu gefallen, welche sich heutigen Tages nicht gern mit lateinischen Sachen bemengen, weil sie ihnen mehrerntheils, wie sie sagen, auf dem Lager bleiben, habe ich meinen Vorsatz ändern müssen"**).

Die Berliner Dichter ließen sich durch die ihnen bekannte Thatsache, daß Friedrich der deutschen Litteratur abgeneigt war, in ihren Versuchen nicht entmuthigen. Keiner ahmte dem Beispiel des Poeten nach, dessen Gedicht Prinz Ferdinand von Braunschweig an seine Schwester schickte (3. März 1755), der als Loblied, das er dem größten Geist „den alle Welt aus einem Munde preist" widmete und zugleich als Entschuldigung für seine Kürze die Worte anführte:

Monarch, sang ich und weiter nicht,
Er liest ja doch kein deutsch Gedicht.

Sie dichteten unentwegt fort, wenn auch gar manche unter ihnen ihrem Könige nicht verzeihen konnten, daß er sie unbeachtet ließ. Denn zu fern waren sie von Schillers Hoheit, um mit ihm die deutsche Muse zu preisen, daß sie sich selbst ihren Werth erschuf, da sie ungeehrt von Friedrichs Throne ging. Sie hätten gewünscht, den Franzosen gleich an des Königs Tisch zu sitzen und seine Bewunderung zu erregen und merkten in ihrem Bewunderungstaumel gar nicht, daß, um mit Goethe zu reden, der höhere eigentliche Lebensgehalt erst durch Friedrichs Thaten in die deutsche Poesie kam.

---

*) C. O. vom 9. Juli 1780, vgl. Deutsche Litt.-Zeitg. 1892 S. 802.
**) Oelrichs Schrift über die Bibliothek 1752, Einleitung.

Joh. Vict. Krause*) war einer der ersten Friedrichssänger. Er war als litterarischer Kritiker der Spenerschen Zeitung scharf gegen die Fehler Anderer, aber ziemlich nachsichtig gegen sich selbst. Er hielt etwas von seinen Dichtungen und verwahrte sich gegen üble Nachrede: „Will man mich hämisch kneipen, so will ich kratzen. Will man mich tückisch schlagen, so will ich beißen. Will man schweizerische Stilette gegen mich schärfen, so will ich neapolitanische wetzen.“ Er war der officielle Dichter seiner Zeitung, der, seitdem er das dieser ertheilte allergnädigste Privilegium besungen, nicht müde ward, am Neujahrstage und am 24. Januar des Königs Lob zu verkünden. Er blieb durchaus getreu der Weise der Gelegenheitsdichter seiner Zeit und füllte wie diese seinen dicken Band mit „Lob-, Glückwünschungs-, Hochzeit- und Trauergedichten“; auch die wenigen vermischten Gedichte und die erbaulichen Todesgedanken, letztere die Erstlinge seiner Muse, sind von Pietsch, Gottsched und deren Nachfolgern schwer zu unterscheiden. Wie jene gebrauchte er mit Vorliebe den Alexandriner, dichtete „im Namen Anderer“, wurde sehr deutlich in der Ausmalung der Ehefreuden und der angewünschten Nachkommenschaft. Viele bekannte Berliner Namen trifft man bei ihm an: Wegeli und Küster, Grunert und Schlüter. Wünschte er Unbekannten Glück, so konnte er ebenso warm werden, wie wenn er seinen Patronen huldigte, wie z. B. in dem Gedichte: „Da vierundzwanzig Jahr Herrn Haudens Redlichkeit Der edlen Spenerin die reinste Liebe weiht, So wünscht an diesem Fest dem hochgeschätzten Hause Viel Heil und Wohlergehn ein treuer Diener Krause.“ In den Trauergedichten beklagte er mit conventioneller Leichenbittermiene fürstliche Personen und hohe Beamte, besonders

*) Auserlesene Deutsche Gedichte, verfertiget von Johann Victor Krause. Zweyte und um die Hälfte vermehrte Auflage. Berlin, Haude und Spener 1751. 8 Bll. und 656 SS. — Bei Goedeke III, 355 ist nur der Titel erwähnt. Krause war der Redacteur der Spenerschen Zeitung und starb 1767, geb. 1692. — Die Sammlung ist dem Minister G. D. v. Arnim gewidmet; die frühere Sammlung erschien Halle 1733,34 in 2 Bänden.

Hallenser Professoren, schlichte Bürger; mochten sie satt an Tagen dahingehen oder frühzeitig verunglücken, stets verfügte er über ein reichliches Thränenmaß und über Tröstung mit Unsterblichkeitshoffnungen. Brave Männer wie er, die ein trauriges Geschick zum Versehandwerk verdammte, besaßen gewiß so gut wie wir echtes Gefühl, aber sie erstickten es in alltäglichen Phrasen. Selbst für Ambrosius Haude, seinen „holden Freund", der ihm „bis ins zwölfte Jahr Vorbild deutscher Treue war", fand er nur die leeren Worte: „Entschlafner Haude, diese Zeilen, Die dir den letzten Dienst ertheilen, Sind völlig von Verstellung frei, Mein Herz stimmt jedem Ausdruck bei." Was Wunder, daß er bei den vielen anderen Fällen, bei denen er innerlich gar nicht betheiligt war, sondern nur das Amt eines bezahlten Thränenhelden verrichtete, die eigene Trösterunfähigkeit mit den Versen bekannte: „Gebeugtes Vaterherz, mein Trostwort ist zu schwach; Die beste Redekunst hemmt kaum ein einzig Ach. Wen deine Noth nicht rührt, der ist von Stahl und Steine; Ich kann nichts anders thun, als daß ich mit dir weine."

Das eigentliche Können der Berliner Poeten wird durch die Trias: Gleim, Ramler, die Karschin bezeichnet.

Gleim ist kein Berliner und doch muß er als Chorführer der Berliner Dichtung zur Zeit Friedrichs des Großen bezeichnet werden. Wer je in die bändereiche gedruckte Correspondenz des Halberstädter Dichters geblickt, oder noch besser in den Briefbänden des gastlichen Archivs am Domplatz in Halberstadt geblättert hat, der weiß, wie Gleim, trotzdem er selten und immer nur auf kurze Zeit in Berlin lebte, doch auf Berlin stets seine Blicke lenkte. Auf diese Stadt und ihre Dichterschule übte er demgemäß auch die nachhaltigste Wirkung.

Nicht von Gleim, dem Anakreontiker, sondern nur von Gleim, dem Friedrichssänger, kann in diesem Zusammenhange die Rede sein. Das Lob Friedrichs war seine Religion. Wie ein echter Gläubiger war er fromm aus innerm Bedürfniß, ohne jede Hoffnung auf Vergeltung. Mit trüber Resignation,

die von Selbstironie nicht frei ist, verwahrte er sich einmal gegen die Beschuldigung des Schmeichelns (Werke V, S. 12): „Von meinem Friederich Wär' ich ein Schmeichler? — Ich, Aus dessen Munde sich Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz auch spricht, Bedenkt: mein Lob ist deutsch und deutsches liest Er nicht."

Ebenso wie den König rühmte er dessen Stadt. Wie jenem, so fehlte es dieser gegenüber nicht an Uebertreibungen. „Rom", so schrieb er einmal*) „ist nicht so schön als Berlin", sagte zu mir der Freiherr von Fürstenberg, der beide Jahre lang gesehen hat. Und der Umgang mit Menschen höhern und niedrigeren Standes kann an keinem Ort in der Welt ungezwungener und angenehmer als zu Berlin sein". Wie er allerlei Raritäten des Königs erhielt: Hut, Schärpe, ledernen Geldbeutel**), freilich nicht durch den ursprünglichen Eigenthümer, sondern durch Freunde und Gönner, die seine Verehrung theilten, so bekam er auch von seinen Berliner Correspondenten Krause, Ramler, Sulzer allerlei Nachrichten über das Leben der Stadt. Durch öftere Reisen suchte er seine Kenntniß zu ergänzen und gestaltete sich immer mehr ein Idealbild der Stadt und ihrer Bewohner. Lessing, der offen genug war, auch ihm seine tadelnden Bemerkungen gegen Berlin nicht vorzuenthalten, fügte alsbald hinzu: „Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth."

Gleim hatte das Unglück, seinen Ruhm und seine Zeit zu überleben. Er starb nur wenige Jahre vor Schiller und glaubte doch bis zum Ende seines Lebens in jener Zeit zu verharren, da Liebes- und Weingedichtchen als einzige Beschäftigung der Poeten galten. Gegen die Klassiker verzehrte er sich in kraftlosem und langsamem Zorn; nur an Herder schloß er sich näher an, um mit ihm im Schmollwinkel zu sitzen. Sonst trieb er seinen Freundschaftscultus weiter und konnte nicht begreifen, daß

*) 1772 an Heinse. Pröhle: Lessing, Wieland, Heinse S. 143.

**) (W. v. Maltzahn) Catal. d. Ausstellung im Concertsaale des Kgl. Schauspielhauses in Berlin 1870. S. 27 fg. 28. 30.

starke Parteiungen, die durch weit größere Gegensätze begründet waren als die sächsisch-schweizerischen Streitigkeiten, die deutsche Poetenschar spalteten. Er lebte fort in seiner Friedrichsschwärmerei und wurde unsanft aufgeschreckt durch die Beobachtung, daß die Franzosen 40 Jahre nach Roßbach andere Kämpfer geworden waren, daß politische und religiöse Ideale, statt eines Commandowortes, die Massen in die Schlacht trieben. Er dagegen glaubte, er könnte gegen die Ohnehosen etwas ausrichten, wenn er eine Faust in der Tasche machte und den Schatten Friedrichs hervorriefe.

Denn diese Verehrung Friedrichs war seine Stärke. Sie hatte ihn einmal und nicht wieder zum wahren Dichter gemacht. Man mag zweifeln, ob die „Preußischen Kriegslieder, in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier" wirklich auf den Märschen und in der Ruhe von den Soldaten gesungen wurden — ein 63strophiges Lied, wie das auf die Schlacht von Roßbach, singt sich nicht leicht — aber man kann nicht in Abrede stellen, daß man es hier mit einer wahrhaft dichterischen Leistung zu thun hat. Das erkannten E. v. Kleist in einem lobenden Aufsatze an, Lessing in einem Vorbericht, in dem er Gleims Leistung so würdigte: „Heroismus ist die ganze Begeisterung unseres Dichters"; Herder in den entzückten Worten: „Nationalgesänge, die keiner unserer Nachbarn hatte, keiner unserer Nachbarn uns entwenden könnte"; Schiller und Goethe, die als sie den Alternden tadelten, „die Kraft und die Schnelle" lobten, „die einst des Grenadiers herrliche Saiten beseelt". Von der Eröffnung des Feldzuges bis zur Eroberung der Stadt Breslau wußte der Dichter die großen und kleinen Ereignisse des Kriegs mit seinem Sange zu begleiten. Er schwärmte für den König, dem er den Sieg zutraute und wünschte und betrachtete dessen Feinde als unwürdige Gegner. Er gebrauchte, von einzelnem Platten und Gezierten abgesehen, dem großen Gegenstande geziemende Ausdrücke, indem er bald volksmäßig zu raisonniren, bald erhaben zu declamiren wußte. Ausdrücke wie

„Gott donnerte bei Lowositz und unser ward der Sieg", „Denn was kann wider unsern Gott Theresia und Brühl", „Was liegst Du nackender Pandur, recht wie ein Hund im Loch Und weisest Deine Zähne nur Und bellst. So beiße doch" „das fürchterliche Hudry hutt Brüllt heute kein Pandur, Heut ist er ganz und gar caput, In Wäldern brummt er nur" mußten den Kämpfern wie den Nichtkämpfern als natürliche Augenblicksschilderungen gewaltiger Ereignisse erscheinen. Aber auch wahrhaft dichterischer Schwung kam nicht selten in Gleim's Versen zum Ausdruck. Schwerin's Heldentod in der Schlacht bei Prag konnte nicht würdiger gefeiert werden als durch die Strophe:

> Zwar unser Vater ist nicht mehr,
> Jedoch er starb ein Held,
> Und sieht nun unser Siegesheer,
> Vom hohen Sternenzelt.

Die stolzesten und zugleich edelsten Töne fand der Volkssänger gleich in dem ersten Lied, in dem er seine Absicht mit den Worten aussprach:

> Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
> Krieg will, so sei es Krieg!
> Berlin sei Sparta! Preußens Held
> Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

und mit den Versen schloß:

> Dann singe Gott und Friederich,
> Nichts kleiners, stolzes Lied!
> Dem Adler gleich erhebe Dich,
> Der in die Sonne sieht!

Gewiß hätte Niemand unter den damaligen Schriftstellern mehr als Gleim verdient, von dem Könige anerkannt zu werden, dessen treuester Herold er war. Doch dies geschah nicht. Nur einmal in späteren Jahren wurde er einer nichtssagenden Unterredung gewürdigt. Als er aber bald nach dem Kriege — so berichtete Gleim selbst einem Freunde — mit seinem Bruder auf der Straße stand, da der König mit Quintus Icilius vorbeikam, hielt ersterer auf des Obersten Bemerkung „Das ist der

Sänger der Grenadierlieder" nicht einmal den Schritt an, sondern ging achtlos vorüber.

Kaum mehr Notiz als von Gleim nahm der König von K. W. Ramler*). Dieser (1725—1798, seit 1745 in Berlin) war seit 1748 Professor am Cadettencorps, — 15 Jahre lang mit einem jährlichen Gehalt von 144 Thlr. — und als solcher mit dem Könige in einer gewissen Verbindung. Er sollte Philosophie lehren, trug jedoch statt deren die schönen Wissenschaften vor und predigte nicht immer tauben Ohren. Er wurde dem Könige vorgestellt, als dieser die Lehranstalt besuchte; der König fragte ihn nach Vaterland, Universität, Anzahl der Lectionen, Zuhörer, nur nach seinem Namen nicht und Ramler war zu bescheiden, denselben zu nennen. Wenn Gleim einmal schrieb**), der König habe Ramlers Oden gelesen, sich dafür bedankt und sein Wohlgefallen darüber ausgedrückt, so täuschte er sich und den Freund oder wurde von seinem Berichterstatter irregeführt. Denn wir besitzen einen Bericht des Erbprinzen von Braunschweig, der es von Quintus Icilius hatte, daß durch diesen dem Könige die Ramler'schen Oden übergeben, von demselben aber, nachdem er etwas darin zu lesen versucht, als unverständlich weggelegt worden seien. Mehr aber als dem Könige war Ramler's Name der Prinzessin Amalie bekannt. Sie dachte das von Ramler gedichtete Passions-Oratorium, für welches sie dem Dichter 100 Thlr. geschickt hatte, zu componiren, empfing den Dichter und unterhielt sich eine halbe Stunde mit ihm. „Er ist seitdem ein gar vornehmer Mann geworden", meinte einer seiner Berliner Freunde. Doch ist es ein schönes Zeichen für die Idealität dieses Dichters und einiger seiner Genossen, daß die Nichtachtung seitens des von ihnen so hochgepriesenen Fürsten sie in ihren Gesinnungen nicht irre machte und ihren

*) Ramler an Gleim 29. Mai 1763; das Folgende Krause an Gleim 29. Juli 1754; beide Briefe ebenso wie der Ramlers 1757 im Gl. A.

**) 1761, Pröhle 223 vgl. dagegen Vj. f. Litgesch. IV, 243; Brief aus dem J. 1773.

Huldigungen keine Grenze setzte. Selbst wenn er in Privatbriefen von dem König sprach, gerieth er in Verzückung. So schrieb er am 12. Januar 1757 an Gleim: „Unser unvergleichlicher Friedrich ist noch hier. Vielleicht geht er morgen von uns. Man sagt, er hat in seinem lieben Berlin herumfahren wollen, damit ihn alle seine Kinder sehen sollten; aber der Frost ist ja ganz russisch gewesen. Er sieht so munter aus, wie der Gott Mars und Apollo". Noch voller nahm er den Mund, wenn er seine mühsam erdachten und zusammengebauten Oden dichtete, in denen er angeblich in antiker Weise, in Wirklichkeit aber, wie man richtig gesagt hat, in antikisirender, in römischer Beleuchtung und durch französische Brille gesehener Art seinen Herrscher besang. In diesen seinen durch zahllose mythologische Anspielungen verzierten Prunkgedichten, die so schwerverständlich geriethen, daß der Herausgeber der ersten Edition einen Band Anmerkungen beigab, welcher den Text bei weitem überragte, mochte man keine Fehler entdecken, wie er, der deutsche Aristarch, sie so zahlreich in den Werken der zeitgenössischen Dichter fand und nach eignem Belieben schonungslos ausmerzte; poetische Schönheiten entnahm man aus ihnen noch weniger.

Wer den nur zum geringen Theil gedruckten Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler im Original durchblättert, der erkennt bald, daß diese beiden Menschen keine Freunde bleiben konnten. Zwanzig Jahre gingen sie zusammen, um dann dreißig Jahre so fremd neben einander herzuleben, als hätten sie sich niemals gekannt. In diesem Verhältniß, wie in seinen Lebensbeziehungen überhaupt war Gleim der Spendende, der nicht bloß den Freunden gern aushalf, weil er Geld besaß, sondern weil er Bedürfniß hatte zum Geben und am Spenden Freude fand. Er war fröhlich und wollte Freudige um sich sehen. Er war offen und theilte, was in ihm lebte, aller Welt mit. Ramler war eine kleinliche Natur, verdrossen, hinterhältig, plauderte Geheimnisse, die ihm anvertraut waren, aus, entlockte Vertraulichkeiten und gewährte keine. Gleim, dem Dichten eine innere

Nothwendigkeit war, kümmerte sich wenig um holprige Verse; für den Pedanten Ramler war jeder mißtönende Reim und jeder unvollkommene Vers ein Dolchstich. Gleim, dem das Herz höher schlug bei Anderer Empfinden, hatte vor dem Sange Anderer auch jene Achtung, die dem wirklichen Können zukommt und konnte die kleinlichen Schulmeistercorrecturen nicht vertragen, mit denen Ramler seine Lieben bedacht hatte; in dem Garten der Poesie, den Ramlers Phantasie sich ausschmückte, mußten alle Rosensträuche gleiche Höhe und Breite, alle Blumen gleiche Farbe und gleichen Duft haben. Gleim war volksthümlich, wenn er auch die hohe Stelle der Volksthümlichkeit nicht errang, die er ersehnte und vielleicht auch verdiente; Ramler war ein Gelehrter und schrieb für Gelehrte. Er versuchte sich, wenn er nicht geradezu die Alten übersetzte, fast nur in der Nachahmung antiker Metra, er brauchte zu seinen Gedichten den ganzen Olymp und versenkte sich, er, der Großstädter, wenn je einer war, in eine eingebildete Schäferwelt. Wenn Gleim von großen Dingen sprach, dann ließ er die Sachen reden und trat bescheiden hinter sie zurück; seine liebe Person in den Hintergrund zu stellen, war Ramler nicht im Stande. Darum mußte er der Welt zu wissen thun, daß er in Colberg ihr Licht erblickt, die Persanteis (Persante), das Flüßchen seiner Geburtsstadt, mußte unter den Namen glänzenderer Flüsse und Städte ihren Platz haben. Denn die erhabene Odenform und die hochtrabende Odensprache duldeten nicht, daß Menschen und Dinge mit ihren gewöhnlichen Namen genannt wurden, darum hieß Berlin Augusta, die Spree zum mindesten Sprea, aus Laudon wurde Fabius, Maria Josepha Polen ward zur Tanaquil, Elisabeth von Rußland zur Cleopatra; statt der Preußen hießen Friedrich's Völker Brennen und seine Feinde waren die Satrapen anderer Länder und die Phalangen Europas. Wenn ihm Friedrich, der für ihn wirklich der Allverehrte war, Augustus hieß, so war es nur billig, daß er, der Dichter, als Horaz neben ihm schritt. Als

Wunsch drückte er es aus und doch dünkte es ihn schönste Erfüllung:

> Götter, wäre doch ich dieser beneidete
> Barde! Selber zu schwach, aber gestärkt durch ihn
> Und die Sprache voll Kraft, die wie Kalliopens
> Tuba tönet. Wie weit ließ ich euch hinter mir,
> Sänger Heinrichs und euch, Ludewigs ganze Zunft.

Als Horaz, so träumte er, sei er in die Unterwelt versetzt worden: dort werde er von Alcäus beneidet, schon höre er „froh bestürzt" sich Dichter nennen und „Pallas nimmt ihm die Wolke vom Auge, daß ihr Jünger Wahrheit und blendenden Trug erkenne". Nahm er schon zu Zeiten Friedrich's den Mund recht voll, nicht nur für seinen Heros, sondern auch für sich — so wurde er unter dessen Nachfolger noch verwegener. Dem König Friedrich Wilhelm II., der ja den von seinem Vorgänger unbeachteten Dichtern sich huldreich erwies, nahte Ramler, der dem großen König gegenüber nur zu stammeln sich getraut hatte, mit größerem Selbstbewußtsein; ihm stellte er sich als ebenbürtig zur Seite etwa mit folgenden Versen:

> Mein Geist beginnt erhabene Gesänge.
> Monarch, Dir ist mein Lied geweiht,
> Dir meine Zunge, mein Meistergriffel.

Auch wenn Ramler zu gewöhnlichen Menschen und Dingen herabstieg, war er unnahbar und blieb eindruckslos. Seine Geliebten oder die Chloe, Lalage, Delia, die er so nennt, bleiben uns gänzlich fremd, so eifrig er in ihrem Lobe war. Sein Gedicht über den Tod einer Wachtel ist eine schwache Nachahmung Catull's; für den merkwürdigen „Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen", vermögen wir uns nicht sonderlich zu begeistern, und wer möchte den Humor eines Kampfgesprächs zwischen Wasser und Wein (Achelous und Bacchus) bewundern, der als Resultat der schönen Mischung den Apfelwein preist. Es ist seltsam, daß ein so gebildeter Dichter so geschmacklos und ein mit den Werken der Alten so vertrauter Schriftsteller so humorlos bleiben konnte. Genießbar wurde Ramler in seinen

weltlichen Gedichten nur, wenn er von seinem hohen Dreifuß herabstieg. Er drückte menschliches Gefühl aus, wenn er, der Kriegssänger, in einem Liede über den Frieden die Greuel des Krieges darstellte:

Denn ach, der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Korn und Most, vertilget Frucht und Stamm . . . .
Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäht er Menschen ab,
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fordert er den Knaben ab.

Oder es gelang ihm, die wirkliche Volksstimmung jener Zeit zum Ausdruck zu bringen, wenn er die ausgeklügelte Alterthümlichkeit vergaß und sich, vom Studirtisch aufstehend, in die Gesinnung versetzte (1778), welche die großen Siege des siebenjährigen Krieges ermöglicht hatten:

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größter Held,
Uns folget Ehr' und Sieg . . . .
Wir streiten noch den alten Streit,
Ein Mann verjaget vier,
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid,
Wo stehn sie, fragen wir.

Dem modernen Kunstfreund ist Ramler mehr denn durch seine antiken und patriotischen Gesänge als Dichter der Graunschen Passionsmusik bekannt. Die Dichtung in ihrer etwas nüchternen Correctheit würde allein die Zeiten schwerlich überdauert haben, trotz einzelner schöner Stellen, die sie aufweisen kann. Doch zeigt sich in ihr die starke Beeinflussung des Dichters durch die Ideen der Aufklärungszeit. Denn, wie schon Ranke bemerkt hat*), von dem Menschenfreunde, dem Edlen, dem Heiligen, unserem Vorbilde ist viel die Rede, niemals aber von dem Gottessohn, noch von der Idee der Erlösung oder gar der Versöhnung.

*) Zur eigenen Lebensgeschichte. S. 438.

Durch Gleim und Ramler war Anna Louise Karsch (1720 bis 1791) nach Berlin gekommen (1764). Sie wurde gelobt, übermäßig gefeiert, gerieth bald in Noth und war viele Jahre nicht viel mehr als eine dichtende Bettlerin.

Das Mitgefühl, das den Betrachter des armseligen Geschickes der Poetin ergreifen könnte, wird gründlich zerstört, sobald man ihrem Wesen und Charakter näher tritt. Sie, die in ihren früheren Jahren zufrieden war, durch ihre Verse ein paar Groschen zu verdienen, erhob bald nach ihrer Ankunft in Berlin, nachdem sie den Weihrauch geschmeckt hatte, den man ihr streute, den Anspruch, eine große Dichterin zu sein; sie schmückte sich eitel mit dem Namen der Sappho, den kurzsichtiger Kritiker Weisheit ihr verliehen, sie wurde taub gegen Einwände, eingebildet auf ihre Leistungen und pochte, wenige resignirte Momente ausgenommen, auf ihre Unsterblichkeit. Sie sang von Treue, wahrte sie ihrem Gatten aber so wenig, daß sie ihn ins Elend trieb und mit Hohn überschüttete, da er sich in seiner trostlosen Lage flehend an sie wandte; sie verherrlichte die Mutterliebe, haßte aber ihre eignen Kinder und vernachlässigte, ein jämmerlicher Typus der „gelehrten Frau", Wirthschaft und Haus; sie verkündete die Hoheit und Selbstständigkeit des Dichters und hatte Anwandlungen, als Wohlthäterin Anderer zu erscheinen, aber dies Wohlthun aus den Taschen Anderer war bei derjenigen verdächtig, welche so wenig eigene Würde kannte, daß sie von Hoch und Niedrig Wohlthaten erbat oder wenigstens annahm.

Mit Charakterlosigkeit oder Niedrigkeit des Wesens kann sich ja manchmal Fülle des Talents verbinden. Bei der Karschin war dies nicht der Fall. Sehen wir von den Gelegenheitsdichtungen ab, in denen auch sie sich versuchte, mit allen Fehlern, die jener Gattung anhaften, so bleiben drei Stoffe übrig, welche die Dichterin gern und aus freien Stücken wählte, und in denen sie Talent hätte bekunden können, wenn sie solches besessen hätte: Religion, Liebe, Vaterland.

Die Karschin war fromm. Schon in ihrer frühen Jugend

hatte sie geistliche Gedichte gemacht. Religiöses Gefühl also war da, dies aber zum poetischen Ausdruck zu bringen, fehlte ihr die Fähigkeit. Ihre Bezeichnung der Theologen als „Männer, die in schwarzen Röcken auf der hohen Kanzel uns entdecken, welcher Weg zum Leben richtig ist", oder des Sonntags als „des Tags, den ein erschaffender Gott nach der vollendeten Schöpfung hochheilig machte zur Ruh", mag hingehen, aber auch in größeren geistlichen Gedichten tritt diese völlige Unfähigkeit hervor. Als Beweis diene ein längeres Gedicht: „An Gott". Die Poetin will beweisen, daß die Thiere, selbst die größeren und mit den meisten Kräften begabten, Gott nicht kennen, daß aber die Menschen Gott preisen, weil — er ihnen so reichlich zu essen und zu trinken gibt. Dieser ungewöhnliche Gedanke ist ebenso ungewöhnlich ausgedrückt. Von dem Elephanten wird gesagt, er „hört Unterricht, kann tief betrachten und traurig sein dem Menschen gleich". Dem Adler wird vorgeworfen, daß er zwar zur Sonne fliegt, aber Gott nicht sieht. Der Mensch aber, der also charakterisirt wird: „Den Engeln nach, weit über Thier und Sterne, Erhaben hast Du mich gemacht", preist Gott im Frühling, Herbst und Winter selbst am Kamine, oder auch im Sommer, für welchen unsere Sängerin die Bezeichnung findet: „Und wenn mit wörterloser Stimme der Vogel Dir lobsingen sitzt".

Auch der Patriotismus, der wohl echt war, vermochte ihr kein gutes Gedicht zu entlocken. Sagt sie doch einmal selbst, mit einer bei ihr seltenen Selbsterkenntniß: „Mir fehlt zum Heldengesange Glut und ein männlicher Schwung". Ueber Kleist's, des heldenhaften Poeten, Tod dichtete sie die entsetzlichen Verse:

> Holder Mai, bei jenem Sitz der Musen,
> Wo die Oder ihren offnen Busen
> Mit erschlagner Russen Blut geschwärzt,
> Liegt ein Dichter, der Dich einst gesungen;
> Hundert Seelen hat sein Tod durchdrungen,
> O, er starb voll Wunden, und beherzt.

Wenn sie den Tod des Prinzen Heinrich von Braunschweig beklagte, so rief sie der Stelle, „wo sein Heldenblut geflossen" zu, „ewig purpurroth zu bleiben", und schloß pathetisch: „Welch' Dichter Moschus Leier hat gefunden — der nehme sie zur Hand". Der Entsatz von Braunschweig (1761) hatte nach ihrer Schilderung folgende wundersame Wirkung:

Auf dem Brocken hörten es die Rehe;
Hirsche warfen plötzlich in die Höhe
Ihrer Häupter zackigtes Geweih;
Aus den Betten wälzten sich die Thiere,
Und im Thale ließen zweene Stiere
Ihren Kampf und horchten dem Geschrei.

Auch in Liebesgedichten vermochte sie nichts zu leisten. Ob sie für sich oder im Namen Anderer von Liebe redete, es blieb bei unpoetischen Gedanken und bei prosaischer Ausdrucksweise. Sie ließ z. B. eine kranke Braut an ihren Geliebten schreiben — etwa mit derselben Zärtlichkeit, mit welcher eine andere um ihre entflohene Nachtigall klagt — und legte ihr folgende Verse in den Mund, die außer der kranken Braut wohl schwerlich Jemand verstehen wird:

Des Fiebers Glut, empor ins Haupt gestiegen
Fraß den Gedanken, ehe er sich
Entwickelte, da wo Gedanken liegen,
In der Empfindung für dich!

Wenn sie selbst zu lieben begann, so ergab sie sich einem süßlichen Getändel. Es ist recht unerquicklich, die alte reizlose Frau mit ihrem „Palemon", oder wie sie sonst ihre Freunde nennt, liebeln zu sehen und ihr Liebesgeflüster voll erlogener Empfindungen mit anzuhören. Denn echte Liebe kannte sie nicht, wenn sie auch einmal in einer Sprache, die poetisch sein soll, sagte: „O, mir entwischt nicht, was die Menschen fühlen". Sulzer's, ihres eifrigen Gönners, Frau war gestorben. Der Mann schien zu Tode betrübt; die Dichterin hatte für ihn nur den Rath, er möge sich „unter allen Schönen eine Tochter" aussuchen, „gezeichnet von der Tugend mit Verstande":

Sanft wie ein Lamm, das in der Mittagsstunde
Fromm auf dem Schooß der jungen Chloe spielt,
Sei sie, und trag' ein Herz in ihrem Munde,
Das nur für dich gefühlt.

Wenn solch thörichtes Worteaneinanderreihen, geschraubte Ausdrucksweise, verfehlte Bilder Poesie sind, dann mag die Karschin eine Dichterin genannt werden; wenn aber die Dichtung die Aufgabe hat, große Gedanken und echtes Gefühl in edlem Ausdruck vorzuführen, dann war sie dem armen Weibe nicht gegeben, das eben nur die Fähigkeit hatte, auf gegebene Silben mit großer Schnelligkeit passende, nicht übel klingende Reime zu finden.

Auch diese Sängerin Friedrichs konnte sich keiner entschiedenen Förderung seitens des Königs rühmen. Allerdings soll dieser, aufmerksam gemacht durch Icilius' Uebersetzung einiger Epigramme, der Dichterin in einer ihr gewährten längeren Unterredung ein Haus in Charlottenburg, 200 Thlr. jährlicher Pension nebst freiem Holz zugesagt haben*); die also reich Begnadete wartete aber vergebens auf Erfüllung der königlichen Verheißung. Seitdem kam es nur zu kleinen Unterstützungen, die um so kleiner wurden, je häufiger sich die Bitten wiederholten.

Von all den Genannten wurde Berlin bei den verschiedensten Gelegenheiten laut gepriesen. Niemals vielleicht enthusiastischer als durch J. G. Willamov, der zwar kein Berliner war, es den Berlinern aber in Hymnen zuvorthat. Aus seinem Lobgesang**)

---

*) Dies weiß man allein aus einem Briefe Gleims an Uz 4. Sept. 1763 Z. f. pr. Gesch. 12, 698. Der Brief der Karschin, auf den Gleim sich bezieht, wird von dem fleißigen Herausgeber Pröhle nicht mitgetheilt, ist also wohl nicht erhalten. Mir scheint Gleims Brief sehr verdächtig. Friedrich war nicht derartig liberal, wie die Karschin uns glauben machen will. Sie wird in ihrer Verwirrung den König falsch verstanden oder in ihrer allzuregen Phantasie den Wunsch mit der Erfüllung verwechselt haben. Doch blieb sie beständig dabei, das königliche Anerbieten gehört zu haben. Nach 1770 schrieb sie an Gleim: „ob er gleich so lange verzeucht mir sein Wort zu halten." a. a. O. S. 719.

**) J. G. Willamov, Sämmtliche poet. Schr. Lpz. 1779. S. 158: Das deutsche Athene Mai 1765.

statt aller übrigen, mögen einige Verse hier eine Stelle finden:

Gewiß! sie hat ein Gott, wie Dardans Sitz
Wie Rhodus, das kein Nord bestürmet,
Zum prächtigen Athen für Weisheit, Künste, Witz
Mit wunderthätger Hand erthürmet
Der Fürstenstädte Königin!
Ja, glaube Freund, der ihr am Busen lieget,
Ein Gott schuf einst das ewige Berlin,
Das griechisch glänzt und römisch sieget.

Unter den Schriftstellern der Fridericianischen Zeit verdient J. Ch. Krüger*) (1722—1750, in Berlin geboren und dort als Schauspieler thätig) schon um deswillen eine Erwähnung, weil das noch in seinen Schuljahren gedichtete Lustspiel: „Die Geistlichen auf dem Lande" die antigeistliche Stimmung ausdrückt, die oft als einziges Motiv der Aufklärung galt. Dieses Lustspiel, nach dem Molièreschen Tartuffe und dessen deutschen Nachahmern bearbeitet, mit großem Behagen den unkeuschen, sauflustigen, dabei stets salbungsvollen Landprediger vorführend, und ein anderes, der „Herzog Michel", eine nicht ungeschickte Bearbeitung der Geschichte eines Bauernjungen, der durch Verwerthung seines kleinen Besitzes reich zu werden hofft, waren damals sehr beliebt. Letzteres wurde von Goethe in seinem Leipziger Kreise aufgeführt; von dem Erstern bezeugt Lessing: „Die Welt konnte sich an den Geistlichen nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt." Das Interesse an dem Stücke war derartig groß, daß eine dramatische Kritik**) darüber gedruckt wurde, in welcher der Landpfarrer sowohl seinem als seiner Gattin Namen, Treulieb und Tugendhold,

*) Vgl. Goedeke IV 1, 72 A. D. B. XVII, 230 fg. — Poetische und theatralische Schriften hgg. von J. F. Löwen. Lpz. 1763. Die Geistlichen auf d. Lande zuerst 1743 gedruckt. Lessing (Hempel) XII, 383.

**) Verbesserungen und Zusätze des Lustspiels die Geistlichen auf dem Lande in zweien Handlungen samt dessen Nachspiel 1744.

vollste Ehre macht, während Amtmann und Schulze bestechliche und sinnliche Kreaturen sind, und auch die Adligen und die starken Geister (Offenbarungsgegner) als Hohlköpfe und Unwürdige dargestellt werden. Gelegentlich wußte Krüger auch patriotisch zu reden: das zu Halle 1745 aufgeführte Festspiel „Der Ueberwinder“ oder das 1746 in Breslau gegebene „Der Sieg ein Vater des Friedens“ feierten unter Vorführung von lauter allegorischen Gestalten die schlesischen Großthaten und stellten den König, den sie gern mit Hermann vergleichen, als Beschützer seiner Städte, auch seiner Residenz dar. In seinen Sinngedichten sprach er nicht ohne Anmuth von Trinken und Lieben.

In dieser letztern Beziehung hatte er einen Genossen in G. W. Burmann (1733—1801, seit 1764 in Berlin)*), der jetzt fast nur durch seine Spielerei, Gedichte ohne r zu schreiben, bekannt ist. Er hatte das Schicksal mancher Poeten durchzumachen: kurzen Ruhm und langes Elend. Wie schlecht es ihm zuletzt ging, ergibt sich aus einem Bettelgedicht „An meine Gönner“, das von ihm der Spenerschen Zeitung eingeschickt war und an seinem Todestage (5. Jan.) zum Abdruck gelangte. Die kläglichen Verse lauteten:

Mein Mangel steigt mit jedem Tage,
Dem Sterben nah ist meine Lage.
Gott gebe, daß es nicht mehr lange währt,
Da mich das Elend doch verzehrt!
Verlaßt mich nicht in meinen letzten Leiden,
Gott und mein Dank ersetzt es euch mit Freuden.

Er war ein gutmüthiger, frohgeselliger Mensch, wohlthätig selbst in seinem Elende. Auch in seiner Dichtung war er ein wirklicher Anakreontiker. Das Wesen seiner Dichtung stellte er einmal hübsch dar: Apollo habe ihm ein Saitenspiel für Helden und Schlachten gegeben, das habe er abgelehnt, weil er dafür

*) Fabeln und Erzählungen. Berlin 1773. Lieder 1774. Vgl. Goedeke Grundr. IV, 1, S. 46.

zu weich sei; das Saitenspiel für große Männer habe er von sich gewiesen, weil sein Gefühl sich weigere, Jedem zu singen; das für Kuß und Wein bestimmte habe er angenommen. Er war daher kein Friedrichssänger; wenn er es sich auch nicht versagte, auf die Urne des großen Königs und zur Huldigung seines Nachfolgers einige Verse zu machen, so bedichtete er öfter Liebe und Wein. Schwerlich war er so trunken, wie er sich und den Dichter darzustellen liebt, und gewiß nicht in alle die Lauren, Elisen und Doris verliebt — die Namen: Pamele und Melisse wendete er nur an, wenn er für einen Reim auf Seele und Küsse verlegen war —, die er in seinen Gedichten anrief; aber Genuß und Freude war sein Lebenselement und der Ehe widmete er Seufzer statt Lobgesänge. Trotzdem vergaß er nicht, auch die Tugend zu verherrlichen und die Liebe nur dann zu preisen, wenn sie mit Ehrbarkeit vereint war. Mit dem Blicke des Liebesdichters sah er auch die Natur an. Ihm war der Frühling nur willkommen, weil er dann mit dem Liebchen durch Feld und Au schweifen konnte, der Winter angenehm, weil er trauliches Beisammensein gewähre und dadurch die Liebesgluth erhöhe. Er stellte in anmuthigen Fabeln und Erzählungen Menschen und Thiere dar, redete harmlos von ihren Schwächen und wurde nur böse, wenn er auf die Recensenten zu sprechen kam. Denn er hielt etwas auf sich, ehe Noth und Krankheit sein Selbstbewußtsein ertödtet hatten und brauchte für seine Berufsgenossen den stolzen Vers:

> Was sind denn nun der Thoren Millionen?
> Ein Geist, der nach der Weisheit strebt,
> Ein Dichter, dessen Lied durch Tugend sich erhebt,
> Hat doch wohl Kronen?

Von Tugend und Herz zu reden bemühte er sich auch in einer Wochenschrift*), die er muthig genug war, gleich auf ein Jahr anzukündigen und klug genug, nach dem ersten Jahr eingehen zu lassen. Darin trat er auch als Prosaiker auf, nach

*) Titel vgl. oben S. 430.

dem Recept der alten Wochenschriftler. Lieber jedoch bediente er sich des Verses, gleichviel ob er von der Gottheit oder von seiner zerbrochenen Tasse sang, ob er dem Tod den Willkomm bot oder den Stutzer charakterisirte. Matte Epigramme, ihrem Inhalte nach zeit- und ortlos, wechseln mit Trinkliedern, die einem Wassertrinker Ehre machen. Von der zeitgenössischen Litteratur erfuhr man eigentlich nur, daß das Trauerspiel Elfriede von Bertuch erschien — der Autor wurde dabei ein „Adler", ein „neuer Sophocles" genannt —; von Berlinischem, außer der Aufführung dieses Stückes, einen Hymnus auf die verflossene Kochsche Bühne und einen Panegyrikus auf die eben erschienenen Graunschen Duette. Und doch hatte Burmann vielleicht ganz Recht, sich von seinen Lesern mit den Worten zu verabschieden, die schließlich ein jeder nicht ganz unbeliebter Dichter auf sich anwenden kann, und mit denen sich auch die Schriftsteller der Fridericianischen Zeit getrösteten:

> Ich bin zu meiner Zeit auch Punkt im All gewesen,
> Und ward geliebt und ward gelesen.

Aber wenn die deutschen Schriftsteller jener Zeit ihre Stellung und Beliebtheit beim Publicum mit der der französischen verglichen, so mußten sie sich für recht kleine Pünktchen im All halten und die Liebe, die jenen erzeigt wurde, von Herzen beneiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Franzosen.

„Mit den sogenannten Philosophen am Hofe geht es wunderlich her. Der Marquis d'Argens war zwei Jahr ganz in der äußersten grace, dann konnte er es nicht mehr aushalten, bat den König, ihm nur seine Pension als Chambellan von 600 Thlr. (denn außerdem hat er an die 2000) zu lassen; er wolle in Ruhe mit seiner neuen Frau, der stumpfnäsigen, schminkerfahrenen Cochois leben. Der König ließ ihm zur Antwort sagen, er möchte nur in 8 Tagen wieder anfragen und sich besinnen. Darüber ist er aber seit Jahr und Tag dem König nicht mehr unter Augen gekommen.

„Darget ist ein kleiner Kopf, nahm eine Frau, steckte sie mit den Franzosen an, gab darüber viel von sich zu reden und zu lachen, bleibt aber, weil er klein, doch noch da.

„La Mettrie hat im Anfang den König ein paar Mal gesprochen, danach 2 Jahr nicht mehr. Nun ist er seit 6 Monaten nebst Darget und Arnaud Mitlector, fährt aber immer fort, tolle Streiche zu machen. Vor einiger Zeit hat er ein Ding drucken lassen. Da lobt er unsern König auf Unkosten des Königes von Frankreich. Darüber wird der König sehr unwillig, heißt ihn faquin und ich weiß nicht was mehr und er antwortet: eh bien, Sire, il faut me mettre à Spando.

„Arnaud ist nun gar ein närrischer Schüler. Er hat auch jetzo seinen Abschied. Vor einiger Zeit sagt er: die Garde in Potsdam wären zwar schöne Leute, aber die Garde des Königes

in Frankreich wäre doch noch schöner: ce sont, des hommes bien faits comme moi.

„Maupertuis . . . soll eclipsirt sein. Man erzählt zwei Historien davon, die eine, daß herausgekommen, er habe in Frankreich noch eine Frau.“ *)

Diese ungeschminkte, von Klatschsucht und einer starken Abneigung des deutsch gesinnten Schriftstellers gegen die am Hofe mächtigen französischen Litteraten gewiß nicht freie Schilderung nennt — mit Ausnahme der beiden Bedeutendsten — diejenigen Franzosen, welche die Umgebung des Philosophen von Sanssouci bildeten. Es ist unmöglich, alle die Einzelnen, wie Darget und Arnaud, zu besprechen. Nur drei derselben bedürfen und verdienen eine etwas ausführliche Erwähnung: Marquis d'Argens, La Mettrie und Maupertuis. Die beiden Letzteren nehmen eine hervorragende Stellung in der französischen Litteratur ein; d'Argens wird heute nur genannt, weil er Friedrich's Vertrauter war. **)

Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens (1704—1771, von 1742—1769 in Berlin) war ein fähiger Schriftsteller, dessen Fähigkeiten aber zu keiner rechten Ausbildung gelangten, weil er weder Fleiß noch Stetigkeit, noch Tiefe besaß. Er war ein arges Weltkind, kein Charakter, so daß trotz seiner wirklich rührenden Anhänglichkeit an den König die Art, wie er von Friedrich behandelt wurde, zwischen herzlicher Freundestreue und der un-

---

*) Krause an Gleim, undatirt c. 1750. Gl. A. (Halberstadt).

**) Für den folgenden Abschnitt vergleiche die zwei Quellenwerke: (M. Grimm), Correspondance littéraire, philosophique et critique. 16 Bände. Paris 1877—1882. Denina: La Prusse littéraire sous Frédéric le Grand (mit sehr ausführlichem Nebentitel). 3 Bände. Berlin 1790 u. 91. Von Bearbeitungen in erster Linie: A. Sayoux, Le 18. siècle à l'étranger. Hist. de la lit. franç. dans les divers pays de l'Europe. 2 Bände. Paris 1861. Ferner: die schon erwähnten Mémoires von Formey und Bartholmèss' später noch zu nennende Arbeit über die Berliner Akademie. Für Maupertuis, Voltaire und Friedrich ist Einzelnes aus meinem Aufsatz: Voltaire u. Fr. II. (Vorträge a. a. O. S. 102 ff.) wiederbenutzt. Für d'Argens noch A. D. B. I, 521—524.

würdigen Narrenmanier schwankte, in der Gundling tractirt worden war. (Man denke an den von Friedrich verfaßten Hirtenbrief des Erzbischofs von Toulouse, der dem in der Provence zu lange weilenden Freunde von seinem Diener allmorgendlich vorgelesen werden mußte.) Er schrieb Memoiren, kritische Berichte, Uebersetzungen aus dem Griechischen, dem er sich eine Zeit lang mit großem Eifer zuwandte, politische Broschüren und elegante Briefe. Er war Director der philosophischen Klasse der Akademie und eine Zeit lang Vorsteher des Theaters. Sein Hauptbemühen aber war einseitige Aufklärungstendenz, beständige Wiederholung einmal ausgesprochener Halbwahrheiten und eine grenzenlose Verachtung der verbreiteten Tagesmeinungen und des gelehrten Dünkels. Er liebte es, an Allem zu zweifeln und seinen Zweifel redselig auszusprechen. Er war, wie Voltaire einmal sagte, ein trotz seiner Schwatzhaftigkeit der guten Sache nützlicher Ketzer. Denn er verstand es, leicht und fesselnd zu plaudern, über tiefe Gedanken mit jener Oberflächlichkeit hinwegzuhüpfen, die von der großen Menge als selbständiges Abthun ernster Geistesarbeit angesehen wird, durch frivole Späßchen die eine Klasse von Lesern anzuziehen, die vor philosophischen Speculationen Reißaus nahm und durch unaufhörliches Wiederholen die andere Klasse zu überführen, die leicht über nur einmal vorgetragene Ansichten hinwegsah. Alle diese Eigenheiten zeigen sich in seinen „jüdischen Briefen", der einzigen unter seinen Schriften, die einen wirklich großen Erfolg davontrug, denen später kabbalistische und chinesische folgten. In allen, die Namen und Art dem berühmten Vorbilde Montesquieus entnahmen, ohne dies an Geist und Wirkung zu erreichen, führte er mit leichten Waffen einen ernsten Kampf gegen den Aberglauben und die christliche Religion. Denn ihm war es mit diesem Kampfe gewiß ernst, obgleich die oft hervortretende Frivolität wahre Ueberzeugung auszuschließen scheint. Namentlich sind die drei Correspondenten seiner „jüdischen Briefe": Aaron Moncera, Isaac Onis und Jak. Brito, durchaus ernste, gläubige, sittenstrenge Männer, die glück-

lich zu der Leichtfertigkeit, Skepsis und laxen Moral ihrer anders denkenden Zeitgenossen in Gegensatz gestellt werden. Die Verwunderung über den christlichen Glauben und Gottesdienst, die d'Argens ihnen lieh, ist gekünstelt; ihre Abneigung gegen einzelne Glaubenssätze, Religionsübungen und Verfolgungswuth ist die des Philosophen. Seiner innersten Ueberzeugung gehört auch das einem dieser jüdischen Correspondenten in den Mund gelegte Wort an: „Ich möchte den Himmel für einen glänzenden Palast ansehen, in den man durch vier Thore gelangt, die nach den vier verschiedenen Seiten der Welt schauen. Man kann in dies herrliche Gebäude von Osten, Westen, Süden und Norden gelangen; nur sind die Wege, die dorthin führen, nicht alle gleich schön".

d'Argens wohnte in Sanssouci einmal mit Maupertuis zusammen.*) Letzterer kniete vor dem Schlafengehen nieder, um sein Gebet zu sprechen, und ließ sich in dieser Thätigkeit durch des Zimmergenossen ärgerliche Ausrufe: „Was soll das heißen? Bist Du toll?" nicht stören. Der ehemalige Freigeist war grade in der für jene Gesinnung so günstigen Berliner Atmosphäre fromm geworden.

Als Winckelmann zu seinem Schmerze erkannte, daß die Berliner Anerbietungen, die man ihm gemacht hatte, nicht erfüllt wurden, schrieb er ärgerlich einem Freunde (an v. Schlabrendorf, 19. October 1765): „Im Uebrigen weiß der König nicht, daß man einen Menschen, welcher Rom gegen Berlin verläßt und sich nicht anzutragen nöthig hat, wenigstens so viel geben müsse als Jemandem, welcher von dem Eismeere, von Petersburg gerufen wird. Doch sollte er wissen, daß ich mehr als ein Algebraiste Nutzen schaffen kann und daß die Erfahrung

*) Diese Fassung der Geschichte nach Formey, Mem. I, 215, der sie von d'Argens hat. Sie verdient deswegen vor de Catt's Bericht (vgl. m. Vorträge S. 115fg.) den Vorzug. Ueber Maupertuis Formey I, 172 bis 226. La Beaumelle, Vie de Maupertuis (geschrieben c. 1750). Paris 1856. Oeuvres. 4 Bände. Berlin 1753. Lettres. Dresden 1752.

von zehn Jahren in Rom weit kostbarer sei, als ebenso viel Jahre Ausrechnungen von Verhältnissen von parabolischen Linien, die man zu Tobolsk so gut als zu Smyrna machen kann."

Mit diesen zornigen Worten spielte der berühmte Kunstgelehrte, den für Berlin zu gewinnen man leider unterließ, auf die Gunst an, die Maupertuis in Berlin genossen hatte. P. L. Moreau de Maupertuis, geb. in St. Malo 1698 (von 1741 bis 1759 in Berlin, kurz vor seinem Tode reiste er nach Basel, wo er starb), darf aber nicht nach diesem unwilligen Wort beurtheilt werden. Er war ein bedeutender Mathematiker und Physiker, der durch die Verbreitung der Lehren Newtons großes Ansehen erlangte und verdiente. Er wurde von Friedrich sehr geschätzt und vergalt dem König seine Bewunderung. Schon 1738, noch als Kronprinz, hatte Friedrich von ihm gesagt: „Ein Mann wie der könnte in Berlin bei Gelegenheit eine Akademie der Wissenschaften gründen." Bald nach seiner Thronbesteigung berief er ihn und machte ihn später zum Präsidenten der Akademie. Niemals ließ er sich in seiner Werthschätzung des Gelehrten irre machen. 1746 schrieb er: „Er ist unser Palladium und die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe." Noch viele Jahre später nahm er das Wort zu seiner entschiedenen Vertheidigung. Solchen Eifer vergalt Maupertuis durch häufiges und lautes Lob des Königs. Er nahm den Mund ziemlich voll, wenn er einmal ausrief: „Der Krieg hat die Preußen furchtbar gemacht, Friedrich ruft die Musen zurück, gibt der Akademie neues Leben, indem er sie in seinem Palast versammelt und sich zu ihrem Beschützer aufschwingt. Physiker, Geometer, Philosophen, Redner, pflegt eure Talente; unter einem solchen Fürsten werdet ihr nur seine Muße haben, die nur wenige Augenblicke dauert; aber die Momente Friedrichs sind Jahren an Werth gleich."

Maupertuis war ein einseitiger, eigensinniger und eingebildeter Gelehrter. Seine Einseitigkeit bekundete er durch sein thörichtes Berühmen, in seinem ganzen Leben keine Zeile Mo-

lières gelesen zu haben, seinen Eigensinn in seinem Benehmen bei litterarischen Streitigkeiten. Il ne cède jamais, sagte Friedrich einmal von ihm. In der litterarischen Welt mochte er Niemanden neben sich dulden, aus Furcht, von seinem Ruhme einzubüßen. Allen Erfolg seiner weiten Reisen schrieb er sich zu und beraubte die Mitreisenden ihres wohlverdienten Antheils. Er war stark in seiner Liebe wie in seinem Haß. Friedrich blieb er bis zu seinem Ende treu. Nur ganz am Schlusse seines Lebens bereute er, dem Könige Vaterland und Freunde geopfert zu haben. Der Tod eines seiner Feinde entlockte ihm aber nur den Ausruf: „Nun ist ein Schurke weniger auf der Welt, aber was bedeutet ein Schurke?" Auch im Privatgespräch war er, bei einer fast beispiellosen Lebhaftigkeit, durch seine groben und witzigen Antworten berühmt. Maria Theresia entgegnete er auf ihre etwas spitze Bemerkung, die Schwester Friedrichs gelte ja für die schönste Prinzessin, ziemlich barsch: „Ich glaubte es bisher." Als König, von dem noch die Rede sein muß, in der Heftigkeit der Debatte ihn einmal: „Mein armer Freund" anredete, schrie Maupertuis auf: „Arm! arm! Sie sind wohl besonders reich." Seltsam wie der Mann war seine Umgebung. Er ließ sich von einem Neger, Orion, bedienen, der bei einem Mittagsmahl, wo Maupertuis einem anwesenden Minister eine große Zahl sonderbarer Einzelheiten von seiner nordischen Reise erzählte, seinem Herrn vertraulich die Worte zuflüsterte: „Der glaubt es wirklich." In seinem Hause wimmelte es von Thieren aller Art, die nicht eben die Reinlichkeit erhöhten: in den Zimmern von Hunden, Katzen, Papageien; im Hofe von Hühnern aller Sorten. Es war nicht leicht und manchmal nicht ganz ungefährlich, sich durch das Gewimmel durchzuarbeiten: Papageien setzten sich den Eintretenden auf die Schultern; isländische Hunde stürzten mit wüthendem Gekläffe Manchem entgegen. Er selbst kleidete sich gern ausländisch und ging in seltsamer Tracht in und außer dem Hause einher.

Schlimmeres Gerede als seine Absonderlichkeiten in Be-

nehmen und Kleidung riefen seine litterarischen Excentricitäten hervor. Die schlimmste derselben war eine Sammlung kleiner Abhandlungen, die er unter dem Titel Lettres erscheinen ließ (1752). In diesen brachte er die seltsamsten Dinge vor. Er sprach mit ernstem Tone vom Stein der Weisen, von der Quadratur des Zirkels, von der Kunst, das Leben zu verlängern. Er behauptete, die Seele könnte Zukünftiges errathen und in Vergangenes schauen. Er schlug vor, ein Loch in die Erde zu bohren, um ihr Inneres zu erforschen, eine ägyptische Pyramide zu sprengen, um das Geheimnißvolle ihrer Construction zu ergründen; eine lateinische Stadt zu errichten, in welcher Gericht, Predigt, Schauspiel in der Sprache Roms gehalten werden müßten; die Körper lebendiger Verbrecher zu Experimenten zu benutzen, insbesondere in dem Gehirn eines solchen den feinen Zusammenhang zwischen Seele und Körper zu studiren. Von letzterem Versuche solle man sich, wie er lehrte, durch die anscheinende Grausamkeit nicht abschrecken lassen: ein Mensch bedeute nichts im Verhältniß zur ganzen Gattung.

Diese Briefe erschienen grade zur Zeit eines wissenschaftlichen Streites, in den Maupertuis verflochten war. Darin handelte es sich um das 1744 von ihm aufgestellte Gesetz de la moindre quantité d'action, das sich auf harte und elastische Körper bezog und die Bewegungen aller körperlichen Substanzen bestimmte. Dieses 1749 durch eine gedruckte Abhandlung veröffentlichte Princip fand in Sam. König einen eifrigen Gegner, der nach mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit M. (1751) den Grundsatz an und für sich nicht gelten lassen wollte, überdies darauf hinwies, daß eine kurze Erörterung dieses Princips des Minimum in einem Briefe von Leibniz sich finde. Den in solcher Angabe versteckten Vorwurf des Plagiats von sich abzuwehren war Maupertuis eifrig bemüht. In der That erlangte er eine Zustimmung der Berliner Akademie zu seiner Theorie und eine Erklärung dieser Körperschaft, daß jenes angeführte Fragment eines Leibniz'schen Briefes eine Fälschung

sei. Nur ein Akademiker, freilich der hervorragendste, Voltaire zeigte so wenig Lust, die Sache seines Präsidenten zu seiner eigenen zu machen, daß er geradezu König vertheidigte und neben vielen persönlichen Ausfällen auf Maupertuis, der wohl auch seinerseits dem unbequemen Rivalen klatschsüchtig genug entgegengetreten war, Paris aufrief, ebenso wie Deutschland und Holland gegen den stolzen Mathematiker Partei zu ergreifen.

Als nun die oben skizzirten „Briefe" erschienen, glaubte Voltaire gewonnenes Spiel zu haben. Er schrieb gegen seinen Widersacher eine heftige Schrift*), die eine Art Wiederaufleben der Faßmann-Gundling'schen Keulenschläge zu sein scheint, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß hier ein geistreicher Mann, nicht ein witzloser Flegel, einem ebenbürtigen Gegner, der nur einmal gefehlt hatte, kräftige Hiebe austheilte, und daß der König, unter dessen Aegide der Angegriffene lebte, solchen Streich nicht gut hieß, sondern den Angreifer darob heftig tadelte. Voltaire fingirte in dieser Schrift, daß die „Briefe" nicht von einem Präsidenten geschrieben seien — sie könnte ja höchstens von einem herrühren, der unter Irren den obersten Rang einnähme — sondern von einem Jüngling, der bald als Candidat, bald als Student bezeichnet wird. Dieser, der „Eingeborne von St. Malo", eben Maupertuis, litte an einer schweren Krankheit, zu deren Heilung der Dr. Akakia, Leibarzt des Papstes, beruhigende Pillen verschriebe. Als Zeuge seiner Krankheit wurde sein Buch betrachtet, dessen einzelne Behauptungen in ihrer ganzen Ungereimtheit aufgezeigt werden. Aber dem „Präsidenten" wurden nicht bloß Thorheiten vorgeworfen, er wurde der Unkenntniß geziehen, unter Vorweis einzelner Sprachschnitzer, der

*) Sehr häufig gedruckt z. B. Oeuvres 1817, VIII, 428—444. Ich besitze eine kleine Ausgabe: Hist. du docteur Akakia et du natif de St. Malo 1753, 48 SS., wo der diatribe eine kurze Geschichtserzählung vorangeht und der Brief Maupertuis' an Voltaire mit dessen Bemerkungen folgt.

Undankbarkeit gegen seine deutschen Gastgeber. Seine litterarische Thätigkeit wurde in einem Urtheile der Professoren des Weisheitscollegs verdammt, in welchem dem jungen Autor Fleiß, Bescheidenheit, Concentration angerathen wurde; nur dann könnte er hoffen, in Zukunft etwas zu werden.

Abgesehen von der unwürdigen Art der Behandlung eines Genossen war Voltaires Schrift ein grober Mißbrauch des Vertrauens des Königs. Nicht kraft seiner Censurfreiheit ließ Voltaire die Schrift drucken. Vielmehr*) benutzte er ein ihm für die „Vertheidigung Bolingbrokes" gewährtes Privilegium, um auch die kleine Schrift, für die er niemals ein solches erhalten hätte, in Potsdam drucken zu lassen. Friedrich, der ein Exemplar sah, verlangte die Unterdrückung. Dies geschah. Sofort ließ Voltaire einen Neudruck herstellen und Berlin mit Exemplaren überschwemmen. Empört über diese neue Niederträchtigkeit ließ Friedrich die vorhandenen Exemplare des „Akakia" in Berlin verbrennen. Der „Akakia" gab, nach so manchen vorausgegangenen Anlässen den Ausschlag zum Bruche zwischen dem Könige und Voltaire. Maupertuis, der diesmal keine Vertheidigungsschrift erhielt, sondern nur ein paar mitleidige Worte als Trostgesellen, antwortete nicht, sondern schickte Voltaire eine Herausforderung zum Duell, die dieser in seiner Weise beantwortete.**)

Nach diesem letzten furchtbaren Stoß waren Maupertuis' letzte Jahre nicht sonderlich freudige. In Berlin fühlte er sich als Fremder und so oft er nach Frankreich kam, mußte er merken, daß er in seinem Geburtslande nicht mehr heimisch war.

---

*) So stellt es Formey dar, Mémoires I, 270 fg. Vgl. auch Pajon an Formey, 12. Jan. 1753, bei Varnhagen v. Ense, Briefe v. Chamisso II, 297.

**) Dies nach dem Journal von Collé II, 189, der freilich gegen Maupertuis wie gegen alle bedeutenden Zeitgenossen überaus giftig ist. C. setzt hinzu: Voltaire antwortete par une lettre que j'ai vue et qui était du plus mauvais ton de plaisanterie et du plus bas.

Er hielt Montesquieu eine Gedächtnißrede und mußte über diese einen Strauß mit Piron ausfechten. Er ging mit preußischem Urlaub nach Frankreich und erlebte daselbst, daß die beiden Länder, denen er sich angehörig fühlte, in Krieg geriethen. Trotzdem war er bereit, nach Berlin zurückzukehren, als er von Friedrich weiteren Urlaub erhielt. Er verbrachte ihn in Toulouse. Gegenüber der Preußenfeindschaft seiner ganzen Umgebung blieb er den Preußen im Herzen zugeneigt. Er wußte, daß Friedrich kämpfen würde bis zum letzten Groschen und zum letzten Mann und konnte auf höhnische Fragen seiner Gegner antworten, daß man in Berlin nur Tedeums anstimme. Er hatte den Schmerz, manche Gönner und Freunde, wie den Prinzen August Heinrich, zu verlieren und empfand diesen Verlust stärker als manche kleine Freude, die ihm noch vergönnt war. Er machte sich auf die Heimreise nach Berlin, starb aber in Basel am 27. Juli 1759. Seine Frau, eine geborne von Borck, die ehemals Hofdame bei Friedrichs Mutter gewesen, wurde Oberhofmeisterin bei der Prinzessin Amalie.

Auch ein anderer, gleichfalls aus St. Malo gebürtiger, sehr bekannter französischer Schriftsteller, Julien Offrey de La Mettrie (25. Dez. 1709 bis 11. Nov. 1751), lebte einige Jahre in Berlin, seit 1748. Den meisten Berlinern war er ein Grauen. Da man über Grauen am besten mit Lachen hinwegkommt, so lachten sie. Zu solchem Lachen gab der Philosoph selbst Veranlassung. Als er nämlich hörte (so erzählt Krause seinem Gleim, 18. Dec. 1748), es gäbe in Berlin einen großen Materialisten Krause, besuchte er ihn, fand aber — einen Materialwaarenhändler*). „Ob nun gleich dieses Mißverständniß zum Lachen Anlaß gegeben, so glaube ich, wird er doch nächstens l'homme Raisin schreiben.“

Der Scherz ist eine durchsichtige Anspielung auf La Mettrie's Werk l'homme machine. Gerade dieses Werk hatte gegen den

*) Auch Denina III, 26 hat die Anekdote.

ohnedies anrüchigen Autor einen solchen Sturm erregt, daß er flüchten mußte und froh war, durch Friedrich in Berlin eine Heimstätte zu erlangen. Auch dort wurde wenigstens der litterarische Kampf gegen das Buch fortgesetzt. Ein französisches Schriftchen machte sich über die „zertrümmerte Maschine" lustig. Ein anderes antwortete matt dem Autor des ersteren. Der deutsche Kritiker*), der La Mettrie's Unwissenheit höhnte, daß er die Stadt Breslau für einen Schriftsteller ansah und den Giornali letterati als Herrn Giorno bezeichnete, that so, als wenn die Zertrümmerung der Maschine den Tod des Autors bedeutete und verkündete diesen in folgenden Worten: „Ein großes Unglück! Mons. Maschine ist gestorben. Weil er überzeugt war, daß einen das Opium in einen süßen Schlaf voll angenehmer Träume versenken könne, so erforderte es die Pflicht gegen sich selbst, daß er sich dieses Vergnügen zu machen trachtete. Er wollte also Opium einnehmen und gerieth über das Rattenpulver, worüber er seinen Geist aufgeben mußte."

La Mettrie's**) Hauptschrift, die der eigentliche Anlaß zu seinem Berliner Asyl wurde, ist die Begründung des Materialismus wie er im 18. Jahrhundert aufgefaßt wurde. Schon in der „Naturgeschichte der Seele" hatte er ausgeführt, daß alle Empfindungen von den Sinnen stammen, daß alles das, was empfindet, auch materiell sein muß, daß die Seele, die wesentlich von den Organen des Leibes abhängt, mit denen sie sich bildet, mit ihnen auch untergehen muß. Die Hauptschrift,

*) Epitre à Mlle A. C. P. ou la machine terrassée. Berlin 1749. — Response à l'auteur de l. m. t. Das. — Vgl. Voss. Zeitung 1749, 17. Mai, St. 59.

**) Vgl. außer dem früher angeführten Denina und anderen Quellen (Formey schweigt über ihn als zu gefährlich): Nerée Quépat, Essai sur la Mettrie 1872. Du Bois Reymond: La Mettrie. Rede, gehalten am 28. Jan. 1875. Berlin 1875, besonders F. A. Lange, Geschichte des Materialismus 4. Aufl. (1882), S. 270—302. — Das Hauptwerk, zuerst 1748 erschienen, seitdem ziemlich oft gedruckt, in deutscher Uebersetzung von A. Ritter, Lpz. 1875 (Kirchmann's philos. Bibliothek H. 218).

„Der Mensch eine Maschine“, mit glänzender Rhetorik geschrieben, mit rücksichtsloser Dreistigkeit die Consequenzen des Systems ziehend, will allein auf Erfahrung und Beobachtung die Philosophie begründen; ein ungeheurer Fortschritt, der La Mettrie eine bleibende Ehrenstelle in der Geschichte der Wissenschaft gibt. Mit Anspielung auf den Descartes'schen Satz, der die Thiere Maschinen genannt hatte, weil ihnen die Seele abgehe, wandte er diesen Ausdruck auch auf den Menschen an. Die menschliche Maschine werde durch Temperamente, Nahrung Klima, bestimmt und verwandelt. „Ein Nichts, eine kleine Fiber, irgend etwas, das die subtilste Anatomie nicht entdecken kann, hätte aus Erasmus und Fontenelle zwei Thoren gemacht.“ Er leugnete die Superiorität des Menschen so sehr, daß er wünschte, einen Affen zum Sprechen bringen zu können, um an ihm die ganz menschengleiche Bildung zu erzielen. Aber diese Bildung dünkte ihn nicht ein wesentlicher Vorzug. Schon vor Rousseau findet sich bei ihm der Satz: „Wir sind Alle geschaffen glücklich zu sein, aber es liegt nicht in unserer ursprünglichen Bestimmung gelehrt zu sein; vielleicht sind wir es nur geworden durch eine Art von Mißbrauch unserer Anlagen.“ Ueber die Frage, ob die Materie von einem bestimmten Wesen geschaffen sei, sprach La Mettrie sich nicht aus, er leugnete die Existenz Gottes nicht, wollte aber Zeit und Kraft nicht zu solchen Untersuchungen verwenden, da ihr Resultat das Glück des Menschen nicht befördere. In diesem Glück sah er, wie er anderweitig ausführte, den Werth des Lebens. Das Glück des Menschen beruhte ihm auf dem Lustgefühl. Die sinnliche Lust steht zuerst, nicht weil sie die einzige, sondern weil sie die allgemeinste ist; die geistige Lust wird unter der sinnlichen subsumirt. Die Vernunft ist dem Glücke, also der Lust, nicht feindlich, sondern die Vorurtheile. Eine Tugend in absolutem Sinne gebe es nicht, sondern nur relativ Gutes und Böses im Verhältniß zur Gesellschaft. Gipfel der Tugend sei Verachtung der Eitelkeit; der wesentliche Unterschied zwischen Gutem und Bösem bestehe darin, daß bei jenem

das öffentliche Interesse über das private überwiege, bei diesem das Umgekehrte der Fall sei.

Diese radicalen Ansichten allein hätten, trotzdem sie mit großer Entschiedenheit vorgetragen wurden, La Mettrie nicht so berüchtigt gemacht. Zu solch üblem Rufe kam er durch sein unziemliches Auftreten gegen anerkannte Litteraturgrößen, durch den Cynismus und die Leichtfertigkeit seines Lebens, durch seinen Tod, den er sich durch Unmäßigkeit zuzog.

Erst die Nachwelt ist La Mettrie gerecht geworden. Sein Cynismus machte ihn den Ernsten unter den Zeitgenossen widerwärtig, seine radicale Gesinnung entfremdete ihm die Gemäßigten. Für Friedrich war er ein Räthsel. Sein éloge des Verstorbenen, mit dem gewaltigen Lobe des Schriftstellers war ihm ebensowenig ernst, wie seine Aeußerung in einem Briefe: „Er war ein sehr schlechter Autor, an dem man aber Gefallen fand, wenn man seine Werke nicht las.“ Voltaire haßte ihn, weil er folgende Aeußerung La Mettrie's wohl mit Recht auf sich bezog, „die Physiognomie eines berühmten Dichters vereinige die Miene eines Schurken mit dem Feuer des Prometheus,“ welcher der nichtswürdige Zusatz folgte, „diese Bemerkung sei nur zur Hälfte wahr.“ Am gerechtesten urtheilte Lessing*), der acht Tage nach dem Tode des Franzosen schrieb: „So viel können wir als der kleinste Mund, dessen sich die unparteiische Nachwelt bedient, sagen ..., daß man an ihm einen ursprünglichen Witz, eine ansehnliche Einsicht in diejenige Wissenschaft, durch die er sich gewiß bei dem Leben würde erhalten haben, wenn es nützlich wäre, daß die Aerzte unsterblich blieben, eine beneidenswürdige Fertigkeit sich schön und neu auszudrücken, bedauern werde, indem man alle seine bösen Eigenschaften verabscheuet, die wir verschweigen, weil er nunmehr todt ist.“

---

*) Crit. Nachrichten, 47 St., 19. Nov. 1751. Werke ed. Muncker IV, 279. Kurz vorher, Juni 1751, a. a. O. IV, 323 ff. war Lessing ziemlich stark gegen eine andere Schrift La Mettrie's aufgetreten.

Von den übrigen Franzosen, außer Voltaire, kommt hauptsächlich d'Alembert in Betracht. War er auch nur drei Monate, also sehr viel kürzer, als die bisher genannten, in Berlin, so übte er durch persönlichen und brieflichen Verkehr, durch seine Schriften einen großen Einfluß aus auf Friedrich und auf das litterarische Berlin.

Unter den jungen Leuten, welche Maupertuis, als er selbst noch jung war, seinem Vater Moreau, einem schäbigen Filz zuführte, gefiel dem Geizhals, der den guten Appetit der jugendlichen Tischgenossen schmerzlich empfand, nur einer: „Das ist ein netter Mensch, trinkt keinen Wein, nimmt keinen Kaffee, so einen sieht man gern bei Tisch", pflegte er über ihn zu sagen.*) Das war d'Alembert.

Schon durch diese Anekdote wird in treffendster Weise der Gegensatz ausgedrückt, der zwischen dem Genießling La Mettrie und dem entsagungsvollen Jean Lerond d'Alembert (geb. c. 1710) existirt.**) Wie Epikuräer und Stoiker standen sich beide gegenüber. Genuß, sinnliche Freude war dem Einen das Dasein, Forschen dem Anderen. Jener trat ins Leben ein, nicht etwa als ein verwöhntes Glückskind, aber in geordneten, behaglichen Verhältnissen, dieser ein unehelicher Sohn einer Weltdame, Frau von Tencin, und eines Dichters, Destouches, der durch seine Dramen zu rühren liebte, ward als Kind ausgesetzt und von einem Handwerker auferzogen, der den Verlassenen fand. Jener war ein robuster Kerl, dem keine Arbeit zu schwer und kein Vergnügen zu anstrengend und zeitraubend war, dieser ein ewig kränkliches Männlein, das geistiges Schwelgen allen soliden Genüssen vor-

---

*) Corr. litt. (Paris 1879) VII, 180.

**) Vgl. d'Alembert: Werke, Paris 1805, 1821. Leben von Condorcet, neue Ausg., Paris 1852. Neuere Litteratur: G. Maugras, Trois mois à la cour de Frédéric, Lettres inédites d'Alembert. Paris 1886. Ch. Henry, Oeuvres et correspondances inédites de d'Alembert. Paris 1887. Jos. Bertrand, d'Alembert. Paris 1889.

zog. War jener rücksichtslos bis aufs Aeußerste, seinem Grundsatze treu: „schreibe so, wie wenn Du allein ein Universum wärest und nichts von der Eifersucht und den Vorurtheilen der Menschen zu fürchten hättest, oder Du wirst Deinen Zweck verfehlen", und konnte er seine Hauptschrift stolz mit den Worten schließen: „Das ist mein System oder, wenn ich nicht sehr irre, die Wahrheit; nun disputire, wer will", so war dieser ohne Entschiedenheit und ohne Lust am Streite. Wohl liebte er die Wahrheit, aber noch mehr die Ruhe, die er doch nicht finden konnte, da er trotz aller Ruhe Anstoß erregte. La Mettrie wußte oder glaubte zu wissen und sprach ungescheut die Resultate seines Denkens aus; d'Alembert kam nie recht mit sich ins Reine und verkündete als höchste Weisheit den alten Montaigne'schen Zweifelsatz: Was weiß ich?

Verschieden wie Beider Leben war auch ihr Tod. La Mettrie starb jung, plötzlich, an den Folgen einer Unmäßigkeit; d'Alembert endete in hohen Jahren nach unsäglichen Schmerzen, die ihm durch Gallensteine verursacht wurden, am 29. October 1783. Er widerstrebte jeder Operation, der bloße Name machte ihn schaudern. Er sah seinen Tod voraus. Den Priester seines Kirchspiels, der sich am Tage vor seinem Tode bei ihm meldete, bat er, da er ihn augenblicklich vor Schmerzen nicht empfangen könne, am nächsten Morgen wiederzukommen; in der Nacht starb er. Die Geistlichkeit rächte sich gegen diesen Hohn dadurch, daß sie ihm keinen Platz in der Kirche einräumte. Sie ließ ihn ohne Gepränge auf dem Kirchhofe begraben und verstimmte durch diese Halbheit die Frommen und die Philosophen. Seltsam, so meint ein Zeitgenosse, daß die letzteren nach ihrem Tode so gern in der Kirche sein wollen, während sie doch Zeit ihres Lebens einen Ruhm darein setzen, dort nicht zu erscheinen. Grimm*), der bei aller Verehrung für d'Alembert sich diesen kleinen Spott nicht versagen konnte, übermittelte König Friedrich den Vorschlag

*) Corr. litt. XIII, 371 fg.; XVI, 476. Vgl. VII, 217.

Condorcet's, dem Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, das den Priestern in die Augen stäche. Friedrich begnügte sich aber damit, von dem genannten Pariser Correspondenten eine bronzene Medaille anzunehmen, welche dem Philosophen die Unsterblichkeit zusprach, und that selbst weiter nichts, als d'Alembert's Lob zu verkünden.

La Mettrie war, da er sich in seiner Heimath nicht halten konnte, dem Rufe Friedrich's gefolgt, d'Alembert lehnte einen preußischen Ruf ab, wie er den russischen abgelehnt hatte. „Ein König rief Sokrates an seinen Hof" — mit diesen Worten spielte Thomas auf Friedrich's Einladung an — „aber Sokrates blieb arm in Athen." Nur der Einladung Friedrich's entsprach der französische Philosoph für kurze Zeit (Juli, August 1763). Mit Berlin stand er schon lange in Beziehung. 1746 hatte er einen akademischen Preis davongetragen, 1752 war er Mitglied der Akademie geworden, 1754 hatte er eine königliche Pension erhalten. Nach einem ersten Dankbesuch in Wesel 1755 kam d'Alembert am 10. Juni 1763 wieder dorthin und begleitete den König über Cleve, Braunschweig nach Sanssouci, wo er einige Wochen blieb. Er lernte den König, den er schon vorher verehrt hatte, in seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Regentenweisheit, seinen litterarischen Liebhabereien, seiner großen Güte bewundern. Dessen ungeachtet fühlte er sich im Hofleben, in dem beständigen Zwange, den es auferlegte, nicht wohl, auch Klima und Kost konnte er nicht vertragen. In Berlin war er nur einen einzigen Tag und machte die nöthigsten officiellen Besuche. Trotzdem war diese kurze Episode von großem Werth für die Schätzung der Franzosen und der französischen Litteratur in Berlin. Nicht ohne Grund meldete der französische Gast, daß Alle ihn liebten und erklärten, einen solchen Franzosen noch niemals gesehen zu haben. An Stelle der oberflächlichen, leichtfertigen, anspruchsvollen, laut schwadronirenden Gäste, die man bis dahin beherbergt und nach anfänglicher Bewunderung gründlich verachtet hatte, trat hier ein gründlicher, ernster, bescheidener Gelehrter,

der, statt unzufrieden mit dem Gebotenen zu sein, auch dies als zuviel zurückwies. Er mischte sich in keine fremde Angelegenheit. Für sich erbat er nichts, nur für den Mathematiker Euler eine Erhöhung seines Gehalts. Gleich ehrenvoll für den Einladenden wie für den Eingeladenen war die Art und Weise, in der die Aufforderung zur Annahme der Präsidentschaft der Akademie an d'Alembert erging und von ihm abgelehnt wurde. Nach längeren Unterredungen bat der König seinen Gastfreund, dessen Widerstand er nicht zu besiegen vermochte, er möge sich doch die Akademie ansehen. d'Alembert that's. Ueber den Erfolg des Besuchs schrieb er an seine Pariser Freundin: „Ich wurde in der Akademie mit allen möglichen Zeichen der Achtung und Neigung aufgenommen. Abends kehrte ich zum König zurück und traf ihn auf einem einsamen Spaziergange. Er fragte mich, ob mir das Herz nicht zum Bleiben riethe. Ich antwortete, daß mich die Herren mit aller erdenklichen Güte aufgenommen hätten, und daß mein Herz sicherlich lebhaft sprechen würde, wenn es nicht mit unbezwinglicher Gewalt für die Freunde spräche, die ich in Frankreich zurückgelassen."

Wenn die alten Generäle d'Alembert umarmten und ihn unter Thränen versicherten, einen solchen Franzosen noch nicht gesehen zu haben, so hatten sie besonders Voltaire im Auge. Wie anders hatte sich dieser in Potsdam und Berlin benommen. Zweimal, im Jahre 1743 auf einige Wochen, dann vom 10. Juli 1750 bis 26. März 1753 weilte Voltaire beim König, in der stillen Hoffnung, nachdem er als Gast gekommen war, der Lebensgefährte des Monarchen zu werden. Voltaire's Aufenthalt in Berlin und Potsdam war für sein Leben eine Episode, für die Berliner Geistesgeschichte ein wichtiger Einschnitt. Er kam, weil er in Frankreich keinen Halt mehr hatte, und weil er fürchtete, in Berlin durch Andere in der Gunst des Königs überholt zu werden, er ging, weil seine persönliche Rolle ausgespielt war. Für Berlin dagegen war dieses meteorgleiche Auftreten des französischen Schriftstellers ein schwerwiegendes Ereigniß. Günstlinge,

oft ziemlich unwürdige, hatte es schon am Berliner Hofe gegeben, aber selten solche, die wie jener fürstengleich schalteten. Denn das war noch nie vorgekommen, daß ein Schriftsteller, der wohl Pensionen und Kammerherrntitel annahm, jedoch nur Schriftsteller war und blieb, sich wie ein großer Herr gebärdete. Schon durch dies äußere Auftreten, durch die Huldigungen, die Voltaire von allen Seiten empfing, von höchstgestellten Männern, auch selbst von schönen Frauen, mußte Voltaire einen großen Eindruck machen. Wie hoch stand er gegen die armen Schlucker von deutschen Dichtern, die sich als hungrige Litteraten an eines Zeitungsverlegers Tisch satt aßen, in einem schlecht bezahlten Lehrer- oder Schreiberamt quälten und glücklich waren, wenn sie von einem vornehmen Gönner eine Summe bekamen, die für ein Almosen zu groß und für ein Gehalt zu klein war.

Der Grund, warum Voltaire's preußischer Aufenthalt nur eine Episode blieb, war kein äußerlicher, sondern lag tief in Voltaire's Wesen begründet. Schuld an seiner baldigen Entfernung trug doch nur theilweise die schon erwähnte Differenz in Sachen Maupertuis', sowie Voltaire's schmutziges Geldgeschäft mit den sächsischen Steuerscheinen, sondern hauptsächlich Voltaire's ganzes Wesen. Er war boshaft und vermochte bei persönlichem Verkehr so wenig den moquanten Gesichtsausdruck zu verbergen wie die beißenden Bemerkungen, die er in Briefen zu unterdrücken oder mit Schmeichelworten zu überzuckern verstand. In der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts hatte er sich gerühmt, nicht des Königs Kammerherr, sondern sein Grammatiker zu sein, und die Leichtigkeit der aus diesem Amt ihm erwachsenden Beschäftigung gepriesen; später flüsterte er Vertrauten zu, daß er müde sei, die schmutzige Wäsche des Königs zu waschen, und hörte zum Entgelt dafür eine Aeußerung des Königs des Inhalts: er brauche den Franzosen nur noch kurze Zeit; wenn man den Saft der Orange ausgepreßt habe, werfe man die Schale fort. Er machte unerhörte Ansprüche in Bezug auf Behandlung und Bezahlung: am liebsten wollte er nicht nur der Erste, sondern der Einzige

sein. Hauptsächlich um Anderen den Vorrang zu entreißen, kam er nach Berlin: den dortigen Aufenthalt betrachtete er, der überhaupt meinte, daß die Fürsten nur dazu da seien, die Gelehrten zu unterstützen, als eine von ihm gespendete Gnade und trug Sorge, sich diese Gnade echt königlich bezahlen zu lassen. Er hatte politische Ambitionen, setzte die Miene auf, diplomatische Geheimnisse zu kennen, vertrauliche Aufträge zu haben, und drängte sich, um eine Rolle zu spielen, an die Großen heran. Sein Neid und Herrschgelüste, seine Empfindlichkeit und kleinliche Eifersucht, seine Kriecherei gegen die Großen und seine tyrannische Härte gegen die Kleinen entfremdeten ihn dem Könige und seinen Getreuen.

Dieser Mann, den man als Menschen verachtete, übte als Schriftsteller sowohl während seines Lebens als auch nach seinem Tode einen ungeheuern Einfluß auf die Berliner Kreise so gut wie auf die Lesewelt überhaupt aus. Ein derartiger Einfluß erscheint dem modernen Leser verwunderlich, denn unter Voltaire's Werken ist kein einziges, das man eben als das Werk bezeichnen könnte, worin seine ganze Eigenart ausgeprägt ist, vielmehr bieten alle einzelnen bedenkliche Schwächen und Angriffspunkte dar. Voltaire war kein Dichter. Auf ihn, wenn auf irgend einen Poeten, paßt der Vorwurf, daß seine Erzeugnisse nur gedacht seien. Seine Lyrik war nicht durch wahre Empfindung dictirt, sondern durch die Absicht, welche, statt zu erheben, verstimmt. Gönner zu erwerben, Feinde zu strafen, Damen ein artig Compliment zu sagen, Bewunderer zu beglücken, philosophische Gedanken schulgerecht vorzutragen, war Zweck und Inhalt seiner Gedichte. Er war auch kein Dramatiker. Geschickte Nachahmung bewährter Muster, starres Festhalten an Gesetzen, die er für unumstößlich hielt, gewandte Versbehandlung, flüssige Prosa, politisch und religiös freiheitliche Tendenzen halfen kein vollendetes Drama gestalten. An Shakespeare's großem Maße gemessen, erscheint er wie ein Schüler, der einige Manieren des Meisters angenommen, nicht ohne sich frech gegen den Meister aufzulehnen; Kunst, d. h. die

gewandte Technik war es, die Voltaire's Dramen Goethe und Schiller empfehlenswerth machte. Auf der Bühne konnte sich aber kein einziges lebendig erhalten. Ganz lebendig blieben auch seine epischen Werke nicht: gewiß nicht die Henriade, die unwahre Lobpreisung vergangener Zeit im Hinblick auf die Gegenwart, die ihre Kunstmittel dem Alterthum entlehnte und in ihrer Huldigung für England als die litterarische Nährmutter Frankreichs dem Modernen unverständlich ist; mehr noch die Pucelle und die Romane, jene durch ihre Zoten und litterarischen Angriffe saftige Bissen für die Liebhaber, diese scharfumrissene, packende Zeitbilder. Aber die in ihnen allzu reichlich enthaltene Philosophie, die auch den poetischen Werth beschränkt, gibt den Werken ein seltsam antiquirtes Ansehen. Denn Voltaire's Philosophie war weder eine völlig schulmäßige noch eine selbständige. Sie beugte sich entweder sklavisch englischem Vorbilde oder schwankte zwischen Materialismus und Schultheologie, der sie die Beweise vom Dasein Gottes entlehnte, zwischen matter Aufklärung und rücksichtslosem Vorandrängen. Unter allen seinen Werken stehen vielleicht nur die historischen auf dem vordersten Plane; nicht als Muster gelehrter kritischer Arbeit und Vorurtheilslosigkeit, sondern als erste Beispiele moderner Geschichtsbetrachtung und kunstmäßiger Historik.

Kaum in einem Gebiete war Voltaire ein Meister, und doch übte er einen ungeheuern Einfluß. Das Geheimniß dieser Wirkung lag wohl in dem Persönlichen, dem Modernen, dem Kunstreichen. Voltaire war durch und durch subjectiv. Wie er seinen Launen nachgab und im gewöhnlichen Leben sich in den Vordergrund drängte, so gab er jedem Werke den Stempel seiner Persönlichkeit. Er war ein Mensch und nichts Menschliches war ihm fremd. Dieses Menschliche aber betrachtete er vom Standpunct seines Individuums. Daher trat dies Individuelle, dies Persönliche überall hervor, nicht etwa bloß in Werken so persönlicher Art wie in Briefen. Sodann war Voltaire durch und durch modern. Die Fragen des Tages wurden überall in den

Vordergrund gestellt. Religionsprocesse, die ohne ihn freilich nie ihre Berühmtheit erlangt hätten, wurden mit seiner ganzen Lebhaftigkeit, mit allen Mitteln moderner Publicität vor die Augen der Welt geführt. Aufklärung, das Schlagwort der Massen, war die große Angelegenheit seines Lebens. Hierauf kam er immer wieder zurück, ebensowohl in Dramen und Romanen als in Streitschriften und Bekenntnissen. Mochte er sich sonst widersprechen, in vertraulichen Aeußerungen anders erscheinen als in den für die Oeffentlichkeit bestimmten Ausarbeitungen, in dieser Angelegenheit war er immer er selber: der muthige Aufspürer jedes Vorurtheils, der rücksichtslose, kühne Vertheidiger freier Gedanken. Und mit welcher Kunst schrieb er seine Schriften! Mag man Voltaire's Charakter hassen, seine Oberflächlichkeit verdammen, seine Leistungen in einzelnen Gebieten geringschätzen, immer wird man aufs Neue gefesselt sein von dem Glanz seiner Darstellung und der ungesuchten Kunst seiner Sprache. Alle Töne stehen ihm zu Gebote: leichter Witz, schalkhafte Anmuth, beißender Spott, ruhige Ueberredung, tosender Zorn, hinreißende Beredtsamkeit. Er ist ein Virtuose, der mit gleicher Kunstfertigkeit verschiedene Instrumente beherrscht. Seine Sprache ist die reinste Musik.

Der getreueste Schüler Voltaire's war Friedrich der Große, dessen Vorliebe auf seine Zeitgenossen und die Bewohner seiner Residenz überging. Friedrich war ein unbedingter Bewunderer des Schriftstellers Voltaire, stand völlig unter seinem Banne, modelte in Vielem nach ihm seine Anschauungen, ohne ihn doch an Fülle des Talents, an Vielseitigkeit des Interesses, an Eleganz der Sprache, an Schärfe der Kritik, zu erreichen. Ueberlegen war er ihm nur in Aufrichtigkeit der Gesinnung und in Hervorhebung des nationalen Standpuncts.

Die Herausgeber haben Friedrichs Schriften in fünf Abtheilungen getheilt: militärische, politische, historische Schriften, Briefe und Gedichte. Ein unbedingtes Muster ist Friedrich in keiner dieser Arten, dennoch zeigt er sich in einer jeden eigen-

thümlich genug. Ueberall verräth er eine bestimmte Individualität. Er ist kein gelehrter Historiker, kein schulmäßiger Politiker, kein Dichter, der sich unbedingt an die Regeln bindet, kein Soldat, der sich an das Hergebrachte in Theorie und Praxis hält, aber obgleich oder vielleicht weil er diese Eigenschaften nicht besitzt, ist er ursprünglich, anziehend, wirkungsvoll. Er ist kein Schriftsteller von Profession, der begierig die Gegenstände aufsucht, über welche er schreiben will, er greift vielmehr nur zur Feder, wenn er durch die Sache ergriffen wird. Andere Schriftsteller müssen die Nachwelt von Dingen unterhalten, die mit dem Schreibenden in keiner Beziehung stehen; Friedrich redet nur von sich und dem, was ihn angeht. Wenn er als Historiker das Wort ergreift, so spricht er entweder von der Zeitgeschichte, in der er eine so hervorragende Rolle gespielt, oder er redet von der allmäligen Gestaltung seines eigenen Staates; tritt er als Politiker auf, so entwickelt er sein eigenes Programm und gibt sich und Anderen Rechenschaft über die Gründe und Folgen seines Thuns; dichtet er, so behandelt er nicht die Gegenstände der Außenwelt, sondern spricht ernst und scherzhaft über seine inneren Zustände und äußeren Beziehungen, rühmt seine Freunde, spottet seiner Feinde; schreibt er Briefe, so fertigt er zwar nicht selten Abhandlungen an, aber diese könnten nicht an Jeden gerichtet sein, sondern sie tragen Züge an sich, die eine bestimmte Physiognomie des Schreibenden verrathen und enthalten Einzelheiten, die nur für den Adressaten bestimmt sind. Aber dieses Sprechen von sich geschieht nicht mit Ruhmredigkeit, sondern ist veranlaßt und wird durchgeführt durch das Streben nach Wahrhaftigkeit. Friedrich will sich schildern wie er war, darum übt er in seinen historischen Schriften an sich selbst eine harte Kritik, wirft sich mit unnachsichtiger Strenge die Fehler vor, welche er begangen, wenn er auch nicht die Schwierigkeiten verhehlt, denen er zu begegnen hatte. Er ist kein streng objectiver Historiker und kein Kritiker, er benutzt die Quellen nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt und äußert

offen seine Neigung und Abneigung, aber diese Subjectivität veranlaßt ihn selten zu Ungerechtigkeiten und niemals zum Selbstlob auf Kosten der Andern oder zur Herabsetzung seiner Vorgänger.

Charakteristisch für diese Schriften ist besonders der patriotische Zug. Eine Stelle in einer von Friedrichs letzten Arbeiten, den 1779 veröffentlichten lettres sur l'amour de la patrie ist dafür besonders kennzeichnend: „Ja, mein Vaterland, dich liebe ich, dir verdanke ich Alles; dir gehöre ich. Mein Dank und meine Liebe werden nur mit meinem Leben enden. Dies Leben selbst verdanke ich dir; wenn du es zurückverlangst, bringe ich dir es gern dar. Für dich sterben heißt ewig leben im Gedächtniß der Menschen".

Trotz dieser Gesinnung schrieb Friedrich nicht die Sprache der Deutschen. Bei aller Liebe zum deutschen Volke war und blieb er ein Feind der deutschen Sprache. Zur Erregung solcher Gesinnung bedurfte es nicht Voltaire's, der die Deutschen bekanntlich mit ziemlicher Verachtung betrachtete. Vielmehr schrieb Friedrich schon 1737, zu einer Zeit also, da Voltaire's Einfluß auf ihn erst im Entstehen war: „Die Deutschen sind arbeitsam und gründlich, aber verworren. Könnten sie von ihrer Langeweile geheilt und zur Anmuth gezwungen werden, so brauchte man an ihnen nicht zu verzweifeln. Nur die Sprache ist unbrauchbar, die Bedeutung der Worte ist nicht bestimmt; um verständlich zu werden, müssen wir uns fremder Sprachen bedienen".

Diese Anschauung, in weiten Kreisen Berlins getheilt, wurde ein nationales Unglück. Für sie und ihre Folgen Friedrich allein verantwortlich zu machen, ist ein höchst unhistorisches Beginnen. Friedrichs Jugendbildung war durchaus französisch, was er in seinen jungen Jahren von deutscher Litteratur sehen konnte, mußte ihm den Geschmack daran verderben. Er lebte sich in die französische Sprache und Litteratur ein und blieb ihr treu. Dem Deutschen gegenüber blieb er blind und taub, weil er durch die Franzosen gefangen war und nicht glauben wollte, daß die Deutschen sich

entwickelt hatten. Goethe's Jugendwerke sah er mit den Augen eines französischen Kunstrichters an und Lessing, dem er sein kühnes Auftreten wider die Franzosen, wenn er es kannte, nicht zu verzeihen im Stande war, konnte der Aeltergewordene nicht begreifen. Wer Narren als Vertreter deutscher Wissenschaft, elende Versschmiede als Träger deutscher Poesie gesehen, wer Harlekinaden und Kraftproben als einzige Erzeugnisse dramatischer Kunst und Friedrich Wilhelms schmerzstillende Bilder als vollgültige Proben deutscher bildenden Kunst mitangesehen hatte, der mochte von dem Deutschen genug haben. Man muß ihn wegen solch freudloser Jugend bemitleiden, man mag die Deutschen bedauern, daß er, der einer ihrer Größten ward, seine einzige Rettung bei den Franzosen fand; die Verantwortung muß man nicht ihm aufbürden, sondern dem, der seinen Geist knechtete wie seinen Willen.

Einen höchst merkwürdigen Ausdruck fand diese dem Deutschen abgewendete Gesinnung in Friedrichs Schrift „von der deutschen Litteratur“ (de la littérature allemande 1780). Diese Schrift ist eine Kritik des damaligen Zustandes der schönen Litteratur, Wissenschaft und Sprache in Deutschland. Sie macht höchst seltsame Sprachverbesserungsvorschläge, sie verkennt die Bedeutung der damaligen Meisterwerke, sie verschweigt die Namen berühmter Autoren, sie preist unbekannte Redner wie Quandt, nicht hervorragende lyrische Dichter, wie J. N. Götz, gänzlich unbedeutende Dramatiker wie Ayrenhoff. Von durchaus französischem Standpuncte aus, dem der Regelmäßigkeit, betrachtet sie das Drama, verurtheilt daher Shakespeare, nennt Götz von Berlichingen eine abscheuliche Nachahmung dieses Schriftstellers und charakterisirt dieses geniale Drama als eine entsetzliche Plattheit. Doch gibt der Autor nicht alle Hoffnung für die von ihm so arg verurtheilte Litteratur auf. Vielmehr schließt er seine Schrift mit den tröstlichen prophetischen Worten:

„Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie zu seinem eignen Nutzen lesen, unsere Nachbaren werden

deutsch lernen, die Höfe werden mit Entzücken deutsch sprechen und unsere reine vervollkommnete Sprache wird sich ausbreiten von einem Ende Europas zum andern. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich kündige sie an, sie werden erscheinen, wenn ich sie auch bei meinem hohen Alter nicht mehr erblicken werde. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land nur von ferne. Man verzeihe mir diesen Vergleich, ich lasse Moses seinen Ruhm; aber die schönen Tage unserer Litteratur, die wir erwarten, sind mehr werth als die starren und öden Felsen Idumäas".

Die Schriften Friedrichs und der Philosophen am Berliner Hofe bilden eine stattliche Bibliothek. Trotzdem begnügte sich die gebildete Berliner Lesewelt, die mehr unterhalten als belehrt werden wollte, nicht mit der Lectüre dieser ernsten Werke. Ein Blick auf die Bücherinserate in den Berliner Zeitungen und auf die Bücherbesprechungen in den kritischen Zeitschriften zeigt, wie bedeutsam das Interesse war, das man an der sog. schönen Litteratur der Franzosen nahm. Manche dieser Werke erschienen in Berliner Neudrucken; heute wie damals sorgten hurtige Uebersetzer für Vermittelung des beliebten Lesestoffes an die des Französischen unkundige Menge. Es läßt sich, bei dem Mangel an Quellen, etwa dem Meßbuch eines Berliner Buchhändlers, keine Statistik des verbrauchten Lesestoffs aufstellen, aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der freche J. B. Rousseau, der leichtfertige Gresset und der wollüstige Crebillon für ihre Epigramme, Erzählungen und Romane ebensoviele Leser und Bewunderer fanden, wie die ernsten Philosophen. Daß Jean Jacques Rousseau außer für seine philosophischen Paradoxe und seine pädagogischen Vorschriften auch für seinen Roman „Die neue Heloise" begeisterte Verehrer in Berlin fand, wird uns in Strafreden von Moralisten und Theologen vielfach bezeugt. Das Evangelium der Natur und der Liebe, mit so unvergleichlicher Beredtsamkeit gepredigt, mußte die Jugend hinreißen, und schon lange vor dem Erscheinen der deutschen genialen Nachahmung

des französischen Vorbildes sehnte sich „jeder Jüngling so zu lieben, jedes Mädchen so geliebt zu sein".

Aus den mancherlei Berliner Zeugnissen, durch welche die Bewunderung Rousseaus erwiesen werden kann, mag nur die eine überschwängliche Stelle mitgetheilt werden, die Chr. F. Myller, von dem später noch zu sprechen ist (Berlin 13. Febr. 1779), an Bodmer schrieb*). Sie lautet: „Einen großen Verlust habe ich erlitten an Rousseau, diesem Menschen, den mein Auge nie sahe, dessen Sprache ich nie vernahm, der nicht einmal meine Existenz kannte, diesen liebt' ich wie ein Sohn seinen Vater liebt; ein Leben, das Leben in der Jugend, in ächtem Menschengefühl hatte ich diesem göttlichen Mann, diesem Vater vieler tausend edler Empfindungen zu danken — er ist nicht mehr und die Welt hat für mich die Hälfte ihres Schmuckes verloren."

Jedenfalls muß die Thatsache festgehalten werden trotz des oben (S. 464) mitgetheilten Zeugnisses, daß Französisch im Allgemeinen als die Sprache der Gebildeten galt. In den vertrauten (ungedruckten) Briefen Mendelssohns, der die deutsche Sprache nur in Berlin gelernt hatte, finden sich außerordentlich viel französische Worte, außer den üblichen wie: excusiren, moquiren auch seltenere wie: modesten, railliren u. A. Als er sich mit einem Hamburger, für jene Zeit nicht ungebildeten Mädchen verlobte, legte er den größten Werth darauf, daß sie französisch lernte. Sie begann dies auch bei Lessings Freund Bode, gab aber den Unterricht bald auf. Mendelssohn hörte nicht auf zu drängen, schickte französische Lectüre, z. B. Rousseau's Neue Heloise, und schrieb einmal: „Ich bitte Sie, liebste Mamsell, lernen Sie diese Sprache, die hier fast zur Muttersprache geworden ist." (23. Juni 1761.)

Die bekanntesten unter allen Werken der französischen Litteratur waren jedoch die dramatischen. In welchem Umfang sich die damaligen deutschen Theater von französischer Kost nährten,

*) Mitgetheilt bei Joh. Krüger, Die erste Ges. Ausg. d. Nibelungen S. 64.

ist aus Lessings Dramaturgie allgemein bekannt. Für Berlin, wo für das deutsche Theater dieselben Verhältnisse galten wie anderswo, kam noch ein besonderes französisches Theater hinzu, das für den Hof und einen großen Theil der gebildeten Gesellschaft das einzige war. Bald in Berlin, bald in Potsdam im Potsdamer Stadtschloß, oder für die ganz Intimen im dortigen Neuen Palais, wurde von einer Truppe Theater gespielt, die sich im Gegensatz zu der damaligen deutschen, eine königliche Schauspielergesellschaft nennen durfte. Aber so großen Zulauf und Beifall die Darbietungen dieser Truppe auch fanden, so haben sie mit der geistigen Entwickelung Berlins wenig zu thun. Es waren auswärtige Künstler, wenn man dies hohe Wort auf die Theaterhelden jener Zeit anwenden darf, die in Berlin keine Schule machten, es waren ferner ausländische Stücke, die entweder gleichzeitig oder später im deutschen Theater gesehen wurden, oder litterarische Eintagsfliegen, die keinerlei Nachwuchs hatten. Schon die Thatsache, daß nach dem Schwinden der königlichen Gunst für diese Bühne kaum ein Versuch zu ihrer Wiederbelebung gemacht wurde, bezeugt die Bedeutungslosigkeit dieses französischen Theaters für Berlins geistige Entwickelung.

Daher ist es nicht nöthig bei Aufzählung der Stücke oder Würdigung der Leistungen einzelner Schauspieler zu verweilen. Um das geistige Niveau kennen zu lernen, auf dem diese Leute sich im Allgemeinen befanden, genüge die Vorführung eines Einzigen aus ihrer Mitte. Seine ausführlichere Betrachtung mag dadurch gerechtfertigt sein, daß seine Schriften selten geworden und gänzlich unbeachtet geblieben sind. Es ist Sticotti, von dem man nur weiß, daß er Schauspieler in Berlin war.

In die Litteraturgeschichte fand er Einlaß durch eine von ihm herrührende Broschüre: Garrick ou les acteurs anglais (1770), in welcher er über dramatische Kunst handelte sowie historische und kritische Bemerkungen über die verschiedenen Theater von London und Paris machte. Aber nicht diese Broschüre selbst hat ihn bekannt gemacht, sondern die geistvollen

Bemerkungen über Drama und Schauspielkunst, zu welchen sie dem berufenen Kenner theatralischer Dinge, Diderot, Anlaß gab*). Aber weder Diderot noch Grimm wissen von dem Autor etwas zu sagen; letzterer bekennt, er habe seinen Namen nicht erkunden können, und ersterer faßt sein Verdammungsurtheil in die Worte zusammen: „Ouvrage écrit d'un style obscur, entortillé, boûrsouflé et plein d'idées communes."

Sticotti's in Berlin geschriebene und erschienene französische Schriften**) beziehen sich allerdings nur zum geringsten Theile auf preußische oder Berliner Vorkommnisse. Dem Titel nach gehört nur das allerletzte Stück der Sammlung in diesen Zusammenhang: Trophée érigé à la mémoire de son Excellence Mr. le Feldmaréchal de Keith. Der Dichter rühmt den Verstorbenen, den er zwar nie gesehen, nicht bloß als Krieger, sondern als Friedenshelden, den Engländer, der in Deutschland die Tugenden seines weisen Vaterlandes verbreite. Aber an gar manchen Stellen wird der Ruhm des großen Königs verkündet, besonders Prinz Ferdinand gelobt, mit dem der Schriftsteller nähere Beziehungen unterhalten zu haben scheint.

Wie in dem bisher Erwähnten die Zeitgeschichte gestreift

---

*) Seine Observations wurden von Grimm in die correspondance littéraire aufgenommen, neue Ausg. Paris 1879, IX, 134—141. 149—157; jetzt auch in den Werken Diderots, Paris 1875, VIII, 343—359.

) Der in meinem Besitze befindliche Band — ein anderes Ex. ist in der Berl. königl. Bibliothek; daselbst befindet sich auch ein Einzeldruck von Le masque indéchiffrable, Berlin 1760, dem 7. Stück unserer Sammlung — führt den Titel: Oeuvres d'un paresseux bel esprit pendant la guerre. Par Mr. St. comédien de Sa Majesté le Roi de Prusse. A Berlin. Chez Grynaeus & Decker. 1760. Es ist nicht etwa eine neugedruckte Gesammtausgabe, sondern eine Zusammenfassung vieler kleiner Schriften, die fast alle bei denselben Berliner Verlegern, einzelne auch bei anderen, z. B. Jasper u. Bourdeaux, andere ohne Namen eines Verlegers 1758—1760 erschienen waren, in einen Umschlag, so daß jede Schrift ihren besonderen Titel und ihre besondere Paginirung behält. Die kurze Vorrede — Selbstironie oder Hohn eines „guten Freundes" — unterrichtet uns nicht über den Autor. Das Inhaltsverzeichniß macht zuerst 11 Prosaschriften und ebensoviele Poésies namhaft.

wird, so werden an anderen Stellen berühmte litterarische Zeitgenossen erwähnt; an Diderot ist eine Epistel, an, beziehungsweise gegen Rousseau ist eine Prosaschrift gerichtet.

Die kurze — mit dem Titel nur drei weitgedruckte Seiten — Epistel an Diderot hat den Nebentitel: Sur la défense de continuer le Dictionnaire Encyclopédique. Sie ist so unklar, daß man nicht genau weiß, ob der Autor für Diderot oder für seine Verfolger Partei nimmt. Freilich spricht er einmal von ton Lexicon fertile, aber er möchte nicht mit dem kühnen Denker tauschen, sondern in Ruhe, ungestört von Gegnern, seine Tage zubringen.

Schon in dieser Epistel wird Jean Jacques gelegentlich als ein „vom Gott der Künste Verdammter“ genannt und seine Schriftstellerei als griffonage und sophisme imbécile bezeichnet; eine ähnliche Gesinnung verräth die Abhandlung Thomas du Frioul à Jean Jacques Rousseau, comédien du monde. Berlin 1759. Auf dem Titel steht ein Spruch Diderots, der sich gegen die ungerechte Verdammung der Schauspieler und des Theaters wendet. Titel und Motto deuten schon an, daß St. es mit dem bekannten Brief Rousseau's an d'Alembert zu thun hat, in welchem die Unthunlichkeit eines Theaters für Genf und überhaupt für einen kleinen Staat nachgewiesen werden soll. Gegen diese Darlegungen versucht St. im Allgemeinen den Nutzen der Dichter und die Sittlichkeit der Schauspieler, nicht selten ironisch und mit höhnischen Bemerkungen zu erweisen; im Einzelnen führt er dann viele Sätze Rousseau's an und setzt gleich die Widerlegung hinzu. Diese Widerlegung macht er sich oft leicht: so wenn er einem Satze des Gegners die Kritik: logique de sixième zufügt oder wenn er der R.'schen Bemerkung, Molière und Corneille hätten den Geschmack des Publicums nicht gekränkt, die Worte folgen läßt: „Beide haben die Unsterblichkeit weder durch Trivialität noch durch die ungehörige Liebe zu den Heroen, sondern durch starke Schilderung der Charaktere und der erhabensten Gefühle erreicht.“ Der starke Satz Rousseau's, daß das im Theater erregte Mitleid sich mit einigen Thränen begnügt, aber nie zu

Thaten führt, wird schwächlich mit dem Hinweise abgethan, daß man drei Monate in dasselbe Stück gehe und die Schauspieler bewundere. Nur selten gibt St. seinem Gegner Recht, z. B. in der Bemerkung, die üble Wirkung des Theaters bestehe darin, die Seele für allzu weichliche Empfindungen geneigt zu machen, aber er fügt hinzu, diese Bemerkung sei schon früher oft gemacht worden. Nur einmal scheint er sich zu sittlich-patriotischer Entrüstung zu erheben, an der Stelle, an welcher Rousseau bemerkt, das Zeitgemäße der Errichtung eines Theaters hänge von dem sittlichen Zustande der Bevölkerung ab. Diesen mit Rücksicht auf uns zu beurtheilen, sei er nicht in der Lage. Dagegen erhebt sich St. mit aller Schärfe: „Ich würde mich für einen ziemlich schlechten Bürger, für einen Feind der Menschen halten, wenn ich überzeugt wäre, daß große Tugenden in meinem Vaterlande herrschen und sie nicht der ganzen Welt als Beispiel vorhielte." Im Ganzen geurtheilt: die Widerlegung ist ziemlich schwächlich; St. zeigt sich seinem Gegner nicht gewachsen, der übrigens von dieser Streitschrift, wenn sie ihm überhaupt bekannt geworden ist, keine Notiz genommen hat.

Auch die übrigen Schriften Sticotti's bedeuten nicht viel. Es sind Gesellschaftsschilderungen mit wenig greifbaren Bildern, Aphorismensammlungen über und gegen die Frauen, ohne Schärfe und Witz. Manche andere Ausarbeitungen des französischen Schauspielers galten dem Theater. Dazu gehört eine nicht unwitzige Travestie der Voltaire'schen Merope, mit mannigfachen Anspielungen auf damalige litterarische Vorgänge, ferner ein „didactisches, historisches, moralisches" Gedicht „Die Kunst des Theaters." Jeden Monat sollte ein Gesang erscheinen; es blieb aber im Ganzen bei zwei Gesängen, die mit ihren sehr dunklen Andeutungen heute geradezu unverständlich sind und von Berlin kaum etwas anderes aussagen als die Beliebtheit des Balletes.*)

*) Fier qu'en ce siècle avocats, princes, rois Aiment la danse avant l'esprit des Loix.

Mochten auch Schriften, wie die obenerwähnten, ihren Leserkreis finden — eine Ode auf den Frieden ist als dritte Auflage bezeichnet — im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die französische Litteratur, die in Berlin mit Vorliebe gelesen wurde, doch einen etwas höheren Grad einnahm, als die Erzeugnisse der Sticotti'schen Muse. Mehr Freunde als er fanden gewiß Diderot, den er begönnerte, Rousseau, den er befehdete, Voltaire, den er travestirte.

Nennt man aber diese drei Namen und erwägt man, daß das litterarische Lebenswerk dieser Trias am Ende der Fridericianischen Zeit völlig abgeschlossen war (Voltaire und Rousseau starben 1778, Diderot 1784), ja daß schon im ersten Jahrzehnt dieser Epoche alle drei Schriftsteller die bestimmte Physiognomie angenommen hatten, die ihnen zeitlebens eigenthümlich blieb, so wird man keinen Grund finden, die damaligen Berliner, welche die französische Nahrung vorzogen, ihrer Kost wegen zu bemitleiden. Nimmt man Lessing aus, so war keiner der deutschen Classiker noch auf der Höhe seines Schaffens angelangt. Es kam die Zeit, da Schiller und Goethe ihre enthusiastische Gemeinde in Berlin fanden; soll man die Stadt deswegen anklagen, daß sie erst Meisterwerke abwartete und nicht allgemein den Spürsinn besaß, in genialen Jugendversuchen den Keim der Meisterschaft zu erkennen?

Sechzehntes Kapitel.

Entwickelung der Wissenschaft.

Friedrich stellte die von seinem Großvater begründete, von seinem Vater vernachlässigte (s. oben S. 103 ff. und S. 240 fg.) Akademie wieder her. Doch war sie ebenso weit von dem allgemein umfassenden Charakter entfernt, den Leibniz ihr zu geben versucht, wie von einer deutschgesinnten Genossenschaft, wozu Friedrich I. sie zu machen gestrebt hatte. Vielmehr beschränkte sie ihre Wirksamkeit im Wesentlichen auf das philosophisch-naturwissenschaftlich-mathematische Gebiet und bediente sich statt der deutschen ausschließlich der französischen Sprache.

„Unsere Akademie muß nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein," schrieb Friedrich am Anfange seiner Regierung, als er den nachher fallen gelassenen Plan hatte, Wolff als Akademiker nach Berlin zu ziehen. Einige Jahre nach Friedrichs Tode hieß es dagegen in einer boshaften Anekdote (Beobachter a. d. Spree 1802, I. 396): „Eine Akademie der Wissenschaften ist ein Institut, worin man vornehme Standespersonen und Geschäftsmänner und zuweilen auch sogar einen Gelehrten aufnimmt."

Zieht man aus diesen Aeußerungen die Mitte, so gewinnt man etwa die Anschauung von dem Wesen der Akademie zu jener Zeit: viel Aeußerlichkeit neben manchem ernstem Streben und tüchtigem Können.*)

---

*) Vergl. Histoire de l'académie royale des Sciences et belles lettres depuis son origine jusqu'à présent. Avec les pièces originales.

Die neue Akademie war eine Vereinigung der alten, die immer fortvegetirt hatte, mit einer neuen litterarischen Gesellschaft, die sich seit dem Regierungsantritt des Königs gebildet und unter Vorsitz des Grafen Schmettau häufig versammelt hatte. Diese Vereinigung wurde Ende 1743 vollzogen; am 23. Jan. 1744 fand die erste Sitzung der neuen Akademie statt. Noch im Jahre 1743 hatte die alte Akademie, die übrigens in Folge der preußischen Besitzergreifung Schlesiens eine Ausdehnung ihres Kalenderprivilegiums erhalten hatte, den 7. und letzten Band ihrer Schriften, zum letzten Mal fast ganz in lateinischer Sprache, erscheinen lassen — er enthielt je 5 lateinische Abhandlungen von Pott und Euler, 2 französische von Clairault Vater und Sohn. Die neue Gesellschaft nahm den Namen der Académie royale des Sciences et des Belles Lettres de Prusse an. Bei ihrer Eröffnungssitzung waren alle Mitglieder anwesend. Von uns bekannten Namen begegnen wir d'Argens, Eller, Formey, Sack, Euler, Pott; sonst waren viele Franzosen: Achard, des Vignolles, Duhan, de Francheville, Jordan, Naudé, Pelloutier, aber mindestens ebensoviele deutsche, z. B.: Elsner, Lieberkühn, Ludolff, Marggraf, Wagner. Der Marschall Schmettau eröffnete die Sitzung, des Jariges als beständiger

---

A. Berlin. Haude & Spener 1750. Zweite Ausgabe 1752. Diese läßt aus die Kupfer, Medaillen 2c., ferner Friedrichs Brief an Maupertuis 12. Mai 1746 (M. solle allein das Recht haben, Vorschläge über Pensionen zu machen); M.'s Patent als Präsident 1. Febr. 1746; fügt hinzu Eloge des Marschalls v. Schmettau, Elsner und eine sehr lange (S. 232—248) Epistel: Les avantages des beaux arts. — Ferner sind benutzt Ranke, Preuß. Gesch. V, 276 ff. Ferner Sayoux, Denina s. oben. — Auch Formey bietet sehr brauchbare Notizen. Besonders wichtig ist Christ. Bartholmèss: Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling particulièrement sous Frédéric le Grand. 2 Bände. Paris 1851. Die Mémoires der Akademie erschienen in 25 Quartbänden, darauf folgten 10 weitere Bände unter dem Titel: Nouveaux mémoires. Fast jeder Band enthält zuerst eine kurze Geschichte, Chronik der Feste, Sitzungen, unter Mittheilung der Eloges, dann die nach den einzelnen Klassen geordneten Abhandlungen.

Secretär verlas die neuen Statuten. Die eigentliche Festrede hielt d'Argens in seiner breiten unklaren Weise; der officielle Festdichter, der sich seit dem ersten schlesischen Kriege durch patriotische Festklänge einen Namen gemacht hatte und leider auch Historiker, Francheville begrüßte die Versammelten in einer Ode, welche die Musen beglückwünschte, daß sie sich endlich an den „blühenden Ufern“ der Spree vereinigen konnten.

Die neue Akademie unterschied sich von der alten nicht nur durch ihren Namen. Vielmehr waren die wesentlichen Unterschiede folgende: Die Akademie wurde nunmehr in 4 Klassen eingetheilt: Physik oder Experimentalphilosophie, Mathematik, speculative Philosophie, schöne Wissenschaften und Philologie. Jede Klasse, deren Mitglieder übrigens auch an den Arbeiten einer anderen theilnehmen durften, hatte einen besonderen Director und Secretär. Diesen Specialdirectoren war aber seit 1746 der schon früher in Aussicht genommene Maupertuis als immerwährender Präsident vorgesetzt, mit unbedingter Autorität über sämmtliche Mitglieder, namentlich mit dem Recht, Pensionen aufzuheben, zu vermehren, neue zu vertheilen. Der König, von vornherein gewillt, in der Gesellschaft eine nicht bloß passive Rolle zu spielen, nahm alsbald den Titel eines „Beschützers“ an. Der erste, von dem eine Arbeit mit einem Preis gekrönt wurde, war d'Alembert. So war der neuen Anstalt, von ihrem Inslebentreten an der ausländische Charakter in unverwischbarer Weise aufgedrückt.

Denn von einer deutschgesinnten Genossenschaft war fortan die Rede nicht mehr: an die Stelle des nationalen Interesses, das ihr zu eng geworden war, trat das weite „des menschlichen Geistes und der Welt“. Die ehemals stark in den Vordergrund gerückten praktischen Tendenzen wurden zurückgeschoben; statt ihrer der wissenschaftliche und zugleich staatsautokratische Grundsatz geltend gemacht, daß einer gelehrten Gesellschaft nur die Theorie, die praktische Ausführung dagegen den Staatsbehörden zukomme. Die religiösen Gesichtspunkte, die früher die Akademie

zur Einrichtung auswärtiger Missionen getrieben hatte, wurden als der neuen religionsfremden Auffassung zuwider entfernt. Zum Arbeitsgebiet der vierten neuerrichteten Klasse, der für speculative Philosophie, — die drei übrigen entsprachen im Wesentlichen den früheren, vgl. S. 110 — waren die eigentliche Metaphysik, Moral, Naturrecht und Geschichte der Philosophie bestimmt, die letztere wohl in der Absicht, um die Neuerung, die Einführung nämlich der Spekulation in eine gelehrte Gesellschaft, den Anhängern des Alten annehmbar zu machen. Endlich wurde in den Publicationen die lateinische Sprache durch die französische ersetzt. Diese Wandlung, gewissermaßen vorbereitet durch die litterarische Gesellschaft, die sich schon des Französischen bedient hatte und erleichtert durch die zahlreich in Berlin vertretene französische Kolonie und ihre Veröffentlichungen in heimischer Sprache, wurde damit begründet, daß an Stelle einer todten und nur für den kleinen Kreis der Gelehrten verständlichen Sprache eine bekannte, überall gesprochene und verstandene gesetzt werden müßte und daß ja schon Leibniz, der Begründer der Akademie, diese Sprache für einige seiner wichtigsten Werke angewendet hätte. Der eigentliche Grund zu dieser Neuerung war aber der Wunsch des Königs, der Latein wenig kannte und Deutsch nicht liebte, zum Idiom der Akademie die Sprache zu machen, die er mit Vorliebe anwandte, um dort auch seine Arbeiten vorlesen zu können. Neue Institute wurden der Akademie gewährt: ein botanischer Garten, ein naturhistorisches Museum, ein Maschinenkabinet. Jedes Mitglied erhielt eine Pension, die zwischen 200 und 1500 Thlr. schwankte. Der Präsident und andere Beamte erhielten bestimmte Gehälter.

Die Einnahmen der Akademie bestanden nach wie vor aus dem Ertrage der Kalender, ferner aus dem ihnen neugewährten der Civilgesetze und geographischen Karten. Als Versammlungsort diente zuerst ein Zimmer im Königs-Schlosse in Berlin; seit dem 1. Januar 1752 nahm die Akademie Besitz von den ihr noch gegenwärtig zustehenden Räumen, den zahlreichen und

weiten Zimmern des in der Straße „Unter den Linden" stehenden Gebäudes, dessen Parterreräumlichkeiten zu Ställen für königliche Pferde eingerichtet sind, eine Nachbarschaft, die den Akademikern selbst und dem Berliner Volkswitz Stoff zu manchen boshaften Bemerkungen gab.

König Friedrich, der, wie ein Bewunderer sich ausdrückte, „ein sehr zärtlicher Vater seiner Akademie war" konnte auch ein strenger väterlicher Erzieher sein. Es ist ungerecht, wie der Geschichtschreiber der Akademie gethan hat, diese darzustellen als einen Hort des freien Worts, als eine muthige Körperschaft, die den mitten in der Siegeslaufbahn stehenden König aufhalten und zum Frieden mahnen wollte — was übrigens sehr thöricht gewesen wäre, da der Friede, nachdem die ganze Welt in Waffen stand, nicht mehr von einem Fürsten abhing, der doch niemals Herr der Welt war — sie that in ihren Beglückwünschungen und sonstigen unterthänigen Sendschreiben nicht mehr als jede andere auf den Frieden basirte Körperschaft: sie pries Erhabenheit und Segen des Friedens, weil dieser ihr nothwendig dünkte, ihre Thätigkeit zu üben und ihre Pensionen zu genießen.

Während des Krieges verlor die Akademie ihren Präsidenten durch den Tod (1759). Auch hatten sich mancherlei Mißbräuche eingeschlichen, zu deren Abstellung eine ökonomische Commission, bestehend aus Euler, Lambert, Merian, Beausobre und Sulzer bestellt wurde. Ihre besondere Aufgabe wurde darein gesetzt, die Einnahmen der Gesellschaft zu erhöhen, die, wie es scheint, durch Unterschleife stark beeinträchtigt worden waren. Wirklich wurden die Geldeinnahmen erhöht, dagegen ward eine ideelle Einbuße erlitten, die schwerer wog, als ein pecuniärer Gewinn. Der kindlich-naive Euler nämlich, der zu Geschäften überhaupt nicht taugte und in diesem besondern Falle, wohl durch persönliche Rücksichten veranlaßt, der Anderen nothwendig scheinenden Neubesetzung des Postens eines akademischen Schatzmeisters sich widersetzte, wurde ärgerlich über die gegen seine Meinung getroffene Entscheidung und verließ, durch Spöttereien des Königs verletzt, die Akademie

und Berlin. Ein anderer Mißstand hatte sich bei der Wahl der Akademiker gezeigt. Bisher nämlich hatten es viele durchaus unberühmte Ausländer durch einschmeichelnde Briefe bei einem ihrer Landsleute oder bei einem ehrlichen Deutschen, der die übertriebene Höflichkeit eines in fremder Sprache Bittenden nicht als Lüge erkannte, durchgesetzt, wenigstens den Titel eines associé zu erhalten, so daß ihre Zahl sich auf 150 belief. Seit 1764 wurde die Möglichkeit einer solchen qualitativ wenig förderlichen Vermehrung dadurch verhindert, daß der Akademie das Recht der Wahl genommen und von dem König ganz allein geübt wurde. Dieser befragte officiell die Akademie selten, doch ließ er sich manchmal von d'Argens, d'Alembert, Condorcet, Lucchesini — also auch hier wieder lauter Nichtdeutschen — Rath ertheilen. Von den Genannten war einer, d'Alembert, als Maupertuis' Nachfolger ernstlich in Aussicht genommen; daß und warum er diese Succession ablehnte, wurde (oben S. 500) gezeigt; er blieb aber, nach einem schönen Worte Friedrichs „auch abwesend die Seele der Akademie". Ein anderer Franzose, der Ritter von Jaucourt*), der von der Akademie gern gesehen war, blieb von Friedrich mit Recht unberücksichtigt. Er war gewiß ein fleißiger und ideal gesinnter Mann, der seit d'Alemberts Rücktritt Jahre lang mit einer ganzen Schar von Secretären täglich 13 bis 14 Stunden an der Encyklopädie arbeitete, die nur die Verleger bereicherte und der so wenig Entgelt für seine Riesenmühe erhielt, daß er sogar ein Landhaus verkaufen mußte, um seine Schreiber zu bezahlen. Aber weiter war er auch nichts. Trotz seiner Versuche, Leibniz seinen Zeitgenossen verständlicher zu machen und trotz einzelner freier politischer Aeußerungen war er ein Kärrner, von Gott dazu bestimmt, wie Diderot meinte, Lexiconartikel zu machen, oder wie Grimm meinte, ein unermüdlicher Arbeiter, aber ein mitleidsloser Compilator, der nur aus

---

*) Vgl. über ihn Grimm, Corr. II, 300, III, 222, VII, 45, IX, 206. Diderot, Oeuvres (Paris 1875 ff.) XIII, 126, XIX, 24, 35, 423.

den bekanntesten und häufig mittelmäßigsten Büchern Auszüge machen konnte. Es macht Friedrichs Scharfsinn alle Ehre, daß er den Nachfolger d'Alemberts in einem litterarischen Unternehmen nicht für dessen wirklichen Ersatzmann ansah. Dagegen wurde es Friedrich mit Recht sehr verdacht, daß er Mendelssohn, der seit 1767 mehrmals vorgeschlagen wurde, nicht aufnahm. Der Grund zu dieser Ausschließung lag schwerlich in dem Spott, den Mendelssohn früher gegen die Akademie gewagt, denn jene Schrift (vgl. unten S. 529) war dem König schwerlich zu Gesicht gekommen, noch in Mendelssohns freier Beurtheilung der Gedichte Friedrichs, denn so kleinlich war der königliche Dichter nicht, um der Kritik ihr Recht zu verkümmern, noch darin, daß er auf die damals aufgenommene Kaiserin Katharina von Rußland einen besonders illustren Namen folgen lassen wollte, denn Pedro Davila, der spanische Naturforscher, der wirklich nach ihr kam, war gewiß keine weltberühmte Persönlichkeit, sondern einfach darin, daß der König den Juden als unebenbürtig ansah. „Ein Plato lebt in seinem Lande und diesen kennt er nicht", urtheilte Kästner. Béguelin, der sich außer Sulzer für Mendelssohns Wahl besonders interessirte, soll für diesen Uebereifer dadurch bestraft worden sein, daß ihm der Posten eines Directors der philosophischen Klasse verweigert wurde.

Solche Beispiele persönlichen Eingreifens, die von tyrannischer Willkür nicht ganz freizusprechen sind, waren äußerst selten. Auch in der Verwaltung der Akademie war Friedrich kein Ludwig XIV. Er verlangte nicht wie jener Fürst sein ungemessenes ewig wiederkehrendes Lob. Wenn trotzdem die Akademiker nicht bloß bei besonders festlichen Angelegenheiten, sondern auch ohne bestimmte Veranlassung den König sowie die Mitglieder seiner Familie priesen, so geschah dies nicht aus sklavischer Furcht, sondern aus einer Anhänglichkeit, die ihren Grund theils in wirklicher Bewunderung des Kriegers und weisen Regenten, theils in aufrichtiger Dankbarkeit gegen seine mannigfachen Wohlthaten hatte.

Die Abhandlungen der Akademie — einzelne Bände zeigten auf dem Titel einen Palast mit dem Kriegsruf der Aufklärung: Sapere aude — erschienen französisch, selbst wenn sie von deutschen Mitgliedern gelesen wurden. Doch kam es oft genug vor, daß derartige Arbeiten ins Deutsche übersetzt, separat im Druck erschienen. Eine Besprechung aller dieser Arbeiten würde ein besonderes Buch erfordern. Von einigen Hauptbeitragenden muß noch die Rede sein. Neben Bedeutendem findet sich auch vieles Mittelgut und sehr viel Unbedeutendes. Zu dem Stärksten, was geleistet wurde, gehörte, daß der Poet de Francheville*) seine dichterische Phantasie auch in geschichtlichen Arbeiten walten ließ, indem er sich (1763) anstrengte, in längeren Auseinandersetzungen die Echtheit und historische Glaubwürdigkeit des fränkischen Geschichtschreibers Hunibald zu erweisen. Dieser angebliche Zeitgenosse des Königs Chlodowech, der durch Joh. Tritheim mit dreister Fälschung in die Litteraturgeschichte eingeführt, von dem Humanisten Heinrich von Nuenaar mit siegreichen Gründen aus derselben entfernt worden war, sollte nun, gegen die Ausführungen des Letzteren mit Scheinbeweisen und gequältem Scharfsinn wieder zu Ehren gebracht werden. Diese Ausführungen, die nur völligen Mangel an Kritik bewiesen, wurden von einer französischen Berliner Zeitung mit gebührender Bewunderung des Landsmannes in aller Ausführlichkeit dem Publicum aufgetischt.

Während die Abhandlungen der Akademie ausschließlich französisch waren, durften die Preisarbeiten außer französisch auch lateinisch und deutsch veröffentlicht werden. Diese Preisaufgaben machen ein besonderes Kapitel in der Thätigkeit der Akademie aus und verdienen eine eingehendere Betrachtung, theils weil sie hauptsächlich deren Beziehungen zu aus-

*) Ueber Francheville vgl. die Biographie des Sohnes Mém. de l'Académie 1782. Ueber sein den schles. Krieg behandelndes Gedicht urtheilte Friedrich „das Lob darin sei so unverschämt, daß er das Gedicht nicht drucken lassen könne". Vgl. Droysen, Ztschr. f. preuß. Gesch. 1876 S. 37.

wärtigen und ausländischen Gelehrten darlegen, theils weil sie die Aufgaben stellende und Preise ertheilende Gesellschaft in eigenthümlichem Lichte erscheinen lassen. Die bemerkenswerthesten dieser Preisaufgaben sind die folgenden: 1745 über die Monadenlehre, wobei der Streit der Leibnizianer und der Gegner des großen Philosophen lebhaft entbrannte, die Letzteren aber den Sieg davontrugen. 1751 wurde Kästner Sieger mit einer Bearbeitung der Lehre von den zufälligen Ereignissen, einer Frage, die d'Alembert zu folgendem geistreichen Spotte veranlaßte: „in Erwägung, daß unsere Freiheit sehr zweifelhaft ist, frägt man, ob wir sie wirklich besitzen". 1759 wurde J. D. Michaelis' Arbeit über den wechselseitigen Einfluß der Anschauungen auf die Sprache und der Sprache auf die Anschauungen gekrönt. 1768 Cochius mit seiner Arbeit „über die Möglichkeit, natürliche Neigungen zu zerstören" *). Mendelssohn, der, wie schon angedeutet und wie noch näher auszuführen ist, sich 1755 über eine Preisaufgabe lustig gemacht hatte, wurde nichtsdestoweniger 1763 für seine im Wettbewerb mit Kant eingelieferte Arbeit „über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften" gekrönt. Am häufigsten ging Herder aus den akademischen Kämpfen als Sieger hervor, ohne dadurch sonderlichen Respect für die krönende Anstalt zu gewinnen: 1770 über den Ursprung der Sprache, 1773 (gedruckt 1775) Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern, da er geblühet, 1780 vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung.

Während in den angeführten Fällen die aufgestellten Themata vielfältige Billigung fanden und die Namen der Gekrönten mindestens für eine verständige Wahl der Preisrichter sprachen, erregten zwei Aufgaben große Bedenken. Die eine

*) Grimm, Corr. lit. VIII, 444 meint witzig, wer diese Frage und die damit zusammenhängenden beantworte, würde fast alle Probleme lösen, die das Menschengeschlecht interessiren. Er habe aber nicht gehört, daß durch die Ertheilung des Preises le genre humain y ait gagné.

wurde bedeutungsvoll durch die darein verwickelten Schriftsteller; die andere wegen des gerade für die Fridericianische Akademie bemerkenswerthen Themas.

Im Jahre 1753 wurde von der Berliner Akademie oder richtiger: von dem Präsidenten Maupertuis eine Preisaufgabe für das Jahr 1755 gestellt, welche eine Prüfung des in dem Satze: „Alles was ist, ist gut" (Whatever is, is right) enthaltenen Popeschen Systems forderte. Die Preisstellerin verlangte eine Begriffsbestimmung dieses Satzes, einen Vergleich desselben mit der Lehre des Optimismus und eine Zusammenstellung der zur Bestätigung oder Vernichtung dieses Systems dienlichen Gründe. Maupertuis' eigentliche Absicht bei Stellung dieser Preisaufgabe war ein Ansturm wider Leibniz, über den der Philosoph des 18. Jahrhunderts sich sehr erhaben dünkte.

Acht Arbeiten liefen bei dieser Preisbewerbung ein. Die Namen der Bewerber sind, da die Abhandlungen anonym eingeliefert wurden, außer dem des Siegers und Künzli's, nicht bekannt. Der Sieger, der am 5. Januar 1755 den Preis zugesprochen erhielt, war Ad. Fr. Reinhard (1726—1783),*) Justizbeamter in Strelitz. Er war ein eifriger Polemiker, fleißiger Gelegenheitsdichter, frommer Theologe, strenger Kritiker, der in späteren Jahren gerade die Berliner, durch die er sein bischen Ruhm erlangt hatte, heftig befehdete, wie er denn die gesammte deutsche Litteratur von Klopstock bis Goethe als unbedeutend, christenfeindlich oder sittenverderblich charakterisirte. Schon früher hatte er mit dem Philosophen Wolff angebunden, später ging er gegen Kant los; nun hatte er sich Leibniz zum Gegner gewählt, in der

*) Ueber Reinhard A. D. B. XXVIII, 35 fg. Ueber seine 1755 französisch, 1757 deutsch gedruckte Schrift Wielands ausgew. Briefe I, 210 und Mendelssohns Werke IV, 1, 508. — Für Künzli und Wieland, L. Hirzels beide behandelnde Arbeit, Lpz. 1891 S. 109 ff., 201 ff., die für diesen Abschnitt überhaupt verglichen werden muß. — Mend.'s und Lessings Schrift: Pope ein Metaphysiker, gedruckt in Lessings Schriften ed. Lachmann-Muncker, 3. Aufl. Stuttgart 1890. S. 411—445. Ueber diese vgl. die Biographieen beider, z. B. E. Schmidt I, 298 fg.

Hoffnung, die ihn ja auch nicht trog, dadurch Vortheile zu erlangen. Er hatte schon, um dem mächtigen Maupertuis zu gefallen, die französische Sprache bei Abfassung seiner Arbeit gewählt, noch mehr nahm er ihn dadurch für sich ein, daß er sich ganz auf seinen Standpunct stellte und, um einen Ausdruck Wielands zu gebrauchen, „den sogenannten Optimismus vernichten will, ihn mit dem Fatalismus für einerlei hält, libertatem indifferentiae behauptet, und das principium rationis sufficientis für eine Chimäre tractirt.“ Er machte sich seine Aufgabe sehr leicht, las nicht, was Wolff und Baumgarten für Leibniz gesagt hatten, um nicht die Mühe zu haben, ihre Behauptungen zu entkräften und wähnte, mit einem mathematischen Trugschlusse seinen Gegner widerlegt zu haben.

Muthiger gingen andere Bewerber zu Werke. Sie wählten als Deutsche die deutsche Sprache und nahmen einen selbständigen Standpunct ein. Unter diesen mag Martin Künzli erwähnt sein, weil seine Arbeit die eigentliche Veranlassung zu dem litterarischen Streit gab, von dem hier die Rede sein soll. Martin Künzli (1709—1765) Lehrer und Prediger, schriftstellerisch als Philosoph und Theologe, Kritiker und Poet thätig, mit Klopstock, da dieser in der Schweiz weilte, bekannt und später mit Wieland vertraut, stand besonders mit den in Berlin weilenden Schweizern, und unter ihnen vornehmlich mit J. G. Sulzer in naher Beziehung. Dieser bestimmte Künzli zur Ausarbeitung der Preisaufgabe. Er machte ihm Hoffnung zur Gewinnung des Preises, weil unter den vier Bestimmenden außer ihm selbst noch zwei geschworene Leibnizianer Heinius und Formey sich befanden. Der Letztere wurde indessen durch den allmächtigen Präsidenten Maupertuis umgestimmt, zwei andere, Merian und Prémontval, — der erstere selbst ein Schweizer, der andere Maupertuis' Werkzeug, — stimmten gleichfalls in antileibnizischem Sinne. Künzlis Arbeit ist eine ganz verständige. Er hatte die beiden Punkte erkannt, auf welche es bei der wissenschaftlichen Beantwortung der Preisaufgabe ankam. Statt einer Begründung

oder Widerlegung des Leibnizischen Optimismus führte er aus, daß 1. das Popesche Wort, im Gegensatz zu der Fassung der Akademie zu übersetzen sei „Alles was ist, ist recht“ und that 2. dar, „daß Pope als ein Poet schrieb und seinen Beweis nicht bis auf die ersten Gründe hinausführete, welches für ihn als einen Poeten ein wenig zu trocken gelassen hätte.“

Ueber den Nichterfolg der Schrift ihres Landsmannes herrschte im Lager der Schweizer arge Verstimmung. Ihr Grund war nicht bloß Lokalpatriotismus, sondern das Bewußtsein, daß durch diese Entscheidung die Sache der Philosophie geschädigt sei. Die alte litterarische Gegnerschaft der Schweiz gegen Norddeutschland spielte mit. Die Freunde, und zwar außer Künzli und einigen Unbekannten, die Häupter der Schweizer: Bodmer und Breitinger, sodann Wieland, der sich damals gern zu den Schweizern zählte und Joh. H. Waser, der sich durch seine Uebersetzungen Butlers, Swifts und Lucians einen Namen machte, trafen in Winterthur zusammen und beschlossen eine eclatante Rache an den Berlinern zu nehmen. In einer Schrift sollte der Preisgekrönte, Reinhard vorgenommen werden, in einer andern, zu deren Abfassung Wieland und Waser bestimmt wurden, sollte das Strafgericht gegen die Berliner vollzogen werden. Sulzer, der Akademiker, war in den Plan eingeweiht und mit ihm einverstanden. Nur bat er um Discretion über die von ihm mitgetheilten Anekdoten. „Denn man muß“, so fügte er jesuitisch und hochmüthig hinzu, „mit diesen Leuten leben und sie also nicht zu sehr vor den Kopf stoßen.“ Der Plan wurde nicht ganz so ausgeführt, wie er erdacht worden war. Es wurde nur eine Schrift geschrieben, die dem Titel nach mehr gegen die Akademie gerichtet war, in Wirklichkeit aber den Beurtheilten mindestens eben so hart traf, als die beurtheilende Behörde. Sie war bisher gänzlich unbekannt geblieben, erst durch den Scharfsinn L. Hirzels ist sie entdeckt und wieder ans Licht gezogen worden. Sie erschien unter dem Titel: „Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der

Academie zu Berlin erhalten hat. Nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen." Sie hat in der That die beiden Verfasser; nach einem ausdrücklichen Zeugnisse Bodmers ist Waser Autor der Beurtheilung, Wieland der des Schreibens.

Beide Schriftsteller gingen mit der Akademie nicht glimpflich um. Der Erstere wurde ironisch. Er konnte nicht leugnen, daß die Akademie Reinhard gekrönt habe, aber der Sinn dieser Krönung konnte, wie er behauptete, unmöglich der sein, „daß sie dadurch den Sätzen desselben ihren Beifall bezeugen und durch ihr Ansehen dieses seltsame System habe befördern wollen." Vielmehr vermuthete er als wahren Sinn der Krönung, daß die Akademie „sich selbst und der gescheuten Welt ein Vergnügen habe machen wollen, gerade diejenige Schrift zu krönen, der die Krone am wenigsten anstehe, damit man desto deutlicher sehe, wie übel sie ihr lasse." Am Schlusse bat er aber doch die gelehrte Körperschaft, „daß sie künftig lieber gradezu und nicht durch ironische Umwege trachten möchte zu verhindern, daß Sätze und Systeme befördert würden, welche die Schande ihrer Erfinder und das Aergerniß aller derer sind, die ihre Vernunft nicht gänzlich verschworen haben."

Wieland, der eine Dunciade, d. h. eine Satire gegen litterarische Gegner nach dem Muster Popes wünschte, schlug vor, nicht etwa bedeutende Menschen in diese satirische Sammelschrift aufzunehmen, sondern kleine Geister und rieth, Reinhard als Hauptthelden zu behandeln. Auch er suchte, wie sein Mitarbeiter, nachdem er, gleich Jenem, das Unzutreffende in Reinhards philosophischen Auseinandersetzungen dargethan hatte, in der Ironie seine Zuflucht und so ließ er dem Preisgekrönten als seine Großthat und seinen Grundsatz Folgendes verkünden: „Von der Vernunft will ich euch befreien, von dieser beschwerlichen Hofmeisterin oder Tyrannin vielmehr, die euren kleinsten Handlungen Gesetze vorschreiben, ja euren Gedanken selbst ihre Fesseln anlegen will. Künftig werdet ihr nimmer nöthig haben, Gründe,

ja zureichende Gründe weder für Reden noch Thaten zu geben; niemand wird euch tadeln dürfen, daß ihr eure Sätze nicht genug bewiesen, oder eure Handlungen nicht nach den genügenden Gründen bestimmt habet; Nachdenken, Ueberlegung, Gründe gegen Gründe abwägen, alle diese mühsamen Operationen sind künftig überflüssig; der übermüthige und beleidigende Unterschied zwischen Weisen und Thoren, von welchem einige aufgeblasene Leute soviel Geschreis machen, ist nun gänzlich aufgehoben, der gerühmte Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, Ueberzeugung und Meinung verschwindet mit ihm. Was für glückliche Tage nähern sich! Künftig wird aller Streit, alles Gezänk unter den angemaßten Nachforschern der Wahrheit aufhören; ein Jeder wird für wahr halten, was er will und so lang als er will; niemand wird den Anderen das gleiche Privilegium streitig machen. Die Ueberlegungen, die bisher, nach der gemeinen Meinung, vor den Entschließungen vorhergehen mußten, können künftig gar wohl erst auf dieselben folgen oder ganz und gar weggelassen werden, nachdem ich gezeigt habe, daß der Wille sich selbst determinirt und also niemand einen andern Grund zum Wollen nöthig hat, als eben diesen, daß er will."

Ob diese Schrift, die heute zur großen Seltenheit geworden ist, bei ihrem Erscheinen bekannter war und auf die Zunächstbetheiligten einen bemerkbaren Eindruck machte, ist nicht mehr festzustellen. Thatsache ist, daß in einer Berliner Zeitschrift eine Besprechung des Schriftchens erschien, in welcher die Verurtheilung der Reinhardschen Schrift zwar gebilligt, aber die „ungemeine Bitterkeit" getadelt wurde, in welcher diese Verurtheilung ausgesprochen war. Der Kritiker war Moses Mendelssohn.

Ihn aber, der damals angefangen hatte, seine Studien über die Weltweisheit der Oeffentlichkeit darzubieten und der in diesen seinen Bemühungen einen Ansporner und Helfer in Lessing gefunden hatte, interessirte die Frage und die Art der Preisaufgabe viel zu sehr, als daß er sich mit Recension einer nebensächlichen Schrift hätte begnügen sollen. Im Verein mit Lessing machte

er sich daran, die Aufgabe der Akademie — nicht zu lösen, sondern sie dermaßen zu wenden, daß ihre Unlösbarkeit, das Unrichtige der Fragestellung sich klar ergäbe. So entstand die Schrift: „Pope, ein Metaphysiker", bei der die Scheidung der beiden Eigenthümer schwer sein dürfte. Ihre Bedeutung besteht außer dem Nachweis, daß die Akademie den Popeschen Ausspruch mißverstanden, in der Darlegung, daß man überhaupt von einem Popeschen System nicht reden könne, und daß ein Philosoph und ein Dichter zweierlei sei. „Ein poetischer Dichter ist darum noch kein Philosoph und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet." Die Autoren führten ferner aus, daß Pope die Benennung eines Leibnizianers durchaus nicht verdiene, daß daher die Prüfung seiner Sätze etwas ganz anderes sei als eine Bestreitung des Leibnizischen Systems von der besten Welt. Sie schlossen ironisch genug mit der Bemerkung, daß Pope sich selbst nie für einen großen Philosophen gehalten habe. „Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen."

Handelt es sich in dem vorerwähnten Falle um einen Mißgriff in der Fragestellung und um eine nicht unparteiische Beurtheilung der eingelieferten Arbeiten, so handelt es sich in dem folgenden um eine geradezu unverständliche Aufgabe, um eine unverzeihliche Schwäche dem Könige gegenüber und um ein ganz unerhörtes Verfahren bei der Krönung*). Im Jahre 1777 hatte die Akademie eine Preisaufgabe gestellt über die in der Natur vorhandene force primitive et substantielle oder das sog. fundamentum virium. Sie hatte die Lösung erschwert durch mannigfache Nebenfragen über die Wirkung der Substanzen auf

*) Für das Folgende Formey a. a. O. II, 366—372, Bartholmèß I, 230 fg. II, 272 ff. Friedrichs Corr. mit d'Alembert, Sept. 5. Oct. 26. Nov. 1777.

einander u. A. Die Aufgabe erregte sowohl durch die Frage selbst als durch die Art der Fragestellung peinliches Aufsehen; in Paris wurde die Fassung als vrai grimoire und pur galimathias verurtheilt. d'Alembert schrieb an den König, daß die Akademie sich durch das Auswerfen solcher Fragen selbst entehrte. d'Alembert war es, der dem Könige rieth, statt der gestellten Aufgabe der Akademie anzuempfehlen, über die Frage, ob es nützlich sein könne, das Volk zu täuschen, einen Preis auszuschreiben. Der König ging darauf ein. Er gebot in Folge dessen für denselben Zeitraum eine neue Aufgabe und zwar die: „Ist Täuschung dem Volke nützlich, sei es, daß man es zu neuen Irrthümern führt, oder in den alten bestärkt?" Man möchte fast denken*), daß sich d'Alembert oder Friedrich mit dieser Ankündigung einen schlechten Scherz machen und die gelehrte Versammlung, die sich ihrer Meinung nach diskreditirt hatte, in den Augen der Welt noch mehr herabsetzen wollten durch den Vorschlag einer Aufgabe, die von einer wissenschaftlichen Körperschaft nicht ernst genommen werden konnte. Denn wie sollte eine Gemeinschaft, deren erstes und einziges Ziel Verbreitung der Wissenschaft und Lehre der Wahrheit war, von Nutzen des Irrthums reden?

Aber diese Meinung wurde von den Betheiligten nicht getheilt. Friedrich, der unter den Akademikern nur Béguelin für fähig hielt, die Frage zu beantworten, unterhielt sich mit d'Alembert höchst ernsthaft über die Materie. Er brachte Beispiele aus dem täglichen Leben vor, in denen eine Täuschung nützlich oder nothwendig sei und wies darauf hin, daß die Religion, nachdem sie einmal dem Volke gelehrt worden — dies mochte dem König wohl als „Irrthum" erscheinen — von der

*) So schreibt K. Lessing an seinen Bruder (15. Nov. 1777), freilich wie man aus dem Schluß sieht, mit ungenügender Kenntniß des Vorausgegangenen: „Man sagt, der König hätte sie ihr [der Akademie] zum Possen aufzugeben befohlen, weil sie vor einigen Jahren auf die Erfindung der Quadratur des Zirkels einen Preis gesetzt hätte."

fanatischen Menge verlangt würde. d'Alembert war wohl nicht ohne Sorgen über die Wirkung, die sein hingeworfener Vorschlag übte. Er suchte daher den König zurückzuhalten, sprach nur von den transitorischen Irrthümern, die man etwa dem Volke lassen könnte, deutete aber an, daß das Unterhalten dauernder Irrthümer stets mehr Nachtheil als Vortheil brächte.

Der Akademie blieb nur der einzige wirklich männliche Entschluß übrig, auf der einmal gestellten Aufgabe zu beharren, dem König aber mit Würde die von ihm gestellte Aufgabe zurückzuschicken. Diesen Versuch wagte die Akademie nicht. Sie nahm vielmehr auch die neue Aufgabe an, rückte nur deren Termin ein Jahr später als den der alten. Nachdem sie 1779 die lateinische Arbeit eines Ungarn über die substantielle Kraft prämiirt hatte, schritt sie am 1. Juni 1780 zur zweiten Preisvertheilung. Nun aber geschah das Aergste. Da unter den eingelaufenen 33 Arbeiten 20 die Frage verneint und 13 bejaht hatten, war die Akademie schwächlich genug, je einer Arbeit aus beiden Lagern den Hauptpreis zu ertheilen. Der Sieger, der Beibehaltung oder Neuschaffung des Irrthums für nützlich erklärt hatte, war Friedr. v. Castillon, Mathematiker in Berlin; der Vertheidiger des Aufklärungsgedankens, daß man nur Wahrheit dem Volke schulde, war der später so bekannte Aufklärer und Freiheitsmann R. Z. Becker, damals Hauslehrer in der v. Dachrödenschen Familie zu Erfurt. Daß die Akademie mit dieser Preisertheilung dem König habe eine Lection ertheilen wollen, ist doch eine recht müßige Erfindung. Jedenfalls bestand die erzielte Wirkung darin, daß der König sich über die Aufnahme seiner Anregung höchlich wunderte, und daß das gelehrte Publicum über das Verfahren der Akademie, sich nach beiden Seiten zu decken, weidlich spottete. Zum Spott aber bekam sie noch die Schande. Denn nicht anders kann man die Veröffentlichung eines preußischen Hofpredigers bezeichnen, die jeder wissenschaftlichen Arbeit Hohn spricht und die, da sie auch ein Accessit erhalten hatte, als eine von der Akademie gekrönte

Leistung aufzutreten das Recht hatte. Ihr Verfasser*), ein ausgesprochener Feind der Encyklopädisten, als deren verhängnißvollen Irrthum er die Ansicht betrachtete, das Volk von unten herauf zu reformiren, betrachtet dieses als besserungsunfähig. Er stellte in Abrede, daß es ein freies Volk gebe oder geben könne, „der Mensch," so meinte er, „bleibt im Ganzen genommen ein halb wildes Thier, welches an einer weitern oder engern Kette liegen muß." Das Resultat seiner Darlegung aber faßte er in die Worte zusammen: „Täuschung ist dem Volke zuträglich und unumgänglich nöthig für die Erhaltung und für das Wohl des Staates, ja für das Beste des großen Haufens selbst."

Es war ein verhängnißvoller Weg, den die Akademie mit solcher Handlungsweise einzuschlagen im Begriffe war. Glücklicherweise hatte er keine weiteren Folgen. Der König kümmerte sich in seinen letzten Jahren weniger um seine Lieblingsschöpfung; die Akademie konnte in ungestörter Ruhe ihre Arbeiten fortsetzen.

Unter ihren Berliner Mitgliedern ragten, außer den bereits besprochenen, an Wissen und Einfluß namentlich drei Schweizer oder Halbschweizer hervor: Euler, Lambert, Sulzer, wie denn überhaupt die Schweizer Kolonie im geistigen Leben einen Einfluß erlangte, welcher dem der französischen nicht unähnlich war.

Leonhard Euler, 1707 in Basel geboren, 1784 in Petersburg gestorben**), „ist nicht, wie die großen Algebraisten zu sein

---

*) Joh. Friedr. Gilles, Kgl. Preuß. Consistorialraths, Hofpredigers und Inspectors der reformirten Kirchen und Schulen im Fürstenthum Halberstadt, Beantwortung der Frage: Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? sie bestehe nun darinn, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern läßt? welcher die Kön. Akad. d. Wiss. zu Berlin im Mai 1780 das erste Accessit zuertheilt hat. Berlin G. J. Decker. 29 SS. Auf diese Schrift hat keiner der bisherigen Darsteller aufmerksam gemacht.

**) Vgl. Cantor in A. D. B. VI, 422—430, die dort angeführten éloges von Fuß und Condorcet. Ueber s. Verh. zur Ak. oben und Sulzers Selbstbiogr. S. 43 ff. Die in „ " eingeschlossene Notiz aus Büsching Selbstbiogr. 139. — Zwei neue Ausgaben der lettres von Cournot und Saisset 1842 und 1845.

pflegen, ein finsterer Kopf und im Umgang beschwerlicher Mann, sondern munter und lebhaft, insonderheit unter Bekannten." Freilich konnte er ungemein heftig werden; er war von leidenschaftlichem Eifer gegen manche Feinde erfüllt: Leibnizens Schüler verfolgte er mit unnachsichtlicher Strenge; seiner präſtabilirten Harmonie setzte er die Lehre vom physischen Einfluß entgegen; der Ertheilung eines Preises an d'Alembert widersetzte er sich mit allen Kräften, während er in redlichster Ueberzeugung Maupertuis' früher besprochenes Gesetz vertheidigte. Diese litterarischen Kämpfe darf man nicht als Wirkungen kleinlichen Neides bezeichnen. Vielmehr sah Euler, obwohl selbstbewußt und die großen Ehren, die ihm zu Theil wurden, als verdienten Tribut hinnehmend, stets auf die Sache, nie auf die Person. Er lebte ein Vierteljahrhundert in Berlin (1741—1766), war für wichtige preußische Angelegenheiten thätig: für die Herstellung eines Canals zwischen Havel und Oder, für Methoden der Ausbeutung der Schönebeckschen Salzwerke, für die Wasserwerke von Sanssouci, für Lotteriepläne und andere Finanzfragen, aber er war so wenig mit Preußen und seiner Hauptstadt verwachsen, daß er beide, wie gezeigt worden (S. 519), aus ziemlich nichtigen Gründen verließ. Er ging nach Petersburg zurück, von wo er gekommen war, und arbeitete trotz seiner Blindheit, ausgerüstet mit einem ungeheuren Gedächtniß, mehr als mancher Sehende. Euler war vor Allem Mathematiker. In jedem Gebiete der Mathematik leistete er Großes: in Trigonometrie, Stereometrie, analytischer Geometrie, ebenso in den der Arithmetik entspringenden Fächern: der algebraischen Analysis, Differential- und Integralrechnung, für welche er Lehrbücher schrieb, die noch heute als Meister- und Musterwerke bezeichnet werden. Außer der reinen Mathematik bereicherte er durch viele einzelne Untersuchungen die theoretische Mechanik, Astronomie, Schiffahrtskunde, die Lehren vom Schall und vom Licht. Doch muß es bei den dem Verständniß größerer Kreise so fernliegenden Gebiete und bei der außerordentlichen Zahl der Abhandlungen und Werke, deren Verzeichniß allein

mehr als fünfzig Druckseiten füllt, mit dieser allgemeinen Aufzählung genügen, ohne daß die einzelnen Untersuchungen besprochen werden können. Eulers große Selbständigkeit bewährte sich auch darin, daß er der herrschenden Freigeisterei sich nicht anschloß. Vielmehr übte er, religiös ohne Bigotterie, öffentlich und in seinem Hause die religiösen Gebräuche, die Viele abgethan wähnten, und veröffentlichte in der Stadt, in deren weiten Kreisen man von Offenbarung nichts mehr wissen wollte, in demselben Jahre, in dem La Mettries offene Absage an Alles, was Glauben hieß, erschien, seine „Rettung der Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister". Auch sonst bekannte er offen seine spiritualistisch-christliche Ueberzeugung und betete fromm zu seinem Gotte. Derselbe Mann aber, der in der strengsten wissenschaftlichen Art zu einem begrenzten Kreise von Fachgenossen sprach und der in seiner kindlichen Unbefangenheit von nichtfachmännischen Dingen zu Außenstehenden redete, besaß auch das Talent, über sein eigenstes Studiengebiet allgemein verständlich zu handeln. Seine seit ihrem ersten Erscheinen 1768 bis 1772 häufig wiederaufgelegten Lettres à une princesse d'Allemagne, vielfach nachgeahmt aber niemals erreicht, fassen seine Abweichungen vom Wolffschen System zusammen und enthalten außerordentlich klare und leichtverständliche Auseinandersetzungen über Eulers specielle Studiengebiete, die damals den meisten deutschen Prinzessinnen völlig verschlossen blieben: über Mechanik und Astronomie, Optik und Akustik.

Joh. Heinr. Lambert*), der von Kant als „erstes Genie Deutschlands" begrüßt und als „unvergleichlicher Freund" gepriesen wurde, der für die philosophische Sprache dieses Denkers mächtige Anregung bot, der von Lavater als „göttlicher Mann" gefeiert und von Euler als „größter Analytiker seiner Zeit auf

*) Vergl. A. D. B. XVII, 552—556, Bartholmèss II, 171—195. Ueber den Plan eines Denkmals für ihn Z. f. G. d. Juden in D. Bd. IV, 256; ferner Sulzer's Selbstbiogr. — S. auch „Bär" Jahrg. 12, Nr. 42 ff. und die dort angeführte Litteratur.

den Gebieten der Logik, Metaphysik und Mathematik" bezeichnet wurde, ist heute völlig vergessen. Bald nach seinem Tode tauchte der Plan auf, ihm in Gemeinschaft mit Sulzer und Mendelssohn ein Denkmal zu errichten; jetzt kennt man nicht einmal mehr seine Grabstätte. Lambert 1728 in Mühlhausen im Elsaß geboren, hatte, in großer Armuth, unter schweren Entbehrungen sich große Kenntnisse in Philosophie und Mathematik verschafft. Nach manchen Wanderungen in der Schweiz, nach manchem Wechsel seines Aufenthaltes, in Augsburg, Erlangen, Leipzig, nach vielfacher Anerkennung seines Wissens hatte er 1764 seinen ständigen Wohnsitz in Berlin genommen, wo er 1777 starb. Er war Mitglied der Akademie, Oberbaurath, aber in seiner praktischen Thätigkeit ohne jede Bedeutung, in beständigem Kriege mit Collegen und Vorgesetzten, von grenzenloser Unkenntniß alles Wirklichen und Nothwendigen, von einer Schroffheit und unbedingten Aufrichtigkeit, die nicht selten als unerträgliche Ueberhebung erscheinen mußte. Nach Sulzers Mittheilung antwortete er dem Könige auf dessen Frage, welche Wissenschaften er erlernt habe, kurzweg: alle und nachdem er sich als seinen eigenen Lehrmeister in der Mathematik erklärte, bejahte er ohne Weiteres des Königs Frage, ob er ein zweiter Pascal sei. Mit solchen Leuten konnte Friedrich, der vor der Mathematik keinen besonderen Respekt hatte, nichts anfangen. Einstweilen berücksichtigte er ihn nicht. Wenn er dann bei der Tafel sagte, man habe ihm den größten Dummkopf für die Akademie vorgeschlagen, den er je gesehen, so darf man sich über diesen Ausspruch nicht wundern. Es bedurfte erst des erneuten Andringens seiner Freunde, um den König zu bewegen, ihm eine Pension zu gewähren. Lambert war von einer erstaunlichen Vielseitigkeit. Er bewegte sich mit gleicher Gewandtheit auf vier Gebieten, die damals wie heute, einen ganzen Mann zu fordern schienen, auf dem der Mathematik, Astronomie, Physik, Philosophie. Er war von einem eisernen Fleiße: schrieb er doch während seines 12jährigen Berliner Aufenthalts über

hundert wissenschaftliche Abhandlungen, zahlreiche Recensionen und zehn größere Werke, wozu denn noch ein ausgedehnter wissenschaftlicher Briefwechsel kommt. Schon diese Vielseitigkeit und dieser Fleiß verdienen Bewunderung, wenn auch die Arbeiten selbstverständlich nicht alle ersten Ranges sind. Was ihm besonders fehlte, war eine gewählte Sprache und dieser Mangel schwächte den Eindruck seiner Schriften damals und später. Manche seiner Werke erschienen erst, nachdem Fach- oder Landesgenossen ihnen die Mühe einer sprachlichen Durchsicht hatten angedeihen lassen, aber diese Durchsicht, wenn sie auch Incorrectes und Unelegantes entfernte, hatte doch nicht die Wirkung, den Arbeiten jenen Schmelz zu geben, den nur der Verfasser selbst zu verleihen fähig ist. Dagegen muß die Schätzung des von ihm Geschaffenen sich steigern, wenn man bedenkt, daß er die zu seinen naturwissenschaftlichen Forschungen nöthigen Instrumente sich selbst verfertigte und daß der ganze Apparat zu seiner „Photometrie" aus einigen Glasplatten, Spiegelchen, Linsengläsern und einem Glasprisma bestand. Solch geringe Hülfsmittel einerseits und allzuschnelle Hingabe an geistreiche Vermuthungen andererseits brachten ihn zu unhaltbaren Schlüssen. Doch blieben manche seiner Sätze bestehen u. A. das seinen Namen tragende, auf geometrischem Wege gefundene Theorem, „daß in einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein Bogen durchlaufen wird, allein von der Sehne desselben und von der Summe der radii vectores nach ihren Endpunkten abhängig ist." Unter seinen philosophischen Schriften sind drei besonders bemerkenswerth. In den lettres cosmologiques gab er eine Auseinandersetzung der Entdeckungen und Grundsätze der Astronomie und Physik: er verweilte mit Vorliebe bei der Unendlichkeit des Weltalls; aus der Weisheit und dem Endzweck der Natur wollte er Dasein und Vollkommenheit der Gottheit erweisen. Das Nouvel organon, als dessen erster Theil die Phänomenologie, ein später durch Hegel so berühmt gewordener Ausdruck, erscheint, sollte die Regeln der Kunst zu denken lehren, die Gedanken über

das Aufsuchen und die Bezeichnung der Wahrheit mittheilen, die äußeren Charakterzüge des Wirklichen und des Scheines unterscheiden. Die „Architektonik" enthält sein eigenartiges System der Metaphysik.

An wissenschaftlicher Bedeutung ist mit den beiden zuletzt Behandelten Sulzer nicht zu vergleichen. Denn J. G. Sulzer, der Weltweise,*) (1719—1779, von 1747 an in Berlin), wie Hirzel ihn in seiner weitschweifigen Apologie genannt hat, darf nicht nach dieser beurtheilt werden. Ebensowenig nach den wegwerfenden Bemerkungen, mit denen ihn die jungen Stürmer und Dränger abthun zu können meinten. Jener pries unkritisch das Haupt der Schweizer Verbrüderung, diese als Poeten, die etwas schaffen konnten, höhnten den Theoretiker, der Poesie in Regeln einzwängen und all das Rüstzeug für einen jungen Dichter wie das für einen Soldaten in Paragraphen zusammenstellen wollte. Insbesondere konnten die Neuesten, die ihre Götter ausschließlich verehrten, ihm nicht verzeihen, daß er fast ausnahmslos einem, den sie mißachteten, Bodmern, seine Beispiele entnahm und daß er durchweg in nüchterner Weise Moral predigte. Aber wenigstens das Philosophische an dem Werke erkannten auch sie an und manches Brauchbare fand auch die spätere Theorie in ihm. Sulzer war Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium, dann an der Ritterakademie, also praktisch an Schulen und theoretisch mehrfach

*) Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen, 2 Bände, Zürich und Winterthor 1779. Frankf. gel. Anz. (Neudr. v. Scherer u. Seuffert) Heilbronn 1883, S. 74—80, 664 fg. Der erste Artikel von Merck, der zweite wahrscheinlich von Goethe. J. G. Sulzers Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt. Aus der Handschrift abgedruckt, mit Anmerkungen v. J. B. Merian und Friedrich Nicolai, Berlin und Stettin 1809. — Für die Erkenntniß des ganzen Schweizer Kreises in Berlin: Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleims litt. Nachl. hgg. von W. Körte, Zürich 1804. Seine Briefe an Zimmermann in dem diesem von Bodemann gewidmeten Buche. Hannover 1878. Vgl. auch die lehrreichen Abschnitte bei Bartholmèß und Sayous.

für Neueinrichtung oder Reform bestehender Lehranstalten in Anspruch genommen, doch ohne rechte Lust an Schuldingen und ohne den nöthigen pädagogischen Takt. Seit 1750 war er Mitglied der philosophischen Klasse der Akademie, deren Direktor er 1776 wurde. Er war, wie er sich selbst gelegentlich bezeichnet, „ein Amphibium, das mit gleicher Lust in der Welt und in dem ruhigen Wohnsitze der Wissenschaften lebte," weder ein tiefer Gelehrter noch ein fleißiger Arbeiter, sondern einer, der „wegen seiner auf Alles zerstreueten Neigung" nichts vollkommenes leistete. Sulzer schrieb eine Anzahl philosophischer Abhandlungen, die freilich kein neues System begründen halfen. Er, der auswärts als geistiges Haupt der Akademie galt und wirklich eine Zeit lang bestimmenden Einfluß auf sie übte, gehörte durchaus nicht der materialistischen Richtung an, die dort ihre Hauptvertreter besaß. Im Gegensatz zu ihnen, die sich über den Werth des Tugendbegriffs lustig machten oder ihren Werth für das Leben leugneten, pries er das moralische Genie, das Grundlage wahrer Tugend sei. Während jene nicht ohne Schadenfreude die Körperlichkeit der Seele und damit ihre Vergänglichkeit bewiesen zu haben glaubten, schrieb er einen Tractat, in dem er vom Standpunct des Naturforschers die schwierige Aufgabe unternahm, die Unsterblichkeit der Seele darzuthun und alle von den Materialisten vorgebrachten Gründe zurückzuweisen. Wichtiger als diese einzelnen Arbeiten, die heute, und nicht mit Unrecht gänzlich vergessen sind, bleibt die Vermittlerrolle zwischen deutschem und französischem Geist, die Sulzer nicht unrühmlich spielte und seine nie mißbrauchte litterarische Verwendung bei dem Könige, zu dem als einer der wenigen Litteraten er Zugang hatte. Ueberhaupt wirkte er weniger durch seine Schriften als durch seine Persönlichkeit. Ermunternd und rührend mußte für die Jüngeren und Kräftigeren sein, wie er, der Kränkliche, stets guten Muth und Thatkraft behielt. Was er zwei Jahre vor seinem Tode einem Vertrauten schrieb: „Ich bin seit etlichen Jahren mit dem Tode so vertraut worden, daß ich ihn unter die Zahl meiner

Bekannten und guten Freunde zähle, mit denen ich vertraulich umgehe," — das bewährte er durch den heitern Tod eines wahren Weltweisen.

Mit den Genannten ist das reiche wissenschaftliche Leben nicht erschöpft, das damals in Berlin herrschte. Es schien, als wollte man sich für die Entbehrungen entschädigen, die man unter der früheren Regierung erlitten hatte. Bald nach dem Abschluß dieses Zeitraums erschienen zwei biographisch-bibliographische Zusammenstellungen*) der preußischen bez. Berliner Schriftsteller, die ihre Grenzen etwas weit stecken, in Folge dessen eine überaus stattliche Zahl aufführen. Aus ihr und aus den Leistungen der Einzelnen erkennt man deutlich, daß die weit verbreitete Anschauung, die Aufklärung habe nur Oberflächlichkeit erzeugt und begünstigt, unhaltbar ist. Gehörten doch die meisten der selbstthätigen und gründlichen Berliner Gelehrten der Zeit und der Richtung der Aufklärung an. Aus dieser großen Zahl sollen, nachdem Philosophen, Theologen, die eigentlichen deutschen Schriftsteller und die Französisch Redenden bereits behandelt worden, nur einige Vertreter der Naturforschung, Jurisprudenz, Geschichtschreibung hervorgehoben werden.

*) Das erste von Denina vgl. oben S. 485 A. 2. Charakteristisch für die Bescheidenheit des Verfassers ist, daß er sich einen biographischen Artikel von 90 Seiten widmet, während er andere viel bedeutendere Männer mit 2 bis 3 Seiten abspeist. Die Artikel sind höchst ungenau, kurze Biographien und Charakteristiken, ohne bibliographisches Detail. Doch ist das Buch wegen seiner Zusammenfassung kaum zu entbehren. Sehr brauchbar ist das zweite Werk: Neuestes gelehrtes Berlin oder literarische Nachrichten von jetztlebenden Berlinischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Gesammlet und herausgegeben von V. H. Schmidt und D. G. G. Mehring, 2 Bände, Berlin 1795, das freilich, wie schon der Titel besagt, nur jene Mitglieder der Fridericianischen Epoche nennt, ihre Werke kurz verzeichnend, die den Stifter und Namengeber der Zeit überlebten. Das erste Werk ist dem König Friedrich Wilhelm II., des zweiten erster Band der Königin-Wittwe, der zweite dem Minister Wöllner gewidmet.

Den Reigen mag A. F. Büsching*) eröffnen (27. September 1724 bis 28. Mai 1793, seit 25. October 1766 dauernd in Berlin). Seine Thätigkeit als Schulmann, von der noch die Rede sein muß, übte er bloß aus Gewissenhaftigkeit, nicht aus innerem Drang, denn von Beruf war er Gelehrter. „Hier im Schooß der Erde schlummert ihr Beschreiber", heißt es auf seiner Grabschrift. Aber damit ist nur ein Theil seiner ungeheuern schriftstellerischen Arbeit bezeichnet, seine fleißigen geographischen Arbeiten, Sammlungen, Zeitschriften, Darstellungen, die auch in Auszügen und, als Zeugniß ihrer großen Beliebtheit, in zahlreichen Ausgaben erschienen, gründliche, selten aus eigener Anschauung, sondern aus genauem Studium gedruckter und handschriftlicher Beschreibungen geschöpfte geographisch-statistische Nachrichten. Daneben behandelte er in vielen anderen Schriften — etwa 100 in einer fünfzigjährigen Arbeitszeit — allerlei pädagogische Materien, schrieb Lehrbücher auch zur Erlernung von Sprachen, sich dabei der Sprache bedienend, in der er unterweisen wollte, beschäftigte sich eingehend mit ästhetischen Fragen, in einer Weise, die selbst gewisse praktische Kenntnisse in einzelnen Künsten, z. B. der Steinschneiderkunst, voraussetzt, veröffentlichte theologische Untersuchungen, die, in geringem Zusammenhange mit den die Zeit bewegenden religiösen Fragen, philologische Feinfühligkeit mit eingehender theologischer kirchengeschichtlicher Kenntniß verbindet, und versenkte sich gern in die Vergangenheit, sowohl die, welche er miterlebt hatte, als die Geschichte der Männer, die in der Entwickelung der Wissenschaften eine Rolle gespielt hatten. Seine geschichtlichen Arbeiten sind fleißig, aber äußerlich; es sind Zusammenstellungen von Nachrichten, die mit Gründlichkeit aus den Quellen geschöpft sind, aber ohne den Versuch kunstmäßiger Verknüpfung oder philo-

*) A. F. Büsching's eigene Lebensgeschichte in vier Stücken, Halle 1789, eine auch sonst für Berlin nicht unwichtige Quelle. — Vgl. A. D. B. s. v. Heidemann, Gesch. des Grauen Klosters S. 225—252.

sophischer Darlegung. Geschichte ist ihm, wie den meisten seiner Genossen, trockene annalistische Erzählung.

Ueberhaupt bleibt es merkwürdig genug, daß die Thaten Friedrich's unmittelbar so wenige Historiker lockten, daß sein und Voltaire's Vorbild so wenige Nachahmer hervorrief. Immerhin könnte dies Schweigen als Bescheidenheit und Charakterfestigkeit gedeutet werden: jene, weil die Geschichtschreiber überzeugt waren, hinter den erlauchten Vorbildern zu weit zurückzubleiben; diese, weil sie im Gegensatze zu den Dichtern, denen es stolzeste Aufgabe zu sein dünkte, den Helden ins Gesicht zu loben zu männlich waren. Daher wurden im Zeitalter Friedrich's in Berlin und von Berlinern unverhältnißmäßig wenige geschichtliche Arbeiten geliefert: diese sind im Wesentlichen gelehrte Beiträge zur Aufhellung einiger dunklen Puncte der Vergangenheit. Das Prädicat des Fleißes und der Gelehrsamkeit kann man Samuel Buchholz (1717—1774) nicht versagen, der zwar kein Berliner war, dessen „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg"*) Berlin indessen nahe anging und in Berlin erschien, der aber Haupteigenschaften eines Geschichtschreibers: Kritik und Darstellungsgabe in sehr geringem Grade besaß. Seine Forschungen sind längst überholt und konnten nie zu einer Grundlage der Geschichte Brandenburgs dienen. Löblicheres läßt sich von K. J. W. Möhsen sagen (1722—1795)**), einem Berliner, der seiner Vaterstadt nicht untreu wurde. Er war ein außerordentlich beschäftigter Arzt, beim Hof und bei der Bürgerschaft gleich beliebt, mit vielen Ehrenstellen und Auszeichnungen bedacht. Trotz allen Eifers für seine Berufswissenschaft widmete er ihr selten seine litterarische Thätigkeit und bevorzugte, wenn er dies that, praktische Fragen, wie die der Pockeninoculation. Vielmehr von der Medicin, ihrer Entwickelung und der Geschichte ihrer Vertreter ausgehend, wandte er seinen Blick der allmäligen Ausbildung der Wissenschaft namentlich in der Mark

*) 6 Bände, Berlin 1765 ff., die letzten hrg. von J. F. Heynatz.

**) Schmidt u. Mehring II, 37—40, Allg. d. Biogr. XXII, 79—81.

Brandenburg zu. Dieser Ausbildung, vor Allem der des 16. Jahrhunderts, das der Geistesentfaltung so starke und vielfältige Anregungen gegeben hatte, widmete er seine Untersuchungen. Sie waren mit Geschmack und Geist geführt; außer historisch geschultem Sinn und gründlicher medicinischer Kenntniß besaß Möhsen auch ein seltenes Kunstverständniß von Münzen, Medaillen, Bildern und vermochte, mit solchen Hülfsmitteln ausgerüstet, Arbeiten zu liefern, die noch heute als wichtige Fundgruben bezeichnet werden dürfen.

Außer der Mark Brandenburg wurde auch die Stadt Berlin Gegenstand eindringender Untersuchung. An die Stelle inhaltsloser Declamationen, hochtönender Prunkreden (vgl. oben 130fg., 134fg., 239fg.), die dem Hörer und Leser nur den billigen Patriotismus der Oratoren kundgaben, trat nun gründlich unterrichtende Forschung und Darstellung.

Unter den Arbeitern dieser Richtung, freilich nicht den genialen Wegweisern, sondern den fleißigen Sammlern verdient G. G. Küster (1695—1776) einen Ehrenplatz, weil er Begründer der eigentlichen Berliner Geschichte war.*) Seit 1723 als Lehrer in Berlin thätig, von 1732 bis zu seinem Tode als Rector des Friedrich-Werderschen Gymnasiums widmete er seine ganze wissenschaftliche Muße der Betrachtung märkischer und Berliner Alterthümer. Außer in Programmen zur Gelehrtengeschichte bestand seine Thätigkeit besonders im Sammeln und Ediren älterer ungedruckter oder schwer zugänglicher Schriften und in Zusammenstellung einer brandenburgischen historischen Bibliographie, die noch heute als vollständiges und übersichtliches Handbuch geschätzt wird. Auch in seinem Hauptwerke „Altes und neues Berlin",**)

*) Vgl. A. D. B. 17, 435 fg. und die dort angegebene Litteratur. Notizen bei Wegele.

**) Johann Christoph Müllers, Cam. Regiae Berol. Advocati und Georg Gottfried Küsters, Gymnasii Fridriciani Rectoris, und der Königl. Preußischen Societät der Wissenschaften Mitgliedes, Altes und Neues Berlin. Das ist: Vollständige Nachricht von der Stadt Berlin, derselben

das er gemeinsam mit dem Kammergerichtsadvokaten J. Chr. Müller begann, aber allein fortführte, ohne es zu beenden, wollte er keine historische Darstellung, sondern eine Sammlung liefern und begehrte durchaus nicht den Ruhm eines anmuthigen Erzählers. Die vier mäßigen Foliobände dieses Werkes sind für die ältere äußere Geschichte Berlins, seiner Kirchen, Schulen, Aemter, Stadtverfassung, ein brauchbares Nachschlagebuch. Doch muß man bei dieser fleißigen, bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts reichenden und für diesen Zeitraum oben mannigfach benutzten Materialiensammlung zweierlei bedenken. Küster hat von einer eigentlichen Stadtgeschichte so wenig eine richtige Vorstellung, daß er einen Hauptheil seines Werkes den königlichen zufällig in Berlin befindlichen Aemtern und Behörden widmet, und so an Stelle eines Stadtbuches ein Staatshandbuch lieferte. Bei den vielfach angeführten meist geistlichen Schriftstellern und Gelehrten bot er ferner nur Aeußerliches: Lebensnachrichten und bibliographische Notizen; zu wirklichen Lebensdarstellungen machte er nicht die geringste Anstalt. Namentlich diese Aeußerlichkeit bei einem immerhin beschränkten Stoff bewirkte, daß das Buch

---

Erbauern, Lage, Kirchen, Gymnasiis; ingleichen von den Königlichen, und andern öffentlichen Gebäuden; dem Rath-Hause, dessen, und der Bürgerschafft Gütern, Vorrechten, Privilegiis und andern das Policey- und Stadt-Wesen betreffenden Sachen. Wobey dasjenige, so in Krieges- und Friedens-Zeiten von Anno 1106. biß itzo in hiesigen Residentzien merckwürdiges vorgegangen, aus Diplomatibus, guten und zuverläßigen, theils auch archivischen Nachrichten und den besten Auctoribus erzehlet wird. In fünff Theile verfasset, Mit Kupffern gezieret, und nöthigen Registern versehen. Erster Theil. Berlin, Bey Johann Peter Schmid. o. J. Die Vorrede der Autores ist vom 20. Sept. 1737. Auf den Titeln von Bd. 2–4 ist Küster allein als Verf. genannt, der 2. Band führt den Titel: Fortgesetztes Altes und Neues Berlin (darauf nähere Inhaltsangabe) Berlin. Zu finden in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung, 1752. Bd. 3: Des Alten und Neuen Berlin Dritte Abtheilung, deren Inhalt folgende Seite zeiget, Berlin, zu finden bey dem Autore, und in Commission im Hallischen Buchladen, 1756. Bd. 4: Des Alten und Neuen Berlin Vierdte Abtheilung enthaltend (danach Angabe des Einzelnen) Berlin, zu finden bey dem Autore. 1769.

nur in die Hände weniger Gelehrter kam, dies war wohl der eigentliche Grund, warum der 5. Theil, der 1769, einer Erklärung des Autors nach, fast fertig war, nicht erschien.

Ein fernerer Grund lag darin, daß ein anderes den gleichen Stoff behandelndes Buch mit großer Schnelligkeit die Gunst des Berliner Publicums gewann: Nicolai's Beschreibung.*) Der gewandte Autor, der hier wie sonst sein eigener Verleger war, verstand weit besser als der greise Rector Geschmack und Bedürfniß der Leser. Nachdem er in demselben Jahre, da Küsters letzter Band erschien, zuerst mit seinem Handbuch aufgetreten war, veröffentlichte er es zehn Jahre später in einer neuen völlig umgearbeiteten Auflage. Das wesentlichste Neue an dieser zweiten Ausgabe, die übrigens in einfachen, würdigen, von jedem Schwulst freien Worten dem Könige gewidmet wurde, war eine vollkommene Geschichte Berlins, nach Urkunden, handschriftlichen Chroniken, nach den Akten des Staats- und des rathhäuslichen Archivs, nach amtlichen Nachrichten und zahlreichen Mittheilungen hoher Beamten, endlich mit Beiträgen einzelner Freunde: Jacobsohn's über Handel und Fabriken, Biester's und Oesfeld's über Potsdam. Das Werk war in erster Linie für die Fremden bestimmt, gewährte aber unendlich mehr

*) Die 2. Aufl., die oben schon häufig citirt ist, führt folgenden Titel: „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst Anzeige der jetzt lebenden Gelehrten, Künstler und Musiker, und einer historischen Nachricht von allen Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhunderte an, bis jetzt, in Berlin gelebt haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind. Neue völlig umgearbeitete Auflage mit genauen Grundrissen der Städte Berlin und Potsdam. 2 Bände. Berlin, bey Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn 1779. 2 Bände durchpaginirt 1042 S. Darauf ein Anhang, als 4. bezeichnet (die 3 ersten behandeln: die k. Lustschlösser, Potsdam, jetzt lebende Gelehrte, Künstler, Musiker) besonders paginirt 111 Seiten: „Nachrichten von Künstlern, die ehemals in Berlin gewesen und deren Werke daselbst noch zum Theil vorhanden sind. Zum Schluß ein unpag. Register." — Die erste Auflage erschien 1769, die dritte 1786, weitere sind mir nicht bekannt.

als ein gewöhnlicher Fremdenführer. Abgesehen von dem Historischen, das ja in unsern modernen Reisehandbüchern auch nicht fehlt, ist mit besonderer Ausführlichkeit das behandelt, was wir einem Staatshandbuch zuweisen würden: die Beschreibung der Staats-, Hof- und Stadtämter füllt mehr als 100 Seiten. Das ganze Werk zerfällt außer den drei Theilen, welche die ebengenannten Dinge berühren, in folgende neun Abschnitte. Der erste gibt eine topographische Beschreibung der Straßen, Plätze und merkwürdigen Gebäude; der zweite handelt von den Einwohnern, also den Franzosen, Böhmen, Juden, den Eximirten, dem Militär; der dritte von allem, was Handel und Gewerbe berührt; der vierte von Religionen, Kirchen und Einrichtungen des Gottesdienstes; der fünfte von milden Stiftungen; der sechste von Akademieen, gelehrten Gesellschaften, Vorlesungen, Schulen; der siebente von Bibliotheken, Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen; der achte von Gebäuden, Gärten, Spazierfahrten, Vergnügungen, der letzte faßt Verschiedenes zusammen, was dem Fremden zu wissen nützlich ist: Posten, Taxen für Wirthshäuser und Miethskutschen, Verzeichniß von Speise-, Wein- und Kaffeehäusern. — Das Buch macht durch seine Schlichtheit, Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit noch heute einen höchst wohlthuenden Eindruck. Wer Nicolai den Eiferer kennt, der selbst in Werken freier Erfindung eine bestimmte Tendenz verfolgt, wird freudig überrascht von der gänzlichen Tendenzlosigkeit, die man am besten aus dem Kirchen und Religionen gewidmeten Abschnitte ersehen kann. Nirgends findet sich die Streitlust, welche die 12 Bände der „Reise durch Deutschland“ verunziert — man denke nur an die hunderte von Seiten, in denen Wien und Tübingen abgekanzelt werden, wenigstens die an letzterem Ort erscheinenden Schriften — nirgends die Weitschweifigkeit, welche auch dem Geduldigsten die Lectüre dieser Bände unerträglich macht, nirgends auch ein apologetischer Ton, der dem Berliner bei Schilderung seiner Vaterstadt leicht entschlüpfen konnte. Alles wird ruhig, kurz, einfach dargestellt, mit

Behagen und Vertrauen folgt man dem unterrichteten und unterrichtenden Führer. Schon wegen dieser Leistung verdient Nicolai in einer Geschichte Berlins einen Ehrenplatz.

Man sollte meinen, daß diesem lebendigen Interesse für Heimath und vaterländische Geschichte auch eine starke Antheilnahme an der heimischen Sprache und ihrer Entwickelung zur Seite gegangen wäre*). Aber diese Meinung ist irrig. Nicolais Kampf gegen die Volkslieder, dem sein „feyner feyner Almanach" entsprang, richtete sich nicht bloß gegen das Volksmäßige, das ihm niedriger als das Gebildete zu stehen schien, sondern gegen das geschichtlich Frühere, das ihm zugleich als das Tiefstehende galt. Für Sprachuntersuchungen hatten die Aufklärer wohl ein Lächeln übrig, wie Biester, der, wenn er auch nicht die Bedeutung von Adelungs Arbeiten überhaupt leugnete, zum mindesten als guter Preuße gegen dessen Ueberschätzung des Obersächsischen Front machte. Eine Ausnahme durch Schätzung sprachlicher Arbeiten machte K. Ph. Moritz (1757—1793, seit 1778 in Berlin)**). Von 1781 an veröffentlichte er eine Anzahl kleiner Arbeiten, zum Schulgebrauch und Selbstunterricht bestimmt, die theils dazu dienen sollten, ganz elementare Sprachregeln einzuprägen, die freilich den Berlinern aller Zeiten Schwierigkeiten machten, theils die Kunst des Briefschreibens zu übermitteln; außerdem seine prosodische Bemerkungen, die bei Schiller und Goethe Anerkennung und Benutzung fanden. Zu derselben Zeit, in der Moritzens Arbeiten erschienen, wurde in Berlin ein verdienstvoller Plan achtungswerth durchgeführt: die Sammlung mittelalterlicher Litteraturdenkmäler. Von dem Schweizer Chr. H. Myller***) (1740—1807, vgl. oben S. 509), der von 1767 bis 1788

*) Berl. Monatsschr. 1783 I, S. 194. Vgl. Raumer, Gesch. d. germ. Phil. I, 231. Für das Folg. das. 242, 258 ff.

**) Vgl. A. D. B. XXII, 308—320 und die dort verzeichnete Litteratur. Auch die Vorr. zum Neudruck des Romans „Anton Reiser" Heilbronn 1885.

***) Außer Raumer vgl. die Notiz A. D. B. XXII 521 u. s. Brief in

in Berlin lebte und mit den dortigen tonangebenden Schweizern in nächster Verbindung stand, wurden nämlich auf Bodmers Anregung, den er den „Sokrates unserer Zeiten“ nannte, in dessen Umgang er allein sich wohl fühlte, von 1782 bis 1785 in einzelnen Heften, die später in zwei Bänden vereinigt wurden, das Nibelungenlied nebst sonstigen Dichtungen des Mittelalters von Heinrich von Veldecke, Hartmann v. d. Aue u. A. herausgegeben. Sie erhielten die bekannte sehr ungnädige Aufnahme des Königs (22. Februar 1784), der sie „nicht einen Schuß Pulver werth“ achtete, sondern erklärte, in seiner Büchersammlung „dergleichen elendes Zeug“ nicht dulden zu wollen und meinte, sie mögen in der großen Bibliothek ruhen, „wo er ihnen aber nicht viel Nachfrage verspreche“. Die Königliche Verheißung ging freilich nicht in Erfüllung. Vielmehr wurde in Berlin und weit über die Grenzen der Stadt hinaus jene Sammlung, als die erste in ihrer Art, trotz Unvollständigkeit und unkritischen Textes, froh begrüßt und eifrig studirt. Sie eröffnete den Liebhabern deutscher Vergangenheit eine unbekannte Welt und blieb Jahrzehnte lang neben den Publicationen der Schweizerhäupter Bodmer und Breitinger die einzige Quelle, aus der man die deutsche lyrische und epische Litteratur des Mittelalters studiren konnte.

Von dem Streben, die Heimath zu ergründen, wurden auch die Naturforscher geleitet. Allerdings blieben sie in solch engen Grenzen nicht befangen: die Erforschung der gesammten Natur wurde ihre Aufgabe. Selbst die am 9. Juli 1773 begründete „Berlinische Gesellschaft naturforschender Freunde“ *), deren ständiger Secretär und Wortführer der uns bekannte (vgl. oben S. 423) Martini war, beschränkte sich keineswegs auf Berlin.

Briefe der Schweizer 1804 S. 406. Joh. Crüger, Die erste Gesammtausg. der Nibelungen, Frkf. 1884. Einzelne Notizen auch in Rochows Litt. Corresp.

*) Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde 3 Bände. Berlin 1775—1777. Devisen auf Mitglieder der Ges. vgl. Berl. Neudr. II, 3, S. XXIX.

Nur ganz gelegentlich wurde von Berliner Witterungserscheinungen oder von Sternbildern gehandelt, die in der Hauptstadt beobachtet worden waren. Auch die Mitglieder dieser Gesellschaft gehörten nur zu einem Theile Berlin an; ein anderer setzte sich aus den übrigen Theilen Deutschlands, und aus fernen, oft recht entlegenen Ländern zusammen. Unter den Beitragenden sind wenigstens vier Berliner zu nennen: Achard, Bloch, Bode, Gleditsch.

Fr. Karl Achard*) (1753—1821) hat für Berlin ganz besondere Bedeutung dadurch, daß er die ersten Blitzableiter in Berlin einführte, z. B. auf den beiden Thürmen am Gensd'armenmarkt (1784), aber auch auf manchen Privathäusern, daß er nach dem Vorgange Mongolfiers den ersten Luftballon in Berlin steigen ließ (21. Dez. 1783), der seinen Weg nach Friedrichsfelde nahm, daß er aus türkischem Samen bei Lichtenberg eine Tabakspflanze erzielte, die einen guten Tabak gab, daß er, freilich auch nach französischem Vorgang (1794), den ersten optischen Telegraphen in Deutschland, zwischen Spandau und Bellevue, construirte, und daß er endlich, auf Grund Markgrafscher Entdeckungen, die Runkelrübenzuckerindustrie einführte. Durch diese praktischen Arbeiten, die, wie die letztgenannte, freilich weit über den hier behandelten Zeitraum hinausgehen, erwarb sich Achard größere Verdienste als durch seine zahlreichen, namentlich in den Akademie-Berichten veröffentlichten theoretischen Untersuchungen aus dem Gebiete der Physik.

Der beschreibenden Naturwissenschaft gehörten M. E. Bloch's**) (1723—1799, seit ca. 1760 in Berlin) Arbeiten an. Wie sein Glaubensgenosse Mendelssohn hatte er sich erst spät, unter großen Mühen, deutsche Sprache und Bildung aneignen können, füllte aber die Lücken seiner Jugendbildung so vollkommen aus, daß er den Unterrichtetsten gleich erschien. Er war ein sehr beschäftigter Berliner Arzt. Der Medicin waren jedoch nur seine

*) Vgl. A. D. B. I, 27 fg. König I, 421, 431. II, 269.

**) Für ihn und viele der Folgenden Schmidt-Mehring a. a. O. — A. D. B. II, 707 fg.

ersten und weniger bedeutenden Veröffentlichungen gewidmet. Seine Hauptleistungen 1782—1795 galten den Fischen; die zwölfbändige „Allgemeine Naturgeschichte der Fische", das ichthyologische Hauptwerk des 18. Jahrhunderts, das wenigstens für die heimischen Thiere als ausgezeichnet gilt, während es bei den ausländischen selbständige Kenntniß oder ausreichende Vorlagen vermissen läßt. Bloch's Leistungen verdienen umsomehr Anerkennung, als er durch keine königlichen Unterstützungen gefördert wurde, seine Arbeiten nicht in den Berliner Akademieschriften drucken lassen konnte — denn diese verschloß ihm, dem Juden, ihre Pforten, während zahlreiche auswärtige ihn aufnahmen — sondern sein kostspieliges Werk, mit 432 Tafeln, in deutscher und französischer Sprache auf eigene Kosten herausgeben mußte.

Joh. Ebert Bode, der Astronom*) (1747—1826, seit 1772 in Berlin), war weit glücklicher in seiner Stellung und in der Anerkennung, die er fand. Seit 1786 war er Direktor der Berliner Sternwarte. Mit seinen Beobachtungen und Berechnungen übte er auf seine Wissenschaft außerordentlichen Einfluß. Mit ihm beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Berliner Sternwarte, die seit Leibniz' Tagen sehr an Bedeutung verloren hatte. Das Interesse an Astronomie, das früher auf kleine Kreise beschränkt gewesen war, wurde nun ein allgemeineres dank seiner beliebten „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels", die zuerst 1768, noch 1858 in elfter Auflage erschien. Seinen Beobachtungen, wenn auch nicht ihnen allein, war die Entdeckung des Planeten Uranus zu danken, über die er 1784 ausführlichen Bericht erstattete. Seine Berechnungen, die im „astronomischen Jahrbuch" seit 1774 (zunächst für 1776) jährlich regelmäßig erschienen — er selbst konnte es 54 Mal herausgeben — erfreuten sich einer so großen Anerkennung, daß ein

*) A. D. B. III, 1, R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877 passim., bes. S. 459 fg.

zeitgenössischer Franzose sagte, „seitdem müssen die Astronomen deutsch lernen, denn diese Sammlung ist unentbehrlich".

Dem einseitigen Astronomen steht in J. G. Gleditsch*) (1714—1786, seit 1746 in Berlin) ein vielseitiger Gelehrter gegenüber, der sich grade durch seine Vielseitigkeit und Zersplitterung — er war Arzt, Botaniker, Forstmann — schadete. Immerhin war er bedeutend genug. Als Professor der Botanik am militärärztlichen Institut, als Director des botanischen Gartens, seit 1770 als erster Lehrer der Forstwissenschaft an der zu Berlin ins Leben gerufenen, hauptsächlich für das reitende Feldjägercorps bestimmten Forstlehranstalt leistete er Außerordentliches. Aber auch als Schriftsteller darf er als Schöpfer der Forstbotanik angesehen werden durch seine größere 1774 erschienene „Forstwissenschaft" und durch seine übrigen speciell der Mark Brandenburg gewidmeten Schriften, die, mögen sie auch in unseren Tagen Anlaß zur Kritik gegeben haben, zu jener Zeit eine neue Welt erschlossen und ihrem Autor Ruhm und Ansehen verschafften.

Nicht minderen Ruhm erwarben zwei Chemiker, deren Namen schon erwähnt sind: Pott und Marggraf.**) Beide waren die letzten bedeutenden Anhänger der Phlogistentheorie. J. H. Pott (1692—1777, seit 1735 in Berlin, vgl. oben S. 352) war Mitglied der Akademie und Professor der Chemie an der militärärztlichen Bildungsanstalt. Er überlebte seine Bedeutung und suchte vergeblich durch wissenschaftliche Kämpfe seine Gegner zum Schweigen zu bringen. So wurde namentlich seine Eintheilung der Erde in kalkige, gypsige, thonige, verglasbare bald bestritten, dagegen blieben seine Angaben über Einwirkung der Hitze auf

---

*) Allgem. d. Biogr. IX, 224fg. und die dort angeführte Litteratur.

**) Vgl. über beide H. Kopp, Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit. München 1873 passim. A. D. B. XXVI, 486 und XX, 334—336. Ueber M. bes. A. W Hofmann: Ein Jahrh. chem. Forschung unter dem Schirm der Hohenzollern. Berlin 1881.

die verschiedenen Erden und Gesteine längere Zeit die Grundlagen alles chemischen Wissens.

Moderner war A. S. Marggraf, einer alten Berliner Familie angehörend, 1709 bis 1783. Auch er war Mitglied der Akademie, eine Zeit lang Director ihrer physikalisch-mathematischen Klasse, besaß aber bis zu seinem Tode allgemeine Schätzung und hohe Ehre. Sein größtes Verdienst war die Entdeckung des Zuckers in der Runkelrübe, deren praktische Verwerthung er Anderen überließ. Aber auch seine sonstigen Arbeiten, fern davon, abgelebt zu sein, beweisen den nahen Zusammenhang mit späteren Forschungen. Seine Untersuchungen über Natron und Magnesia, die einen großen Fortschritt der analytischen Chemie bezeichnen, sind bedeutsame Vorarbeiten Lavoisier's, die von diesem freilich nicht genügend gewürdigt wurden. Gewissermaßen darf er als Vorbereiter einer neuesten wichtigen Theorie angesehen werden durch seinen auf glückliche Versuche gegründeten Nachweis, daß bei Verpuffen mit Kohlenstaub das salpetersaure Salz der ersteren Bahn eine gelbe, das der letzteren eine bläuliche Flamme zeigt.

Die Chemiker standen damals mit den Medicinern*) in enger Verbindung. Mit Eller namentlich focht Pott litterarische Streitigkeiten aus; Marggraf wurde sein Nachfolger im Directorat der Akademie. Joh. Th. Eller (1689—1760, seit 1724 in Berlin) gehört großentheils der früheren Periode an. Er war Leibarzt Friedrich Wilhelm's I. (vgl. oben S. 170 A. 1). Seine schriftstellerische Thätigkeit war gering, aber seine praktische groß und einflußreich. Er war Professor am medicinisch-chirurgischen Institut und Mitdirector der Charité. Wesentlichen Einfluß übte er als Miturheber des 1725 erlassenen Medicinaledicts, das

*) Für alle im Folgenden erwähnten Mediciner: Biogr. Lexicon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker unter Specialredaction von E. Gurlt hrg. von A. Hirsch. 6 Bände. Wien u. Lpz. 1884—1888. Für Eller, Meckel, Selle A. D. Biogr. VI, 52fg.; XXI, 159; XXXIII, 682—684.

u. A. eine Staatsprüfung für Aerzte und Wundärzte vorschrieb, die in Preußen eine Praxis ausüben wollten.

Einer der bedeutendsten Mediciner der Fridericianischen Zeit war J. P. Meckel (1724*)—1774, seit 1748 dauernd in Berlin.) Er war ein sehr beschäftigter Arzt, nach alter Methode heftig und grob, nachlässig in Kleinigkeiten, bei schwierigen und verzweifelten Fällen von größter Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Er war Mitglied der Akademie, Professor am militär-ärztlichen Institut, erster Lehrer bei der an der Charité neueingerichteten Hebeammenschule. Seine Hauptstudiengebiete waren Anatomie und Physiologie; seine Arbeiten auf dem Gebiete des peripheren Nervensystems „gehörten zu den bedeutendsten anatomischen Leistungen und erregten die Bewunderung aller Zeitgenossen." Er wurde der Stammvater eines ganzen Medicinergeschlechts, das den Namen berühmt machte, seine Thätigkeit aber außerhalb Berlins suchte und fand.

Als berühmteste Aerzte nannte 1785 ein Beschreiber Berlins,**) der sonst an der Residenz herzlich wenig zu loben wußte, außer Schmucker, Cothenius, Voitus, die drei: Selle, Theden, Walther; die übrigen, so meinte er, könnte man in fahrende und gehende theilen, die ersteren, die schon viele, die letzteren, die noch wenig Patienten in die Grube befördert hätten.

Chr. G. Selle (1748—1800, seit 1756 in Berlin) genoß hohe Ehren. Er hatte als Arzt die Braut des russischen Großfürsten Paul nach Petersburg begleitet, war Leibarzt Friedrich's II., dessen Krankheitsgeschichte er schrieb und seiner Nachfolger, Arzt an der Charité, Professor, später Director des militär-ärztlichen Instituts, Mitglied der Akademie. Er zeichnete sich auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit aus. Als Einzeluntersuchung

*) So nach dem liebevollen éloge in den Nouvelles mémoires der Berl. Ak. 1775 S. 66 ff. Da M. 1743 in Berlin studirte, so dürfte die Angabe 1714 in den übrigen biogr. Werken nicht haltbar sein.

**) Charakteristik v. Berlin. Stimme eines Cosmopoliten in der Wüste. Berlin 1785.

gewann die 1773 erschienene methodische Darstellung der Fieber-krankheiten großes Ansehen. Als reiches Repertorium von Beobachtungen über Krankheiten, besonders die der Kinder, wurde sein in 8 Auflagen, sowie in einigen fremden Sprachen veröffentlichtes „Handbuch der medicinischen Praxis“ geschätzt. Selle war außerdem philosophischer Schriftsteller und bekämpfte als solcher Kant's Anschauungen, die schon zu jener Zeit in Berlin Eingang erlangt und in einzelnen Collegen Selles, wie Marcus Herz, die eifrigsten Fürsprecher gefunden hatten.

J. Ch. A. Theden (1714—1797) arbeitete sich aus niedrigem Stand zu hoher Stellung. Er hatte keine akademische Bildung, war zuerst Barbier, dann Feldscheer und starb als 1. General-Chirurgus der Armee. Mit eisernem Fleiß hatte er die Lücken seiner Jugendbildung ausgefüllt: reiche Erfahrung und persönliche Autorität machten ihn zu einem hochangesehenen Mann. Er machte sich besonders verdient durch vielfache praktische Verbesserungen im Verbandwesen, schrieb eine Anzahl theoretischer Schriften z. B. den „Unterricht für die Unterwundärzte der Armee“ und arbeitete sein Leben lang daran, schließlich mit dem gewünschten Erfolg*), den Armeeärzten einen besserklingenden Namen als den bisherigen (Feldscheer), und eine würdigere Stellung zu verschaffen.

Auch der Anatom J. G. Walther (1734—1818) nahm in der Berliner Gesellschaft eine hochangesehene Stellung ein. 1760 wurde er zweiter Professor der Anatomie, nach Meckel's Tode dessen Nachfolger in der ersten Professur. In den ersten Jahrzehnten seiner Wirksamkeit hatte er schöne Lehrerfolge, die er aber selbst durch allzulanges Verweilen in seinem Lehramte in Frage stellte.**) Zu seiner Zeit galt er als einer der geschicktesten Zergliederer; noch heute gelten seine Nervenpräparate außerordentlich viel. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in der

*) Vgl. die officielle Mittheilung in der Voss. Ztg. 11. März 1790.
**) Varnhagen, Denkwürdigkeiten I, 210.

Herstellung eines bedeutenden anatomischen Museums, das 1803 vom Staate angekauft wurde, dem Studium lange die nützlichsten Dienste leistete und als Grundlage für vielverbesserte Einrichtungen noch heute seinen Werth besitzt.

Von Wunderdoctoren und Betrügern, die sich großer Erfolge in der Heilkunst rühmten, war schon in anderm Zusammenhange die Rede (oben S. 366 ff.). Außer ihnen gab es wissenschaftlich gebildete Aerzte genug, die, trotzdem sie ihre Kunst ernst ausübten und die Würde ihres Standes hoch hielten, doch bei einzelnen Veröffentlichungen marktschreierische Titel wählten*) und durch deren Inhalt selbst auf Laien heutigen Tages einen recht sonderbaren Eindruck machen. Obwohl der Verfasser einer dieser Schriften der Charakterisirung seiner Pillen als Universalmittel ausdrücklich entgegentrat, klingt seine Beschreibung und Anpreisung doch durchaus so, als wenn er eines jener unwirksamen Mittel anpriese. Recht auffällig ist auch die stark hervortretende Frömmigkeit einzelner medicinischer Autoren. — Zu den medicinischen Raritäten jener Zeit gehört u. A. das Schmucker'sche Pulver**), dessen Genuß allein die Soldaten befähigen sollte, acht und mehr Tage, ohne jede weitere Nahrung auszuhalten. Ferner die 1767 aufkommende Beseitigung des Tollwurms bei Hunden durch das Ausschneiden einer unter der Zunge liegenden Sehne; endlich die sog. Mirov'sche Wunderkur, welche von dem in

*) Vgl. Georg Ernst Stahl's, Königl. Preuß. Hof-Raths und Leib-Medici. Gründlicher Bericht von seinen Balsamischen Blutreinigenden und confortirenden Pillen, wie auch auf sonderbahres Verlangen von des rothen Fluß- Magen- und Stein-Pulvers zuverläßiger sonderbahrer Würckung und rechtem Gebrauch. NB. Welche Schächtlein mit diesem meinem Signet nicht bedruckt verschickt werden, solche sind vor falsch zu achten, und dienet zur Warnung, daß meine Pillen sonst niemanden, wie er auch Nahmen haben mochte, in Händen sind, sondern bloß fälschlich davor ausgegeben werden müsten. Auf vieler Begehren zum dritten mahl wieder aufgelegt. Berlin und Potsdam bey Chr. Fr. Voß 1750. 48 SS.

**) Für das Folgende: König I, 172. 275. 402. — Impfung das. 297 fg. 335 fg. 365 fg.

Prenzlau ansässigen Dr. Schiffert zu Berlin zeitweise ausgeübt wurde. Von großer heilsamer Bedeutung dagegen wurde der Anfang der Impfung (der Pockeninoculation), der ins Jahr 1769 fällt. Doch blieb es zumeist bei Belehrungen der Behörden; eine 1774 für die öffentlichen Erziehungsanstalten angeregte allgemeine Einführung unterblieb, da ihre Unerläßlichkeit nicht eingesehen wurde. Auch die dicht bei Berlin (in Friedrichsfelde) an drei Kindern des Prinzen Ferdinand durch den Geh. Rath Muzelius vorgenommene gückliche Impfung hatte keine große Verbreitung des Impfens zur Folge; diese war erst eine Wirkung des von dem englischen Arzt Brown 1789 in Berlin an den königlichen Prinzen erprobten Verfahrens.*)

Auch unter den Medicinern kam es zu litterarischem Geplänkel. A. G. Marggraff wehrte sich 1749 in einer „abgezwungenen Vertheidigung“ gegen die „Unwahrheiten und Beschimpfungen“, die J. F. Henckel in der 4. Sammlung seiner „medicinischen und chirurgischen Anmerkungen“ und zwar in einer Abhandlung über die „carieusen Knochen“ wider ihn erhoben hatte.

Schließlich ist noch ein Wort von den Juristen zu sagen.**) Von der Berliner Gerichtsorganisation kann freilich nicht gesprochen werden, da sie, ebenso wie Alles, was Stadt- und Staatsverwaltung betrifft, dem Gegenstande dieses Buches fern liegt. Wohl aber ist von den litterarischen Anstrengungen zu

*) Vgl. einstweilen Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl. III, 192.

**) Im K. S. Staats-Archiv in Dresden befindet sich Loc. 2653: Solennis sepultura Berolinensis corporis juris civilis anno 1748: Das öffentliche Leichenbegängniß des bürgerlichen Rechtskörpers zu Berlin im Jahre 1748. 5 SS. Fol. Im ganzen 7 Nummern, darauf ein appendix, zum Schluß nota über Satyr und satura. Es lohnte wohl einen Abdruck oder eine Untersuchung; bei einem flüchtigen Einblick, den ich in Dresden nahm, vermochte ich mir keine rechte Vorstellung von dem seltsamen Schriftstück zu verschaffen.

reden, die damals von Berlin aus und in Berlin gemacht wurden, um ein allgemeines Gesetzbuch zu schaffen.*) Einen Abschluß fanden diese Bemühungen zwar erst in der folgenden Periode, ihrem Geiste nach gehören sie aber durchaus in die Fridericianische Epoche und müssen wenigstens hier vorläufig angedeutet werden.

Die preußische Justizreform, die von Berlin ausging, ist an die Namen J. H. C. Carmer's (1721—1801) und Svarez (1740—1798) geknüpft, denen E. F. Klein (1744—1810, von 1781—1789, dann von 1800 bis zu seinem Tode in Berlin) als Dritter sich zugesellte. Carmer gab nicht bloß seinen Namen dazu her, sondern, wie einer seiner Mitarbeiter sagte: „sein Geist, seine Einsicht und sein Eifer belebten das ganze Unternehmen". Auch einzelne Andere traten, nachdem die früheren störenden Elemente abgewiesen waren, als hülfreiche Gesellen hinzu. Die Hauptkraft jedoch war und blieb Svarez. Er und der Minister kamen (1779 und 1780) aus einer reichgesegneten Wirksamkeit in Schlesien. Denn Carmer sorgte dafür, daß, als er, nach der plötzlichen Entlassung des Großkanzlers Fürst, in dessen Stellung berufen wurde, sein geschätztester Rath ihm bald folgte. Die ihnen gestellte Aufgabe bestand darin, die schon längst beabsichtigte Umgestaltung der Proceßordnung und der Gesetzgebung ins Leben zu rufen. Der König wünschte eine bessere Einrich-

*) Ich stütze mich hier vollständig auf A. Stölzel: C. G. Svarez. Ein Zeitbild aus der 2. Hälfte des 18. Jahrh. Berlin 1885. Vgl. P. Hinschius, Berl. Rectoratsrede 1889. Aus ihr sind die „ " bezeichneten Stellen entnommen. Für die ältere Zeit die tüchtige Arbeit, die leider nicht berücksichtigt werden kann, von F. Holtze: Das juristische Berlin beim Tode des ersten Königs. Berlin 1892. (Schriften des Vereins f. Berl. Gesch.) Im Allgemeinen ist zu vergleichen: Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten von Dr. Adolf Stölzel, Präsidenten der Justizprüfungskommission, vortragendem Rathe im Justizministerium, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Berlin. Zwei Bände. Berlin 1888.

tung der Collegien, Reinigung der Proceßordnung von unnützen Formalitäten, Schaffung und Sammlung bestimmter deutlicher Gesetze. Statt der alten hauptsächlich aus dem geistlichen Recht genommenen, durch unzählige Zusätze schwerfällig und unverständlich gewordenen Proceßordnung wurde schon 1780 eine neue eingeführt, die auf frühere schon im Jahre 1750 ausgesprochene Ideen und mehrere 1766 und 1770 erlassene Verordnungen sich gründete. Sie ruhte auf dem Hauptfundamente, den Richter in den Stand zu setzen, die Wahrheit selbst zu finden, die Gesetze richtig anzuwenden und die Parteien gegen willkürliche Behandlung zu schützen. Wesentliche Vorzüge dieser neuen Ordnung waren der directe Verkehr des Richters mit den Parteien, während früher die Advocaten die einzigen Vermittler waren, Zeugenverhöre durch den Richter selbst, nicht mehr durch Subalterne. Es ist charakteristisch für den Geist jener Zeit, daß Monita, die von verschiedenen Seiten erhoben wurden, durch Briefe und officiöse Darstellungen vor dem gelehrten und ungelehrten Publicum widerlegt wurden, ja daß auch die Absicht vorlag, in ausländischen Zeitschriften gegen Verunglimpfungen des großen Werkes einzutreten. Doch wurden diese Monita und die Erinnerungen der Gerichte für die 1793 publicirte allgemeine Gerichtsordnung benutzt.

Das neue Gesetzbuch sollte ein allgemeines Recht, an Stelle des recipirten römischen, schaffen. Die Entstehung der Materialiensammlung und des ersten Entwurfs fällt in die Jahre 1781 bis 1784. Als Ideal, das ihm vorschwebte, bezeichnete Svarez, daß die Vorschriften des Gesetzbuchs deutlich, bestimmt, kurz und vollständig seien. Beim Tode Friedrichs war nur der Entwurf des ersten Theils, des Personenrechts, vollendet; auf den Bericht, mit dem ein Theil des Berichts ihm überreicht wurde, hatte der König geschrieben: „Es ist aber Sehr Dicke". Erst acht Jahre nach dem Tode des großen Königs 1794, nach mannigfachen Schicksalen, die später anzudeuten sind, konnte das „allgemeine Landrecht" veröffentlicht werden. Seine Mängel waren

nicht gering. Als solche hebt ein competenter Beurtheiler hervor: „die durch das Interesse der Gemeinverständlichkeit gebotene Beseitigung der juristischen Kunstausdrücke ohne ausreichende Ersetzung durch eine feste, freilich damals erst zu schaffende deutsche Rechtssprache, sowie das Bestreben, durch Vollständigkeit im Gesetzbuche möglichst alle zukünftigen Verwicklungen des praktischen Lebens zu erschöpfen, um auf diese Weise der Rechtspflege eine mechanische Sicherheit zu geben, die hierdurch bedingte ausführliche Casuistik, welche sich bemüht, alle erdenklichen Rechtsfragen durch besondere gesetzliche Bestimmungen zu lösen, endlich die damit zusammenhängende Vernachlässigung der Aufstellung allgemein leitender Grundsätze, welche allein der Rechtswissenschaft und dem Richter die Bewältigung der casuistischen Fülle des Lebens ermöglichen". Gegenüber solchen Mängeln standen die unverkennbarsten Vorzüge. Svarez war seinem Ideale nahegekommen und hatte, nach dem Urtheile der meisten gleichzeitigen und späteren Kritiker, ein Meisterwerk geschaffen. Das Werk „überragte durch die Reinheit seiner deutschen Sprache, welche noch heute nicht veraltet ist, durch seine einfache klare Fassung alle ihm unmittelbar vorhergehenden und gleichzeitigen Gesetze. Es sprach anschaulich, verständlich und eindringlich und vermied soviel als möglich zusammengesetzte Perioden und Einschachtelungen. Es entfernte sich von der unglückseligen Methode, seine gesetzgeberischen Gedanken durch Anziehung anderer Paragraphen, die wieder auf weitere mit Citaten angeführte Paragraphen, mitunter in mehrfacher Potenz, verweisen, zum Ausdruck zu bringen. Es bemühte sich, im Rahmen seiner Zeit und von ihrem Standpuncte aus, bei seiner Regelung der Rechtsordnung den socialen und wirthschaftlichen Gesichtspuncten möglichst gerecht zu werden. Endlich wurde es von epochemachender Bedeutung für die Entwicklung unseres Rechts dadurch, daß es zum ersten Mal für Deutschland den Dualismus des fremden wesentlich römischen Rechtsstoffes und andrerseits des deutschen und modernen beseitigte

und diese Elemente zu einem organischen Ganzen, einem einheitlichen Rechtssystem verband".

Unter den wissenschaftlichen Instituten verdient außer der Akademie die Königliche Bibliothek eine Erwähnung.*) Sie war von dem großen Kurfürsten begründet und 1660 eröffnet worden. Sie befand sich ursprünglich im Lustgarten über der Schloßapotheke. Große Fonds waren anfänglich nicht für die Bibliothek bestimmt. Der Grundstock wurde vielmehr durch Klosterbibliotheken, durch gelegentliche Erwerbung von Nachlässen, durch Geschenke und Vermächtnisse vermehrt. Das Interesse, das Friedrich I. ihr wie allen wissenschaftlichen Instituten zuwandte, zeigte sich besonders in der Bestimmung, daß jeder preußische Buchhändler zwei Exemplare der bei ihm erscheinenden Schriften der Bibliothek einzuliefern habe. Sein Nachfolger dagegen, Friedrich Wilhelm I., schaltete aus Verachtung alles Wissenschaftlichen mit der Bibliothek ebenso willkürlich wie mit allen ähnlichen Einrichtungen: er beschnitt stark ihre nicht allzureichlichen Mittel, indem er aus ihnen dem General v. Glasenapp eine jährliche Pension von 1000 Thlrn. bewilligte und schwächte ihren Bestand durch Ueberlassung aller mathematischen und naturwissenschaftlichen Bücher an die Akademie der Wissenschaften. Freilich mußte Platz geschaffen werden, weil (1735) die Spanheimische Bibliothek mit der bisherigen Sammlung in den engen Räumen vereinigt wurde. Während der ganzen Regierungsperiode Friedrich Wilhelms, von 1697 bis 1738 war Maturin Veyssière de la Croze**) Kgl. Bibliothekar, „eine Schatzkammer der Gelehrsamkeit", ein Mann mit einem wunderbaren

---

*) Vgl. Oelrichs Entwurf e. Gesch. der Königl. Bibliothek in Berlin, 1752. F. Wilken, Gesch. d. k. Bibl. Berlin 1829.

**) Vgl. F. L. Hoffmanns Mittheilungen im „Serapeum" 1859 Nr. 12 S. 182 ff. — Ueber Hackmann A. D. B. X, 297, der von dem hier Angeführten nichts erwähnt. — Ueber La Croze Formey, Mémoires I, 57 ff.

Gedächtniß und einer unerhörten Sprachkenntniß, seit 1718 auch Aufseher des Medaillen- und Antikenkabinets, der sogar 1739 beide Stellen seinem Adoptivsohn Jacques Gouillier de la Croze übertragen durfte. Nur wenige Monate (Nov. 1718 bis Febr. 1719) war ihm in F. A. Hackmann ein Oberbibliothekar vorgesetzt worden, einem in der Gelehrtengeschichte nicht ohne Ehre genannten Manne, der in Berlin eine Rolle wie Gundling spielen wollte, aber es kaum zu höherm Rang als Faßmann brachte und Berlin bald wieder verließ.

Auch für die Bibliothek begann mit Friedrich II. eine neue Epoche. Freilich wurde die Arbeit der Catalogisirung in dieser Periode fast ebenso vernachlässigt wie in der vorigen. Die Anschaffungen waren in den ersten Jahrzehnten nicht sehr beträchtlich, nur die Geschenke des Königs waren ziemlich bedeutend. Seit 1770, als der Friede gesichert und ein großer Theil der nöthigsten Arbeiten gethan war, wandte der König der Bibliothek erhöhtes Interesse zu. Eine hauptsächliche Vermehrung geschah durch den Ankauf der 5000 Bände starken Sammlung des Obersten Quintus Icilius. Größere Fonds zur Anschaffung neuer Bücher wurden bewilligt. Fast ausschließlich waren dies französische, mit deren Lieferung für 24,000 Thlr. in drei Jahren der Buchhändler Pitra betraut war; da dieser sich sehr unpünktlich zeigte, trat Bourdeaux an seine Stelle. Für solche Büchermengen reichte das alte Lokal nicht aus; daher kaufte der König 1774 einen Baugrund auf dem Platz am Opernhause, auf dem das Gebäude aufgeführt wurde. Im Jahre 1780 war der Bau fertig, die Verlegung der Bibliothek war erst im August 1782 vollendet.

„Ich habe in Berlin — so kündigte Friedrich seinem Voltaire 1778 die Errichtung des neuen Gebäudes an, — eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke wohnten vorher zu unanständig. Alexander der Große legte Homers Werke, wie billig, in das sehr kostbare Kästchen, welches er unter Anderm von dem Darius erbeutet hatte. Und ich? Ich bin kein Alexander

und besitze keine Beute, aber ich habe nach meinen geringen Kräften das bestmögliche Behältniß für die Werke des Homer unserer Zeit erbauen lassen."

Die 30bändige Quartausgabe von Voltaires Werken ziert das neue Gebäude, das die seltsame Aufschrift nutrimentum spiritus empfing; doch war sie nicht der einzige Inhalt und gewiß nicht der ausschließliche Anlaß zur Errichtung des Gebäudes. Freilich wog das Französische, entsprechend der Sinnesart des Königs dermaßen vor, daß 1788 weder die Göttingischen gelehrten Anzeigen noch ein englisches critisches Journal darin zu finden war. Vielleicht hängt auch mit dieser Verachtung des Deutschen die Thatsache zusammen, daß so viele Berliner Wochen- und Monatsschriften aus jener Zeit in der Bibliothek fehlen: man forderte sie entweder von den Verlegern nicht ein oder hielt sie der Aufbewahrung nicht für werth.

Uebrigens wurde das anstoßende nach der Behrenstraße belegene Gebäude, das den Lesesaal und die Wohnungen der Bibliothekare enthielt, erst 1784 fertig. Das Hauptgebäude diente nur in seinem oberen Stockwerke den Zwecken der Bibliothek; das untere Stockwerk wurde bis zum Jahre 1814 zur Aufbewahrung von Militäreffecten und bis in die zwanziger Jahre zum Aufheben von Theaterdecorationen verwandt. Wie die wissenschaftlichen und Kunstanstalten überhaupt, so stand auch die Bibliothek unter einem Curator, einem höhern Hofbeamten oder Minister. Nicht dieser, sondern zwei Bibliothekare verwalteten die Bücherschätze. Der erste war, seit dem Tode des obenerwähnten jüngern la Croze (1765), der Hofrath Stosch, der das Amt eines Bibliothekars mit dem eines Aufsehers über die Kunst- und Naturalienkammer vereinigte. Eigentlich hatte der König die Aemter theilen wollen und Winckelmann,*) den berühmten Kunsthistoriker, sondiren lassen, ob er zu kommen

*) Justi, Winckelmann, 2. Band 2. Abth. Lpzg. 1872. S. 309 ff. Vgl. auch die oben S. 487 fg. erwähnte Stelle

geneigt sei. Dieser, durch übertriebene Berichte seiner Berliner Freunde irregeführt, machte Forderungen, die wohl seiner Bedeutung, nicht aber der Stelle entsprachen, wie sie der König zu creiren wünschte, so daß dieser den großen Gelehrten, dessen unvergleichliche Stellung er schwerlich ahnte, — er soll ihn mit dem Epigrammendichter Ewald verwechselt haben — schroff abwies. Durch eine neue Verwechselung wurde als zweiter Bibliothekar (1767) der Benedictiner J. A. Pernetty*) berufen, ein unbedeutender Antiquar und Historiker, der seines Klosters überdrüssig war, während Friedrich dessen Verwandten oder Namensvetter, einen Philosophen, an sich zu ziehen gewünscht hatte. Da er sich mit Stosch nicht vertrug, so ging er 1783 nach seiner Heimath zurück. An seine Stelle kam 1784 J. E. Biester, freilich weniger ein Fachgelehrter als ein populärer Schriftsteller, dessen rücksichtslose Vertretung der Aufklärungsideen schon erwähnt wurde. Er verwaltete sein Amt Jahrzehnte lang mit emsiger Treue. Die Bibliothek, schon in früherer Zeit sehr lange, von 8 bezw. 9 bis 12 und von 2 bis 5 geöffnet, war, seit Einrichtung des neuen Lesezimmers, im Sommer von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, im Winter von 8 bis 5 zugänglich. Dagegen war das Ausleihen von Büchern sehr erschwert: nur wirkliche geheime Räthe sollten Bücher ohne Weiteres nach Hause erhalten; andere Benutzer bedurften einer ausdrücklichen Erlaubniß des Curators. Es fehlt an Nachrichten darüber, ob diese Erlaubniß oft nachgesucht und leicht ertheilt, ob das Lesezimmer viel benutzt wurde. Bei der ausgiebigen Benutzungszeit und der Kleinheit der Stadt, die ein schnelles Erreichen der Bibliothek möglich machte, wurde die deutschen Gelehrten so lästige Vorschrift, Bücher nicht nach Hause zu geben, wohl nicht drückend empfunden. Jedenfalls fehlte es nicht an Stimmen Einheimischer und Fremder, die voll Rühmens waren über die

*) Ueber einzelne seiner Schriften vgl. Corr. litt. III. 410, 515, V. 293, XIII. 325. (Vielleicht liegt an letzterer Stelle auch eine Verwechselung mit dem andern Pernetty vor.)

Kostbarkeit der Bücherschätze, und die den König für die neue Gnade priesen, die er der Wissenschaft erzeigt hatte, wenn auch der Berliner Volkswitz nicht ermangelte, den Baumannschen Bau als „des Königs alte Commode" oder „Minervens Commode" zu bespötteln.*)

Außer dieser öffentlichen Bibliothek und den Büchersammlungen der Kirchen, Schulen, Gerichte und gelehrten Institute gab es nach Nicolais Zählung (1779) 60 größere Privatbibliotheken. Ihre Besitzer gehörten den verschiedensten Kreisen an: es waren Prinzen, hohe Staats- und Stadtbeamte, Theologen, Aerzte, Juristen, Philologen, Privatgelehrte und Kaufleute, die alle bereit waren, Studirende mit ihren Schätzen zu fördern.

Zur Belehrung jüngerer und älterer Wissenschaftsbeflissener trugen öffentliche und private Vorlesungen bei, die schon zu jener Zeit zahlreich gehalten wurden. Sie waren so zahlreich und verschiedenartig, daß Berlin, lange bevor es eine wirkliche Universität wurde, die vielfältigsten Grundlagen einer solchen besaß. Außer dem medicinisch-chirurgischen Institut, das in der That fast einer medicinischen Facultät gleich zu achten war — die Charité, die freilich schon damals nicht für mustergültig betrachtet wurde, gegen welche jedoch die Hauptklagen erst im folgenden Zeitraum sich erhoben**), und die übrigen Krankenhäuser: Dorotheen-, Friedrichshospital, Irrenhaus, boten jüngeren Aerzten ein reiches Feld der Beobachtung — gab es vom General-Directorium gebotene Vorlesungen über Forst- und Bergwissenschaft, vom Justizdepartement eingerichtete über Gerichtsverfassung und über die verschiedenen Arten der Processe. Daneben wurden Privatvorlesungen

*) Vgl. Berl. Neudrucke II. 3. S. XXII. 77.

**) Ein Reisender, freilich von denen, die so ziemlich Alles tadeln (Charakteristik Berlins von einem Cosmopoliten II, 142), bemerkte schon im J. 1785: „Die innere Einrichtung ist nicht die beste. Die Krankenzimmer sind zu eng, mit bösen Dünsten und einer stinkenden Luft angefüllt. Der Kranken und Elenden sind zu viele . . . Die Behandlungsart ist nicht die liebreichste. Es fehlt an Reinlichkeit und die Chirurgen gehen oft sehr unbarmherzig mit ihren Patienten um."

über Physik, Astronomie, Chemie, Philosophie, Mathematik und schöne Wissenschaften*) gehalten. Die Lesenden waren nicht etwa arme Teufel, die sich einen Nebengroschen verdienen oder Anfänger, die sich bekannt machen wollten, sondern Männer von anerkanntem Namen und gefestigtem Ruf, wie Achard und Marcus Herz, Bode und Gleditsch.

Ueberblickt man alle diese wissenschaftlichen Einrichtungen und Anstalten, die zahlreichen Leistungen auf so verschiedenartigen Gebieten, den allgemeinen Bildungseifer und Wissensdrang, so muß man billigerweise staunen über den Wandel, der sich in einem einzigen Menschenalter vollzogen hatte. Gelehrsamkeit läßt sich nicht commandiren und abcommandiren, Liebe zum Wissen nicht auf Befehl einpflanzen und ausrotten; soviel aber darf man doch sagen: das durch den vorigen König verachtete geistige Leben brach gewaltsam hervor, nachdem die Binden von den Augen der Mächtigen weggezogen waren, und das großartige Beispiel des philosophischen Einsiedlers auf dem Thron, der sich nicht damit begnügte, der erste Feldherr und ein rastlos arbeitender Staatsbeamter zu sein, sondern seine Stunden der Muße durch Studien und Schriftstellerei ausfüllte, trug wirksam dazu bei, Wissen und Bildung, die den König glücklich und frei machten, auch in weite Schichten des Volkes zu tragen.

*) 1752 veröffentlichten Ramler und Langemack ein Programm von 8 Seiten: „Ankündigung eines Collegii der schönen Wissenschaften und eines Collegii der Rechte, Welche den 16. April des jetztlauffenden Jahres ihren Anfang nehmen sollen“. Ramler gedachte jeden Wochentag außer Sonnabend von 10—11 seine Vorlesungen über schöne Wissenschaften, Briefe, Reden, Gedichte, mit Zugrundelegung von Batteux zu halten. Langemack wollte Nachmittags von 2—3 über des Kanzler v. Wolff institutiones juris lesen. Die Vorlesungen kamen zu Stande, aber in kläglicher Weise. Tres faciunt collegium, spottete Ramler, „einem so witzigen Kopf für ein halbes Jahr Witz zwanzig Thaler“. Später besserten sich die Aussichten; Ramler las 1753 je 4 mal wöchentlich über Philosophie und schöne Wissenschaften. (Ein Ex. dieses Programms in Gl. A., Ramlers Briefe Bd. I.)

Siebzehntes Kapitel.

Schulen und Erziehung.

Eine neue Generation erhält ihr Gepräge durch die Schulen; diese hinwiederum erfahren und bezeugen eine tiefgehende Wirkung durch die Ideen, welche die Zeit beherrschen. Nun war in Berlin der französische Geist sehr mächtig; es war daher natürlich, daß er auf die Schulen seinen Einfluß übte. Da aber hauptsächlich die sog. höheren Klassen französirt waren, so ergab es sich von selbst, daß die Schulen, welche von den Kindern dieser Gesellschaftsschicht besucht wurden, jenen Einfluß verspürten. Von solchen Schulen waren es außer dem französischen Gymnasium, dem Collège, das immer eine Sonderstellung einnahm, in erster Linie die Privatschulen, die Pensionen, welche als Pflanzstätten französischen Geistes und französischer Sitte bez. Unsitte bezeichnet werden können. Nicht vergebens hatte Rousseau in dem Kampfe zwischen privater und öffentlicher Erziehung für die erstere Partei ergriffen; sein eindrucksvolles Wort hatte vielen Schwankenden ihre Ansicht bestimmt. Da nun in einer größern Stadt der rein häusliche Unterricht zu große Unkosten verursachte, so bildete sich ein Mittelding zwischen häuslicher und öffentlicher Erziehung aus: das Pensionswesen.

Die Blüthe desselben fällt in die Fridericianische Zeit. Schon damals traten vielerlei Uebelstände dieser Einrichtung hervor. Weil sie verhältnißmäßig mühelos reichen Gewinn versprach, so drängten sich viele Unberufene und Unwürdige hinzu. Da eine Unterstellung der Pensionen unter die öffentliche Unterrichtsbehörde

nicht durchgeführt war, so wußten sich Unternehmer daselbst einzu nisten, welche mit nichts Anderem ihren Unterhalt zu verdienen im Stande waren, schiffbrüchige Candidaten oder wohlparlirende Französinnen, welche nach einer stürmischen Jugend einen ruhigen Hafen suchten. Ob gerade Lohgerber, bankerutte Kaufleute und Soldaten derartige Institute errichteten und in Flor zu bringen suchten, wie Cranz behauptet (Berlinische Correspondenz 1782, S. 180—184), mag dahingestellt bleiben; hungrige Informatoren, die sich solchen Pensionshaltern für den billigsten Lohn verdangen, gab es genug, elende Kreaturen, auf welche selbst die Hunde-informatoren mit Verachtung hinsahen, indem sie den feinen Damen gegenüber, welche ihnen etwas von ihren Forderungen abhandeln wollten, auf ihren Preisen mit der Entgegnung zu bestehen wußten: „Glauben Ihro Gnaden denn, daß ich ein lumpigter Magister bin."

Besonders schlecht waren die Mädchenschulen. Von einer ernsten Frau*), die freilich die schlimmen Folgen drastisch dar-stellen will, deren Wahrhaftigkeit aber schwerlich angefochten werden kann, werden diese Mädchenpensionen folgendermaßen geschildert:

„Es ist bekannt, daß die meisten Frauenzimmer, die der-gleichen Schulen unternehmen, gezwungen sind, aus gewinn-süchtigen Absichten, ohne allen innern Beruf, sich in dies Fach zu werfen. Wenige besitzen eigene Talente und verlassen sich in Absicht des Unterrichts, den sie ihren Zöglingen zu geben ver-sprechen, auf mitarbeitende Französinnen und Lehrer, zu denen sie mehrentheils diejenigen wählen, die am wohlfeilsten sind. Die allermeisten dieser Erzieherinnen sind selbst schlechte Mütter oder leichtsinnige Gattinnen gewesen. Viele stehen ihrem Berufe mit dem größten Widerwillen vor, sind wahre Kinderfeindinnen und haben an der ganzen theuer bezahlten Ausführung weiter keinen Antheil, als daß sie ihre anvertrauten Zöglinge ein wenig

*) Helene Unger, Julchen Grünthal. Eine Pensionsgeschichte. Berlin 1784, in den nächsten Jahren vielfach aufgelegt.

Putz machen lehren. Andere sind von dem elendesten Herkommen oder haben wenigstens eine ganz pöbelhafte Erziehung gehabt."

Die Folgen einer derartigen Erziehung waren, nach derselben Zeugin, die denkbar schlechtesten. Die Mädchen verloren ihre Frömmigkeit, ihr sittsames Wesen verwandelte sich in Geziertheit und Koketterie; statt wissenschaftlicher Kenntnisse erlangten sie nur eine mäßige Gewandtheit im Französischsprechen und etwas Grazie im Tanzen und in Manieren. Der Geschichtsunterricht bestand z. B. darin, daß man die römische Kaisergeschichte in Fragen und Antworten auswendig lernte, und es galt als etwas Besonderes, daß ein Mädchen zwei Bände von Daniels Geschichte Frankreichs durchgelesen hatte. Als einflußreiche verderbliche Lektüre werden Goethes Stella und Rousseaus Neue Heloise genannt. Verderblicher wirkte das Vorbild der Lehrer: des Zeichenlehrers, der die Schülerinnen zur Unwahrhaftigkeit verleitete, indem er ihnen anrieth, die von ihm angefertigten Arbeiten als eigene auszugeben und zu verschenken; des Musiklehrers, der mit den Locken der Schülerin spielte, während diese am Klavier saß, oder der als Begleiter einer Arie, die sie sang, den Text mit feurigen Blicken commentirte.

Aber nicht bloß in diesem Romane, der vielleicht Manchem nicht als ganz unverwerfliche Quelle erscheinen mag, sondern auch von Satirikern und ernsten Männern, z. B. dem mehrfach genannten Prediger Ulrich werden diese französischen Pensionen und Schulen aufs Heftigste getadelt.*) Außer den häßlichen Manieren der Lehrer wird insbesondere auch ihre Unwissenheit, selbst in der richtigen Anwendung der französischen Sprache hervorgehoben. Die Zustände müssen unerhörte gewesen sein; sonst wäre es unbegreiflich, daß noch 1799 der Inspector Küster die sofortige

*) Dafür und für vieles Andere in diesem Abschnitt sind, wenn es auch nicht immer besonders bemerkt wird, die vorzüglichen Abschnitte in L. H. Fischers Buch „Aus Berlins Vergangenheit" Berlin 1891 S. 1—61 benutzt.

Aufhebung aller nicht concessionirten und das Eingehen der concessionirten französischen Schulen nach dem Tode ihrer dermaligen Vorsteher und Vorsteherinnen forderte. Er wollte im Ganzen zwölf neu zu errichtende französische Privatschulen dulden, deren Leiter nur geprüfte Lehrer sein sollten.

Natürlich gab es auch bessere Pensionen; vermuthlich waren die des Professors Müchler und des Predigers Oelrichs von den erwähnten Uebelständen frei. — Nicolai zählt 8 für Knaben, 3 für Mädchen auf. — Die Pensionshalterinnen waren ausschließlich Französinnen; unter den Pensionsinhabern befinden sich nur zwei Franzosen. Viele Kinder wurden außerhalb der Pensionen von Sprachmeistern und anderen Privatlehrern unterrichtet. Außer den Pensionen gab es Privat- oder Familien-Schulen, meist Anstalten, die zur Vorbereitung von Schülern für die Gymnasien dienten. Von solchen Schulen, in denen vielfach Basedows Principien befolgt wurden, werden die von Splittegarb, Benedictus und die des Predigers Maier genannt. Daneben gab es eine ziemliche Anzahl nach den einzelnen Gemeinden benannten, aber mit den Spitälern und Armenanstalten in naher Verbindung stehenden Freischulen. Sie standen unter Aufsicht von Predigern. Sie hatten ihren Namen daher, daß der Unterricht frei war, den Schülern wohl auch Lehrmittel und baare Unterstützungen gegeben wurden. Der in diesen Schulen ertheilte Unterricht war ein durchaus elementarer, ebenso wie der in mehreren Garnison- und Regimentsschulen.

Die Armen- oder Freischulen wurden 1781 aufgehoben; die sie besuchenden Kinder (etwa 1000) wurden den Parochialschulen überwiesen. Diese Parochialschulen, von dem Kirchen-Ministerium geleitet und überwacht, waren gleichfalls Elementarschulen, deren Zöglinge Schulgeld zu entrichten hatten und die nun durch das Eindringen der ehemaligen Freischüler, für die das Armendirektorium ein winziges Schulgeld bezahlte, sehr an Ansehen verloren.

Am schlimmsten waren die Zustände in den Winkelschulen.

Diese — so drückte sich Büsching in einem für den König bestimmten Berichte 1768 aus — „werden von verdorbenen Predigern und Candidaten, von Soldaten, Handwerksleuten und Weibern gehalten, sind theils deutsch, theils französisch, ohne Methode, ohne Zucht, ohne Aufsicht, ein unleugbares Verderben für unsere Stadtkinder und die ganze Stadt.“

Von einzelnen dieser Schulhalter mag in Folgendem die Rede sein.

Der eine von ihnen, der Exulant E. Voltz, beschuldigte den Syndikus Wackenroder, dieser habe ihm in Folge seiner Weigerung, dessen Vetter zu unterrichten, Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wackenroder wies diese Beschuldigung stolz zurück, er werde nicht einen Verwandten, „vor dem Thor nach einer Klippschule und bei einem nicht recipirten Schulmeister“ senden; er scheint aber das Fortbestehen der Winkelschule nicht weiter gehindert zu haben (1743). Schlimmer erging es einem anderen „freien“ Schulhalter, Gestrich mit Namen. Er war von Beruf Schneider und von Gesinnung der Musefeldschen Secte zugethan, trat mündlich und schriftlich gegen die Prediger auf und gab mehrfach zu häßlichen Kirchenscenen Veranlassung. Gerade deshalb, aus Abneigung gegen die „sogenannten Geistlichen“, erschien er 24 Berliner Bürgern zum Schulmeister geeignet. Magistrat und Oberconsistorium waren anderer Ansicht: sie sprachen dem Gestrich die zum Schulmeister nöthige „Geschicklichkeit und Conduite“ vollständig ab. Nicht glücklicher waren die Bürger, da sie sich, mit diesem Bescheide nicht zufrieden, an den König wandten. Von diesem erging vielmehr der Bescheid, „den Menschen eine Zeit lang in ein Correctionshaus zu setzen und ihm die Schwärmerei austreiben zu lassen“.

Aus der Nähe Berlins (Straußberg 1739) liegt das Zeugniß für einen Schneider vor, der als Küster und Schulmeister angestellt werden sollte. Danach konnte der Candidat deutlich buchstabiren und lesen. Im Inhalt der Bibel, in der Aufeinanderfolge der heiligen Schriften war er nicht erfahren, versprach

aber, sich zu üben. Den Katechismus kannte er auswendig; zum rechten Verständniß desselben vorzudringen, wollte er sich bemühen. Er verstand das Einmaleins, sang wohllautend und richtig. Die Anforderungen, die man an einen Berliner Elementarlehrer stellte, mögen nicht viel höher gewesen sein.

Denn auf welche Kenntnisse hin ein Candidat F. A. Schüler (1794) die Erlaubniß zur Anlegung einer Schule erhielt, wenn auch mit der ausdrücklichen Einschränkung, er selbst dürfe nur Unterricht im Rechnen ertheilen, spottet jeder Beschreibung. Als vornehmste Flüsse Deutschlands nannte er „Elbe, Ronne, Schwienemünde“ und wußte von natürlichen und künstlichen Verbindungen, in denen sie zu einander standen, nichts zu sagen. Ueber die Kosmographie hatte er unklare Begriffe und ertheilte verworrene Antworten. Die Frage „Wie werden die natürlichen Körper in der Naturgeschichte eingetheilt?“ beantwortete er wörtlich folgendermaßen: „Auf den Körper des Menschen und in denen producta, als Kaffee, Reiß u. s. w., wie und wo selbige wachsen und wie dessen Früchte beschaffen.“ Und ein derartiger Mensch, der weder die Fähigkeit besaß, richtig zu hören, noch die, auf die einfachsten Dinge sachgemäßen Bescheid zu ertheilen, wurde mit der Aufgabe betraut, die Jugend zu erziehen und die zum Unterricht geeigneten Männer zu wählen.

Die Methode des Unterrichts ließ überhaupt sehr viel zu wünschen übrig. Wenn man auch aus den folgenden Einzelmittheilungen keinen allgemeinen Schluß ziehen darf, so kann man doch daraus entnehmen, wie schlimm es in einigen Fällen zuging. Zwei Fehler machten sich in der Methode*) besonders bemerkbar:

*) Ausführliche Abhandlung der Litterarmethode hrg. von Hähn. Berlin 1777. Anderes A. d. Bibl. 52 St. 1. 54 St. 1. Ferner: Berliner Monatsschrift IV, 160—174. 338 fg. Das Hähn'sche Buch, aus dem die Beispiele S. 571 entnommen sind, ist natürlich kein Schulbuch, sondern eine Einführung für den Lehrer. B. S. L. bezeichnen die drei Abtheilungen der Elementarschüler. Die 1. Abtheilung lernte Namen, Form und Reihenfolge der Buchstaben; die 2. setzte buchstabirend die Silben zusammen und die 3. lernte wirklich lesen.

Vollpfropfen des Gedächtnisses durch Auswendiglernen, und das Schematisch-Aeußerliche des Erlernens. Das Erstere wurde besonders schlimm, wenn Knaben und Mädchen von sieben Jahren alle Einzelheiten der Mythologie auswendig wissen mußten. Das Letztere zeigte sich besonders beim Lesen. Bei diesem ging das Tabellarisiren voran. Eine solche Tabelle sah so aus:

		F.
	B.	N.
L.	S.	E.
	L.	A.
		G.

Die Auflösung lautete: Das L = Lesen zerfällt in B = Buchstabiren, S = Syllabiren, L = Lehre. Beim Lesen kommt es an auf F = Figur, N = Name, E = Eintheilung, A = Aussprache, G = Gebrauch. Hatte man eine solche Tabelle inne, so wurde sie erweitert. Zu F wurde z. B. hinzugesetzt: Gr. Kl., womit die großen und kleinen Figuren, d. h. Buchstaben, bezeichnet werden sollten. Auf das Tabellarisiren, d. h. das Aufzeichnen einer Tabelle durch den Lehrer, folgte das Katechisiren = Auswendig hersagen der Erklärung der Tabelle durch die Schüler; dann das Repetiren = Wiederholen einer Katechese; endlich das Exerciren, d. h. das Aufschreiben der Tabelle durch die Schüler und das Durchfragen derselben.

Aehnlich lernte man Latein. Eine dafür beliebte Tabelle hatte die folgende Gestalt:

	E.	c. v.
Gr.	S.	d. v.
	Pr.	fl. v.

Dazu ist die Auflösung: die Gr = Grammatik, zerfällt in E = Etymologie, S = Syntax, Pr = Prosodie. Sie hat die Aufgabe, die v = voces zu c. d. fl. = cognoscere, dignoscere, flectere!

Noch unsinniger ging man in der Religion vor. Bei einer

für diese gebräuchliche Tabelle bedeutete dasselbe Zeichen zwei verschiedene Dinge. Auf die Frage nämlich: was ist bei der christlichen Religion zu bemerken, hatte man niederzuschreiben = d. B. d. B. d. J. Das hieß aufgelöst: Die Benennung, die Beschreibung, der Inhalt.

Man traut seinen Augen kaum, wenn man Derartiges liest. Und doch sind die angeführten Dinge nicht etwa Erfindungen Solcher, die veraltete Institutionen lächerlich machen wollten, sondern charakteristische Beispiele einer Lehrmethode, die im Schullehrerseminar und in der Realschule zu Berlin angewendet wurde.

Daher ist es gar nicht unmöglich, daß das folgende Stückchen, das in einer Schule zu Quedlinburg 1782 wirklich vorkam, auch zu Berlin seine Gönner fand. Dort wurden die Hauptstücke der Religions-Lehre an den fünf Fingern explicirt und zwar auf folgende Weise: Der Daumen bedeutet die Zehngebote, die beiden Gelenke die zwei Tafeln, der Zeigefinger den Glauben, der in drei Gliedern besteht; der Mittelfinger das Gebet, weil das Gebet das Mittel ist, das der Mittler uns gelehrt hat; daß der Finger am weitesten reicht, soll andeuten, daß das Gebet bis zum Himmel reicht; der Gold- oder Arztfinger zeigt an die himmlische Arznei wider die Sünde; der kleine (Ohr?) Finger bedeutet das Nachtmahl des Herrn, das drei Stücke erfordert, wie der Finger drei Gelenke hat, nämlich: Vorbereitung, Genießung, neuen Gehorsam.

Eine Reform solcher schier unglaublichen Zustände, sowohl der Schulhalter als der Unterrichtsweise, erfolgte in der Zeit Friedrich's von Staatswegen nicht. Der König, der sonst für wahre Aufklärung mit Wort und That bemüht war, wollte in einer wesentlichen Beziehung nichts von einer Reform wissen, indem er bei der Idee blieb „daß die Invaliden zu Schulmeistern genommen werden sollen. Er vermengt die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen mit der Pflicht, brauchbare Menschen zu bilden". So schrieb 1783 der Minister Zedlitz an den

Freiherrn F. E. v. Rochow.*) Dieser (1734—1805), ein begüterter Privatmann, war der eigentliche Reformator des Volks- und Landschulwesens in der Mark Brandenburg. Auf seinem Gute Rekahn bei Brandenburg und in der Nähe dieses Gutes richtete er auf eigene Kosten Schulen ein und legte dem dort zu gebenden Unterricht seinen „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfschulen" (zuerst 1772 erschienen) zu Grunde. Uebungen der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses gingen voran; Moral und Religion, natürliche Theologie folgten. Denn so großen Nachdruck Rochow auf den religiösen Unterricht in der Volksschule legte, so wollte er schon auf dieser Stufe dem Confessionalismus einerseits, dem Aberglauben andererseits steuern. Außerdem sollten die Gesetze über Gesellschaft und Obrigkeit, ferner Rechnen und etwas Geometrie, Gesundheitslehre und Grundzüge der Landwirthschaft, Gegenstände des Unterrichts sein. Rochow forderte, daß zu Lehrern an Volksschulen nur Candidaten der Theologie oder des Schulfachs genommen würden, daß diese Lehrer mindestens 100 Thaler fixes Gehalt hätten, daß sie in jeder Schule mindestens 2 Klassen, und zu Schulgebäuden anständige Häuser, mit hellen, durch Bilder und Modelle verzierte Zimmer hätten. In Berlin konnte Rochow, obwohl er nahe Beziehungen zu Büsching hatte, der ein Buch über seine Schulen schrieb, zu Nicolai, der einzelne seiner Schriften verlegte, zu einflußreichen Mitgliedern des Oberconsistoriums, dennoch die allgemeine Einführung seines Buches nicht durchsetzen. Der Minister, der, wie gezeigt wurde, mit Rochow in Verbindung stand und ihn manchmal besuchte, hatte die besten Absichten, erlangte vom König auch wohl ein Capital von 100 000 Thalern, dessen Zinsen zur besseren Besoldung der Landschullehrer verwendet wurden, konnte aber eine allgemeine Reform nicht durch-

*) Litterarische Correspondenz des Pädagogen F. E. v. Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben von F. Jonas, Berl. 1885, S. 191. Der Briefw. ist auch für das Folgende wichtig. Ferner A. d. Biogr. XXVIII, 727—734; endlich Rethwisch unten S. 576 A. 2.

setzen. Durch seine Privatinitiative kam es in Berlin zu einer praktischen Bethätigung Rochow'scher Ideen. Er richtete*), wie er dies schon in Friedrichshagen gethan, in der Nähe seines Hauses eine Berliner Armenschule ein, deren Lehrer er besoldete — Rochow war naiv genug, Bahrdt zum Lehrer vorzuschlagen, — von der er sich die besten Wirkungen auf sämmtliche Berliner Schulen versprach. Von ihrer Entwicklung ist freilich nichts Günstiges bekannt. Vielmehr wird in einem Berichte des Jahres 1788 die geringe pädagogische Geschicklichkeit des Lehrers (Ludwig) und die unerhörte Verwahrlosung des Raumes geschildert. „An 40 Kinder, fast alle aus den niedrigsten Ständen, waren in ein kleines dumpfiges Zimmer eingeschlossen, wo gar keine frische Luft hineinkommen konnte, denn man sah es an den Fenstern, daß sie lange nicht geöffnet waren“.

Auch eine andere Unterrichtsreform, gleichfalls eine private, wurde versucht. Basedow, der zu seinem großen Elementarwerk ganz Deutschland tributpflichtig zu machen sich bemühte, überging auch Berlin nicht. In einem kleinen, besonders gedruckten Blatte**), schmeichelte er den Bewohnern der Hauptstadt, wie er ja denen gegenüber, von denen er Geld erlangen wollte, nicht zurückhaltend in seinen Lobeserhebungen war. „Nirgends könne er“, so drückte er sich aus, „solchen Anklang finden, als in dem kleinern Publico der Weisern und Edlern in der großen und freimüthigen Stadt Berlin“. Beifall, Freundschaft und Rath habe er erlangt; aber auch Hoffnung auf Geldunterstützung, die ihm nun wesentlich werde, sei ihm von einem Manne geworden, „der bei dem mich angehenden Berlinischen Publicum den Anlaß zu einer großen Wirksamkeit hat“. Auf dessen Rath habe er als Probe des Elementarbuchs den ersten Anfang, den man Kindern vortrage, gewählt. Dieser habe zwar dem Freunde gar nicht, Anderen besser gefallen, nun sei er gedruckt und mit

*) Litt. Corr. S. 166, 174, 179 fg.

**) J. B. Basedow: An einige Berlinische Freunde 4 SS. 4°. 3. März 1769. (Jo. Gy.)

einigen Bemerkungen begleitet worden. Der Haupteinwand, welcher ihm gemacht worden, sei der, daß die Vereinigung von Sprach- und Sachkenntniß ihren Zweck verfehle. Solle er sein großes Werk ausführen, so müsse er unter den Christen in Berlin — „denn einige edelgesinnte Israeliten haben mir schon Hülfe geleistet“ — 15 bis 20 Pränumeranten à 6 Louisd'or finden. Eine augenblicklich praktische Wirksamkeit übten die Basedow'schen Pläne in Berlin nicht aus.

Glücklicher als mit den niederen, war der Minister Zedlitz mit den höheren Schulen, deren Reform mit seinem Namen eng verknüpft ist. Sie war selbstverständlich nicht auf Berlin beschränkt, knüpfte aber naturgemäß zuerst an die Berliner als die nächstliegenden Schulen an.

Höhere öffentliche Schulen gab es immer nur noch die fünf, die zuletzt oben S. 245 erwähnt wurden, ja sie waren durch die 1767 erfolgte Vereinigung des Berlinischen und Köllnischen Gymnasiums auf vier zusammengeschmolzen. (Von den beiden zuletzt genannten Gymnasien waren kleinere nach dem Namen der Stadttheile benannte Schulen abgezweigt, die etwa unseren Vorschulen zu vergleichen sind.) Die sogenannte Schule auf der Dorotheenstadt war, wie es scheint, eine Schule niederer Ordnung.

Drei dieser Gymnasien verdienen, da das vierte, das französische, bereits ausführlich gewürdigt worden ist (oben S. 80 ff.) eine Besprechung. Sie nehmen aus dem Grunde ein großes Interesse in Anspruch, weil drei bedeutende Schulmänner, an ihrer Spitze stehend, den Anstalten, die vorher ein trübseliges Bild gewährt hatten, ihren Stempel aufgeprägt und ihr Wesen verändert haben. Es sind das Graue Kloster mit seinem Director Büsching, das Joachimsthal'sche mit Meierotto, das Friedrichs-Werder'sche mit Gedike, der später Büschings Nachfolger wurde. Büsching ist als vielseitiger Schriftsteller, Gedike als Führer der Berliner Aufklärung, Meierotto als erfahrener Pädagoge, besonders bekannt, die beiden ersteren in ihrer schulfremden Thätigkeit schon gewürdigt (oben S. 426 ff. und

540 fg.). Gedike erwarb sich ein etwas zweifelhaftes Verdienst durch die 1788 erfolgte Einführung des Abiturientenexamens. Meierotto*), ein Schüler des Gymnasiums, dessen Leiter er später wurde (1742—1800), einer der wenigen Schulmänner und deutschen Gelehrten überhaupt, die durch Friedrich d. Gr. einer längeren Unterredung gewürdigt wurden, war dazu ausersehen, als erster die vom Minister Zedlitz beschlossenen Schulreformen**) einzuführen. Ein Hauptpunkt dieser Reformen war die nachdrückliche Hervorhebung des Unterrichts in den beiden alten Sprachen.***) Sie wurden jetzt dermaßen tractirt, daß ein Verständniß der alten Autoren und eine sichere Handhabung im Gebrauch der Formen ermöglicht wurde, während früher, nach dem Zeugniß der Inspectoren, „in Secunda noch keine Sicherheit in Bestimmung der Modi und tempora verborum" zu finden, des Griechischen ganz zu geschweigen, das früher gänzlich

*) Ueber Meierotto Brunn, Versuch einer Lebensbeschreibung 1801. Progr. des Joach. Gymn. 1801. Dort sind auch Mittheilungen über Meierottos Unterredung mit dem Könige, 22. Jan. 1783 gegeben, die hauptsächlich nach dieser Quelle von Gumbinner, „Fr. d. Gr. über deutsche Litteratur, Jugenderziehung und das J. Gymn." (Voss. Ztg. 1883 Sonntagsbeil. Nr. 3) dargestellt ist. — Ueber die Gesch. d. Gymn. Einzelnes in den Noctes Joachimicae Berlin 1750, in den Symbolae Joachimicae 1880. Einige nähere Nachrichten Berlin 1825. Eine ausführlichere Geschichte fehlt.

**) Vgl. C. Rethwisch: Der Staatsminister Frhr. v. Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Za. Fr. d. Gr. 2. Aufl. Berlin 1886. Die Cabinetsordre des Königs über die Schulreform 5. Sept. 1779 ist abgedruckt bei Nicolai, Anecdoten über Friedrich II. 1791, H. 5, S. 33—40.

***) Wenigstens in einer Anmerkung soll ein Denkvers mitgetheilt werden, der in halb scherz-, halb ernsthafter Art die Formen des lateinischen Verbums den Schülern einzuprägen bestimmt war. (Spen. Ztg. 19. Sept. 1776):

In mein Stammbuch geschrieben von meinem Informator
Mein Sohn! nimm ja das Praesens wohl in acht,
Weh dem, der es zum Imperfectum macht!
Perfectum ist nicht gnug auf Erden aufzufinden —
Plusquamperfectum kann der Weise nur empfinden!
Bedenke stets, was dein Futurum ist!
Flieh den Imperativ von Sünde, Trug und List:
Daß dein Infinitiv Gott und der Himmel ist!

im Verfall gewesen war. Aber die von Zedlitz geplante Reform sollte bei der Hebung des Sprachunterrichts nicht stehen bleiben. Ihre wesentlichen Punkte waren vielmehr folgende:

An das Lateinische schloß sich der Unterricht in der Rhetorik an, nach Anleitung Quintilians, auf die ganz besonderer Werth gelegt wurde, ebenso der in der Geschichte der Philosophie, wofür Cicero Meister und Wegweiser war. Ein Zweig der Philosophie, die Logik wurde nach Plato gelehrt; aber auch Wolff's Handbuch, das schon unter der vorigen Regierung zu Ehren gekommen war, sollte stets zur Hand sein. Erkennt man schon bei der Wahl dieser Unterrichtsgegenstände und der dazu verwendeten Hülfsmittel ein Vorwalten der Neigungen des Königs, so noch mehr in der Art, wie zwei andere Fächer, Religion und Französisch, gelehrt wurden. In jener zeigt sich die etwas nüchterne Aufklärungsmanier, in dieser die Vorliebe für eine Litteratur, die des Königs ganzes Interesse in Anspruch nahm. Geschichte, Geographie, Rechnen und Mathematik wurden mit einer erklecklichen Stundenzahl bedacht: bei dem ersten Gegenstand seine Wichtigkeit zur Bildung des Charakters, bei dem zweiten und dritten die praktische Nothwendigkeit besonders in den Vordergrund gestellt.

Außer der Durchführung dieser Reformen, zu der Meierotto in erster Linie gebraucht wurde, rührte von ihm die sehr bedenkliche Einrichtung des Fachklassensystems her, wonach bestimmte Gegenstände, z. B. Deutsch, Mathematik, Theologie, Schülern verschiedener Lateinklassen, also auch Knaben, deren Alter und Verständniß ziemlich auseinanderging, beigebracht wurden.

Umfassender war Büsching's Thätigkeit. Er mußte zunächst die unhaltbaren baulichen Zustände seines Gymnasiums ändern. Erst durch ihn geschah es, daß in der Schreibklasse Tische aufgestellt wurden, damit die Schüler nicht mehr nöthig hatten, ihre Hefte auf die Bänke zu legen und vor diesen zum Schreiben niederzuknien. Er sorgte für Leuchter, während die Schüler bisher die Lichte in ihren Händen hatten halten müssen. Aber auch die innere Reorganisation des Gymnasiums zum Grauen

Kloster*), war sein Werk. Er bewirkte das Aufhören der Privatlectionen, die über Gegenstände ertheilt worden waren, die außerhalb des Gymnasiums lagen und deswegen besonders bezahlt werden mußten. Er führte das Schulgeld ein, verlegte die Ferien, die früher auf die Jahrmärkte gefallen waren, auf die Wochen der hohen Festtage — Sommerferien gab es damals nicht, statt deren ließ er während des Sommers zweimal in der Woche den Nachmittagsunterricht ausfallen — er vernichtete die an Schulfesten üblichen Redeacte der Schüler, die deren Zeit und Kraft in ungebührlicher Weise in Anspruch genommen hatten. Manches Verderbliche, wie das schon erwähnte Fachklassensystem, erkannte er leicht in seiner Schädlichkeit. Für eine Seltsamkeit aber war er verantwortlich. Er traf nämlich die Einrichtung, daß bei der öffentlichen Prüfung jeder der anwesenden Angehörigen der Schüler bestimmen durfte, in welchem Gegenstande die Schüler geprüft werden sollten, eine Einrichtung, die glücklicherweise nicht lange Bestand hatte.

Die materielle Lage der Lehrer, selbst der an höheren Schulen, war im Ganzen eine recht traurige. Sie wurde um so empfindlicher, je theurer die Zeiten waren, z. B. gegen Schluß des siebenjährigen Krieges und unmittelbar nach dem Kriege**). Da erschollen Klagen Einzelner, des Rectors an der Dorotheenstädtischen Schule, Euglisch, daß ihm das Gehalt gar nicht, oder des Rectors und der Lehrer am Friedrichswerder, daß es ihnen in sächsischen Dritteln bezahlt würde, wodurch sie fast die Hälfte verlören. Die letztere Eingabe (23. Juni 1763) unterschrieb auch der verdiente G. G. Küster mit zitternder Hand.

*) Vgl. Geschichte des Berlinschen Gymnasii zum grauen Kloster. Nebst einer Einladung zum Jubelfeste desselben. Hgg. von A. F. Büsching. Berlin 1774. — Sammlung aller Schriften, welche bei der 200j. Jubelfeier des Berl. Gymn. z. Gr. Kl. von dem Oberconsist. R. Spalding, Büsching, Teller aufgesetzt worden. 2 Abtheilungen. Berlin 1774. König I, 337. Heidemann vgl. oben S. 540 Anm.

**) Das Folgende nach den Akten G. St. A. Tit. CXIV sect. w. Nro. 34.

Am schlimmsten müssen die Verhältnisse am grauen Kloster gewesen sein. In diese wird man am besten durch folgende bewegliche Klage vom 10. August 1762 eingeführt: „Rector u. sämmtliche Collegen .... stehen bey der täglich sauersten Arbeit ... in dem allerschlechtesten Gehalte von der Welt. Der unterste College hat zum Exempel zu seinem jährlich fixirten Gehalte 20, die beyden Baccalaurei jeder 32, Conrector und Subrector jeder 48, der Prorector 72 und der Rector nicht mehr als 135 Rthlr. Geldes zu genießen. Ein h. Collegium geruhet, mildest zu ermessen, wie selbst die mehresten Laquayen bey freyer Kleidung, Kost und übrigen Beneficien einen järlichen größeren Lohn einzuheben haben, als einige von diesen Dero Schullehrern. Sie erkennen huldreichst, wie unmöglich es sey, bey solchen Intraden zu irgend einiger Zeit, besonders aber bey den jetzigen schweren Läufften und Theuerungen, zumalen mit zum Theil schweren Familien sich der Schulden, des Hungers und Kummers und der täglichen Seufzer zu erwähren."

Diese Klage, der eine weitere des Rectors, Prorectors und der beiden Cantoren angefügt war, man möge das ihnen gewährte Freiholz aus der Kämmerei nach der königlichen Taxe bezahlen, hatte zur unmittelbaren Folge den Beschluß, den Lehrern bis auf bessere Zeiten zusammen jährlich 100 Thlr. zu gewähren. Solch bessere Zeiten standen im Hinblick auf die Streitsche Stiftung in Aussicht; da aber die Disposition über diese Gelder lange nicht zu erreichen war, so wurde von 1766 an ein jährlicher Zuschuß von 800 Thlrn. aus der Kämmereikasse gewährt, der, nachdem er einmal für kürzere Zeit suspendirt worden war, 1793 und 1805, wiederum geleistet wurde. Zu den Auskunftsmitteln für eine bessere Gestaltung der Verhältnisse, die man damals vorschlug, gehörte eine Vereinigung der oberen Klassen des Köllnischen und Berlinischen Gymnasiums, eine Beibehaltung der unteren nur als Trivialschule, auch das Abschaffen des Currendesingens der Schüler bei Leichenbegängnissen, ihre Mitwirkung bei Opernproben, — das Letztere nicht

zum Zwecke, die der Schule zur Verfügung stehenden Mittel zu vermehren, sondern nur in der Absicht, die Würde der Schule zu erhöhen. Gerade dies indessen wurde nicht erreicht. In einer Marginalnote des Königs hieß es nämlich: „Das Singen muß bleiben, das Uebrige ist gut“ *).

Das Berlinische Gymnasium und seine Lehrer kamen dann in bessere Verhältnisse durch den Genuß der Streitschen Stiftung.**) Ihr Stifter Sigismund Streit, geb. 13. April 1687, war der Sohn eines Berliner Handwerkers, verließ schon als 17jähriger Knabe Berlin, lebte von 1709 an in Venedig, seit 1754 in Padua, wo er in der Nacht vom 19. zum 20. December 1775 starb. Seit 1724 scheint er nicht in Berlin gewesen zu sein. Trotzdem bewahrte er seiner Vaterstadt und dem Gymnasium, auf dem er erzogen war, obwohl er harthörig und schwächlich, nur ungern die Elemente der gelehrten Bildung sich einpflanzen ließ, die größte Anhänglichkeit und schickte, seinen in niedriger Sphäre lebenden Verwandten entfremdet und der Stadt, die seinen Aufenthaltsort bildete, abgeneigt, seit 1751 einen großen Theil seines Vermögens nach Berlin, 1752: 13000, 1760: 50000 Thaler; die Hauptsumme kam nach seinem Tode; die Zinsen ließ er zunächst während seiner Lebzeiten zum Kapital schlagen. Trotz der großen Verluste, die durch das schlechte Geld im siebenjährigen Kriege und durch einen ungetreuen Mitdirector hervorgerufen wurden, betrug das Stiftungsvermögen im Jahre 1793 160649 Thlr. Die Summe war ungeheuer, wenn man bedenkt, daß bereits von dem Kapital ein neues Schulhaus und Wohn-

*) Schon Jahrzehnte vorher bekundete der König durch eine Verordnung (18. Oct. 1746, s. Critische Beitr. für Musik II, 270), die zwar nicht für Berlin ausschließlich, aber für Berlin ebensogut wie für das übrige Land galt, sein lebhaftes Interesse für den Musikunterricht in der Schule. Danach sollte, um dem Verfall der Singkunst zu steuern, die Nachlässigkeit aufhören, mit der in Schulen und Gymnasien der Gesangunterricht ertheilt wurde, diesem vielmehr drei Stunden wöchentlich eingeräumt werden.

**) Ueber Streit vgl. Büschings Programm 1776, Gedikes 1794, Heidemann a. a. O. S. 252 ff.

gebäude für Director und Lehrer aufgeführt waren. Die Zinsen dieses Kapitals wurden zu Gehaltserhöhungen für die angestellten Lehrer und zu Besoldungen für fünf neue Lehrer verwendet und zwar für solche des Italienischen, Englischen, Französischen, der Mathematik und leichter Materien aus Natur- und Völkerrecht; ferner für Lehrerwittwen und -Waisen, für Vermehrung der Bibliothek, für Freitische, für einen Schularzt u. Aehnl. Die Stiftung, deren Bestimmungen im Laufe der Zeit erhebliche Aenderungen erfuhren, war ein großer Segen für die verarmte Anstalt, ein leuchtendes Beispiel echter Bürgertugend, das treffliche Folgen haben mußte. „Wenn ich gestorben bin," schrieb Streit einmal, „werde ich zwar nicht hören, ob die Leute über mich richten, mich loben oder schelten; aber das ist so unmöglich nicht, daß mancher für sein Vaterland Gutgesinnte nicht auch wünschen sollte, demselben ein gleiches Zeichen seiner Liebe zu geben."

Wichtiger als die Entwickelung und theilweise Umbildung einzelner gelehrter Schulen war die Begründung einer neuen Lehranstalt, derengleichen es in Berlin noch nicht gegeben hatte. Ihr Stifter war Joh. Jul. Hecker (1707—1768), seit 1735 in Potsdam, 1739 in Berlin.*) Er war ein frommer Theologe aus Franckes Schule; als einen besonders wichtigen Bestandtheil seines theologischen Berufes betrachtete er die Sorge für den Unterricht. Als Hecker zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche eingeführt wurde (1739), mußte er von dem amtirenden Geistlichen den mahnenden Zuruf hören: „Er wird bei uns in Berlin eine sehr unartige und verwilderte Jugend antreffen. Um desto mehr lasse er sich angelegen sein, nach aller Möglichkeit an den jungen Gemüthern zu arbeiten, damit ihnen die Furcht des lebendigen Gottes eingeprägt werde." Er beherzigte den Zuruf in einer Weise, die seinem Namen in der Berliner Geschichte unvergängliche Dauer verschafft. Als Mann viel-

*) Vgl. oben S. 211 und S. 401 ff.

seitiger Bildung — er hatte ein besonders lebhaftes Interesse für Naturwissenschaft — und als Mann der praktischen Thätigkeit erkannte er, wie wenig für den Unterricht der Mädchen und derjenigen Knaben geschehe, welche sich nicht dem Gelehrtenstande widmen wollten. Der Abhülfe dieses Mangels galt seine Lebensarbeit. Das erste öffentliche Denkmal dieser Thätigkeit war seine 1747 erschienene „Nachricht von einer ökonomisch-mathematischen Realschule, welche bei den Schulen der Dreifaltigkeitskirche am Anfang des Maimonats dieses Jahres eröffnet werden soll“*). Die Schule stand in engster Verbindung sowohl mit den Armen- als Gelehrtenschulen der Gemeinde. Sie war für die jungen Leute bestimmt, die nicht zum Studiren, wohl aber „zur Feder, zur Handlung, zum Pachten von Wirthschaften auf dem Lande, zu schönen Künsten, zu den Manufacturen“ tüchtig erachtet wurden. Außer den Sprach- (deutsch, lateinisch, französisch), den Schreib- und Rechenklassen waren Theologie und Geschichte, Zeichnen, Mechanik, Geometrie, Architektur, Geographie, Natur-, Handelswissenschaft und Oekonomie als Lehrgegenstände in Aussicht genommen; endlich sollte eine Curiositäten- und Extraklasse errichtet werden. In dieser Klasse sollten Heraldik, Alterthümer, Astronomie gelehrt werden. Denn wirklich bestand die Absicht, auch hier das Fachklassensystem einzuführen, von dem schon früher die Rede war. Zur Kennzeichnung der dem Stifter leitenden Gesinnung und des ihm angemessen scheinenden Tones seien einige Sätze mitgetheilt, in denen er die „Naturalien- oder

*) Außer dieser Schrift vgl. J. J. Heckers Ehrengedächtniß. Berlin 1769. Reden von Sadewesser, Woltersdorff nebst Heckers Lebenslauf. — Friedrich Ranke: J. J. Hecker, der Gründer der königl. Realschule. Berlin 1847. Ferner A. J. Hecker: Etwas über die Entstehung der Realschulen. Ein Beitrag zur pädagogischen Geschichte des 18. Jahrh. (Progr. des Friedr.-Wilh.-Gym. Berlin 1801.) Eine ganze Reihe von Programmen dieses jüngeren Hecker gehört gleichfalls dazu. Mir liegt eins vor, mindestens das fünfte der ganzen Reihe: Beschreibung der Berlinischen Königlichen Realschule. Der zweiten Abhandlung. Von den Lectionen dieser Schulanstalt. Viertes Stück. Progr. d. königl. Realschule von A. J. Hecker. Berlin 1782. Auch in der Folgezeit erschienen fast alljährlich Berichte.

Physikalische Klasse" begründet: „In ihr wollen wir unser Augenmerk nicht etwa auf die Schuhe der Chineser, auf die Trachten der Japaner, auf die afrikanischen Schlangen, auf die Tarantulen aus Italien oder auf andere Dinge von gleichem Werthe richten. Unser Vorsatz zielet vielmehr auf das wesentliche der natürlichen Dinge. Daher wir der Jugend das Nöthige von den sogenannten Simplicibus aus den drei Naturreichen, als von Mineralien, Metallen und Steinen, von Bäumen, Kräutern, Blumen, Holz, Samen und Früchten; von Thieren, Gewürmen und Insecten, die man in den Officinen gebraucht, wie auch das erforderliche von dem menschlichen Körper und dessen Beschaffenheit zur Erhaltung der Gesundheit bekannt machen werden. Wie mancher Mensch muß in der besten Blüthe seiner Jahre sterben, der noch wohl hätte leben können, wenn seine Gesundheit nicht durch ihn selbst wäre verwahrloset worden, oder wenn man ihm gesagt, wie er sich in Rücksicht auf Luft und Wasser, Essen und Trinken, Arbeiten und andere Sachen in Acht nehmen müsse."

Die Schule wurde eingerichtet, nicht ohne Bedenken der Anhänger des Alten, welche das Lehren solcher Dinge beanstandeten, „weil dadurch die Schüler zu klug werden könnten", nicht ohne Kopfschütteln der Anhänger, welche bange waren, woher die Mittel kommen sollten. Zur Beschaffung dieser Mittel bekam die Schule manche Freiheiten: eine Bücherlotterie, die Anlegung einer Buchhandlung, viele und große Geldspenden vornehmer Gönner, in 20 Jahren über 40 000 Thlr. Alsbald wurde ein neues Gebäude errichtet, es folgte ein botanischer Garten vor dem Potsdamer Thor, eine Maulbeerplantage, ein Modell- und Maschinensaal. Lehrer oder Candidaten wurden in die Bergwerke geschickt, um Mineralien heimzubringen und die Bergwerkskunde zu lehren; zu gleichem Zwecke lernte ein Anderer Glasschleifen und Drechseln. Zu den Sprachen trat italienisch und englisch; von anderen Fächern wurden eingeführt: Militär- und Civilbaukunst, Hydrostatik, Hydraulik, Fortification. Die Schüler-

zahl mehrte sich von Jahr zu Jahr. Unter Heckers Mitarbeitern ist namentlich (seit 1752) J. F. Hähn*), 1710—1789, in Berlin von 1752—1759, zu nennen. In manchem war er seinem eifervollen Director ähnlich: wie jener war auch er Theologe, wie er konnte er eine fast unbegreifliche Arbeitslast mühelos erledigen, wie er war er Praktiker und Theoretiker zugleich. Uns erscheint es schier unglaublich, wie derselbe Mann je ein Lehrbuch über Geometrie, biblische Geschichte und christliche Glaubenslehre schreiben konnte und Kenntnisse genug besaß, die zum Anschauungsunterricht nöthige „große reale Sammlung" der Schule mit Modellen von Pflügen, Butterfässern u. a. zu vermehren.

Ein neues Leben — das erkennt man aus dem Dargestellten — erblühte auch den Berliner Schulanstalten in dieser Periode. Gab es auch genug Reste alten Schlendrians und, namentlich in der Privaterziehung, mancherlei neue Auswüchse, so war doch das Bedürfniß nach Reform erkannt. In den verschiedensten Kreisen, von Seiten der Regierung und Privater, wurde mächtig an Herbeiführung einer glücklichen Wendung gearbeitet. Die Opferfreudigkeit reicher Bürger ebnete manche Schwierigkeiten; der gelehrte Unterricht wurde in neue Bahnen geleitet; der praktische Sinn suchte der Mittelschicht des Publicums auch ohne gelehrtes Rüstzeug die Möglichkeit einer umfassenden Bildung zu gewähren.

*) Vgl. A. D. Biogr., X, 373 fg. und oben S. 570 fg.

Achtzehntes Kapitel.

Theater und Musik.

Von deutscher Schauspielkunst war bis zu diesem Zeitalter in Berlin keine Rede (vgl. oben S. 254 ff.). Sie war bisher gehindert worden durch den herrschenden üblen Geschmack, auch durch die Hetzereien der Theologen. Jener war geblieben, diese waren geschwunden. Höchstens daß ein Prediger bei der Trauung eines Schauspielers ein böses Wort über dessen gottungefälligen Beruf brauchte oder daß er bei einer persönlichen Begegnung salbungsvoll redete und dabei — den Kürzeren zog. Nun aber waren aus dem Lager der Schöngeister selbst dem Theater Feinde entstanden: Rousseau's Wendung gegen die Schauspiele hatte wie Alles, was von dem Genfer Philosophen stammte, auch in Deutschland Anhänger gefunden. Gegen sie ergriff unter den Berlinern besonders Sulzer das Wort. In seinem ästhetischen Hauptwerke, wie in einer akademischen Abhandlung, erhob er gegenüber dem unvollkommenen augenblicklichen Zustand den vollkommeneren zukünftigen und betonte, um den Feinden von beiden Seiten entgegenzutreten, die moralische Wirkung der Schaubühne.

Eine wirkliche deutsche Schauspielkunst begann erst in den Zeiten Friedrichs, mehr unter ihm als durch ihn zu tagen*).

---

*) Für das Folgende vgl. die oben S. 35 A. angeführten Schriften. Wichtig ist ferner J. Ch. Brandes, Meine Lebensgeschichte, 3 Bände, Berlin 1799, 1800. Devrient, Gesch. der d. Schauspielkunst, Lpz. 1848, 2. Band. Ueber Koch A. D. B. 16, 380—383 (Anderes ist später zu erwähnen). Schönemann das. 32, 289—291.

Die Reform des deutschen Theaters, die von der Neuberin ausging, die Verbannung des Hanswursts und, was damit zusammenhängt, aber viel wichtiger ist, die Besserung der Stücke und die Veredlung des Spiels, hatte auf Berlin keine directe Einwirkung durch jene Principalin selbst, wohl aber eine indirecte durch ihre Schüler, d. h. durch die eine Zeit lang bei ihr thätig gewesenen Schauspieler Schönemann, Koch, Döbbelin.

Zunächst freilich schien es, als wenn die alten verderbten Zustände weiter fortdauern würden. Der „starke Mann" (oben S. 254 ff.) erhielt eine Erneuerung seines Privilegiums unter der Bedingung, nicht außer Landes zu gehen (28. Okt. 1740) und unter der ferneren „lauter innocente Sachen, so denen Zuschauern zu honnetem Amüsement und Ermunterung zum Guten gereichen können" zu spielen (22. Nov. 1741). Doch war weder in seinem Auftreten, noch in dem seines ähnlich gesinnten Concurrenten, Peter Hilverding, der gleich werthlose Hanswurstiaden zum Besten gab, eine Aenderung gegen früher zu spüren. Erst mit J. F. Schönemann's (1704—1782) Auftreten, der trotz Eckenbergs Protest ein Privileg erhielt (11. Juli 1742), begann eine neue Zeit. Nicht als wenn er ein großer Künstler gewesen wäre. Aber als treuer Bewahrer des in der Neuber'schen Truppe Gelernten, als ein gewandter Mann, namentlich dazu geschickt, bedeutende Kräfte heranzuziehen, unter denen der große Eckhof sich befand, verdient er Namen und Ansehen. Sehr große Erfolge erzielte er in Berlin nicht. Vielmehr mußte der schlechten Geschäfte wegen der Plan aufgegeben werden, ein großes deutsches Komödienhaus zu bauen, wozu der König Platz und Bauholz hergegeben hatte. Doch brach Schönemann in den Jahren bis 1749, in denen er zeitweilig in Berlin wirkte, mit der alten schlechten Tradition. Er schaffte den Hanswurst ab und bot dem Publicum zuerst Schäfer- und Singspiele dar, er gab Uebersetzungen älterer und neuerer französischer Komödien und Tragödien, ließ deutsche Originalstücke von Elias Schlegel, Gottsched, Lessing („der junge Gelehrte") aufführen und unter-

hielt sein loyales Publicum an fürstlichen Geburtstagen mit vaterländischen Stücken.

Vier Jahre lang besaß Berlin überhaupt kein deutsches Theater. Als aber Franz Schuch 1754 seine Bude auf dem Friedrichsplatz (dem jetzigen Gensd'armenmarkt) eröffnete, betrat er sie wieder mit Harlekinaden und extemporirten Burlesken, also mit einem Genre, mit dem die deutsche Bühne abgeschlossen zu haben wähnte. Freilich war er in diesem Fache ein großer, von Vorurtheilslosen und solchen, die sich an einer guten Posse ergötzen konnten, gern gesehener Künstler. Er war nicht ohne Bildung, von starkem urwüchsigen Humor. Man darf ihm zutrauen, daß er dem Propst Süßmilch, der ihm das Weglassen des schändlichen Hanswurst anempfahl, mit der Antwort abtrumpfte, das hieße dasselbe „als wenn Sie Ihren Teufel von der Kanzel lassen". Er machte die besten Geschäfte, die ihn verlockten, bald wieder nach Berlin zu kommen. Je öfter er kam, desto mehr beschränkte er die Herrschaft der Harlekinaden und ersetzte sie durch Lust- und Trauerspiele. Zu solchem Verfahren wurde er weniger durch bessere Einsicht als durch das Auftreten einer Concurrenztruppe gedrängt. Dies war die Ackermann'sche, die 1755 in Berlin spielte und schon durch ihre Principalin Frau Sophie Ackermann, früher verehelichte Schröder Ansehen und Erfolg gewann, die Schuch trotz seines Eckhof nicht zu erreichen, geschweige zu übertreffen vermochte.

Unterlag er so in dem augenblicklichen Kampf um die Gunst des Publicums, so blieb er in der Concurrenz um die Gunst der Mächtigen Sieger, denn er bekam 1755 das ausschließliche Privilegium für Preußen. Im Besitze dieses königlichen Gnadengeschenks konnte er ungestört in seiner Bude, später, seit 1759, da er sie abbrach, in einem festen, dem Donner'schen Hause, auf dem Platze des jetzigen Finanzministeriums, seinem burlesken Geschmacke fröhnen. Mit dem Festhalten an dieser Vorliebe that er weder sich noch den Berlinern ein Unrecht, denn nur bei Possen füllte sich sein Theater, während es bei

Tragödien leer blieb. Daher war es gewiß mehr Rücksicht auf die persönliche Beliebtheit des Schriftstellers, als Achtung vor dem Stück und seiner ganzen Art, daß er 1756 Miß Sara Sampson auf die Bühne brachte. Oft genug aber mögen die schlechten Zeiten, die Bedrängnisse der Occupation und die allgemeine traurige Lage während der Kriegszeit den Berlinern die Theaterlust, die ja auch durch Schuch in dem von ihm gemietheten Hause nur während einiger Monate befriedigt wurde, gründlich verleidet haben.

Stärker wurde diese Lust durch den französischen Pantomimiker Andreas Bergé erregt, der, außer den Pantomimen, wohl nur französische Operetten spielte. Er konnte, freilich nach dem Friedensschluß, 1764, durch Beifall und Zulauf namentlich der höheren Gesellschaftsklassen ermuthigt, es wagen, ein wirkliches Theatergebäude auf dem Monbijouplatz zu errichten. Dieser bedeutsame Entschluß des Franzosen wirkte auch bestimmend auf Franz Schuch den Sohn ein, der nach dem Tode seines Vaters (1764) die Leitung von dessen Truppe übernommen hatte und mit einer für ihn erneuerten auf deutsche Theaterstücke lautenden Concession in Berlin aufzutreten begann. Denn nun erbaute sich auch dieser, nachdem er zuerst in Bergé's Komödienhaus gespielt hatte, auf dem Grundstücke Behrenstr. 55 ein eigenes, das erste dem deutschen Theater in Berlin gewidmete Haus. Es lag im Hofe hinter einem stattlichen Wohnhause, war schmal und unbequem, höchstens für 800 Zuschauer geeignet, von außen mehr als einfach, wenn auch im Innern nicht ohne Eleganz.

In dieses neue Haus zog nicht nur ein neuer Director ein, sondern auch andere Leute und ein veränderter Geist. Dieser zeigte sich besonders darin, daß nun die Burleske definitiv aufgegeben wurde und meist Lust- und Trauerspiele zur Aufführung gelangten, wobei auch neben den früher schon bewährten die neuesten Autoren, z. B. Diderot und Chronegk Berücksichtigung fanden. Dieser Wechsel allein war es nicht, der Schuch's Glück

gefährdete. Weit mehr lagen die Ursachen in den vielen bei den Reisen in die Provinz nöthigen kostspieligen Transporten von Menschen und Theaterrequisiten; ferner in der schwelgerischen Lebensweise des Theaterleiters, seinen glänzenden Festen, dem Ankauf theurer Sachen, z. B. von Pferden, deren Erwerbung der Markgraf von Schwedt wegen des zu hohen Preises abgelehnt hatte; endlich in Schuchs leichtsinnigem Zutrauen zu Leuten, deren Redlichkeit er nicht erprobt hatte.

Das Theaterpublicum war sich im Ganzen gleich geblieben. Gar mancher Theaterfreunde Leidenschaft ist uns gut bezeugt.*) Unter ihnen nimmt Prinz Heinrich einen ziemlich hervorragenden Platz ein, neben ihm standen hohe Adlige, die gern Schauspieler an ihre Tafel luden. Die größte Zahl lieferten wohl die reichen Juden, die nicht bloß, ebenso wie die Angehörigen anderer Glaubensgesellschaften mit den Schauspielerinnen liebelten, deren wirkliche oder erborgte Reize ihnen gefielen, sondern auch die Schauspieler werkthätig unterstützten. Ein Beispiel, das Brandes erzählt, schildert recht drastisch diese Art Kunstmäcene. Einer bewunderte Brandes als Theophan in Lessings „Freigeist“ und forderte zum Lohn für seine Bewunderung, daß der Schauspieler ihm eine Bitte erfülle. Nachdem er dies Versprechen erhalten, tadelte er, daß Theophan bei seinem sonst gewählten Anzuge so überaus einfache Schnallen trage, überreichte dem Schauspieler, indem er ihn an sein Versprechen gemahnte, seine eigenen, mit Edelsteinen besetzten und entfernte sich eilig, um dem Dank des Beschenkten zu entgehen.**)

*) Brandes, dem die folgenden Einzelheiten entnommen sind, nennt II. 59. 68. 255 eine ziemliche Anzahl Berliner Theaterfreunde und persönliche Bekannte.

**) Einen interessanten Einblick in diese Theaterliebe gibt folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe der Gattin Moses Mendelssohns an ihren Mann (13 Tamus 5537 = Juli 1767), die wegen der betheiligten Personen und wegen ihres ganzen Tons mitgetheilt zu werden verdient. Sie lautet: „Nachmittag kam Herr (K. G.) Lessing und holte mich mit Brendl und Recha zum Kaffee bei seiner Frau ab. Professor Engel war auch da. Wir tranken also da Kaffee und rudelten dabei auf die

Jedoch auch andere wirksamere Freunde zeigten sich für die Schauspieler. Ramler begann seine gewiß segensreiche Wirksamkeit, indem er den Schauspielern eine richtigere Deklamation beizubringen suchte. Die höchsten Anforderungen befriedigte auch er nicht. Immerhin war die von ihm empfohlene Unnatur, der getragene Ton, der stets pathetische Vortrag, noch immer besser als die von Döbbelin und Frau Neuhof geübte, mit rasender Leidenschaftlichkeit, gellender Stimme, wilder Beweglichkeit alle Rollen gleichfalls ermüdend eintönig zu gestalten. Einer der Genannten K. Th. Döbbelin (1727—1793) erhielt neben Schuch eine Concession, freilich mit der Bestimmung, daß er mit seinem Concurrenten nicht in Berlin zusammenspielen sollte. Er begann seine Thätigkeit am 10. Dez. 1767, abwechselnd in Bergé's und Schuch's Hause, als Miether in den Gebäuden seiner beiden Nebenbuhler, mit denen es freilich gelegentlich zu Irrungen und Prozessen kam. Er war kein bloß dem Ideal nachjagender Director, sondern ein Practikus, der Neues aufzusuchen verstand und das Gute festhielt, sobald es ihm Vortheil brachte. Zweimal gelang ihm ein großer Wurf, der für die Entwicklung des Berliner Geschmacks von der größten Bedeutung wurde: Minna von Barnhelm am 21. März,*) Romeo und Julie am 10. April 1768. Für seine Kasse erwies sich freilich die Einführung Shakespeares als ein Mißgriff, sei es in Folge des schlechten Spiels oder des geringen Verständnisses der Zuschauer; aber diese Einreihung des großen Britten in die Autoren der Berliner Bühne war ein theatergeschichtliches Ereigniß ersten

---

deutsche und französische Truppe. Ein jeder behauptet, daß es Unrecht wäre, von solchen elende Akteurs sich amusiren zu lassen. Was meinst Du wohl, lieber Moses, was wir nach dem Kaffee thaten? Wir Frauenzimmer gingen nach die französische Comoedie, die Mannsleute nach der deutschen. Aber das Schönste ist, wir amüsirten uns beider Seiten, ich werde mir sogar Mühe geben, öfter mit die Kinder rein zu gehen."

*) E. Schmidt, Lessing I, 486. Briefe an Lessing (Hempel XX, 2) S. 228 ff. 232 ff. Die erstere Stelle für Döbbelin wichtig, der in der A. D. B. fehlt.

Ranges. Dagegen brachte ihm das Lessing'sche Lustspiel, trotz oder vielleicht wegen seiner mannigfachen antipreußischen Spitzen Ehre und Gewinn. Es wurde binnen 4 Wochen 19 mal aufgeführt, unter fortwährendem Beifall des Publicums. Dieser kann nicht stimmungsvoller bezeugt werden, als durch den Bericht der Karschin: „Vor ihm [Lessing] hats noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen hätte."

Solches Glück lächelte Döbbelin keineswegs immer. Obwohl aber seine Schauspieler keine hervorragenden Künstler waren und obwohl sein Repertoire oft nur aus den vielgesehenen Stücken Weißens und der Franzosen bestand, so wußte er zur rechten Zeit immer wieder Zugstücke zu finden, durch die er seinem Publicum Unterhaltung und Aufregung verschaffte, wie Gerstenbergs „Ugolino" und Operetten wie die „Kohlenbrenner" und die „verliebte Unschuld". Außer durch sein eigenes Geschick wurde er durch das Mißgeschick der Anderen: Schuch's Schulden und Bergé's geringen Erfolg gefördert, so daß er von 1769 bis 1771, freilich nur den größeren Theil der Wintersaison in Berlin ausnutzend, dramatischer Alleinherrscher in Berlin blieb.

Unter solchen Umständen ist es höchst verwunderlich, daß Döbbelin von 1771 an Jahre lang nicht nach Berlin kam, nachdem Hch. G. Koch (1703—1775) in das Schuch'sche Privilegium eingetreten war und das Theater in der Behrenstraße gekauft hatte. Erklärlich wird diese Zurückhaltung höchstens durch den einen Umstand, daß gerade das Singspiel, zu dem Döbbelin sich zwar auch entschlossen hatte, zu dem er aber nicht die ausreichenden Kräfte besaß, so sehr den Geschmack beherrschte, daß Nicolai schreiben konnte: „Unser Publicum will nichts als komische Opern hören" *). In der That gab Koch vielfach die

*) Nicolai an Gebler 18. Mai 1772 in Werner: Aus dem Josephinischen Wien, 1888, S. 32. Vgl. das. S. 137, 139: Ueber die Kochsche Gesellschaft, ferner (Bertram) Ueber die Kochische Schauspielergesell-

Hillerschen Singspiele, außerdem Ballete nach deutschen und französischen Stoffen. Aber auch das moderne, namentlich den Franzosen abgesehene Lustspiel war vielfach vertreten, wovon von Stephanie, K. G. Lessing, Weiße, Gebler und Ayrenhoff die Kosten trugen — des Letztern „Postzug" fand besondern Beifall —; auch die Schauspiele moderner Franzosen kamen an die Reihe, am wenigsten Trauerspiele, unter denen Weißes Shakespeare-Verwässerungen größern Eindruck machten, als Lessings Emilia Galotti. Koch, der schon 1767, aber vergeblich, nach Berlin zu kommen getrachtet hatte, war ein seit Jahrzehnten bewährter Theaterleiter, der, von Gottsched ausgehend, sich in verschiedenen Arten und Städten versucht und behauptet hatte. In Berlin half ihm außer seiner Geschicklichkeit, die sich zuerst in der Herabsetzung der Preise zeigte, die Abwesenheit französischer Concurrenten und die Gunst einiger fürstlicher Personen. Er ließ durch gutes Zusammenspiel den Mangel an tüchtigen Einzelleistungen weniger fühlbar werden und durch beständige Neuheiten das Publicum kaum zu Athem kommen. Trotzdem regte sich gegen ihn der Widerspruch. In allgemeinen Zusammenstellungen wurde dem Spiel der Döbbelin'schen Truppe der Vorzug eingeräumt. Vielleicht um diese Gegner zum Schweigen zu bringen, wagte Koch, der bisher keinen so großen Erfolg davongetragen, wie Döbbelin mit der „Minna", zwei entscheidende Schritte. Der eine war, daß er im Gegensatze zu allen seinen Vorgängern, die immer nur eine mehr oder minder lange Saison in Berlin gemacht hatten, seit dem 3. März 1773 ununterbrochen in Berlin blieb. Der andere bestand darin, daß er, der vermuthlich wegen seiner Bevorzugung des Französischen von dem Könige eine „Distinction für andere gemeine Comödianten" erhalten sollte, nur nicht den Titel „Hofschauspieler", ein deutsches Originalstück auf die

---

schaft. Aus Berlin an einen Freund, Berlin u. Lpz. 1772. — Beantwortung des Schreibens . . von einem Freund aus Halle 1772. — Die erste Schrift nimmt Döbbelins Partei gegen einzelne (Berliner) Correspondenzen auswärtiger Blätter.

Berliner Bühne brachte, und damit den Namen eines in Berlin kaum gehörten Schriftstellers aussprach: Goethes Götz von Berlichingen. Dieses von vielen Kritikern als unaufführbar erklärte Stück gelangte am 12. April 1774 in Berlin zur erstmaligen Aufführung*). Sechs Tage hintereinander — im Ganzen 17 Mal unter Kochs Leitung — mußte das Stück des „Dr. Göde in Frankfurt am Main" dargestellt werden, der Zulauf des Publicums war groß, der Beifall, der dem Dichter mehr als den Schauspielern galt, mitunter stürmisch; die Kritiken der Zeitungen und Zeitschriften, trotzdem sie mit Hinweisen auf Shakespeare nicht sparten, sympathisch, ohne enthusiastisch zu sein. Aber die Meinung eines großen Kreises gab Nicolai wieder, wenn er in einem Briefe ausführte, der Beifall habe zumeist den Harnischen, den Costümen, die Koch nach seiner Auffassung getreu der alten Zeit nachahmte, und den neuen Dekorationen gegolten; die Ansicht der großen Partei der Französischgesinnten drückte Friedrich der Große aus, der in seiner Schrift über die deutsche Litteratur den „Götz" eine abscheuliche Nachahmung der Shakespeareschen Plattheiten nannte.

Diesem Zugstück allerersten Ranges konnte Koch kein ähnliches an die Seite setzen. Doch ließ er ihm Goethes Clavigo sowie einzelne Stücke von Vertretern der neuen Richtung folgen, wie Klingers „Zwillinge" und behauptete sich ziemlich ehrenvoll bis ans Ende. Er starb am 3. Januar 1775. Ins frische Grab rief ihm ein litterarischer Grabredner**) nach, daß es sein Bestreben gewesen, „aus seiner Bühne den lehrreichsten, den angenehmsten Tempel zu machen," und gab ihm das Zeugniß: „Nie hat sich wohl ein Theater den Beifall Berlins allgemeiner erworben, als dieses." Der „Horaz der Deutschen" aber hielt ihm eine poetische Standrede, in der einen größern Raum als die Lobpreisung des Dahingegangenen der Ausdruck der Hoffnung einnahm:

---

*) R. M. Werner, Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen, Goethe-Jahrb. II, S. 80 ff.

**) Burmann, Für Litteratur und Herz 1775, S. 59, 63 fg.

Daß deutsche Fürsten Deutschlands eigne Schauspielkunst,
des Lebens Schule, jedes Standes Zeitvertreib
mit größerm Eifer unterstützen, als noch je
die welsche Bühne Deutschlands unterstützet ward.

Diese Hoffnung ging allerdings nicht in Erfüllung. Denn in dem, nach Kochs Tode, Döbbelin und seiner Frau ertheilten, alle Anderen ausschließenden Generalprivilegium waren zwar einzelne Erleichterungen enthalten, z. B. der Erlaß der Abgaben an königliche und städtische Kassen, außer an die Armenkasse, die Befreiung von den bisher üblichen, gewiß sehr lästigen Freibilleten an Behörden, aber keinerlei Förderung oder Unterstützung. Auch die Unterstellung des Theaterleiters unter das Generaldirectorium, dem er jederzeit Rechenschaft zu geben und ohne dessen Erlaubniß er sich nicht von Berlin entfernen durfte, war doch nur eine äußerliche Regelung, aber keine Anweisung eines festen Verhältnisses des Theaters zu Hof und Regierung.

So zog Th. Döbbelin, nachdem Koch's Wittwe noch bis zum 15. April gespielt hatte, in das Koch'sche Gebäude auf der Behrenstraße ein und eröffnete die letzte Theater-Periode während Friedrichs Regierungszeit. Dem Fremden, der nach Berlin kam und im Theater Unterhaltung für die langen Abende suchte, bot er nicht die erwünschte Befriedigung. Einer unter ihnen, Landolt, der das Bemühen Döbbelin's, allabendlich zu spielen, „als Tollheit" qualificirte, weil er dadurch seinen Schauspielern keine Möglichkeit zum Ausruhen gewährte, — in Wirklichkeit wurde im Winter der Freitag, im Sommer der Sonntag ausgelassen — nennt das Theater „das wegen seiner Schlechtheit berühmte" und schildert es mit folgenden nicht eben schmeichelhaften Worten: „Die acteurs sind abgezehrte unwissende Leute, die Bühne ist klein und schlecht dekorirt, die Bäume und Häuser, die da vorkommen, haben beinahe das gleiche Höhenmaß wie die Leute." Mit dem Decorationswesen war es überhaupt übel bestellt. „Gar närrisch ist's z. B.", heißt es im Theaterjournal (1783 S. 87), „anzusehen, wenn aus Wald Zimmer werden soll,

die eine Seite auch pflichtmäßig Gehorsam leistet, die andre aber — kömmt Zeit, kömmt Rath denkt und entweder bis Ende des Acts stehen bleibt oder höchstens in fünf bis zehn Minuten fein langsam und mitten im Agiren sich von dannen hebt."

Im Grunde sah diese Periode den vorausgegangenen fast zum Verwechseln ähnlich. Waren die Zustände auch nicht so schlimm, wie aus dem eben erwähnten Zeugniß hervorzugehen scheint, so war auch die letzte Periode von einer Blüthezeit recht weit entfernt. Unter den Mitgliedern der Truppe begann der freilich unzuverlässige und darum manchmal von Berlin flüchtige C. W. Unzelmann seinen eignen und den Ruhm einer ganzen Schauspielerfamilie zu begründen. 1783 trat Fleck hinzu und damit der erste wahrhaft große ständige Schauspieler der Berliner Bühne. Brückner mit Gattin, Withöft mit Tochter, aus der Koch'schen Gesellschaft übernommen, bewahrten alte Traditionen, Caroline Döbbelin und Susanne Mecour entzückten die Alten und Jungen und entflammten die Begeisterten zu poetischen Huldigungen*); berühmte Gäste, wie Brockmann (17. December 1777 bis 8. Januar 1778) und Fr. L. Schröder (24. December 1778 bis 1. Jan. 1779, 13. März 1780 bis April, und 24. 25. März 1781) besonders als Falstaff bewiesen wahrhaftes Können und regten ehrgeizige und fähige Mitspieler zur Nachahmung an. Das Repertoire wurde nicht wesentlich verändert. Das Singspiel, die komische Oper mit deutschen Componisten, wie Reichardt, Schweitzer, selbst Gluck und deutschen Textdichtern, wie Goethe, „Erwin und Elwire", Ramler und Wieland, behielt ihr Ansehen, ja vermochte ein höheres zu erlangen, seitdem Döbbelin nach Entlassung einer königlichen französischen Truppe einen Theil des Orchesters übernommen hatte und auch die Spieloper gelegentlich pflegte. Das französische Drama bewahrte, ja steigerte seine Beliebtheit, da

*) Proben s. Berliner Neudrucke II, 3, S. 168. 176 fg., vgl. dazu S. XLI. XLIII fg.

zu den erprobten Dichtern, wie Voltaire, neue Aufsehen erregende, wie Beaumarchais hinzutraten. Die deutsche Produktion war reichlich, ohne reich zu sein, wie schon die Namen Brandes, Eschenburg, Gotter, Plümicke, Schink, Wezel beweisen können. Unter ihnen wurde Plümicke, noch als Schauspieler, zum Schaden mancher Stücke, Bearbeiter, der mit großer Willkür und geringem Verständniß seine Thätigkeit übte. Neue dramatische Richtungen wurden in charakteristischen Erscheinungen gepflegt: die Ritterstücke in Törrings Agnes Bernauerin und Babos Otto von Wittelsbach, das Familiengemälde in Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht und Jäger, denen noch manche Ifflandiaden bis zur Alleinherrschaft des Gewaltigen in Berlin folgten. Neben solchem Mittelgut jedoch trat Werthvolleres hervor: Lenz' Hofmeister, der freilich durchfiel, Goethes Stella und Leisewitz' Julius von Tarent. Aber alle diese Aufführungen waren keine Ereignisse von bedeutendem Gewicht, die sich den großen Tagen früherer Perioden vergleichen ließen. Dagegen gab es auch damals einige Hauptactionen. Als ein solch wichtiges Ereigniß ist zu nennen: die 12malige Aufführung des Shakespeare'schen Hamlet bei dem schon erwähnten Brockmann'schen Gastspiele mit Caroline Döbbelin als Ophelia — nicht lange darauf folgten Macbeth und Lear —, eine Aufführung, von der ein Zeitgenosse übertreibend urtheilte, daß „seitdem die Schauspielkunst eine neue Epoche anhub". Bedeutsam war ferner Lessings Todtenfeier und die Aufführung seines Nathan, besonders auch die Erscheinung der ersten Schiller'schen Stücke.

Lessing's Todtenfeier*) fand am 24. Februar 1781 statt. „Emilia Galotti" wurde gegeben. Der Aufführung voran ging eine poetische Klage Engels, durch Fräulein Döbbelin vorgetragen, in der ein grade den Berlinern so geläufiger Gedanke zum Ausdruck kam, wie hoch der Ruhm des Dichters, wie allgemein die Trauer um ihn sein würde, wenn er ein Ausländer

*) E. Schmidt, Lessing II, 773, 809 (Litteraturnachweis); Nathan-Aufführung das. 577. 806.

wäre. Als zweite würdige Feier wurde eine Vorstellung des „Nathan“ durch Döbbelin geplant, der in Lessing gradezu *seinen* Dichter sah. Schon 1779 hatte Karl Lessing seinen Bruder gefragt, was er dazu sagen würde, wenn Döbbelin den Nathan aufführen würde; der Dichter aber, der im Voraus dem Orte Heil und Glück gewünscht hatte, wo dies Wagniß versucht würde, sollte die erste Berliner, die erste Nathan-Aufführung überhaupt nicht erleben. Diese Aufführung, am 14. April 1783, war der Sache wegen für Döbbelin höchst ehrenvoll, hatte aber keinen rechten Erfolg, theils weil der Direktor in seiner maßlosen Heldenmanier kein angemessener Darsteller des Vertreters weisesten Maßhaltens sein konnte, theils weil die Zeit für das rechte Verständniß der Mäßigung, Wahrheit und Weisheit, wie sie in dem Stücke gepredigt werden, noch nicht gekommen war.

Ganz anders hatten nur wenige Wochen vorher (1. Jan. 1783) Schillers „Räuber“ das Publicum ergriffen. Statt stiller Gleichgültigkeit erregten sie stürmischen Jubel in den 15 rasch einander folgenden Aufführungen, obgleich ihr nicht wie jenem begeisterte Lobreden, sondern höhnische Stachelreden voran und zur Seite gingen.*) Den Räubern folgte Fiesko am 8. März 1784, wiederum von Plümicke's Gnaden; am 22. Nov. 1784 Kabale und Liebe in ihrer unverfälschten Gestalt. Der Beifall, den alle drei Stücke fanden, war ein sehr großer, ebenso dem Dichter geltend, wie den Schauspielern; in den beiden letzten Dramen spielte Fleck die Hauptrolle. Hoffentlich kannten manche Zuhörer die echten Werke, denn Plümicke hatte in seinen Bearbeitungen arg gehaust. In den Räubern machte er Franz zum Bastard und entwickelte dies in einer langen Expositionsscene; den Schluß-

*) Der Kürze halber sei auch hier auf die neueste Bearbeitung verwiesen: J. Minor, Schiller, Berlin 1890, I, 409, 412 ff., 578, II, 207 fg. 211, 606. Die Kritiken in J. W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. 1. Bd. Leipzig 1882. Die Bearbeitung Fiesko's ist dem Minister von Werder gewidmet. C. M. Plümicke's Bearbeitungen erschienen Berlin 1783, 1784.

worten Karls „dem Manne kann geholfen werden" ließ er eine Scene folgen, in der Schweizer den Führer und sich selbst tödtet. Im Fiesko änderte er das Schicksal der Julia, decretirte die Wiedereinsetzung des Andreas Doria, ließ am Ende Fiesko nach langen salbungsvollen Reden freiwillig in den Tod gehen, den von seinem Gegner befreiten genuesischen Herrscher aber an dessen Leiche ausrufen: „An dieser Wunde will ich verbluten." Gewiß waren für diese vom ästhetischen Standpunct völlig zu verwerfenden Bearbeitungen moralische, vielleicht auch politische Rücksichten maßgebend: der Verbrecher sollte schon auf der Bühne seinen Lohn bekommen; ein Schurke wie Franz durfte keines Grafen rechtmäßiger Sohn sein; der gewaltthätige Usurpator mußte dem rechtmäßigen Herrscher weichen. Weder durch solche Sünden, die straflos blieben, ließ sich das Publicum abschrecken, noch durch kritische Abtrumpfungen, die in Berliner Zeitungen und Zeitschriften zu lesen waren. Dort wurde mit Behagen der geringe Erfolg constatirt, den einzelne dieser Stücke auswärts gefunden hatten oder Beispiele des üblen Einflusses registrirt, den die Räuber übten; hier wurden die flammenden Worte mitgetheilt, durch die K. Ph. Moritz seine gewiß echte Erregung über Unnatur, Kraftverschwendung, verderbte Moral der Dramen ausdrückte. Schon damals aber mochte mancher tiefer Blickende die Kraftworte belächeln, mit denen Moritz von Schiller feierlich Abschied nahm (Voss. Ztg. 6. Sept. 1784): „Ich bin endlich einmal müde mehr Unsinn abzuschreiben: bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publicum durch falschen Schimmer blendet, ihm Sand in die Augen streuet und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiße kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen."

Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß alle in

Berlin damals aufgeführten Dramen so unberlinisch wie möglich waren und auch die Zeit, in der sie entstanden waren, herzlich wenig berührten. Wenn auch die Comödie Laster und Unsitten, die im Schwange waren, geißelte, so war eine Lokalposse kaum im Entstehen. Zeitgenössische Vorgänge, wie Schlachten, Friedensschlüsse, fürstliche Geburtstage und Vermählungsfeierlichkeiten wurden durch besondere Festvorstellungen geehrt; aber in den bei solchen Gelegenheiten gedichteten und aufgeführten Stücken herrschte die frostigste Allegorie, die Zeit und Inhalt des aufgeführten Stückes kaum erkennen ließ.*) Von einem derartigen durch J. Ch. Brandes gedichteten Stücke, das zur Feier der Vermählung des Prinzen von Preußen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm II., mit Elisabeth Christine von Braunschweig gedichtet war (1765), kennen wir nur den Titel: „Berlin der Sitz des guten Geschmacks". Es sollte jedenfalls eine ganz besondere Huldigung für die Residenz sein; der findige Theaterdirektor aber wußte es bei seinen Reisen in die Provinzen für Breslau, Danzig, Königsberg zu brauchen, ein beredtes Zeugniß dafür, daß das Berlinische nicht sonderlich im Vordergrunde stand. Und wenn ein Stück desselben Autors „Der Landjunker in Berlin oder die Ueberlästigen", das freilich erst dem Ende dieser Periode angehört, wirklich in Berlin zur Aufführung gelangte, so mochten sich die Berliner weniger an ihrem Conterfei, als an der parodistischen übrigens stark verbrauchten Gestalt des Dorfjunkers ergötzen.

Döbbelin, der wegen seiner Rührigkeit und seiner instinctiven Erkenntniß des Bedeutenden Anerkennung verdient, erlangte nicht immer den gewünschten Erfolg. Die Vorwürfe, die man ihm

*) Auch später geschah Derartiges. 1776 wurde zum Geburtstag des Prinzen von Preußen Schink's „Der gute Fürst oder das Geburtstagsfest" und ein pantomimisches Ballet „Der vom Ruhm gekrönte Held" aufgeführt. Dazu gehört die am 25. Aug. 1782 aufgeführte Familienscene: „Friedrichs Geburtsfest gefeiert von einem Brennen auf dem Lande." In den folgenden Zeiten begnügte man sich mit patriotischen Prologen.

machte, bezogen sich auf sein unnöthig großes Personal, wodurch die wirklich Tüchtigen zu schlecht bezahlt wurden; auf sein ungleiches Verhalten den Schauspielern gegenüber, theils seine zu große Nachgiebigkeit, theils seine unnöthige Strenge; auf den geringen Eifer in Herbeischaffung von Novitäten; auf das Einreißenlassen schlechter Sitten in dem weiblichen Personal, dessen überlaute Courmacher in den Zwischenakten das Publicum belästigten*). In Folge solcher Zustände hatte er mancherlei Scherereien mit den Mitgliedern seiner Truppe, denen er Einfachheit und Zurückhaltung predigte, ohne mit seinen Ermahnungen durchzudringen. Er konnte es nicht hindern, daß eine alte Verordnung wieder in Erinnerung gebracht wurde, den Schauspielern nichts zu borgen, weil Forderungen vom Gericht ohne Weiteres abgewiesen würden. Sodann hatte er mancherlei Differenzen, die durch seinen übertriebenen Ehrgeiz und seine Prahlsucht erregt wurden, theils mit verdienten Schauspielern, die er nicht aufkommen lassen wollte, wie F. L. Schröder, theils mit Satirenschreibern, die seine mißglückte Reise nach Potsdam lustig verspotteten**), theils mit Kritikern, die seine und der Seinen Leistungen nicht so anerkannten, wie er es gern gesehen hätte. Endlich aber ging es mit seinen Einnahmen abwärts, wofür er die Kritiker verantwortlich machen wollte. Bis 1780 stiegen seine jährlichen Einnahmen; seitdem gingen sie zurück. Der Fall, daß an einem Abend, da eine Lessing'sche Tragödie zusammen mit einem Engel'schen Stückchen aufgeführt wurde, die Kasse nur 65 Thaler aufwies, war nicht gar selten. Um den pecu-

*) Berliner Theater-Journal für das Jahr 1782. Herausgegeben von B—n. Berlin 1783 bei Hesse. (Schink gewidmet.) Auch bezeichnet: „Ueber die Berliner Schaubühne", im Ganzen 6 Stücke, 540 SS. (Berichte über jede einzelne Vorstellung, Litterarisches, Gedichte, Klatsch, Schauspielercatechismus; Einzelnes: S. 216 ff. Emilia Galotti, S. 232 ff.: Gemmingen's Hausvater. S. 310 ff: Belmonte u. Constanze. S. 358 fg. Erwin und Elmire. S. 465 ff. Hamlet. S. 536 constatirt ein Ermatten des Interesses an der Operette.)

**) Berl. Neudrucke II, 3 S. 169 fg. vgl. XLI fg.

niären Nöthen entgegenzutreten, schaffte Döbbelin die Dutzendbillets ab, die von Aufkäufern, die solche um billigen Preis an sich gebracht hatten, mit großem Vortheil vertrieben worden waren. Doch half dies Mittel nicht viel, fast ebensowenig wie die Errichtung eines Sommertheaters im Jahre 1783.

So befand sich am Ende der ganzen Epoche das deutsche Theater in keinem besonders blühenden Zustande. An dieser Lage trug das geringe Verständniß des Publicums nur theilweise die Schuld. Die Hauptschuld lag an dem Director, der außer an den erwähnten Fehlern noch an dem litt, seine sehr einseitige Begabung nicht zu erkennen, der sich vielmehr Alles zutraute und durch diese Einbildung Vieles verdarb; sie lag ferner daran, daß das Theater der officiellen Anerkennung und thatkräftigen Unterstützung des Hofes völlig entbehren mußte, ohne die ein damaliges Theater in der Residenz nicht auskommen konnte. Diese Unterstützung wurde dem Theater im folgenden Zeitraum gewährt; kunstverständigere Directoren traten an die Spitze des Instituts, sie wurden von trefflichen Künstlern und von Hörern unterstützt, die mehr als die früheren wahre Kunst zu würdigen wußten.

„Daß die Musik in Berlin zu Hause ist, das ist eine ausgemachte Sache". Mit diesen Worten beginnt die Besprechung einer Schrift, des „kritischen Musikus an der Spree" (Voss. Ztg. 18. Okt. 1749). Fast gleichzeitig schrieb Lessing: „Die Opern sind das Hauptwerk des Berliner Theaters. Alles läuft im Winter in die Oper und stets hört man überall Opernarien singen und spielen". Freilich beklagte er sich, daß in Folge des freien Eintritts mehr die schlechten als die guten Elemente das Theater füllten. Und endlich bemerkte Quantz am Schlusse seiner Selbstbiographie (Marpurg, Beiträge I, 249): „Die hiesige Königliche Musik überhaupt, der dabei regierende vernünftigvermischte und reizende Geschmack in der theatralischen Com-

position, die verschiedenen braven italienischen Virtuosen im Singen, welche wir hier theils gehabt haben, theils noch besitzen; das gute Orchester, welches schon vom Jahre 1731 bis 1740 in Ruppin und Rheinsberg in einer Verfassung gestanden, die jeden Componisten und Concertisten reizen und ihm vollkommene Genüge leisten können, welches überdies vom Anfange der jetzigen Regierung an zu einem der ansehnlichsten in Europa vermehret worden ist und die verschiedenen hervorragenden Virtuosen, die sich in demselben befinden; alles dieses, sage ich, hat sich schon selbst so bekannt und berühmt gemacht, daß es ein Ueberfluß sein würde, jeden nach seinen Verdiensten hier insbesondere zu beschreiben".

Diese drei Zeugnisse mögen genügen, um den blühenden Zustand der Musik in der Periode Friedrich's des Großen zu begründen. An diesem hatte der musikliebende und -übende König, wie schon aus dem letzterwähnten Zeugnisse hervorgeht, hervorragenden Antheil.

Friedrich's Compositionsthätigkeit gehörte hauptsächlich der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege an; seine Musikliebhaberei verblieb ihm sein ganzes Leben.*) Seine Compositionen verriethen besonders den Einfluß der Meister, die schon in seiner Jugend ihn entzückt hatten: Quantz, Hasse, Graun. Sie bevorzugten das Zierliche und Niedliche, sie offenbaren, wie Spitta gesagt hat, „eine überraschende Weichheit des Gefühls, eine Seele, die in lächelnder Schwermuth und zarter, fast weiblicher, aber niemals weichlicher Klage ihr Genügen sucht". Auch mit diesen Arbeiten nahm er es ernst, wie mit allem, was er that: Reichardt's Bericht, er habe nur die Oberstimme aufgeschrieben und kurze Anweisungen notirt, nach denen seine Gehülfen die Begleitung schreiben sollten, beruht auf Erfindung. Während er seine litterarischen Arbeiten durch den Druck veröffentlichte, hielt er seine Compositionen zurück. Nichts davon, kleine Bei-

*) Vgl. Spitta's Einleitung (1888) zu der Leipziger Ausgabe von Friedrich's II. musikalischen Werken.

träge zu Anderer Opern abgerechnet, wurde bei seinen Lebzeiten bekannt; nur die Mitglieder der Capelle, die diese Stücke mit dem König oder vor ihm spielten, lernten sie in ausschließlich für sie angefertigten Abschriften kennen. Auch als Virtuose ließ er sich nur vor ihnen, einzelnen wenigen Musikern und ausgewählten Freunden hören; Alle, die über sein Flötenspiel berichten, bewundern dessen Reinheit und Fertigkeit, besonders die Schönheit seines Adagio-Vortrags.

Außer der königlichen Capelle*) gab es die aus 11 Mitgliedern bestehende des Prinzen Heinrich, deren Haupt Kirnberger war. Er hatte ursprünglich der königlichen Capelle angehört, diese aber verlassen. Diesem Wechsel müssen besondere Ursachen zu Grunde gelegen haben. Der Meldung der Thatsache fügt der Commentator des Marpurgschen Werkes (handschriftliche Noten im Ex. d. K. Bibl.) die Worte zu: „Hier hat der Herr Verfasser das Beste vergessen.“ Von einem der Musiker weiß derselbe zu sagen, daß er ein hübscher Mann gewesen. Auch die Prinzen Karl und Ferdinand hatten ihre Capelle. Der ersteren gehörten 17 Mitglieder an, darunter eine Harfenistin Petrini, von denen unser Anonymus nicht sehr respectvoll redet. Bei der Petrini schreibt er „ist über alle Berge“; von einem Clavierspieler sagt er „ist jetziger Kellerschreiber in Potsdam beim Könige“, von einem anderen „ist toll geworden, hat sich jedennoch wieder gebessert“, einen dritten bezeichnet er kurzweg „ein Pietiste“, einen vierten, einen Violinisten, charakterisirt er „ist auch danach“.

Daneben gab es Musiker bei hohen Herren, dem Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, dem Oberstallmeister von Schaffgotsch, Andere, die als Organisten bei Kirchen thätig waren.

Nur einige wenige unter diesen Künstlern können ausführlicher betrachtet werden. Zwei von ihnen gaben auch einem größeren Publicum zu Kunstgenüssen Gelegenheit.

---

*) Vgl. Marpurg, hist. krit. Beitr. I, passim.

Der Eine, Joh. Friedr. Agrikola, geb. 1720, seit 1741 in Berlin, gest. 1774, ausgezeichneter Gesanglehrer, Componist und theoretischer Schriftsteller, der z. B. 1749 zwei Streitschriften über die italienische Musik veröffentlichte, von 1754 bis 1776 sechs Opern, eine Anzahl Kirchenstücke componirte und nach Graun's Tode Director der Capelle war*), veranstaltete jeden Sonnabend bei sich ein Concert von Instrumental- und Vocalmusik.

Der Andere, Joh. Gottl. Janitzsch, geb. 1708, gest. 1763, seit 1740 in Berlin, ebenso wie Agrikola akademisch gebildet, war Capellmeister der Redoutenmusik und Componist der meisten der dort zur Ausführung gelangenden Tänze, aber auch von Cantaten, Trauermusiken, Quartetten, außerdem Stifter einer musikalischen Akademie, die jeden Freitag, außer während der Opernzeit, in seinem Hause stattfand.

Eine dritte musikalische Veranstaltung, Assemblée, wurde jeden Montag bei dem Kammermusikus Schaale gegeben**).

Daneben gab es seit dem 1. September 1749 die „Musikübende Gesellschaft"***), die aus einer privaten, bei dem Domorganisten Sack sich zusammenfindenden Gesellschaft erwachsen war. Sie vereinte Fachmusiker und Musikverständige. Letztere verdienten, wie der mehrfach erwähnte bissige Anonymus meint, „diesen Titel nicht, sondern waren große Stümper in der Tonkunst". Dem Director Sack — seine Vorgänger waren Cochius und viele Jahre hindurch Riedt gewesen — schreibt er „übertriebenen Stolz und Grobheit" zu, womit er die Gesellschaft „wie eine Compagnie Grenadiers" behandle, und den Secretär Wolff nennt er „so weise und klug wie das Orakel zu Delphi". Die Gesellschaft sollte höchstens aus 12 ordentlichen und 8 Ehrenmitgliedern bestehen,

*) Vgl. Ch. C. Rolle, Neue Wahrnehmungen zur Aufnahme und weiteren Ausbildung der Musik. Berlin 1784. S. 92—95.

**) Ueber ein wöchentliches Concert, das Ernst Benda und Bachmann (1776) gaben, vgl. Reichardt, Briefe e. aufm. Reisenden die Musik betr. Fft. u. Lpz. 1774, S. 32 ff.

***) Ausführlich Wolff in Marpurg hist. krit. Beiträgen I, 1755, S. 385—413.

meist höheren Officieren und Beamten. Jeden Sonnabend fand eine Versammlung beim Director statt, in der von den Mitgliedern vorher angemeldete Musikstücke vorgetragen wurden; Zuhörer waren nur die von den Mitgliedern eingeführten Gäste, bei deren Auswahl des beschränkten Raumes wegen strenge Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden. Der Anonymus meint, „der Einlassende habe sich benommen, wie einer, der gewohnt war, mit puren Gassenjungens umzugehn, wovon er Schulmeister war".

Dieser starken Musikübung und Compositionsthätigkeit gingen ausgedehnte theoretische Arbeit und Musikschriftstellerei zur Seite. Erstere zu würdigen muß füglich Fachzeitschriften überlassen bleiben. Nur über die Zeitschriften mag hier ein Wort verstattet sein.

Die erste dieser musikalischen Zeitschriften ist „Der kritische Musikus an der Spree". Trotzdem sie in Berlin erschien, trug sie kein Berliner Gepräge an sich, nahm wenigstens keine Notiz von Berliner musikalischen Vorkommnissen, Concerten oder Opernvorstellungen, sondern enthielt nur eine Reihe musiktheoretischer Abhandlungen, Uebersetzungen oder selbständige Arbeiten des Herausgebers F. W. Marpurg, des bedeutendsten Musikgelehrten seiner Zeit*). Unterbrochen werden diese Abhandlungen nur durch manche polemische Artikel, zu denen wirkliche oder fingirte Briefe den Anlaß geben, und durch Gedichte, gelegentlich auch frivolen Inhalts, unter denen das Lessing'sche „über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen" wohl das merkwürdigste, wenn auch nicht das unterhaltendste ist. Der eigentlich kulturgeschichtliche Werth der Zeitschrift liegt wohl in ihrem Kampfe

*) „Der kritische Musikus an der Spree". Berlin, bei Haude. 50 Nummern, 4. März 1749 bis 17. Febr. 1750. Mehr als ein Band ist nicht erschienen. Ich benutzte ihn durch die Güte des Herrn Siegm. Schott in Frankfurt a. Main. — Ueber M., geb. 1718, gest. 1795, von 1746, dann von 1763 an in Berlin vgl. A. D. B. XX, 407 fg.; Lessings Gedicht, Ausg. Lachmann-Muncker I, 248 ff.; L. H. Fischer a. a. O. S. 82 ff.

gegen die welsche Musik, in ihrem Eintreten für die deutsche Kunst und den deutschen Geschmack.

Auch desselben Herausgebers „Beiträge" sind ein periodisches Werk*). Jeden Monat sollte ein Stück erscheinen, in Wirklichkeit haben die fünf, je sechs Stücke enthaltenden Bände 24 Jahre gebraucht (1754—1778), also fast ebensoviele Jahre, wie viele Monate in Aussicht genommen waren. Die Absicht war, sämmtliche in Deutschland neu erschienenen musikalischen Werke zu recensiren, von den fremdländischen Uebersetzungen oder Auszüge zu geben, selbständige theoretische Abhandlungen zu veröffentlichen, Biographieen bekannter Tonkünstler wie Nachrichten über deutsche und auswärtige Capellen, Theater, Musikgesellschaften mitzutheilen, über neue Erfindungen auf dem Gebiete der Tonkunst zu referiren, endlich den Schluß jedes Heftes mit einem Scherzgedicht und dessen Composition zu machen. Dieses Programm wurde jedoch nicht ausgeführt. Statt der verheißenen Scherzlieder, deren man 30 hätte verlangen dürfen, erschienen im ersten Bande 5 (darunter 2 von Lessing), im zweiten 3, in den folgenden gar keine. Immer mehr wurde die Zeitschrift zu einem Sammelplatz langathmiger deutscher und fremder Abhandlungen; die Nachrichten, die der Titel versprochen hatte, wurden immer seltener und bezogen sich, wenn sie kamen, mehr auf Pariser Zustände, ausländische oder wenigstens außermärkische, als auf Berliner. Eine Zusammenstellung deutscher Opern, ein Auszug aus Gottscheds bekanntem Theaterwerk, konnte ebensowenig anreizen, wie die Mittheilung einiger Sing- und Schäferspiele. Trotz des nicht sonderlich abwechselnden und anziehenden Inhalts war vielleicht weniger die Theilnahmlosigkeit des Publi-

*) Historisch-Kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik von Friedrich Wilhelm Marpurg. 1. Bd. Berlin 1754 bei J. J. Schützens sel. Wittwe. 2. Bd. 1756 bei G. A. Lange, bei demselben auch die übrigen Bände. 3. 1757, 4. 1758, 5. 1760—1778. Gleichfalls von Marpurg: Kritische Briefe über die Tonkunst mit kleinen Clavierstücken und Singoden begleitet von einer musikalischen Gesellschaft in Berlin. 2½ Bde. 1760—1763.

cums als die Ueberbürdung des Herausgebers, der fast allein die Beiträge lieferte, Schuld an dem langsamen und unregelmäßigen Erscheinen des Blattes.

Ein musikalisches Wochenblatt, das in Berlin 1762 herausgegeben wurde, fristete ein noch kläglicheres Dasein; nur zwei Nummern davon sind bekannt (Marp. h. cr. Beitr. V, 349).

Die musikalischen Hauptereignisse waren aber die im Kgl. Opernhause stattfindenden Opernvorstellungen.*) Der stattliche Bau, der bis zu dem Brande 1844 seiner künstlerischen Bestimmung diente, dessen Baugeschichte aber nicht im Einzelnen erzählt werden kann, wurde am 20. Juli 1741 begonnen. Da es doch nicht anging, wie der König wünschte, „den Bau binnen 2 Monaten zur Perfection zu bringen", so war in aller Eile im Schlosse eine provisorische Bühne errichtet worden, auf der bereits im Winter 1741/42 Vorstellungen gegeben wurden. In dem neuen, überall mit Gerüsten umkleideten, äußerlich und innerlich unfertigen Hause fand am 7. December 1742 die erste Vorstellung, Cäsar und Cleopatra von Graun statt. Das Theater, 300 Fuß lang, 106 Fuß breit, hatte 7 Thüren, durch deren jede 5 Personen zu gleicher Zeit passiren konnten. Breite Treppen führten bis nach dem vierten Rang; geräumige Gänge hinter den Logen ließen für viele Personen Platz. Die Akustik war wohl beachtet. Besondere Sorge war für eine glänzende Beleuchtung getragen, die in den beiden ersten Jahren an jedem Abend 2771 Thlr. kostete. Es war Sorge getragen, daß durch Erhöhung des Parterres das ganze Theater in einen einzigen Saal verwandelt werden konnte. Auf der Lindenseite befand sich eine große Freitreppe. Ueber der Colonnade war ein großes Basrelief angebracht; ähnliche, welche ihren Inhalt aus den Apollo, die Musen, die berühmten Sänger des Alterthums betreffenden Sagen entlehnten, schmückten die übrigen Seiten des Hauses.

Seit 1742 wurde in der Oper während der Monate De-

*) Für das Folgende vgl. L. Schneider: Geschichte der Oper und des k. Opernhauses in Berlin. 1852.

cember und Januar an jedem Montag und Freitag gespielt,*) gewöhnlich ein oder zwei neue Opern in der Saison. Außerdem fanden im Sommer in Potsdam häufig Vorstellungen statt. Im Jahre 1754 zählte man 42 Spieler, Mitglieder der Capelle, meist Deutsche, je 4 Sänger und Sängerinnen, ausschließlich Italiener, dazu Choristen, Tänzer und Tänzerinnen. Die vorgeführten Opern hatten alle einen italienischen Text, selbst die aus französischen Lust- und Schauspielen entnommenen, die Componisten waren durchaus Deutsche: Graun, Hasse, Nichelmann, Agrikola. Unter den Musikern sind viele unbekannte Namen, wenige Meister, wie Graun, die Benda, Janitzsch, Quantz, zu dessen Namen der oben schon vielfach angeführte Unbekannte hinzuschrieb, „allen Respekt.“ Nicht alle blieben bei ihrem Gewerbe, von dem Waldhornisten Christian Nenges meldet unser Gewährsmann, daß er abdankte und Bierschenk wurde.

Die Textdichter der zu Berlin aufgeführten Opern waren entweder bekannte italienische Dichter wie Metastasio, oder zu Berlin angestellte Hofpoeten, deren Namen und Werke längst in verdiente Vergessenheit gerathen sind: Bottarelli, Villati, Tagliazucchi, Landi. Ihre Texte wurden gleichfalls von einem Italiener Francesson Grugnanelli ins Deutsche übersetzt, einem ehemaligen Gardisten, der auch deutsche Werke ins Italienische übertrug. Der König, der freilich immer Theaterdirectoren anstellte: Baron Swerts, Graf Goloffkin, Freiherr von Pöllnitz, Graf von Zierotin-Lilgenau, Baron Arnim, nahm den lebhaftesten Antheil an allem, was die Oper anging. Aus den erhaltenen Cabinetsordres an die Theaterdirectoren sieht man, daß der König über die geringsten Kleinigkeiten, wie Kleidung einer Tänzerin in einem neuen Ballet, selbständig entschied. Das gegen einen der Genannten geäußerte Wort: „Ihr werdet weit klüger handeln, wenn Ihr dasjenige thut was ich Euch befehle und Euch nicht

*) Verzeichniß bei Marpurg, Hist. krit. Beitr. I. 75 ff., 85 ff., 148 ff., 156 ff., 504 ff.

angewöhnt zu raisonniren, denn das leide ich durchaus nicht", bezeichnet ungefähr die Machtsphäre dieser Hofbeamten und den Ton, in dem zu ihnen gesprochen wurde. Auch dem Publicum suchte der König seine Meinung deutlich zu machen. Bei der Entlassung des Balletmeisters Potier (1743, oben S. 399) veröffentlichte er einen Zeitungsartikel, in dem er den Entlassenen den „allerärgsten Thoren" und den „allergröbsten Gesellen" nannte. Der König war es auch, der in Venedig 1743 die schöne in ganz Italien gefeierte Tänzerin Barbarina engagiren und die Unwillige mit Gewalt nach Berlin bringen ließ. Dort erwies er ihr — und mit ihm das ganze Berliner Publicum — die größten Huldigungen, bis sie bei ihm in Ungnade fiel. Sie ging nach England (1748), kehrte aber wieder nach Berlin zurück und heirathete trotz des Widerspruchs des Königs den Geheimen Rath von Cocceji, den Sohn des Großkanzlers. Der König benahm sich bei der ganzen Sache weit milder als der heftige Vater und die übereifrigen Justiz- und Polizeiorgane. Da er sah, daß die Sache einmal geschehen war und die Liebenden nicht einer flüchtigen Neigung, sondern ernstem Gefühl folgten, so ließ er Milde und Nachsicht walten. Sie lebte mit ihrem Gatten in Glogau und starb, von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben 1799.

Unter den an der Oper mitwirkenden Künstlerinnen wurde am berühmtesten die 1771 engagirte, schon damals allenthalben, auch durch Verse Goethes gefeierte Sängerin Demoiselle Schmeling, die erste Deutsche, die des Königs Vorurtheil „er wolle sich lieber eine Arie von einem Pferde vorwiehern lassen, als eine Deutsche zur Primadonna haben" glänzend zu Schanden gemacht hatte. Auch sie hatte, wie die Barbarina, mannigfache romantische Schicksale. Sie ließ ihren Vater aus Berlin ausweisen, verliebte sich in einen Musiker Mara und wollte ihn heirathen. Der König, der dies ungern sah, den Musiker in seinem Unwerth erkannte, ließ ihn geringfügiger Ursachen wegen verhaften, mußte ihn aber, um die Sängerin zu halten, die nach

Ablauf ihres Contractes zu gehen entschlossen war, freilassen, in die Heirath willigen und der Sängerin einen lebenslänglichen Contract zugestehen. Trotzdem gehörte sie keineswegs Zeit ihres Lebens Berlin an. Vielmehr blieb sie nur wenige Jahre, in denen sie, wie es Sängerinnen oft beschieden war, das ungetheilte Entzücken des Publicums hervorrief. Vielleicht war dasselbe theilweise dadurch veranlaßt, daß dieses, der französischen und italienischen Sängerinnen müde, froh war eine deutsche Künstlerin bewundern zu können. „Wer", so sagt ein damaliger Berliner Kritiker, „von Madame Mara die erste Arie als Artemisia gehört, und sein Herz ist nicht vor Wollust aufgeschwollen, daß er ein Deutscher sei, von dem könnten wir den Zweifel nicht gut unterdrücken, er verdiene keiner zu sein." Ein paar Jahre schien in der That volle Eintracht zu herrschen; der König, das Publicum, die Kritik waren entzückt. Doch auch hier kam es zum Bruch. 1776 ließ die Mara durch ihren Mann dem Könige schreiben, daß sie eine von Reichardt componirte Arie nicht singen möge. Zur Strafe ließ der König den insolenten Briefschreiber nach der Festung Spandau bringen, mit der manche Mitglieder der Berliner Oper intime Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatten; der Sängerin aber ließ er melden, sie werde bezahlt, damit sie singe, nicht damit sie schreibe. Schließlich fügte sie sich dem Befehl, sang aber das gebotene Stück Keinem zur Freude. Mußte sie sich auch augenblicklich dem höhern Gebot fügen, so setzte sie doch schließlich ihren Willen durch; sie ging aus Berlin fort, das ihr widrig geworden war, freilich um auch in Wien und Paris, wohin sie sich begab, nicht die Ruhe und das Glück zu finden, das sie begehrte.

Mit ihrem Entweichen (1779) war die künstliche Blüthe der Berliner Oper zu Ende. Sie war künstlich, weil sie in der Stadt, in der sie getrieben wurde, keine richtige Stätte, keinen wahren Boden fand. Es gab kein Ensemble, sondern einzelne Sterne und einen Haufen unbedeutender Mitwirkenden, die nicht mitzählten. Es gab keine Schule, sondern ein paar Paradevorstellungen in einigen

Monaten; kein Repertoire von bewährten Werken, sondern ein paar veraltete Zugstücke und dann wieder Werke immer derselben Meister in immer gleicher Manier. Es gab auch kein Publicum, denn die Anwesenden bestanden aus dem Hofe, den Beamten, der Generalität und den durch die Güte des königlichen Gastgebers Zugelassenen. So lange dieser Lust und Laune an seinem kostbaren Spielzeug behielt, blieb wenigstens der äußere Glanz; als dieser schwand, blieb überhaupt nichts mehr übrig. In einem späteren Rückblick legte Reichardt, dessen eigentliche Bedeutung für Berlin erst der folgenden Periode angehört, das traurige Bekenntniß ab: „Jedermann weiß es, daß die Berlinische italienische Oper in den letzten Jahren der vorigen Regierung zu einer solchen Schlechtigkeit herabsank, daß sie auch von keiner Seite mehr für den Künstler wahren Werth hatte; der König sah sie gar nicht mehr."

Unter den Musikern aus jener Zeit verdienen einige eine kurze Betrachtung: Quantz, Graun, Kirnberger, Bach.*)

Der Liebling Friedrich's, sein Lehrer und Meister auf dem vom König bevorzugten Instrument, der Flöte, war J. J. Quantz, 1697—1773. Nach einem sehr bewegten Leben, eifrigem Lernen in Deutschland, Frankreich, Italien und langer Beschäftigung in Dresden, lebte er seit Friedrich's Regierungsantritt in Berlin, weniger in öffentlicher, als in privater Stellung. Er hatte den König bei seinen Flötenstudien zu unterstützen, in den musikalischen Abendunterhaltungen mitzuwirken und für Flötencompositionen

*) Für das Folgende vgl. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins, Berlin 1861. Ferner A. D. B. XXVII, 15—25 (R. Eitner), IX, 607 bis 609 (Fürstenau); über Graun auch Rolle a. a. O. 96—106; das Gedicht bei Marpurg, hist.-krit. Beitr. IV, 398 fg., A. D. B. XVI, 24—26 (Spitta). Quantz' Biographie von seinem Urneffen Albert Quantz. 1877. — Bitter: C. Phil. Em. und Wilh. Friedemann Bach 2 Bände. Berlin 1868 ff. Das. I, 19—22 ein Besoldungsetat der „Capellbedienten" 1744/45, der die jährliche Ausgabe von 47,327 Thlr. 22 Gr. 9 Pf. aufweist. Graun und Quantz bekamen jeder 2000, Bach 300, die Barbarina 3000, „der neue Musikus" Mara 600 Thlr.

zu sorgen. Er befriedigte seinen königlichen Herrn in hohem Grade und entzückte ihn stets von Neuem. Er übte auf die Anstellung anderer Musiker in Berlin großen Einfluß aus, doch ohne sich je in den Vordergrund zu drängen. Denn hauptsächlich wirkte er als Theoretiker, Lehrer, auch als Componist für seine Schüler. In der letztgenannten Thätigkeit war er weniger bedeutend in seinen Liedern, als in seinen Instrumentalwerken, deren zarter, inniger, gesangreicher Ausdruck hauptsächlich in seinen Adagios gerühmt wurde.

Mehr an die Oeffentlichkeit als Componist trat K. H. Graun (1701—1759), der allein 36 Opern schrieb und aufführen ließ. Schon 1735 war er, zunächst als Sänger, vom Kronprinzen Friedrich nach Rheinsberg gerufen worden und trug mit seinem Gesange große Erfolge davon; bald nach der Thronbesteigung wurde er Capellmeister und war seitdem ausschließlich als Componist thätig. Er war der hauptsächliche Lieferant für die Königliche Bühne. Bedeutender als seine Opern waren jedoch seine Kirchenmusiken, von denen seine Trauermusik für das Leichenbegängniß Friedrich Wilhelms I. auf einen lateinischen Text Baumgartens und das Tedeum für die Schlacht von Prag hervorgehoben wurden. Bei festlichen Gelegenheiten im königlichen Hause, bei der Vermählung des Prinzen von Preußen und bei der der Königin von Schweden componirte er musikalische Prologe. Sein am meisten gerühmtes Werk, das bis vor wenigen Jahren regelmäßig zur Passionszeit in Berlin gehört wurde, ist seine Cantate „Der Tod Jesu" nach Ramler's Text. (Vgl. oben S. 475.) Das Werk galt damals als die größte Vollendung der Kirchenmusik. Recitative, Arien, Duette, Chöre, Tutti wurden gleichmäßig gerühmt und als ganz besonders kirchenmäßig bezeichnet*). „Und der Ausdruck der Worte und die darinnen liegende Empfindung! Wie er hier das ganze Geschäfte des vollkommenen Componisten verrichtet, wie er

*) Dies und das Folgende nach Reichardt, Briefe S. 54 ff.

den Gedanken der Poesie von allen zeigt, wie jede Wiederholung dazu dient, um ihn uns tiefer einzuprägen, wie diese niemals zum Ueberdrusse gereichet; und wie endlich der ganze Gesang und fast jede einzelne Stelle und Figur vortrefflich gewählt und dem Orte angemessen ist." Graun war ein Hauptvertreter des deutsch-italienischen Geschmacks. Sein Reichthum an Melodieen wurde besonders gerühmt: sie entsprachen, wie ein Zeitgenosse von ihm sagte, seinem leutseligen, freundlichen, zärtlichen Charakter. Nach seinem Tode wurde die Wirkung, die er übte, durch folgende Verse gefeiert, deren gute Gesinnung gewiß besser ist als ihr Ausdruck:

Wenn er im Schmerz der klagenden Cantate
Die Violine wimmern ließ,
Und jeder Strich, der sich der Saite nahte
Das Herze wie ein Dolch durchstieß ...
Dann riß er den, der sonst nicht fühlen konnte,
Zur heftigsten Bewunderung hin,
Und wer sich sonst mit Regungen verschonte,
Ward hier Gefühl und lauter Sinn.

Im Gegensatz zu diesen ausübenden Musikern und Componisten, die sich ganz und voll ihres Erfolges freuen durften, stand der Herausgeber und Biograph Grauns, J. Ph. Kirnberger (1721—1783, seit 1751 in Berlin), der Theoretiker. Als solcher war er wohl tiefer und origineller als Marpurg, besaß aber nicht dessen Gewandtheit. Er mußte sich in ziemlich abhängigen Verhältnissen, zuerst in der königlichen Capelle, dann in der des Prinzen Heinrich (oben S. 603) und der Prinzessin Amalie plagen und brachte die letzten Jahre seines Lebens in Krankheit und großem Elend zu. Während die übrigen Musiker der deutsch-italienischen Richtung angehörten und das Moderne liebten, stand Kirnberger einseitig auf der Partei der Deutschen und verehrte Sebastian Bach als einzigen Meister. Jene erlangten für ihre Leistungen unbedingten, vielleicht übermäßigen Erfolg, dieser, der mit der Sprache rang und für seine Gedanken nicht die nöthige Klarheit gewann, wurde nur von

Wenigen verstanden und mußte mit großer Heftigkeit, die eben dem Widerspruch entsprang, den er fand, für seine Anschauungen eintreten.

Lange gehörten auch zwei Vertreter der Familie Bach, Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann, Berlin an*). Jener (1714—1788) war von 1738 bis 1767, dieser (1710 bis 1784), von 1774 an bis zu seinem Tode in Berlin. Der Letztere, wegen seines Namens und wegen seiner Trefflichkeit im Orgelspiel zuerst sehr gefeiert, von der Gesellschaft gesucht und verhätschelt, sank bald tief und immer tiefer, so daß seine Berliner Jahre als eine große schwere Leidenszeit angesehen werden müssen. Philipp Emanuel dagegen, der sich freilich in Berlin nie sonderlich wohl fühlte, lebte dort und in Potsdam bis 1756 in anstrengender Thätigkeit als des Königs Begleiter auf dem Clavier, in hohen Ehren. Er stand bei der Prinzessin Amalie und anderen fürstlichen Persönlichkeiten in großer Gunst. Er war als Componist für Clavier, Orgel, Gesang, als Herausgeber der Werke seines Vaters thätig, freilich die väterliche Hinterlassenschaft nicht immer mit geziemender Pietät behandelnd. Unter den weltlichen Liedern, die er componirte, Liebes- und Trinkgesängen, anakreontisch-harmlosen, fröhlichen Gesängen befanden sich solche von Kleist, Gleim, Lessing und anderen Zeitgenossen. Ein besonderes Verdienst jedoch erwarb er durch die Composition Gellert'scher geistlicher Lieder (Berlin 1758). Er war, wie er sich selbst ausdrückte, von der „Vortrefflichkeit der erhabenen, lehrreichen Gedanken, wovon diese Lieder voll sind, dergestalt durchdrungen“, daß er sie alle in Musik setzte. Es ist dies, wie sein Biograph bemerkt, eine Leistung, die ihn „in die Reihe der großen Erscheinungen stellt, durch welche die Kunstgeschichte in ihrer stetigen Entwicklung gefördert worden ist“.

Ueberhaupt wurde Berlin während dieser Jahre der Vorort des lyrisch-musikalischen Lebens. 1753 und 1755 erschienen zwei

---

*) Ueber beide das Werk C. H. Bitters. Berlin 1868. 2 Bände.

Theile der „Oden mit Melodien", die letzteren fast ausschließlich von den eben charakterisirten Componisten. 1756 wurden in Leipzig „Berlinische Oden und Lieder" herausgegeben; dort und in Berlin erschienen in den nächsten Jahren noch manche Sammlungen geistlicher und weltlicher Lieder, die ebenso wie ihre Texte in Vergessenheit gerathen sind, über deren Bedeutung der Nichtfachmann aber sich des Urtheils enthalten muß.

Die Bedeutung Ph. Em. Bach's und zugleich die Wichtigkeit des damaligen Berlin für die Geschichte der Musik mag mit folgenden Worten seines Biographen gekennzeichnet werden: „Seine künstlerische Richtung ist aus der Rückwirkung hervorgegangen, welche des Königs wunderbarer Geist auf seine Umgebung ausüben mußte. Bach lebte am Hofe unter und mit Männern, die mit ihm demselben Ziele zusteuerten. Er überwog, vielleicht mit Ausnahme von Graun, ihrer Alle. Der Schöpfer des modernen Lieds und der neueren Musikschule für das Clavier erstarkte in seinem Streben, in seinem Wollen und Können in jener Sphäre, die bewußt oder unbewußt die Grundlage der Kunst, den Ernst und die Strenge des Stils mit dem Wohllaute der berechtigten sinnlichen Elemente in Uebereinstimmung zu setzen trachtete".

Neunzehntes Kapitel.

Sittliche und ökonomische Zustände.

Trotz der schweren Zeiten, die Berlin während der drei schlesischen Kriege durchzumachen hatte, trotz der großen Verluste, die Einzelne erlitten hatten, trotz des Wankens großer Häuser, der Bankerutte kleinerer, denen der König mit freigebiger Hand zu steuern suchte, trotz der Vielen, die im Elend und durch die Seuchen untergegangen waren, hatte sich in der Zeit Friedrich's des Großen Zahl der Bevölkerung und Reichthum der Einzelnen sehr vermehrt.

Die Zahl der Einwohner, die nach der üblichen Schätzung und Annahme 98,000 im Jahre 1740 betrug, hatte nach den ersten Kriegen 1746 eher etwas ab- als zugenommen. In den folgenden Friedensjahren bis 1755 stieg sie auf 126,661, um sich am Ende der siebenjährigen Kriegszeit, freilich mit völliger Abrechnung der Garnison, zu der auch immer Soldatenfrauen und -Kinder zugerechnet wurden, auf 98,090 zu vermindern. Die folgenden fünfzehn Jahre bis 1777 weisen eine für unsere Begriffe nicht übermäßige Vermehrung bis 108,355 auf. Da aber damals die Militärbevölkerung eine außerordentlich große war, fast ein Drittel der Civilzahl, nämlich 32,364, so war die Gesammtzahl der Bewohner 140,719. In ähnlichem Verhältniß stieg die Bewohnerzahl bis 1786, so daß man beim Abschluß der Periode etwa die Zahl von 150,000 erreicht, gegen den Anfang also immerhin eine Vermehrung von 50 Procent erlangt hatte.

Manche Beförderung des Handels und der Industrie geschah gewiß unter dem directen Einfluß und durch die Mitwirkung des Königs. Mehr aber vermochte der indirecte Einfluß. Wie die deutschen Poeten etwas Tüchtiges zu leisten suchten, um von dem Könige bemerkt zu werden, so setzten auch Geschäftsleute einen Ehrenpunkt darein, sich vor dem Könige auszuzeichnen. Die Stadt Berlin hatte das Verlangen, vor anderen Städten hervorzuragen, um ihrem Könige ähnlich zu werden, der es allen Fürsten zuvorthat.

Eine rege Handels- und Fabrikthätigkeit entwickelte sich in Berlin.*) Großhandlungen mit Produkten und Manufacturwaren entstanden, mit denen bald bedeutendere Wechselgeschäfte verbunden waren. Die ersten Courszettel gehören dem Jahre 1786 an. Zwanzig Jahre früher (17. Juni 1765) wurde die königliche Bank in Berlin errichtet, der im nächsten Jahrzehnt eine Anzahl Bankcomtoire in verschiedenen preußischen Städten folgte; die 1772 gegründete Seehandlung hatte das Vorrecht, ausländische Salze einzuführen, und betrieb einen ausgedehnten Handel mit Waaren, die sie zur See bezog. Der königlichen Tabaksadministration (1766) unterstand die alleinige Fabrikation und der Handel mit Tabak. Die Privatfabrikthätigkeit erstreckte sich auf die Wollenmanufactur, in der freilich das königliche Lagerhaus nach wie vor (vgl. oben, S. 280) besonders eifrig war: 1782 zählte man 336 Manufacturisten mit 3097 Stühlen. Daneben gab es Baumwollenspinnereien, Webereien feiner Tücher, Tuchwalkereien, Strumpfwirkereien, Lederindustrie, Teppichfabriken. In der Zeit Friedrich's des Großen entwickelte sich Seidenbau und Seidenmanufactur zu großer Bedeutung.**) Juden und Franzosen waren bei der gesammten Handels- und Fabrikthätigkeit in hervorragender Weise beschäftigt.

*) Vgl. die oben S. 278 A. genannte Schrift, ferner Nicolai's Angaben.

**) Darüber jetzt die Mittheilungen bei G. Schmoller: Acta borussica, 3 Bände, Berlin 1892, deren Einzelangaben zu benutzen außerhalb des Rahmens dieses Buches liegt.

Einer dieser Fabriken mag etwas ausführlicher gedacht werden, nicht weil ihre Betrachtung den Aufgaben dieser Schilderung näher liegt, sondern weil sich mit ihr ein eigenartiges litterarisches Denkmal verknüpft. Es ist die Porzellanmanufactur*) und ihr Begründer Gotzkowsky. Das Denkmal aber**) ist seine Selbstbiographie oder seine Rechtfertigungs- oder Selbstrühmungsschrift (oben, S. 302), in der er vielleicht der Wahrheit, gewiß aber nicht der Bescheidenheit gemäß alle die Verdienste auseinandersetzt, die er sich während der russischen Occupation und später durch Reisen ins Hauptquartier der Feinde erworben, und in der er ferner darlegt, daß er nicht etwa durch Unfähigkeit oder Spekulationslust, sondern durch die Wechselfälle des Krieges zu Grunde gerichtet worden sei. Es ist ein durch die darin mitgetheilten Actenstücke, Briefe und Notizen historisch sehr wichtiges, aber psychologisch recht unerquickliches Buch, in dem der Autor mit unerträglicher Geschwätzigkeit seine Beziehungen zum Könige und zu den sonstigen Großen auskramt, seine Belästigungen und Verluste als Wirkungen der undankbaren Welt und als traurige Folgen seines übergroßen Patriotismus darzustellen liebt, während der unbefangene Leser nicht umhin kann, zu meinen, daß bei größerer Vorsicht und geringerer Vielgeschäftigkeit der Autor für sich und die Seinen besser gesorgt hätte. Dann würde er den Stürmen eher widerstanden haben, ebenso wie viele andere damalige Geschäftsleute, die trotz der Kriegsunruhen unermüdlich ihrer Arbeit nachgingen und aus ihrem Patriotismus kein Geschäft machten.

Gotzkowsky's Name ist eng verknüpft mit der 1763 begründeten Porzellanmanufactur. Das Verdienst, die erste solche Manufactur in Preußen begründet zu haben, gebührt Wilh. C.

*) G. Kolbe: Geschichte der königlichen Porzellanmanufactur zu Berlin. Berlin 1863. — Eine ausführliche neue Arbeit steht in Aussicht.

**) Geschichte eines Patriotischen Kaufmanns. 1768. 192 SS. Dass. 2. Aufl. 1769 als „erster Theil“ bezeichnet; der „zweite Theil“, gleichfalls 1769, hat aber gar nichts mit G. zu thun. Neudruck: Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins, Heft 7, Berlin 1873.

Wegeli (1750), der das Geheimniß von Arbeitern aus der Fabrik in Höchst käuflich erworben haben soll. Diese Fabrik ging 1757 ein, Gotzkowsky errichtete 1761 eine neue mit den Beständen der alten, engagirte Künstler und gab sich mit der technischen und künstlerischen Vervollkommnung der Oefen, Fabrikate, Vergoldung große Mühe. Als er Bankerutt machte (1763), kaufte der König die Fabrik mit allen ihren Beständen für eine sehr ansehnliche Summe. Er errichtete 1765 ein neues Haus, das jedoch alsbald einstürzte und wieder aufgebaut werden mußte, gewährte namhafte Beiträge zur Verbesserung der inneren Einrichtung, verlieh der Fabrik mancherlei Freiheiten, verschaffte ihr das ausschließliche Recht der Porzellanfabrikation und führte ihr zwangsweise Käufer zu.

Man konnte dem Könige keinen größeren Gefallen thun, als die Fabrik zu besuchen und zu loben; vornehmere Fremde beeiferten sich daher, die Sehenswürdigkeit zu betrachten. Die Sorge des Königs und die Anstrengung aller derer, die sich ihm willig bezeigten, erzielten schöne Resultate: die jährliche Durchschnittseinnahme betrug über 90,000 Thaler, der Ueberschuß, der in die königlichen Kassen floß, etwa 20,000 Thaler. Die Geschmacksrichtung, der man folgte, war durchaus das Rococo, sowohl in der Form als in der Malerei. Die Porzellanfabrik producirte einfache Geschirre, kostbare Schmuck- und Gebrauchsgegenstände. Einer der werthvollsten war der große Tafelaufsatz, den 1772 der König der Kaiserin von Rußland schenkte: in der Mitte war die auf dem Thron sitzende Kaiserin zu sehen; um den Thron waren die mythologischen Gottheiten vereinigt; vor der Kaiserin stand die Themis; unten knieten die russischen Nationen in ihren Trachten. — Das Urtheil über die Erzeugnisse dieser Kunst- und Fabrikthätigkeit hat im Laufe der Zeiten manche Wandlung erfahren. Das übermäßige Entzücken der Zeitgenossen machte in der späteren Zeit einer tiefen Verachtung Platz, so daß die Erzeugnisse der Berliner Manufactur als Proben einer tiefgesunkenen Kunstübung betrachtet und einzelne Ueberbleibsel

als offenkundige Beweise gröblichen Ungeschmacks aufgezeigt wurden. Die neuere Zeit, die in der Huldigung für das Rococo große Fortschritte macht, läßt den Werken jener Zeit bessere Würdigung zu Theil werden und unterschreibt zum mindesten das Urtheil des Geschichtschreibers der Anstalt, der, wenn er auch manches Conventionelle tadelt, „die feine plastische Durchführung, Schönheit und Weiche der angewandten Farben und richtige Vermittlung derselben, geistvolle Behandlung der Malerei“ durchaus zu loben weiß.

Schon aus diesen wenigen Notizen ergibt sich eine tüchtige Summe Arbeit, die in Berlin geleistet wurde. Denn Berlin war, was es seitdem immer geblieben ist, mögen damalige und spätere Gegner sagen, was sie wollen, eine Stadt eifriger Arbeit. Aber der Arbeiter, zumal der, welcher reichlichen Lohn erhielt, forderte auch seine Erholung. Er suchte sie in Vergnügungen, die er sich selbst bereiten konnte, in Darbietungen der Kunst, in officiellem Gepränge. Von den Genüssen, die, um von den feineren, nur Höhergebildeten zugänglichen Darreichungen der Poesie zu schweigen, durch Theater, Musik den Bürgern gewährt wurden, war bereits die Rede; von denen der bildenden Kunst ist noch zu sprechen. Unter dem, was officielles Gepränge zu gewähren vermochte, waren militärische Schaustellungen am beliebtesten. Den König zu sehen und in den paradeübenden Truppen die Krieger zu begrüßen, welche die glänzenden Schlachten geschlagen, war eine Hauptfreude der Einheimischen und Fremden.

Was sonst der König seinen Residenzbewohnern von Feierlichkeiten und Festveranstaltungen darbot, war ziemlich gering. Besaß er auch nicht die Nichtachtung seines Vaters gegen prunkvolles Auftreten, so war er doch von der Festfreudigkeit und Glanzsucht seines Großvaters weit entfernt. Je älter er wurde, desto weniger verließ er sein einsames Sanssouci. Auch erhielt er in höheren Jahren immer weniger Besucher, weil die Fremden den berühmten Mann in seiner arbeitsreichen und beschaulichen Stille kaum mehr zu stören wagten.

Officielle, d. h. vom Könige veranstaltete Feste gab es also damals in Berlin verhältnißmäßig wenig. Doch kamen sie gelegentlich vor und wenigstens eines mag auf Grund einer unmittelbar danach erschienenen Publication*) geschildert werden. Der Historiograph dieser Feste beginnt mit den Worten: „Die Vergnügungen der Helden müssen für die Nachwelt Interesse bieten" und setzt auseinander, daß die Späteren nicht bloß Kriegs- und Friedensthaten des Herrschers kennen, sondern auch erfahren sollen, daß er der prachtfreudigste gewesen.

Die von dem König zu begrüßenden Gäste, seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth und deren Gemahl, kamen am 8. August 1750 in Potsdam an. Am 8. August war Diner im Marmorsaal, am 9. italienisches Intermezzo im neuen Theater, am 10. Besichtigung von Sanssouci, daselbst im Musiksaal Concert, Ball im Hofe. Am 11. kamen die hohen Gäste nach Berlin und wurden von der Königin im Schlosse, von der Königin-Mutter in Monbijou empfangen und mit einem Mittagessen bewirthet. Am 12. war große Tafel bei der Königin, an der 30 Personen, darunter 20 Prinzen und Prinzessinnen theil-

*) Journal historique des festes que le roi a données à Potsdam, à Charlottenbourg et à Berlin à l'occasion de l'arrivée de leurs Altesses Roiale (sic) et Serenissime de Brandebourg-Baireuth au mois d'Août 1750. Imprimé chez Chrétien Frédéric Henning. 44 SS. in 4°. Im Orig. alles mit großen Buchstaben, daher fast ganz ohne Accente. (K. B.) Den Unterschied der Zeiten kann man schon in der ganz angemessenen, immerhin einfachen Ausstattung dieser Schrift erkennen. Zu Zeiten Friedrichs I. hätte man sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Folioband mit prächtigen Stichen herzustellen. — Die Memoiren der Markgräfin können von den Festen nicht reden, da sie nur bis 1742 reichen. Dagegen sprachen die Berliner Zeitungen viel von den Festen. Die Voss. Zeitg. theilt am 11. Aug. die Ankunft der Gäste mit; in der Nummer vom 13. Aug. ist vom Concert in Potsdam, dem Einzuge in Berlin, der Hauptprobe des Caroussels die Rede; am 15. von der „Erleuchtung" in Potsdam und der 2. Probe, am 18. von der Hauptprobe, am 20. von dem Feuerwerk, am 25. von der „letzten und Hauptprobe" des Caroussels. Dessen Beschreibung steht in der Nummer vom 27. Aug.

nahmen, wobei von dem goldenen Service gespeist wurde. So wechselten in einer gewissen Reihenfolge, durch wenige Ruhetage unterbrochen, Mittag-, Abendessen, Concerte, Theatervorstellungen. Von solchen, die im Opernhause, Monbijou und Potsdam stattfanden, werden die der italienischen Oper Phaëton (Uebersetzung des Quinaultschen Textes), Iphigenie von Racine mit Graun's Musik und zwei Comödien Molières genannt. (Vom deutschen Theater war natürlich nicht die Rede.) Die Glanzpuncte der Festlichkeiten waren, wenn man von den Redouten absieht, die auch sonst stattfanden, und einer am 24. auf dem Tempelhofer Felde abgenommenen Truppenrevue, eine Illumination und ein Caroussel. Jene, die mit einem großen Maskenball verbunden war, der erst um 3 Uhr Morgens sein Ende erreichte, fand am 18. in Charlottenburg statt: in blauem Lichte erschien das Monogramm der Königin-Mutter und der markgräflichen Herrschaften, mitten in einer Anzahl von Schwärmern, Flammengarben und griechischem Feuer. „Alles machte einen solchen Eindruck, daß man glaubte, Himmel, Erde und Wasser stünde in hellen Flammen." Das Feuerwerk, von Herrn Michelmann geleitet, bestand aus 12 Feuerrädern, 12 Streitfeuern, über 9000 Raketen, etlichen 100 Luftkugeln, 60 Bienenschwärmern, 50 Feuerfontainen und mehr als 300 Wasserkegeln. Die Vossische Zeitung, der die vorstehenden Einzelheiten entnommen sind, fährt in der Erzählung so fort: „Fast ganz Berlin nahm Theil an diesem königlichen Vergnügen und selbst der Himmel wollte, daß eine angenehme Nacht, welche die Stille und Helle von andern unterschieden, dasselbe desto bequemer machen sollte. Die ganze Nacht durch war der Weg zwischen hier und Charlottenburg voll Menschen, welche das Feuerwerk zu vielen tausenden heraus gelocket hatte und von dem vielfachen Zurufe der vergnügten Gesellschaften schallten die umliegenden Wälder so lebhaft wieder, als ob sie sich in so viel Menschen verwandelt hätten, als sie Bäume in sich hatten."

Das Caroussel endlich, das Hauptstück des Festempfangs,

wurde am 25. Nachts veranstaltet und am 27. am Tage wiederholt. Zu seinem Leiter, zu einer Art von Festpräsidenten, wurde ein Graf Schaffgotsch bestimmt. Das Carousel war halb Wettrennen, halb Ballet (Quadrille). Letzteres wurde durch die Vertreter von vier Völkerschaften: Römer, Carthager, Griechen, Perser geritten, ersteres von deren Führern, den drei Brüdern des Königs und dem Markgrafen Karl. Auf „dem großen Paradeplatz vor dem Garten des Königs", d. h. dem damals viel weiter ausgedehnten Lustgarten, war ein Amphitheater errichtet, auf dem Prinzen, der Hof, die Generalität und die Gesandten Platz nahmen; eine niedrigere Tribüne war für die Prinzessin Amalie bestimmt, welche die Preise, drei goldene Ringe und ein Paar diamantne Manschettenknöpfe, zu vertheilen hatte. Der Festzug wurde durch den Stallmeister Froben eröffnet, ihm folgte der Zug der Römer. Dieser hatte folgende Ordnung: ein Paukenschläger und 8 Trompeter. Dann kamen: ein Fahnenträger, 4 Handpferde, von je zwei Stallknechten geführt, 8 Lictoren, 8 Sclaven, immer zwei zu zwei gehend, Graf Schwerin als eine Art oberster Heerführer, 8 Freigelassene, 2 Läufer, 4 Pagen, endlich der Prinz von Preußen, der älteste Bruder des Königs als römischer Consul. Bei allen vorerwähnten wird Kleidung und Schmuck bis ins Einzelste beschrieben; eine Vorstellung der außerordentlichen bei der Ausstattung verwendeten Pracht mag durch die Schilderung des Kostüms des Consuls hervorgerufen werden. „Sein Kleid war aus Goldbrokat, mit einem aus Diamanten zusammengesetzten Adler auf der Brust. Die aus feuerfarbenem Velours gemachten Epauletten und Schöße waren mit Stickerei und goldenen, mit Diamanten geschmückten Fransen besetzt. Solche Goldfransen befanden sich auch unten am Reifrock, der aus Silberstoff bestand. Der Gürtel, der zugleich als Degengurt diente, war aus schwarzem diamantbesetzten Velours. Der Prinz trug einen silbernen, gleichfalls mit Diamanten reich verzierten Helm, worauf man Romulus und Remus sah, die von einer Wölfin gesäugt wurden; ein goldener römischer Adler

bildete den Helmputz, mit einer Spitze von weißen Federn, aus der ein Reiherbusch hervorragte. Ueber dem Kleide hing ein aus Silbergaze gefertigter Mantel, der, als Zeichen der Consulwürde, mit Purpur verbrämt war; vorn und auf beiden Schultern war er mit Edelsteinagraffen befestigt. Die Schuhe waren aus feuerfarbenem goldgestickten Velours, mit goldenen Bändern zusammengehalten, auf denen Diamantrosen blitzten; ein goldener Degen steckte in einer mit Diamanten besetzten Scheide." In ähnlicher Ausführlichkeit wird der kaum minder kostbare Schmuck des Pferdes beschrieben. Der Prinz war von 6 Parteigängern (aventuriers): einem Markgrafen, einem Herzog und 4 adligen Officieren begleitet; jeder dieser Begleiter wieder von je einem Freigelassenen und einem Sclaven. Nach dem Einzug dieser 4 Völkerscharen fand, als Haupt- und Glanznummer, ein sechsmaliges Wettrennen der Führer statt, wobei Rang und Alter stets dermaßen respectirt wurden, daß der Aelteste und zugleich Höchste jedesmal als erster ans Ziel kam. Demgemäß wurde er auch mit dem ersten Preise begabt; die der Rangordnung nach nächsten mit den folgenden. Solche Rangordnung brauchte bei der Wiederholung des Festes nicht mehr gewahrt zu werden, da nun statt der Prinzen vier Adlige die Führung übernahmen. Sie kamen in folgender Reihe ans Ziel: Graf Kalckreuth, Baron Dankelmann, Graf Sulkowsky und Baron Montolieu und erhielten goldene Waffen von der Prinzessin Amalie, die wiederum das Amt der Preisspenderin übernommen hatte. Ihr und dem Feste überhaupt widmete Voltaire, der sich am ersten Tage unter den Zuschauern befand, folgende stark übertreibende Verse:

Jamais ni la Grèce ni Rome
N'eut des jeux si brillants, ni de plus dignes prix.
J'ai vu les fils de Mars sous les traits de Paris
Et Venus qui donnait la pomme.

Mit Wiederholung des Caroussels waren die Feste trotz ihrer beinahe dreiwöchentlichen Dauer noch nicht zu Ende, sondern dauerten fast ununterbrochen bis zum 31. August, an

welchem Tage der König nach Schlesien abreiste. Die letzten Tage des Aufenthalts, den das markgräfliche Paar in Berlin nahm, waren stillem Familienleben gewidmet. Am 5. September reisten die fürstlichen Gäste ab; nur der Markgraf aber zog wirklich weiter, die Markgräfin, die in Potsdam erkrankte, blieb vier Tage dort und wurde dann nach Berlin gebracht, „von wo sie erst," wie der Berichterstatter schließt, „nach ihrer völligen Genesung abreisen wird, für die Hof und Stadt einmüthige Wünsche hegen."

Auch sonst wurden Fürstlichkeiten und fremde Gesandte in Berlin prächtig begrüßt, wie der syrische Prinz Victorius Nassor im Jahre 1746, der König von Schweden 1771, die Herzöge von York und Cumberland 1785, oder Achmet Effendi, der türkische Gesandte, 1763; aber niemals erreichten die Feste wieder die Dauer und Pracht der eben geschilderten. Andere, wie ein angeblicher Prinz, Joseph Abassi aus Palästina, mußten sich mit einer geringen königlichen Unterstützung begnügen. Die Ehre einer litterarischen Verherrlichung*) wurde aber nur dem Einzug des russischen Großfürsten Paul Petrowitsch (1776) zu Theil, der sich damals mit einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg verlobte.

Zu seinem Empfange waren große Vorbereitungen getroffen. Am Bernauer Thore, an der Königs- und Langen Brücke waren Ehrenpforten errichtet; alle mit vielen Verzierungen, die erste mit einer lateinischen Begrüßungsinschrift des Magistrats. Schon in Weißensee hatte ein Empfang stattgefunden. Bei dem Ein-

*) Ausführliche Beschreibung der Reise Sr. Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten von Rußland Paul Petrowitz von St. Petersburg an den Königl. Preuß. Hof nach Berlin, nebst den dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten und Freudensbezeigungen, wie auch der Reise Ihro Kaiserl. Hoheit der Prinzessin Sophie Dorothea Augusta Louisa von Würtemberg—Stuttgard verlobten Braut des Großfürsten von Berlin nach St. Petersburg. Berlin bey Haude und Spener, 1776. 268 SS. (Vor dem Titelbl. die Abbildung zweier Denkmünzen: D. Berger sc.)

zug betheiligten sich Schlächter, Schützengilde und Kaufmannschaft. An jeder der Ehrenpforten standen weißgekleidete Mädchen, von denen je eine die Anrede hielt. Die Straßen waren mit Sand und Blumen bestreut. An einzelnen Straßenkreuzungen ließen Militär-Musikchöre ihre Weisen erschallen. Die Spener'sche Zeitung redet von dem „unbeschreiblichen Jubel so vieler unzähligen fremden und einheimischen Zuschauer, von denen alle Straßen in und außer der Stadt angefüllt waren" und begrüßt den Großfürsten mit einem Gedicht, dessen erste Strophe lautet:

Prinz, den zu künftgen großen Thaten
Die große Mutter selbst gebildt,
Der früh die Hoffnung seiner Staaten
Durch Huld und Weisheitslieb erfüllt!
Prinz, den die Tugend auserkoren
Des größten Throns einst werth zu sein,
O zeuch beglückt zu unsern Thoren
Zeuch froh bei deinen Freunden ein.

Die Vossische Zeitung brachte einen Festgruß an die Kaiserin Katharina, in dem die „Beherrscherin des Occidents" versichert wurde, ihr „Göttersohn" habe alle Herzen mehr als der Lenz erobert; Loos und Abramsohn verfertigten Medaillen, die Karschin dichtete ihre pflichtmäßige „Ode an Berlin" und Formey hielt zum Empfange des Großfürsten in der Akademie seine übliche Rede, Bernouilli eine solche in der académie militaire. Glänzende Diners und Soupers bei König und Königin, Cour bei dem Großfürsten, Feste bei den einzelnen Prinzen, z. B. ein von dem Prinzen Ferdinand im Thiergarten gegebenes, fanden statt. Bei letzterem wurde unter Zelten gespeist. „Der ganze Thiergarten wimmelte von einer Menge Zuschauer, auf deren Gesicht Entzücken, Ehrfurcht und Freude zu sehen war." Auch in Friedrichsfelde, Schönhausen, Charlottenburg und Potsdam fanden prächtige Feste statt; an letzterem Orte, wo der Fürst einem Gedicht der Schützengesellschaft nicht zu entgehen vermochte, wurde ein Manöver abgehalten. Am 5. August erfolgte die Abreise, unter

derselben Begleitung wie der Einzug. „Bei dieser Abreise," sagt die Voss. Zeitung, „unsers hohen und uns so werth gewesenen Gastes war der Zusammenfluß des Volkes in den Häusern und auf den Gassen eben so zahlreich, wie bei dem Einzuge und die lauten Segenswünsche der vielen gerührten Zuschauer bewiesen zur Genüge, daß Se. Kais. Hoheit sich durch Huld und Gnade ein immerwährendes Denkmal in den Herzen der hiesigen Einwohner gestiftet haben." Auch die Abreise zeitigte poetische Blumen, die den aus der Fabrik der Karschin hervorgegangenen nicht unähnlich waren, wie die folgende Strophe:

> Seh ich den Himmel mit den Thränen sich vermischen?
> Ja, es sind hohe Cherubim;
> Die regnend Petrowitzens Pfad erfrischen;
> Und Gott und Friedrich donnern ihm.

Noch wochenlang waren die Spalten der Berliner Zeitungen mit Nachträgen, z. B. einem Gedichte der Berliner Judenschaft, sowie mit Beschreibungen der Festlichkeiten gefüllt, die für den Großfürsten bei seiner Rückreise veranstaltet wurden.

Mit solchen vom König gebotenen oder gelegentlich durch das Erscheinen fremder Gäste ermöglichten Vergnügungen begnügte sich natürlich eine volkreiche Stadt nicht. Gelehrte und Dichter versammelten sich in ihren Clubs, die in die folgende Periode hinüberdauerten, wie der Montagsclub, und daher später gewürdigt werden sollen; die größere Menge liebte Unterhaltungen, bei denen das Geistige weniger vorwog als bei jenen Vereinigungen hochgebildeter Männer.

Zu diesen Vergnügungen gehörten in erster Linie Ausflüge in die Umgegend, die dem eingeborenen Berliner niemals reizlos erschien und Spaziergänge in den Thiergarten. Von einem solchen Ausflug und dem beliebtesten Aufenthalt im Thiergarten — den Zelten — muß noch bei den künstlerischen Darstellungen die Rede sein. Der Berliner Thiergarten, der grade in der Zeit Friedrich's manche Verschönerung empfing, und der damals eine

weit größere Ausdehnung hatte als heutzutage, bot Gelegenheit zu vielfachen Wanderungen.

„Spazierte man von den Linden nach dem Thiergarten", erzählt ein Zeitgenosse, Landolt, wie denn überhaupt nur einzelne zeitgenössische Notizen hier gegeben werden können, „so passirte man das Thor, an dem eine Wache stand. Diese zog, sobald ordentlich gekleidete Leute kamen, den Schlagbaum höher, obwohl man ganz bequem darunter durchgehen konnte. Sie that es aber in der Erwartung eines Trinkgeldes, das auch selten ausblieb, da der Berliner Bürger sich der Ehrenbezeugung freute, die eigentlich nur Leuten von Distinction erwiesen werden sollte. Die paar Thaler, die täglich einkamen, wurden, wenn der Erzähler recht berichtet ist, zwischen den Soldaten und deren Befehlshaber redlich getheilt."

Der Thiergarten diente auch zu Dejeuners im Freien. Als Schauplatz war das Tarone'sche Etablissement im Thiergarten beliebt, das der heutigen Louisen-Insel — damals „kleines Bassin" genannt — gegenüber lag. Gegen 10 Uhr morgens fuhren dort, nach den Schilderungen eines Zeitgenossen*) Kutschen vor, die vornehme Herren und Damen nebst einem Musikcorps abluden. „Da wurden Chokolade, Thee und Kaffee, Limonade, Orgeade, Ratavia und Persiko, Butterbrot mit Schinken und Braunschweiger Wurst, kaltes Rindfleisch und Danziger Liqueur servirt. Das Dejeuner und Tanzen dauerte bis 1 Uhr. Die Damen nach dem besten und feinsten Geschmack en negligé leicht und für Auge und Herz interessant gekleidet, glichen den Grazien."

Zu den beliebten Spaziergängen**) gehörte außer dem Thiergarten, dem Lustgarten und den Linden — auf den beiden letzteren waren besonders viel Juden anzutreffen — der Reußische Garten.

*) Altenburg 1779. Vgl. „Der Bär" XVIII, Nr. 27.

**) Das folgende nach Landolt's Reisejournal. Ueber den Reußischen Garten Nicolai S. 701. Das. auch von den übrigen Gärten Berlins.

Er lag in der Dammstraße. Er hatte hübsche Anlagen u. A. auch ein japanisches Lusthaus mit schöner Aussicht. Als eine seiner Annehmlichkeiten erschien den bescheidenen Zeitgenossen noch der Umstand, daß die Panke sich durch den Garten schlängelte. Von seinem Eigenthümer war er an einen Kaffeewirth vermiethet, der seinen Gästen außer leiblichen Genüssen auch künstlerische verschaffte durch Concerte und Theatervorstellungen. Für letztere war ein Bretterhaus aufgeschlagen, wo Döbbelin manchmal im Sommer spielte; gelegentlich, bei sehr großer Hitze, agirte er auch im Freien.

Während des Winters waren die Vergnügungen im Freien beschränkt. Es wurde schon Schlittschuh gelaufen, doch kann man von einem förmlichen Eissport nicht reden. Schlittenfahrten kamen gleichfalls vor; viel machte eine des J. 1775 von sich reden. Ihre Theilnehmer fuhren theilweise im Kostüm von Predigern mit großen Kragen und Perrücken, theilweise in dem von Teufeln, welche hinter den Predigern saßen. Neben den Schlitten ritten vermummte Teufel her, mit furchtbaren Hetzpeitschen und machten durch schreckliches Knallen und lautes Geschrei einen betäubenden und angsterregenden Lärm.

Das Hauptwintervergnügen bildeten die während der Carnevalszeit im Opernhause veranstalteten Opern und Maskenbälle (Redouten). Zu ihnen war der Eintritt einem Jeglichen unentgeltlich gestattet. Die Tracht war nur insofern vorgeschrieben, als die rothe Farbe für Masken und Capuchons allein dem Adel vorbehalten war; der Bürgerstand durfte diese Farbe nicht wählen. Er mußte sich ferner außerhalb der Schranken halten, die für den Hof bestimmt waren. Auf diesen Redouten ging es sehr wild und oft recht unanständig her. Da jeder Mann und jede anständig gekleidete Frau, wie es scheint, ohne Controle eingelassen wurden, so drängten sich die widerwärtigsten Elemente hinzu. Wenigstens meldete Gleim an Uz: „Auf dem bürgerlichen Platze findet man kein sprödes Mädchen .... Die grobe Wollust hat allenthalben die Oberhand". Im Jahre

1747 wurde verfügt*), daß die Offiziere um 10 Uhr zu Hause sein müßten, weil sie auf der Redoute und anderwärts zu viel Ausschweifungen begangen hatten.

Kann man also schon die ebengenannten Vergnügungen und das Publicum, das sich an ihnen betheiligte, nicht zu den feinsten rechnen, so gab es andere vielbesuchte Zerstreuungen, bei denen Publicum und Vergnügungsart noch weit minderwerthiger waren. Dies waren die öffentlichen Vergnügungslokale, in denen getrunken und getanzt wurde und in denen die Priesterinnen der Venus sich ihre Opfer holten.

„Bosen's Haus**) war der Versammlungsort für die Lustmädchen und ihre Gefährten. Aeußerlich ging es daselbst bei Essen, Trinken und Tanzen ganz ehrbar zu; man mußte den Anstand wahren. Nur Leuten, die eine wohlgespickte Börse besaßen, öffnete Madame Schuwitz***) ihr „angenehmes" Haus." Die Hauptzeit dieser Hohepriesterin war doch wohl erst die folgende Periode, indessen forderte sie schon damals ihre Opfer, die sich später, als die gefällige Dame alt geworden war — noch mehr nach ihrem Tode — an der ehemals sehr Gefeierten rächten. Nach den Schilderungen der Zeitgenossen wurden in den eleganten

---

*) Aus Briefen Krause's an Gleim. (Gl. A.) 20. Dez. 1747. 30. Jan. 1748. In dem letztern heißt es über ein neues Ballet: L'Europe galante (nach Quinault's Dichtung): „Es werden 6 Sängerinnen dabei sein, ohne die Castraten und 20 Sultaninnen, die alle bis auf den Nabel entblößt gehen. Da soll man der Astroa Brustwehr recht zu sehen kriegen."

**) Nach Landolt's Reisejournal.

***) Standrede am Grabe der Madame Schuwitz. Ein Neujahrsgeschenk für Incroyables. Rastadt 1798. Der hier S. 40 genannte Kammergerichtsreferendar und Poet S., auch der Theater S* genannt, der aufgefordert wird, eine Trauercantate zu machen, ist Friedr. Schulz (1769—1845). — Vgl. ferner die in Berl. Neudrucken II, 3 S. XXXVIII fg. genannten Schriften und Gedichte. Außerdem: Der Verfasser der Standrede am Grabe Madame Schuwitz an das Berlinische Publicum Rastadt 1798. Schreiben der Madame Schuwitz an den Verfasser und Verleger ihrer Standrede. Stralau in des Küsters Handbuchdruckerei 1800.

Räumen der Genannten, dem Lieblingsaufenthalte vornehmer Wüstlinge, wahrhafte Orgien gefeiert.

Eines der elegantesten dieser Vergnügungslokale war Vauxhall. Es ist vielleicht das einzige, das schon in dieser Periode seinen Geschichtschreiber gefunden hat*). Aber diese geschichtlichen Notizen lehren eben nicht viel mehr, als daß dort die leichtgeschürzte Muse ihren Einzug hielt und lose Priesterinnen der Venus ihre mühelos zugänglichen Altäre errichteten. Junge und alte Männer der sog. guten Gesellschaft trafen sich hier mit bekannten Buhlerinnen zu Gelage und Tanz; den Neueintretenden wurde es nicht schwer gemacht, Beziehungen anzuknüpfen; die Eingeweihten fanden Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern. Handschriftliche Bemerkungen eines Zeitgenossen setzen in den Stand, die fingirten Namen des Schriftchens mit den wirklichen zu vertauschen: unter einer alten Coquette v. Leerraum war eine Mlle Beauvré verstanden; ein großer Courmacher Frauenhold nannte sich in Wirklichkeit v. Kleist; ein sehr schönes Mädchen Christiane, hieß mit ihrem Vatersnamen Grappendorf; ihre Mutter war eine geborene Lehwald, in deren Salons sich Spieler und sonstige Vergnüglinge, nicht immer lautern Rufes zusammenfanden**).

---

*) Vauxhall's Beschäftigungen im Vauxhall zu Berlin gesammelt von einem Freunde des Vergnügens. 1. Stück. Berlin 1781. Das von mir benutzte Exemplar mit handschriftlichen Zusätzen im Jo. Gy.

**) In einer Anmerkung wenigstens seien aus (Fiedler's) Briefen über die Galanterieen von Berlin auf der Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier Berlin 1782 die „berufensten Tabagieen“ zusammengestellt. Eine sehr feine Stellung unter diesen unfeinen Häusern nahmen Posen und Simon ein (auf letztern Ort beziehe sich Wegeners „Raritäten des Küsters von Rummelsburg.) Dann folgten: der schwarze Kater in der Linienstraße, die rothe Plumpe, die blecherne Kutte, das scharfe Eck und der lahme Gerber, alle vor dem Spandauerthore; der zottige Jude, Heil und Leger in der Französischen Straße; der lahme Frosch in der Jägerstraße; die Traupule in der Bärenstraße; die Talkfabricke in der Kanonierstraße; Müller auf dem Haagischen Platze; die Jäschin in der Falkoniergasse; der goldene Huth, weiße Schwan, der Anker und Hanicken

Zu den beliebten Vergnügungen gehörten auch Schaustellungen wunderbarlicher Art. 1775 machte ein angeblich amerikanischer Tausendkünstler Jakob Philadelphia viel von sich reden. 1776 wird von einem 4¾ Jahr alten Virtuosen Nicolaus Zygmontowsky berichtet*), welcher durch Singen und Spielen — der Theaterzettel gibt nicht einmal an, auf welchem Instrument — diejenigen ergötzte, die auf dem ersten Platz 16, auf dem zweiten 8 Groschen zu zahlen bereit waren. Ein „Kunstspieler“**) Jos. Galle ließ ein „bewunderungswürdiges Frauenzimmer“ sehen, das trotz seiner 13½ Jahr erst 28 Zoll groß war. Er wußte von ihr zu melden: „sie ist grade an allen ihren Gliedern, aber subtile wie ein Kind; sie macht ihre Aufwartung, tanzt wie eine Nürnbergische Bäuerin“. Das Vergnügen war für die Schaulustigen, die von Morgens 8 bis Abends 9 zugelassen waren, nicht theuer; es kostete, je nach den Plätzen 1 bis 4 Groschen, aber „Herren und Dames zahlen nach Belieben“. Derselbe zeigte auch „ein außerordentliches Thier, einen Pison jubatus, den er als „Haupt aller Thiere“ erklärte. Zu seiner Empfehlung sollten die folgenden Worte dienen: „Die Naturgeschichte von diesem Thiere ist gemacht worden von Mons. Buffon, dem ersten Naturkundigen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris“.

Als ein Elephant (der erste?) in Berlin gezeigt wurde, 1777 — 36 Jahre nach dem berühmten Rhinoceros, das täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brot fraß und dazu 14 Eimer

---

auf dem Weidendamm. Laborius und Brautchen in der Friedrichs- und Jägerstraße, Paul in der Schornsteinfegergasse. — Sommerconcerte in öffentlichen Gärten mit mancher Gelegenheit zu geheimer Belustigung boten Tändler in der Friedrichstraße, Krause auf dem Weidendamm. Gewöhnliche Concerte für das geringere Publicum fanden bei Mestack und Schuhmacher in der Landsbergerstraße, Jahn in der Kirchgasse statt.

*) Concertzettel in einem Sammelband des Jo. Gy. Vgl. auch Spener'sche Zeitg. 1776.

**) Theaterzettel, undat., ebenso wie der folgende im Text erwähnte, bei Drucksachen der 1780er Jahre liegend, Jo. Gy.

Wasser trank — hielt sich ein angesehener Schriftsteller J. G. Müchler (vgl. oben, S. 430) nicht für zu gut, eine Geschichte dieses Thieres zu geben, um die Schaulustigen gleichzeitig zu unterrichten*). Sein Bericht war eine ziemlich trockene Zusammenstellung aus den Notizen älterer Autoren und neuerer Reiseschriftsteller über Natur, Wesen, Aufenthalt, Feinde des Elephanten, ein Bericht, dessen Prüfung auf Grund unserer besseren Kenntniß sich gewiß nicht lohnt. Wohl aber dürfte es den modernen Leser, der selbst mitangesehen hat, wie weit die Dressur mit diesen zwar klugen, aber ungelenken Thieren gelangt ist, interessiren, folgende am Schlusse stehende „Nachricht von den Künsten, welche der Elephant, der hier in Berlin im Jahre 1777 gezeiget worden, gemacht hat", zu lesen.

„1. Machte er den Zuschauern mit seinem Rüssel ein Compliment. 2. Nahm er ein Stück Brod auf dem Kopf. 3. Nahm er ein Stück aus der Tasche seines Kornacks oder Führers, und zwar aus welcher er ihn befahl. 4. Nahm er drey Stück Geld von der Erde, ließ es fallen, und auf Befehl nahm er es wieder auf, und steckte selbiges in die Tasche seines Wärters. 5. Nahm er seinen Wärter den Huth ab, drehete ihn mit dem Rüssel um, und setzte ihn wieder auf. 6. Nahm er eine Bouteille mit Punsch oder Wasser, zog den Stöpsel heraus, ließ den Trunck in den Rüssel laufen, trank ihn aus und gab die leere Bouteille wieder, ohne sie zu zerbrechen. Zum Beschluß macht er den Zuschauern nach indianischer Art sein Compliment".

Für den ruhigen Bürger, der ohne rauschende Vergnügungen und ohne zweifelhafte Kunstgenüsse sich erholen und zerstreuen wollte, war durch mannigfache Locale gesorgt, in denen es einen guten Trunk gab. Wirthshäuser, nach ihrer Vornehmheit in drei Klassen getheilt, gab es — nach Nicolais Aufzählung — 42.

*) Geschichte des Elephanten, bey Gelegenheit des hier in Berlin angekommenen merkwürdigen Thieres, beschrieben. Nebst der Abbildung desselben. Berlin 1777. Zu finden in der Lange'schen Buchhandlung, dem Königl. Schlosse gegenüber. 45 SS. 8°.

Von ihnen war das vornehmste die Stadt Paris; von jungen Leuten*) wurde die „Stadt Rom" wegen der Schönheit der Wirthstochter Mamsell Christel bevorzugt. Die Mittagszeit war 1/2 2. Manchem Fremden erschien dies recht spät; er klagte über den kurzen Nachmittag. Auch die Qualität des Essens behagte den Süddeutschen nicht. Die Taxen für Wohnung, Essen und Trinken waren mäßig; in den Wirthshäusern und Speisehäusern erster Klasse kostete Mittag- und Abendessen 16 bez. 12 Gr., in Herbergen untergeordneter Art 1 Gr. 6 Pf. Die Preise für Wein waren außerordentlich gering: französischer Wein wurde die „Quartbouteille" durchschnittlich mit 10 Gr. bezahlt, Rheinwein dagegen kostete das drei- und vierfache. An Kaffeehäusern, in denen auch Billard gespielt, an Kaffeegärten, in denen im Sommer auch Wein, Bier und kalte Küche verabreicht wurde, war kein Mangel. Dagegen scheint es eigentliche Bierhäuser nicht gegeben zu haben. Dies und der Umstand, daß es für Bier einen feststehenden Preis nicht gab, sondern daß jedes halbe Jahr eine neue Taxe veröffentlicht wurde, scheint zu beweisen, daß der Biergenuß damals keineswegs allgemein war. Berliner Biere gab es so gut wie gar nicht; die am meisten getrunkenen Biere stammten aus Berlins unmittelbarer Nachbarschaft**).

---

*) Dies und das Folgende nach Landolts Reisejournal.

**) Die folgende tabellarische Zusammenstellung aus dem Jahre 1745 ist dem „Bär" Jahrg. 15 Nr. 12 entnommen. Es kostete:

Brühan	das Quart	1	Gr.	6	Pf.
Cotbusser Bier	"	"	1	"	4	"
Crossener	"	"	1	"	6	"
Garley	"	"	1	"	6	"
Zerbster	"	"	1	"	8	"
Lebuser	"	"	1	"	5	"
Bernauer	"	"	1	"	—	"
Ruppiner	"	"	1	"	—	"
Brandenburger	"	"	—	"	10	"
Fürstenwalder	"	"	—	"	10	"
Cüstriner	"	"	1	"	3	"

Um sich die übliche und nothwendige Stärkung zu verschaffen, bedurfte der solide Bürger gewiß keiner pekuniären Beihülfe. Wollten aber die vorhandenen Mittel für Extragenüsse nicht ausreichen, so glaubte auch schon der Berliner des 18. Jahrhunderts durch Spiel die etwaigen Lücken ausfüllen zu können.

Wie sehr in Berlin der Spielwuth gefröhnt wurde, ersieht man aus einer Zusammenstellung der bei dem Kaufmann Fromery (1749) vorräthigen Loose. Da gab es die Berliner Tapeten- und Geld-, die Bodensche Haus-, die Französische Armen-, die Potsdamsche Waisenhaus-, die Uhren- und Geld-, die neue sechsklassige, die Geld- und Galanterie-, Geld- und Bücher-, die Bandemersche, die Burgsche, die Breslauer Galanterie- und Waaren-, die Clever, Gesundbrunnen-, die Glogauer Bildercabinett-, die Magdeburgische teutsche Wallonische, die Französische Armen-Lotterie. Die wenigsten dieser Lotterieen hatten nur eine Klasse, die meisten drei bis sechs; der Einsatz schwankte zwischen 6 Gr. und 1 Thlr., betrug aber bei manchen Klassen 6 Thlr.

Um dem Uebel der auswärtigen oder ausländischen Lotterieen zu steuern, die häufig genug untersagt wurden und um die Staatseinnahmen zu erhöhen, wurde alsbald nach dem siebenjährigen Kriege eine Landeslotterie eingerichtet, wozu der Italiener Calzabigi den Plan entwarf.

Etwas anderes war die Berliner Klassenlotterie. Sie bestand (1781), wie man z. B. aus einem Plane entnehmen kann, aus 5 Klassen. Im Ganzen war sie in 16000 Loose eingetheilt, die, gemäß der Anzahl der Gewinne (1—4: 600, 700, 800, 1000) in den einzelnen Klassen, auf 15400, 14700, 13900,

---

Carthäuser	das Quart	1	Gr.	6	Pf.
Cöp(enicker) Moll (?) . .	„ „	1	„	—	„
Kuffen-Bier	„ „	1	„	2	„
alh(iesiges) Weiß-Bier . .	„ „	—	„	5	„
Gersten-Bier	„ „	—	„	5	„

12 900 herabgingen. Die letzte Klasse hatte 5120 Gewinne. Der Einsatz begann mit einem Thaler und wurde in jeder einzelnen Klasse um je einen Thaler höher. Die niedrigsten Gewinne waren 6, 10, 15, zweimal 18 Thaler, die höchsten 1000, 1200, 1500, 2000, 10 000. Außerdem gab es acht Prämien, die zwischen 50 und 100 Thalern Werth hatten, im Gesammtbetrage von 625 Thalern. Sie wurden den ersten und letzten Nieten und denen unmittelbar vor dem Hauptgewinn gewährt. Einnahme und Ausgabe schließen mit 211 000 Thalern ab.

Durch diese beiden Beispiele, die den Berliner Zeitungen gegen Anfang und Ende unserer Periode entnommen sind, ist die Spielsucht gewiß erwiesen, die übrigens durch unverwerfliche Zeugen*) bestätigt wird. Um so auffälliger ist daher eine Aeußerung Nicolais**) (an Gebler 1772): „das Lottoglück dürfte wohl bloß deswegen in Berlin nicht aufgeführt werden, weil das Lotto von dem Theile des Publici, der in dem Schauspielhause den Ausspruch thut, gehasset wird. Man hat dies an dem Lotteriespieler des jüngeren Lessings gesehen, der bei der ersten Vorstellung fiel. Die Unterthanen, denen gewisse Einrichtungen mißfallen, bezeugen ihren Unwillen wenigstens da, wo sie ihn bezeugen können." Man ist versucht, in diesen Worten mehr eine Ausrede zu sehen, mit welcher der schlaue Berliner die Verwendung für das schwache Stück des Wiener Staatsmannes ablehnte; denn, wenn K. G. Lessings „Lotteriespieler" 1769 abgelehnt wurde, so lag es, wie der mitleidslose Bruder urtheilte, nicht am Stoff, sondern an des Stückes „platter Schwatzhaftigkeit und dem Mangel alles Interesses".

Suchten sich Berlins Bewohner nach gethaner Arbeit gern

*) König, der dieser Zeit nahe genug stand, V, 2, 301 fg. Der Band erschien 1799. Vgl. das. I passim das Register. Die Privatlotterieen wurden 1775 verboten. Vorher waren zur Errichtung des Doms und der Realschule Lotterieen gestattet gewesen. Die erste Klassenlotterie ist von 1740.

**) R. M. Werner a. a. O. S. 33, E. Wolff, K. G. Lessing S. 38—40.

zu zerstreuen, so dachten sie im Ueberfluß freudig und reichlich der Nothleidenden. Jede Kirchengemeinde hatte ihre besonderen Armenanstalten. Stipendien, Aussteuer-Sterbekassen gab es in reicher Anzahl; das kgl. Berlinische Armendirectorium nahm sich in weitem Umfange der Armen an und versorgte, seinen Mitteln entsprechend, die Armen mit den nöthigen Bedürfnissen. Es veröffentlichte jedes Jahr die Zahl der von ihm verpflegten Armen; im Jahre 1777 waren es 5489 Personen.

Regelmäßig an die Oeffentlichkeit trat in den letzten Jahren dieses Zeitraums je eine deutsche und französische Gesellschaft, indem sie ihre Aufgabe dahin specialisirte, die Nothleidenden mit Brennholz zu versorgen. Erstere Gesellschaft wurde am 13. November 1779 begründet*); an ihrer Spitze standen Commerzienrath Ulrici, Prediger Ambrosi, Herr von Meierfeld. Sie ebenso wie ihre französische Schwester wirkten viele Jahre sehr segensreich. Ihre Mitglieder suchten die Armen in ihren Wohnungen auf und verfuhren nach der Auskunft glaubwürdiger Personen. Die Holzdarbietungen erfolgten im Jahre 1780 an 255, im Jahre 1783 an 638 Familien. Das zum Ankauf nöthige Geld vermehrte sich in ähnlicher Weise; gegen 661 Thlr. 16 Gr. im Jahre 1780, war 4 Jahre später eine Summe von über 2000 Thlrn. zur Verwendung vorhanden. Die nöthigen Geldsammlungen wurden beim Beginne des Winters eingeleitet durch sehr bewegliche, die Noth der Armen und die Freude des Spendens schildernde Gedichte, die in den Zeitungen veröffentlicht wurden und meist vom besten Erfolge begleitet waren.**)

Außer dieser echten nicht viel Worte machenden Wohlthätigkeit kennzeichnete die Berliner, wie ja heute noch, eine stark ausgesprochene Gutmüthigkeit. Diese rief eine Eigenschaft hervor, die mit dem Zunehmen der Bevölkerung, vielleicht auch in Folge veränderten Temperaments immermehr verschwindet, die dem

*) Näheres vgl. Berl. Monatsschr. 1784, III, S. 158 ff.

**) Eine Probe dieser Dichtung s. Geiger, Vortr. u. Vers. S. 158.

Reisenden im nördlichen und südlichen Europa so angenehm entgegentritt und den Aufenthalt in jenen Ländern sehr erleichtert: die Höflichkeit und Dienstfertigkeit Fremden gegenüber. Ein Beispiel dafür, aus dem Jahre 1749, das Büsching erzählt, mag für viele gelten: „Als ich am 10. Dez. unter starkem Schneegestöber und kaltem Wind ausging, um Sucro zu besuchen und in der Brüderstraße, nahe bei der Peterskirche war, bat ich einen bei mir vorübergehenden Mann, mir zu sagen, wo die Roßstraße sei. Sogleich erbot er sich, mich nach derselben hinzubringen. Dieses verbat ich, weil ich glaubte, daß der Mann durch diesen Gang etwas verdienen wolle und die Straße nahe sein müßte (wie sie es auch ist.) Er antwortete aber, es sei seine Pflicht und Freude, seinem Nächsten zu dienen . . . Ungeachtet des beschwerlichen Wetters und Weges ging er mit mir in die Roßstraße, ja er suchte das Haus, in welchem Sucro wohnte, und in diesem desselben Stube, auf und nachdem er mich zurecht gewiesen hatte, verließ er mich mit freundlichem Gesicht und Segenswünschen."

Neben solcher Gutmüthigkeit und Höflichkeit gab es genug schlichte Bürgertugend, die keine Belohnung suchte, aber gelegentlich doch solche fand. So wurde ein Schlächter G. E. Teichmann gerühmt*), der (1777) das Haus des Kaufmanns Krüger kaufte, nachdem er gehört, daß das Haus zur Bezahlung der Schulden des Verstorbenen verkauft werden müßte. Er nahm nur den aufgewendeten Kaufpreis von 4225 Thlr. zurück, als einige

*) Nachricht von einer schönen That. Berlin 1781. (Jo. Gy.; ebenso die folgenden Schriften.) Vorn das Bild des Schlächters. Auf Titel und Rückseite Vignette, die ihn in seinem Laden und den Moment darstellen, wie er der Frau einen Beutel in die Hand drückt. — Vgl. außerdem: Dem Prinzen Friedrich von Braunschweig gewidmetes Supplement zum zweyten Stück der Chronika von Berlin. Die Anekdote vom Schlachter Teichmann betreffend. Nebst der Silhouette des Prinzen. Berlin den 1. Apr. 1781. Ferner die Gegenschrift: Etwas zur Nachricht von einer schönen That 1781. Die „edle That" wird auch im Beytrag zur Chronika von Berlin, 2. Stück, Berlin 1787 S. 46 fg. gefeiert.

Jahre später ein Speisewirth George das Haus für 6500 Thlr. erwarb, überließ den Mehrbetrag der Frau, von der er während der Zeit, daß er Eigenthümer war, nur die Zinsen der Kaufsumme als Miethsgeld genommen hatte, um sich dadurch für eine Forderung von 400 Thlr., die er an den Verstorbenen hatte, bezahlt zu machen. Freilich gab es Andere, welche die Sache wesentlich anders darstellten und den edelmüthigen Bürger als einen geschickten Geldmann hinstellten, der durch Darreichung einer gut verzinsten Hypothek ein anständiges Geschäft gemacht hatte.

Erfährt man so gelegentlich etwas von dem Preise eines Hauses, vermuthlich eines kleinen, da es von jener Wittwe allein bewohnt wurde, so ist man über die Miethspreise der Wohnungen wenig unterrichtet. Die Zeitungen melden von freien Wohnungen, geben aber selten die Zahl der Zimmer an und fast niemals den Preis. Es ist wahrscheinlich*), daß mit dem zunehmenden Luxus auch die Lust an größeren und daher theueren Wohnungen stieg; in einer gelegentlichen Notiz (Berl. Monatsschr. II, 457) wird berichtet, es sei nichts seltenes, daß eine einzige Etage, besonders in der Nähe des Schlosses, für 3 bis 400 Thlr. und darüber vermiethet werde.

Eine saubere Stadt war Berlin nicht. Alle früheren Versuche, eine regelmäßige, gründliche Straßenreinigung einzuführen, hatten keinen ernsten Erfolg gehabt. Nicht ohne Witz beleuchtete ein Süddeutscher**) diese Zustände: „Bei nasser Witterung' sind die Stiefel in dieser Königlichen Stadt ein eben so unentbehrliches Ding als bey Tisch der Löffel, um Suppe zu essen. In andern Städten pflegen die Straßen noch alle Woche gereinigt zu werden; in Berlin hält man damit die Ordnung, wie in den öffentlichen Schulanstalten mit der zahlreichen Jugend, die reglementsmäßig alle halbe Jahre purgiren muß. Bei trocknem

*) Vgl. König V, 2, S. 304 fg., V, 1, S. 159. 272.

**) Hebe. Ein Pendant zum Ganymed. Germanien 1782. (Verf. Jos. Winckler, Nürnberg.) S. 29 fg.

Wetter dagegen möchte man ein Mittel wünschen, die Augen zu beharnischen, so wie nach einem guten Regen ohne geharnischte und bestiefelte Füße kein Durchkommen ist. Ganze Wolken von Staub geben den auf den Spaziergängen wandelnden Menschenkindern das Ansehen der Götter, wenn sie, in Wolken gehüllt, dem Auge der Sterblichen ihren Glanz verbergen". Selbst gute Berliner, wie die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift (II, 465) nehmen nur die Gegend von Kölln und die höher gelegenen Theile der Friedrichstadt von der allgemeinen Schmutzregion aus.

Diesen Zuständen entgegenzutreten, versuchte Tobias Faudel aus Straßburg i. E.*). Er legte (21. Nov. 1775) einen Plan zur Straßenreinigung nach dem in seiner Vaterstadt gebräuchlichen vor, wodurch 5000 Thaler für die königlichen Kassen erspart und viele Invaliden beschäftigt werden könnten. Die Kosten des Unternehmens, dessen Leitung er beanspruchte, berechnete er für 150 Karren, ebensoviele Knechte, — die existirenden 25 Karren sollten dem Unternehmer umsonst überlassen werden — 30 Schirrmeister und Aufseher, 50 Weiber auf den öffentlichen Plätzen, mit 5110 Thaler. Diese sollten dadurch aufgebracht werden, daß jeder Wirth, der 5000 Berliner Häuser — die 1180, die mehr existirten, wurden nicht besteuert, weil sie in ungepflasterten Straßen lagen — je nach der Größe seines Hauses zwischen 12 Groschen und 1 Thaler 10 Groschen jährlich, daß ferner jedes einfahrende Fahrzeug (Schiff oder Wagen) 3 oder 6 Pfennig Straßenreinigungsgeld zahlen und daß das Fehlende aus dem königlichen Fonds entnommen werden sollte, der bisher 6740 Thlr. 12 Groschen betrug. Das Hausgesinde müßte täglich, im Sommer vor 8, im Winter vor 9 den Staub in Haufen zusammenfegen, der dann täglich abgeholt würde; zweimal in der Woche sollten die Rinnsteine aufgemacht und gesäubert werden. Faudel's Plan

*) Das Folgende nach den Akten des G. St. A. Tit. CXV sect. W. No. 1.

wurde einfach verworfen, weil er „zu starke Anlage an die Häuser mache". Daher wollte Faudel für die bisher bewilligte Summe, unter Stellung einer Caution, die Abfuhr des Straßenkoths übernehmen, die fürstlichen Gärten umsonst mit Dünger versorgen, die Eisfuhren für den Hof und für die städtische Eisgrube zum Gebrauch der Fleischer übernehmen, die öffentlichen Plätze und Brücken nicht nur einmal wöchentlich, wie es bisher geschehen, sondern so oft man wolle, reinigen lassen, und sich mit den Wirthen wegen der Müllabfuhr vergleichen, die von diesen privaten vergeben würde. Trotzdem blieb es beim Alten, besonders auf Beschwerden der Interessirten, z. B. der Schmiede, die das Eigenthumsrecht der alten Karren besaßen und diese nur auf zweijährige Pacht überlassen wollten. Hindernd war wohl auch das Entgegentreten von Industrierittern, z. B. eines Kaufmanns J. M. Dieterich, der für die Ueberlassung eines Geheimnisses, mittelst dessen 50 000 Thaler verdient werden könnten, das Unternehmen der Straßenreinigung und große Summen beanspruchte. Faudel beschwerte sich aufs Bitterste (11. Mai 1777) und schob die Schuld seines Mißlingens auf die Polizei-Unterbedienten. Er gab an, daß er bereits Stroh gekauft, Felder und Wiesen gepachtet habe, er wies auf die ihm ertheilten trefflichen Zeugnisse hoher Beamten hin und bemerkte „das ganze Publicum freut sich dieser neuen Einrichtung halben und jedermann wünscht bald den Anfang derselben, sowie es auch die Circulaires, die ich in Ansehung der Wegschaffung des Müls aus ihren Häusern herumgehen lassen, mit solchen Ausdrücken unterschrieben, daß der allgemeine Beifall darans zu ersehen". So ungünstig die Sache für Faudel zu liegen schien, so erhielt er doch gegen eine Caution von 1200 Thalern den Contract (9. 24. Juni); am 28. Juli 1777 wurde ein „Avertissement oder Verordnung das Gassenreinigungswesen betreffend" erlassen.

Trotz der Neuordnung wurde die Sache nicht wesentlich besser. Die Gründe dazu lagen in dem mangelnden Entgegenkommen der Hauswirthe, in der schlechten Aufsicht der Polizei,

in den ungebührlichen Forderungen, die man an den Unternehmer stellte, der sich bald mit Corsika verband (später übernahm der Inspector Schwan den Contract), endlich wohl auch in den geringen Mitteln, über die dieser verfügte. Es kam zu Klagen und Beschwerden. Das Polizeipräsidium erhielt einen Verweis über die fortdauernde Unsauberkeit (18. April 1778). Faudel entschuldigte sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe damit, daß er im Auftrage des Gouverneurs Fourage und Kanonen habe wegfahren müssen (22. April). Die Bewohner der Pankow-Gasse (zwischen Heilige Geist- und Spandauer-Straße) beschwerten sich darüber, daß bei ihnen seit sechs Wochen nicht reingemacht worden sei (17. Mai). Derartige Beschwerden vermehrten sich; auf eine solche antwortete der Unternehmer, nach aufgegangenem Froste hätten zuerst die kleineren Straßen abgemacht werden müssen, dann kämen die größeren an die Reihe; auf eine andere, er werde mit Kanonen- Erd- und Schuttfahren am Hallischen und Cottbuser Thor so belästigt, daß er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen könne. (März, April 1780). In einer solchen Beantwortung werden von dem neuen Unternehmer Schwan 36 neue Karren und 48 alte als Bestand angeführt. Dieser muß seine Rechnung bei der Sache gefunden haben, denn er wollte 1782 die Erbpacht erhalten oder den Contract auf 15 Jahre verlängern. Aber die von ihm geschaffenen Zustände unterschieden sich nicht wesentlich von den früheren. Am 15. November 1781 erklärte das General-Directorium, es sehe in den Straßen so entsetzlich aus, „daß die Fußgänger in Gegenden, wo starke Passage ist, fast gar nicht mehr fortkommen könnten"; im December 1781 erhielten zwei Polizeimeister die besondere Aufsicht über das Gassenreinigungswesen, wodurch eine kleine Besserung erreicht wurde; am 2. September 1785 mußten in einem neuen Publicandum alte Uebelstände gerügt und ihre Abstellung dringend gefordert werden.

Vielleicht war diese Verfügung unmittelbare Folge nachstehender, damals in den Zeitungen veröffentlichten, „Bittschrift

eines Dreckhaufens an die Polizey, eingereicht am Sonnabend" (König V, 1, 440):

Ich armes Häuflein Dreck
Lieg' hier wie Du's befohlen,
Seit Montag wie auf Kohlen;
Und Niemand holt mich weg!
O! Mutter Polizey!
Sey flehentlich gebeten,
Laß' mich nicht ganz zertreten,
Ich fließe schon wie Brey.
Kaum bin ich noch ein Hauf',
Soll ich auf deinen Karren
Hier noch acht Tage harren,
Lößt sich mein Wesen auf.

Außer durch den Schmutz wurde der Verkehr auf den Straßen durch die sog. Appareils und Krambuden erschwert. Gegen beide erfolgte in den 70er und 80er Jahren ein förmlicher Sturm. Aber jene, d. h. die erhöhten Rampen vor den Thorbögen der Häuser, die oft den ganzen Bürgersteig einnahmen, sämmtliche Passanten also nöthigten, den schmutzigen Fahrdamm zu benutzen, wurden erst durch eine Verfügung vom 5. März 1787 verboten, diese nach manchen früheren erfolglosen Befehlen definitiv am 20. Juli 1787 untersagt*). Diese Krambuden verunzierten die schönsten Plätze, verengten den Bürgersteig, hinderten die Aussicht auf schöne Gebäude, machten, wie bei der Petrikirche und dem Molkenmarkt, die Durchfahrt beschwerlich und erwirkten auf Brücken, z. B. der Roß- und Gertraudtenbrücke, überaus gefährliche Zustände. Man bemühte sich in jener Zeit**) vergeblich, Brücken und Plätze von dieser

*) Vgl. Berl. Monatsschr. XII, 1788, S. 150 ff.

**) G. H. A. B. v. Lamotte: Gedanken von der Schädlichkeit der großen und unbeweglichen hölzernen Krambuden, wie auch der hölzernen Brücken über den Rinnen in den Straßen der Städte, 1775. — Derselbe: „Ueber die hölzernen Krambuden in Berlin." Berl. Monatsschr. 1787, X. Band, S. 166—172.

Last zu befreien, die Buden in die Behrenstraße längs der Gartenmauern zu verlegen, vor Allem dahin zu wirken, daß Victualien, Kurz- und Galanteriewaaren in solchen Buden nicht mehr feilgehalten, daß die hölzernen durch steinerne ersetzt, die vorhandenen aber nicht mehr zu Wohnungen benutzt werden sollten.

Der Straßenschmutz und die ebenerwähnten Belästigungen der Passanten mußte es den Vermögenderen, die doch nicht in der Lage waren, sich eigenes Gefährt anzuschaffen, räthlich erscheinen lassen, sich nach Transportgelegenheiten umzusehen. Die unter Friedrich Wilhelm I. gestatteten Fiaker hatten sich nicht bewährt; die Besitzer der zwei am Schlosse stehenden Sänften (Portechaisen), die Sänften und Privilegien vom vorigen Könige erhalten zu haben behaupteten, erklärten, manchmal in vier Wochen keinen Dreier einzunehmen. Trotzdem fand sich 1779 ein ehemaliger Lieutenant Clair*), der das Sänftenwesen neu beleben wollte. Er gerieth freilich in Schulden; ein Kaufmann Aschenborn machte das Unternehmen wieder flott und erhielt es einige Jahre. Der Plan, auf den am 24. Juni 1779 dem Erstgenannten das Privilegium ertheilt, und der anfänglich auch wirklich ausgeführt wurde, war folgender: Es wurden 50 Sänften angeschafft, für deren jede zwei Träger bestellt waren. Sie wurden an 21 Stellen: am Opernhause, vor den Palais, den Rathhäusern, an Brücken, an einzelnen Kirchen, am Kammergericht aufgestellt. Für einen gewöhnlichen Curs in einem Stadtviertel wurden 2 Gr., in zwei verschiedenen 4 Gr., hin und zurück mit halbstündigem Warten 6 Gr. bezahlt; Warten wurde viertelstündlich mit 1 Gr. berechnet. Nachts, d. h. October bis April bis 6, Mai bis September bis 9 Uhr, wo jede Sänfte mit zwei Laternen beleuchtet wurde, war Trage- und Wartegeld um ein weniges erhöht. Die Kleidung der

---

*) G. St. A. Tit. CXV. sect. k. No. 4. Eine Notiz bei König V, 1, S. 386.

Träger sollte im Sommer ein grauleinenes Collet mit blauen Aufschlägen und einer Mütze sein, worauf die Nummer der Sänfte stand, im Winter ein blauer Surtout mit rothen Aufschlägen. Der Unternehmer berechnete seine jährlichen Kosten auf 7950 Thaler, wozu wohl eine monatliche Abgabe von 4 Gr. pro Sänfte an die Magistratskämmerei gehörte, die er bei 60 auf 6, bei 80 auf 8 Gr. zu erhöhen versprach. Aber obgleich von dem Fortgang des Unternehmens und der Zufriedenheit des Publicums geredet wird, so hatte die Sache doch keinen rechten Erfolg. Zu den vielen Unannehmlichkeiten und Processen, die der Unternehmer hatte, gehörte auch folgende kleine Episode. Unter den aufgenommenen Inspectoren war auch ein jüdischer, Pick. Dieser hatte bei dem halben Krach des Unternehmens eine Sänfte als Pfand behalten und erbat, um diese zu nutzen, die Erlaubniß, 10 Jahre lang tragen zu lassen. Doch wurde diese Bitte als der Clair'schen Concession zuwiderlaufend abgelehnt, und diese Ablehnung aufrechterhalten (29. Januar, 19. Februar 1783), trotz der Angabe des Petenten, er sei von vornherein „angenommen worden, um die Judenschaft tragen zu lassen".

Die gänzlich ungenügende Straßenbeleuchtung, über die schon in den früheren Zeiträumen geklagt worden war, hatte sich nicht gebessert. Damit hing zusammen, daß die öffentlichen Sicherheitszustände sehr viel zu wünschen übrig ließen. Zeugniß davon gibt ein Edict vom 15. December 1763. Es besagte, daß, da die Nachtdiebstähle immer häufiger wurden, ein Jeder gehalten sei, Nachts auf den Straßen mit einer Fackel oder Laterne zu gehen, widrigenfalls er bestraft werden sollte. Aus dem Jahre 1747 gibt es eine interessante Nachricht (Ramler an Gleim), daß in Berlin eine große Diebesbande ihr Wesen treibe. Der Anführer verkleidete sich als Schornsteinfeger, wurde, da er aus einem Kamin herausstieg, verhaftet, schlitzte sich den Bauch auf und starb. Ramler berichtete auch, daß bei einem von Herrn von Bielefeld gegebenen Diner sich Diebe unter die Lakaien mischten und das gesammte Silberzeug forttrugen. Besonders

berüchtigt war ein Dieb Käsebier, der am 30. September 1748 öffentlich ausgestäupt wurde*). Der Name dieses Diebes wurde so populär, daß die Karschin noch 1784 eine Diebesgesellschaft als die „Bande des neuen Käsebier" bezeichnete. Bei dieser Gelegenheit jammerte sie, „daß die Räuberei in Berlin in nicht viel kleinerem Ansehn als zu Paris oder zu London sei"**).

Solche Uebelstände waren in erster Linie durch die mangelhafte Nachtwache verschuldet. Diese***) „besteht aus einer Anzahl in alle Straßen vertheilter, mit Spießen und Seitengewehr gewaffneten Nachtwächter. Sie rufen alle Stunden der Nacht ab, wie hoch es an der Zeit sei und stoßen dabei ins Horn, bei einer vorfallenden Feuersbrunst geben sie ein besonderes Zeichen." Ein charakteristisches Beispiel, das beweist, wie schwer es hielt, in dieser Sache Besserungen einzuführen und das zugleich interessante Einzelheiten kennen lehrt, sei hier aus den Akten mitgetheilt†). Am 10. September 1775 stellte der „Oberbäckmeister" Mitschke vor, man möge im Voigtlande (Rosenthaler Vorstadt) zwei Nachtwächter anstellen. Da ein solcher jährlich 48 Thlr. erhalte, so könne die erforderliche Summe durch eine Auflage auf die Wirthe und Miether zusammengebracht werden, die für die ersteren 8 bis 12 Gr., für die letzteren 4 Gr. betrage. Auf Grund dieser Bitte machte der Stadtpräsident Philippi den Vorschlag, von den 123 Hauseigenthümern 1 Gr. 6 Pf., von den 267 Miethsleuten monatlich 6 Pf. Brunnen- und Nachtwachtgeld zu erheben, auch in jenen Stadttheil eine Spritze hinzuschaffen, die aber nicht in einem besonderen Spritzenhause aufbewahrt, sondern miethsweise für 12 Thlr. jährlich

*) Letztere Notiz König V, 1, S. 116. — Ueber andere Diebstähle und deren Bestrafung das. S. 104. 136. 154. 259. 290. 358.

**) An Gleim Z. f. preuß. Gesch. XII, 720.

***) Ich bediene mich der Worte Nicolai's I, 309, als des einzigen existirenden Berichts.

†) G. St. A. Tit. CXV sect. 1. Colonistensachen 2. Rosenthaler Vorstadt.

untergebracht werden solle. Darauf entgegnete die churmärkische Kammer, daß die vor dem Rosenthaler Thore angesiedelten Gärtner noch in einem Freijahre lebten, sich daher zu einem Beitrage für Unterhaltung der Nachtwächter schwerlich verstehen würden; doch würde, da das Voigtland nicht weitläufig bebaut sei, ein Nachtwächter genügen. Wirklich verweigerten, wie aus einem Berichte Philippi's (26. Febr. 1776) hervorgeht, die Gärtner jede Zahlung; die Eigenthümer jedoch waren, bis auf einzelne arme, zur vorgeschlagenen Zahlung bereit; die Miethsleute dagegen, Tagelöhner, Maurer, Zimmergesellen, Kupferschmiede, Handlanger, Spinner, Wollkämmer, Invaliden waren insgesammt nicht im Stande, eine Zahlung zu leisten. In Folge davon würde, wie Philippi ausrechnete, nur eine jährliche Summe von 81 Thlr. 18 Gr. aufgebracht werden können; daher sollte der König gebeten werden, die zur Besoldung zweier Nachtwächter, nebst jährlicher Kleidung, sowie den nöthigen Anschaffungen als Hörner, Pfeifen, Spieße noch fehlenden 30 Thlr. als Zuschuß zu geben. Diese Bitte wurde abgelehnt. Daher sah sich Philippi genöthigt, die armen Leute, die nach der Meinung der churmärkischen Kammer sich zu einer winzigen Abgabe verstehen sollten, um ihr geringes Eigenthum zu schützen, zu einem Beitrage heranzuziehen, berechnete diesen aber im günstigsten Falle auf 11 Thlr. jährlich, beantragte daher, die Equipirung der Nachtwächter von der Nachtwachtkasse zu übernehmen (12. Aug.). So geschah es denn; die Nachtwächter, deren Thätigkeit in dem entlegenen Viertel ebensowenig verlockend war, wie ihre Besoldung, wurden angestellt. Kaum war jedoch die Anstellung erfolgt, als Eigenthümer und Miether mit ihren Zahlungen Schwierigkeiten machten. Philippi, der solches berichtete, stellte dabei den Antrag (22. Jan. 1777), zwei „Verordnete" mit einem jährlichen aus der Nachtwachtkasse zu zahlenden Gehalte von 10 Thalern zu ernennen, um auf die flottirende Bevölkerung ein Auge zu haben und über ihre Verhältnisse von Zeit zu Zeit zu referiren. Doch wurde dieser Vorschlag, der nur Kosten gemacht,

aber keinen greifbaren Vortheil geboten hätte, abgelehnt; die Beamten walteten, wie es scheint, ungestört ihres Amtes.

Die Bestimmungen früherer Zeit über das Feuerlöschwesen blieben auch in dieser Periode in Kraft. Von verheerenden Feuersbrünsten wird nichts berichtet; auch die früher so häufig in Folge des Einschlagens von Blitzen entstandenen Feuerschäden wurden seltener, seitdem man unter besonderer Mitwirkung von Achard und Herz angefangen hatte, Kirchen, öffentliche Gebäude und Privathäuser mit Blitzableitern zu versehen. Aber die Löschvorrichtungen waren ungenügend, die Theilnahme der Bedienungsmannschaft unsicher. Selbst wenn das Löschen prompt vor sich ging, wurde nur die Weiterverbreitung des Brandes gehindert, Leib und Leben gesichert; die Betroffenen jedoch, die nicht rasch genug ihre Habseligkeiten retten konnten, hatten keinerlei Ersatz zu erwarten. Solchen Ersatz zu schaffen, war nur den Feuersocietäten möglich, deren Errichtung schon Leibniz in Aussicht genommen hatte. (Vgl. oben, S. 92). Jedoch dieser Plan war, wie viele ähnliche desselben Meisters, unausgeführt geblieben. Nun kam man mehr als zwei Menschenalter später, auf den alten Gedanken zurück, nachdem von Regierungswegen für die Gebäude eine königliche Assecuranz-Compagnie eingerichtet worden war. (31. Januar 1765).*) Aber auch diese Pläne waren nicht von Erfolg begleitet.**) Am schnellsten wurde der erste von dem Inspector Rosenberg angeregte (11. Febr. 1782), zurückgewiesen. Auf seinen Antrag, jeder Miether solle zur Bildung eines Fonds zur Feuerassecuranz vierteljährlich 6 Pf. zahlen, entgegnete der Magistrat, daß solches „auf keine Weise annehmlich, vielmehr dem Publicum nachtheilig“ sei und setzte zur Erklärung hinzu, daß jetzt jeder Miethsmann, sobald das Feuer ausbreche, sich in seinem eignen Interesse mit Löschen beschäftige; er werde sich darum aber gar nicht bekümmern, sobald

*) Vgl. Nicolai I, 344 fg.
**) G. St. A. Tit. CXV, sect. m. Nro. 12.

er bei einer Assecuranz nur gewinnen könne. Drei Jahre später (6. Dec. 1785), traten angesehene Berliner Kaufleute: Seidenburg, Ebart, Heyl, Catel, Béringuier u. A. unter eingehenderer Darlegung der Verhältnisse mit einem ähnlichen Gedanken hervor. Sie überreichten, in Anbetracht dessen, daß durch Feuersbrünste oft ganz vermögende Leute an den Bettelstab gebracht würden, den Entwurf zu einer Feuersocietät oder „zu einer Gesellschaft vereinigter Freunde zur Unterstützung und Wiederaufhelfung durch das Feuer verunglückter Handlungstreibender Mitbürger.“ Die Gesellschaft sollte in vier Beitragsklassen zu 20, 10, 5 und 3 Thlr., mit einem kleinen Aufschlag zur Deckung der Verwaltungskosten, zerfallen; der Eintritt in die einzelnen Klassen sollte nicht frei gewählt werden, sondern sich nach der Art des Geschäfts und nach dem Orte richten, wo die Waaren untergebracht waren. An die Spitze der einzelnen Klassen sollten Vorsteher treten, die von den Mitgliedern zu wählen waren, die die Geschäfte besorgen mußten u. A. auch das Recht besaßen, die außer der Wohnung liegenden Waarenläger zu inspiciren. Die Mitglieder hatten sich beim Eintritt eidlich zu verpflichten, kein Feuer böswillig anzustecken und den Schaden nicht zu hoch anzugeben; in Concurs gerathene Mitglieder mußten austreten. Nur Mobilien und Waarenlager wurden angenommen; dagegen weder Häuser noch Juwelen, noch Gold und Silber, noch Dokumente. War der Schaden geringer als die Einlage des Verlierenden, so wurde er voll bezahlt, war er größer, so erhielt der Betroffene nur seinen Beitrag, außer wenn durch Ausschreibung neuer Beiträge die grade vorhandene Summe beträchtlicher wurde.

Dieser complicirte und unvollkommene Entwurf fand bei den Behörden keine freudige Aufnahme. Das Generaldirectorium, welches das Redliche und Gute in der Absicht der Petenten anerkannte, mißbilligte die gewählte Klasseneintheilung und wünschte eine Bestimmung des Beitrags nach der Größe und Gefährlichkeit des Objects, war nicht einverstanden mit der Leichtigkeit des Austritts und verlangte zuverlässigere Bestimmungen über Aus-

mittelung des Schadens, eine stärkere Controle der Mitglieder, auf deren Rechtschaffenheit man sich nicht unbedingt verlassen könne. Erschwerender noch als dieses geringe Entgegenkommen der Aufsichtsbehörde war die Erklärung der Bevollmächtigten der obengenannten Assecuranz-Compagnie. (Febr. 1786.) Sie führten aus, daß eine solche Societät weder nöthig noch nützlich, noch zuläßig sei, da die Compagnie ihre Versicherungen nun auch auf Mobilien ausdehne: das Verfehlte des Planes liege in der Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen gefährdeten und nicht gefährdeten Gegenständen und in der Nichtberücksichtigung des Werthes der Waaren. Auf Grund dieser Auseinandersetzungen wurden die Petenten einfach abgewiesen. (29. März 1786.) Gleichen Mißerfolg hatte das Gesuch zweier anderer Berliner Kaufleute C. Grebin und Schlük (23. März 1794), die um Einrichtung einer ähnlichen Societät als einer „öffentlichen Polizeianstalt" baten.

Die Errichtung einer derartigen Gesellschaft hätte dazu beigetragen, Sicherheit und Ordnung zu befördern. Die Herstellung und Vermehrung dieser ließ sich die Regierung aufs Aeußerste angelegen sein.

Der Sicherheit wegen, mehr noch um politisch Verdächtige alsbald zu greifen, war eine strenge Fremdenpolizei eingeführt. Für ihre Existenz und Thätigkeit liefert Lessing's „Minna von Barnhelm" II, 2 ein classisches Zeugniß. „Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden schon die weisen Verordnungen unserer Polizei ... Wir Wirthe sind angewiesen, keinen Fremden, weß Standes und Geschlechts er auch sei, vierundzwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimat, Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen." Dieses Zeugniß findet Bestätigung und Erweiterung in folgender Aeußerung eines österreichischen Reisen-

den, des Baron Scherzer (Brief an den Polizeiminister von Pergen 17. November 1794)*), die freilich mit einiger Vorsicht aufzunehmen ist:

„Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der königlichen geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröfnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Würthe, Traiteurs und Eigenthümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Helfte des Zünßes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt, durch welche Einrichtung in diesen Häußern allen Fremden ihr Haab und Gut sicher und heylig ist, da die Würthe dem König mit ihrem Kopf dafür haften müssen, dahero auch von keinem Diebstahl in diesen Häußern etwas zu hören ist. Für das aber, daß der König für diese Würthe den Zünß zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn Jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheinet — von seinen bey sich habenden Briefschafften täglich einen verläßlichen Prothocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verläßlicher als durch die Wiener Tagzetteln täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten angekommen und was allda seine Beschäftigung seye.“ **)

Durch Vorsichtsmaßregeln allein konnte man natürlich Verbrechen nicht vermeiden. Diebstähle kamen, wie schon oben erwähnt, genug vor. Aber auch schlimmere Eingriffe in Leben und Sicherheit der Bewohner zeigten sich.

---

*) Buchstäblich nach Erich Schmidt. Ein kleiner Lessingfund in: Sonntagsbeil. d. Voss. Ztg. Nr. 21. 1889. (Vgl. E. Schmidt, Lessing II, 795.)

**) Eins der wenigen Berliner Stücke, das einen Gastwirth, und zwar den „der Stadt Paris“ schildert, „Das Religionsedict“, 1789, Akt 2, weiß von solchen Dingen nichts; dort ist der Wirth nur der sehr devote Knecht seiner Gäste, der freilich schließlich auch mit Gewalt Ruhe in seinem Hause herzustellen weiß.

Im Allgemeinen waren die gegen Verbrecher verhängten Strafen sehr strenge. Straßenräuber sollten mit lebenslänglicher Festungsstrafe, Todtschläger, sobald der Tod des Opfers erfolgte, mit dem Tode gestraft werden. Die Verurtheilung eines Bedienten zum Tode auf dem Scheiterhaufen — der Schuldige erlitt seine Strafe am 15. August 1786*) — gab Veranlassung zu einer Bitte, die in den Humanitätsgedanken jener Tage begründet war. Der 29jährige aus Landsberg a. d. W. gebürtige Bediente hatte seinem Herrn tausend Thaler gestohlen und einen Brand erregt, um der Entdeckung der That vorzubeugen. Der Brand wurde, ohne wesentlichen Schaden anzurichten, gelöscht, das Geld von dem Hehler dem Bestohlenen zurückgeliefert, trotzdem der Thäter mit jener furchtbaren Härte verurtheilt. Dagegen erhob ein Schriftsteller seine Stimme. Er beantragte, den Schuldigen milde zu bestrafen, um ihm Reue zu ermöglichen. Zur Begründung solcher Milde wies er auf die Geringfügigkeit des verursachten Schadens hin und plaidirte für die Unzurechnungsfähigkeit des Thäters, der sich wirklich vor seiner That von einem Dienstmädchen ein Licht geben ließ, womit er den Brand erregte. Als fernere Gründe, dieser That gegenüber Gnade walten zu lassen, führte der öffentliche Vertheidiger an, der Thäter sei ein Landeskind, er sei jung, Sohn armer Leute, er sei vorher unbescholten, ja wegen seines Wohlverhaltens allgemein bekannt gewesen, er sei durch die allzu leichte Gelegenheit zum Diebstahl verführt worden und sei endlich durch den Widerstand seiner Mutter, die ihm den Heirathsconsens verweigert, dem Laster in die Arme getrieben worden.

Zu den Klassen, über deren Mangel an Moral man besonders klagte, gehörten auch die Dienstboten. Nach einer 1746

*) C. O. 13. März 1786. König V, 1, 456. — Das Folgende nach der kleinen Schrift: Bitte und Flehn um Mitleiden gegen einen Hausdieb und Mordbrenner. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1786, P. Bourdeaux. — Die Schrift ist unterzeichnet: Guilelmus a Nicaro. — Die zweite Auflage beweist das Interesse, das man damals an der Sache nahm.

erlassenen, 1778 erneuerten Gesindeordnung sollte eine nur für grobe Arbeiten verwendbare Magd 8—10 Thlr., eine solche, die auch zu feinen Näharbeiten tauglich war, 12 Thlr. jährlichen Lohn haben. Die Klagen, die über sie, vornehmlich in Lustspielen, außerdem auch in Sittenschilderungen laut wurden, und die gerade am Ende dieser Periode nicht selten sind, beziehen sich nicht allein auf Unsittlichkeiten, sondern eben so sehr, wenn nicht mehr, auf Untreue, Putzsucht, Pflichtvergessenheit, Undankbarkeit. Ein Klageruf einer Hausfrau*) macht als Ursache des Verderbens des Gesindes namhaft: Zahlenlotterie, Vergnügungen, Kleideraufwand. Zum Lotteriespielen benutzten sie das Einergeld (wohl dem heutigen Marktgroschen entsprechend). Um tanzen zu können, nahmen die Köchinnen auf ihren Marktgängen bei einem Schneidergesellen in einem Garten der Landsbergerstraße für 2 gr. Unterricht. Sie trieben großen Aufwand, trugen „Dormösen" Hauben mit Bändern, weshalb sie sich für grobe Arbeit zu gut hielten, einen „falbalirten" Anzug mit einem „bekräuselten Flortuch" nebst einer „flornen Schürze", sie kräuselten Sonntags das Haar und thaten Puder und Pommade hinein. Bei solchen Klagen sah man, wie bei ähnlichen Lamentationen aller Zeiten, auf vergangene Tage wie auf glanzumflossene einer einfachen guten nicht wiederkehrenden Zeit zurück. Denen gegenüber, die das anspruchsvoll gewordene Gesinde für den alleinschuldigen Theil hielten, standen aber die ruhiger und gerechter Urtheilenden, welche den Gebietenden einen Theil der Schuld beimaßen. Aus diesem Gefühle des eigenen Unrechts entstanden Vorschläge, wie die Lage der Dienenden zu bessern sei.**) Sie sind noch sehr wenig tief und zeigen sowohl in der Art der Be-

---

*) Etwas über das weibliche Gesinde. Von einer Hausfrau unterzeichnet: F. A . . . . geb. R.; Berlin. Monatsschr. XI, 1788, S. 676—684.

**) Relationen 1755 (über das Blatt s. oben S. 402 fg.) S. 293 ff. 429 ff. 453 ff. 469 fg. 781 fg. 805 ff. Der erste Aufsatz führt den Titel: „Ohnmaßgebliche Gedanken von einer Societät, so zum Besten der Herrschaft und des Gesindes zu errichten."

handlung der Frage, als in der Art der Vorschläge selbst, daß die Frage noch durchaus nicht für brennend gehalten, sondern einstweilen nur mit jenem philanthropischen Wohlwollen erörtert wurde, das diese Periode überhaupt kennzeichnet. Ein Vorschlag ging dahin, ein Büchlein zu entwerfen, worin die Pflichten des Gesindes und der Herrschaft aufgezeichnet sein sollten; das Büchlein sei dem Gesinde vorzulesen; Pfarrer und Lehrer sollten sich der Sache annehmen. Ueber die Art und Weise, wie dieser Vorschlag ausgeführt werden sollte, der übrigens von einigen bekämpft, von Anderen lebhaft befürwortet wurde, waren sich die Antragsteller wenig klar. Darüber mußten aber alle bald einig sein, daß eine Vorlesung der Pflichten doch nur eine sehr getheilte Wirkung thun würde, vielleicht die, Willige anzuspornen, Unwillige zu erbittern, keineswegs die, Alle zu friedlicher Ausübung ihrer Obliegenheiten anzuleiten. Daher trat als praktischerer Vorschlag hinzu, eine Gesellschaft zu errichten, welche diejenigen Dienstboten, die 4, 6 oder 8 Jahre treu gedient hatten, irgendwie belohnen sollte, durch Vermittlung einer anständigen Heirath, durch Versorgung in einem Hospital, durch Beförderung zu einer Bedienung, welcher sie gewachsen seien. Auch die Einführung einer besonders für die Dienstmädchen bestimmten Kleiderordnung wurde angeregt. Doch blieb es bei diesen allgemeinen Vorschlägen, die mannigfach hin und her discutirt wurden, ohne daß die praktische Ausarbeitung im Einzelnen angerathen wurde; zur wirklichen Ausführung kam es überhaupt nicht.

Aus Furcht vor Strafe, aus Unlust am Leben, das ihnen die erwarteten Freuden nicht gewährte, gingen viele Dienende und Höherstehende in den Tod.

Auch über die Zahl der Selbstmorde gibt es für jene Zeit eine interessante Zusammenstellung.*) Im Allgemeinen war von ordnungsmäßiger Statistik keine Rede. Zwar wurden die

*) Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder. Berl. Monatsschr. XII, 1788, S. 200—223. 367—378.

Todtenlisten auf dem Rathhause angefertigt, aber sie waren häufig unvollständig, die Todesursachen wurden verschwiegen. Im Mai des Jahres 1766 meldete die Karschin an Gleim, seit Anfang des Jahres hätte ein Viertelhundert Menschen ihrem Leben ein Ende gemacht.*) Eine „Liste der Selbstmörder" wurde gelegentlich von dem Bettelvogt angefertigt, der die Aufgabe hatte, die Leichen aus dem Wasser zu ziehen. Aus einer Zusammenstellung von 1781—1786 zählt er zusammen 239 Selbstmörder. Da in diesen 6 Jahren etwa 30000 Personen in Berlin starben, so kamen auf 1000 Gestorbene etwa 8 Selbstmörder, eine Zahl, die bedeutender war, als in irgend einer andern europäischen Großstadt. Von diesen 239 starben die Meisten, 136, durch Ertrinken, wobei denn wohl Manche durch Unglücksfälle umkamen, daher nicht auf das Conto der Selbstmörder zu setzen sind, 53 durch Erhängen, 42 durch Erschießen; 8 schnitten sich den Hals ab. Zu dieser großen Zahl der Selbstmörder lieferte das Militär das größere Contingent 132, während natürlich in der Bewohnerzahl der Civilstand bei weitem überwog (nach Nicolai gab es damals 111,635 Bürgerliche, gegen 33,386 Soldaten). Als Ursachen der Selbstmorde nennt der Berichterstatter nicht die durch Irreligion erzeugte Lebensunlust, sondern Hunger und Mühsal. Die Zeit, in welcher die größte Zahl der Selbstmorde vorkam, war April und Mai; für die Soldaten aus dem Umstande erklärlich, daß in die genannten Monate die schlimmste Zeit des Exercirens fiel, welche auch die schwersten Ausgaben für Wichse, Kreide u. dgl. von ihnen verlangte. Der großen Zahl der Selbstmorde der Soldaten entgegenzutreten, empfiehlt der Berichterstatter als wirksames Mittel eine bessere Behandlung; sodann Ausschreiben von Belohnungen für Diejenigen, welche die dem Ertrinken Nahen wieder zum Leben zurückbrachten.

Während die Zahl derer wuchs, die freiwillig aus dem Leben schieden, verringerte sich die Zahl derer, die sich in der

*) Zeitschr. f. preuß. Gesch. 12, 705.

Absicht, Nachkommenschaft zu erzielen, vereinigten. Die Zahl der Ehen wurde ganz auffallend kleiner.*) 1763 waren noch 1283 Ehen geschlossen worden, 1764 nur 1221, 1777 war die Zahl auf 901 gefallen, hob sich dann 1779 auf 1030. Die Durchschnittszahl von 1742 bis 1756 war 1148, von 1762 bis 1776 : 902; von 1776 bis 1778 : 824. Noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß, wenn man die Zahl der Ehen mit der Bevölkerungsziffer zusammenstellt. 1712 heirathete der 49. Mensch, 1755 der 52., 1778 nur noch der 78. Der geduldige Schriftsteller, dem wir diese Nachrichten und Berechnungen verdanken, will als hauptsächlichen Grund der Verringerung der Ehen die in Folge des Krieges eingetretene Verminderung des Wohlstandes gelten lassen, doch wird man noch einen andern dafür wirksamen Faktor anführen müssen: die Zunahme der Unsittlichkeit.

Ueber dieses Kapitel ist von den Feinden der Aufklärung viel gehandelt, aber mehr gefabelt als bewiesen worden. Daß Immoralität eine Folge religiöser Aufklärung sein müsse, ist ein nur bei orthodoxen Theologen feststehender Satz. Die wahren Aufklärer wußten daher sehr wohl, was sie thaten, wenn sie den nothwendigen Zusammenhang von Moral und Theologie oder Religion leugneten. Sie konnten kraft ihres Gerechtigkeitsgefühls nicht in Abrede stellen, daß Berlin eine sittenreine Stadt zu sein aufgehört hatte, aber sie durften diese Abkehr von patriarchalischer Sitteneinfalt nicht auf die Läuterung religiöser Begriffe schieben. Daß Schwächlinge, ohne moralischen Halt, jetzt, da sie den Religionszwang von sich warfen, auch wähnten, aller sittlichen Verpflichtungen ledig zu sein, soll dabei natürlich nicht in Abrede gestellt werden.

Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß auch schon im Zeitalter Friedrich's des Großen eine laxere Moral in Berlin

---

*) Vgl. den Bericht in den „Briefen über Berlin.“ (Berl. Monatsschr. 1783, II, S. 453.)

sich bemerkbar machte. Die Gründe liegen aber gewiß nicht in der Aufklärung, die als besonders charakteristisch für jenes Zeitalter gilt, sondern hauptsächlich in drei Puncten. Der erste ist, daß das Beispiel und die Controle von oben fehlte. Friedrich Wilhelm I. hatte ein strammes Regiment gehandhabt, ein fleckenloses Eheleben geführt und Niemandem das „Debauchiren" in irgend welcher Beziehung durchgelassen; Friedrich der Große lebte von seiner Frau getrennt, gab dadurch, wenn auch schuldlos, zu manchem Klatsch Veranlassung, und wollte sich grundsätzlich nicht in das Privatleben seiner Unterthanen mischen. Der zweite ist das Anwachsen Berlins zu einer Großstadt, die, wie das im Wesen einer großen Stadt liegt, unlautere Elemente unverhältnißmäßig rasch und viel an sich zog, welche glaubten, dort ihr lichtscheues Gewerbe mit gutem Erfolge betreiben zu können. Der dritte ist die Französirung der Stadt. Was zu jener Zeit von Frankreich kam, waren nicht mehr die arbeitsamen, sittenreinen, glaubensstarken Einwanderer von ehemals, sondern abgesehen von einzelnen tüchtigen Gelehrten und ernsten Schriftstellern, Abenteurer und galante Damen. Dazu kam die Lectüre unzüchtiger Gedichte und sehr freier Erzählungen, wie sie damals in Frankreich Mode waren, und bei der Vorliebe für französische Lectüre, die in den höheren Gesellschaftskreisen herrschte, auch in Berlin gepflegt wurde. Die französischen Bücher wurden in den Originalausgaben in den Buchhandlungen feilgeboten, außerdem aber in Nachdrucken verbreitet; es war selbstverständlich, daß sie eine üble Wirkung auf junge Leute übten, die nicht, wie verständnißlose Erzieher meinten, die Bücher bloß als Sprachmuster betrachteten, sondern auch den Inhalt als Vorbild anzunehmen geneigt waren. Trotzdem wird man von einer allgemeinen Verderbtheit schwerlich reden können. Berlin war schon damals besser als sein Ruf. Dieser Ruf war allerdings herzlich schlecht. Gemacht war er durch fromme Priester; bestärkt wurde er durch einzelne österreichische Schriftsteller, die ihren Haß gegen den siegreichen Staat durch Hohn

gegen dessen Hauptstadt zum Ausdruck brachten, bestätigt wurde er durch das Urtheil einzelner Schriftsteller von Ruf, Georg Forster (1779) und Christian von Stolberg (1775)*). Bei den Urtheilen der Genannten, die übrigens beide die Schönheit der Stadt sehr hervorheben, muß man die fromme Gesinnung des Letzteren und für den Ersteren den Umstand erwägen, daß der Urtheilende nur fünf Wochen in Berlin zubrachte. Er erklärte „die Frauen allgemein verderbt“ und Christian Stolberg, der kaum vierzehn Tage in Berlin war, meinte, „der Ton der großen Gesellschaft ist affectirt und afterfranzösisch. Die Minister hoffärtig und die Weiber albern und gezwungen. Roth gefärbt und mit Federn besteckt wie die Schlittenpferde. Die abscheulichsten, widernatürlichsten Laster heben ihr Haupt öffentlich empor und haben besonders ihr Wesen in den prinzlichen Häusern, von da breiten sie sich aus und vergiften ein Volk, das den Damm der Religion längst durchbrochen hat“. Solcher Zeugnisse gibt es noch mehrfache. In dem Bericht des englischen Gesandten (1772)**) heißt es: „Berlin ist eine Stadt, wo es weder einen ehrlichen Mann noch eine keusche Frau gibt. Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein sehr ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, denen Zartgefühl und wahre Liebe unbekannt sind und die sich Jedem preisgeben, der sie bezahlt.“

Daß Solches thörichte Uebertreibungen sind, wird jeder Unverblendete ohne Weiteres zugeben. Aus ihnen allein Schlüsse zu ziehen, wäre ebenso ungerecht, als aus Besuchen der Redonten oder öffentlicher Tanzlokale (oben, S. 631) die Mo-

*) Forster's Brief z. B. bei Streckfuß I, 470; Christ. Stolberg's im Goethe-Jahrb. X, 144, Geiger, Vorträge 166. — Vgl. ferner Janssen, Stolberg I, 69; dort urtheilt Fr. L. v. Stolberg, 19. Dez. 1775, viel richtiger: „Man affectirt hier einen leichtsinnigen Ton, um die ennuis zu verbergen“.

**) Die Stelle entnehme ich Mehring, die neue Zeit X, 2, 186.

ralität der ganzen Bevölkerung einer großen Stadt zu beurtheilen.

Solchen Uebertreibungen gegenüber ist es doch gut, ohne eben eine Apologie des Sittenzustands Berlins versuchen zu wollen, auf das Zeugniß eines französischen Schriftstellers hinzuweisen, der Jahrzehnte lang in Berlin lebte, Sticotti*). Ihm, der in seinem Heimathslande andere Zustände zu sehen gewohnt war, erschienen die Berliner Schönen schamhaft und grausam gegen seine Landsleute. Ein anderer französischer Beobachter**) drückt sich gleichfalls durchaus günstig über die Frauen aus. Er sagt von den Berlinerinnen und von den Bewohnerinnen Preußens überhaupt: „Die Frauen sind meist blond, sehr stark; ihre Taille hat weder die Feinheit noch die Eleganz der Engländerinnen; ihre Figuren sind nicht so lebhaft und aufgeräumt, daß sie zu entflammen vermögen; ihre Stimme ist sanft, aber nicht durchdringend; man empfindet in ihrer Nähe weder die Unruhe noch die holde Verwirrung, welche den Reiz der Liebe ausmachen. Die Lust nicht das Gefühl beleben ihren Taint und verschönern sie manchmal; sie sind und fühlen sich stets wohlgeboren. Die Damen des Hofes, noch sanfter und ehrsamer als die anderen, nehmen keine strenge abwehrende Miene, sind aber nicht weniger geachtet".

Wenn aber diese directen Beweise nicht genügen, dem könnte mit dem folgenden indirecten gedient sein. Eine Zeit großer Unsittlichkeit hinterläßt gar manche Zeugnisse ihrer Anschauung in der schönen Litteratur und Kunst. Von der einheimischen Litte-

---

*) Ueber Sticotti s. oben S. 510ff. Ich setze aus seinem dem Berliner Thiergarten gewidmeten Gedichte Le Parc folgende Stelle wörtlich hierher: Mais en ces Dédales bizarres. Je vois, rajustant leurs attraits Ces nymphes de faveurs avares Qui dans Berlin sont si barbares Aux jeunes officiers français: La pudeur les fait disparaître. Ich glaube nicht, daß man die Stelle ironisch auffassen darf.

**) Le Spectateur en Prusse par M. de la Croix. Paris 1767. S. 45.

ratur ist schon die Rede gewesen; von einem unsittlichen Zuge, der in ihr vorkommt, kann aber kaum gesprochen werden. Ebensowenig zeigt die Kunst einen solchen Zug. Sie, die zu jener Zeit in ihrem hervorragendsten Interpreten ein stark realistisches Gepräge besitzt, weiß wohl Frohsinn und Lebensgenuß, einen gewissen Leichtsinn und volles Weltbehagen zu schildern, hält sich aber von der Ausmalung aller Scenen frei, die sich von dem Gebiete guter Sitten entfernen.

Zwanzigstes Kapitel.

Bildende Kunst.

In den früheren Zeiten war das, was man Berliner Kunst nannte, durchaus von dem jeweiligen Regenten bestimmt worden. Auf eine holländische Periode war eine französirende gefolgt; diese war unter dem nüchternen Soldatenkönig durch eine stillose, alles nivellirende abgelöst worden. Friedrich knüpfte auch in Kunstdingen an seinen Großvater an. Er brachte jedoch den französischen Geschmack zur ausschließlichen Herrschaft. Aber gerade unter seiner Regierung zeigte sich, daß Berlin nunmehr wohl der Anregung seitens des Hofes folgte, aber sich ihr nicht willenlos gefangen gab, daß es vielmehr die Kraft besaß, eine selbständige Richtung neben der vom König beschützten einzuschlagen*).

*) Für das Folgende P. Seidel: Friedrich der Große als Kronprinz in Rheinsberg und die bildenden Künste (Jahrb. d. kön. preuß. Kunstsammlungen Bd. IX, S. 108 ff.). — Die Uebersetzung der Verse Friedrichs von H. Hoffmann. Ders.: Friedrich der Große als Sammler von Gemälden und Sculpturen, a. a. O. Bd. XIII, S. 183—212. du Bois-Reymond, Friedrich II. in der bildenden Kunst, Lpz. 1887; E. Curtius: Friedrich II. und die bildenden Künste (Alterthum und Gegenwart II, 1882, S. 191 ff.). Vortrag R. Dohme's in der Kunsthistorischen Gesellschaft, Berlin, 29. Jan. 1892: „Friedrich II. als Bauherr", der auch noch an anderer Stelle benutzt ist. Ueber die Darstellungen Friedrich's in der Kunst vgl. das seltene Buch: Leben und Thaten Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen, in einer Reihe v. Kupferstichen u. Holzschnitten gesammelt von J. F. Krieger, Halberst. 1817.

Friedrich's Idylle in Rheinsberg war wie der Litteratur so der Kunst zu Gute gekommen. Sie glich, wie ein Zeitgenosse gesagt hat, einem Watteau'schen Gemälde. Französischen Geschmack verrieth jeder Kunstgegenstand, den Friedrich anschaffte. Solchen Geschmack hatte er auch für die Kunst von seinem Erzieher Duhan de Jandun und seiner Gouvernante Frau von Rocoulle gelernt. Darum hatte er, frühzeitig das Sammeln beginnend, Bilder von Watteau und Lancret, Pater, Boucher, Chardin, des ferneren weniger bekannte von Boulogne, Coypel, Carle van Loo und manchen Anderen angeschafft; von dem letztgenannten, den Friedrich vergebens suchte in seine Dienste zu ziehen, war ihm ein Bild „Jason und Medea", aus der Bayreuther Erbschaft zugefallen, auf dem die berühmte Clairon abgebildet war. Ein Bild Voltaire's, des Vielgeliebten, von einem französischen Meister gemalt, hing im Bibliothekzimmer, dessen Decke mit einem Wissenschaft und Litteratur allegorisch darstellenden Gemälde geziert war; Blumenstücke von Dubuisson schmückten das Schreibzimmer.

Friedrich lernte als Knabe Zeichnen und Malen, brachte es darin aber nur zu geringer Fertigkeit. Aus der Knabenzeit und der Cüstriner Periode haben sich einige Copien und wenige Porträts erhalten. Später übte er das Talent nicht sonderlich viel aus. Nur daß er, nicht gerade zum Vortheil seiner Bauten, Zeichnungen entwarf und nach ihnen Schlösser und andere öffentliche Gebäude ausführen ließ. War er in seiner Frühzeit geneigt, Andere abzuconterfeien, so war er, der freilich nie in demselben Grade wie sein Vater beflissen war, sein Bild malen zu lassen, doch wenigstens damals den Bitten derer zugänglich, die ihn abzubilden verlangten. Während der Kriegszeit aber schützte er das Fehlen der Schönheit und der Muße vor, und auch in späteren Friedenszeiten blieb er dieser offenbaren Abneigung getreu, von der er gelegentlich nur in der Weise abging, daß er, ohne dem Künstler eine Sitzung zu gewähren, während einer längeren Audienz, die er jenem einräumte, seinen Kopf nach den verschiedensten Seiten wendete.

Das Liebliche und Erfreuliche sollte nach Friedrich's Meinung in der Kunst dargestellt werden. Ihm, dem jedes aufdringlich Religiöse zuwider war, konnten religiöse Bilder nicht gefallen. Wie er Lancret's, den er sonst liebte, Höllenbilder verwarf, so mochte er auch Pesne nicht als Maler von Altarbildern sehen und sprach ihm gegenüber die Grundsätze aus, daß nur der Stoff den Erfolg verbürge, und daß der echte Künstler nichts schaffen dürfe, was seiner Begabung und somit wahrer Kunst unwerth sei. Diese Anschauungen sprach er in folgenden Versen aus:

Dein Pinsel, ich gesteh's, er darf Bewundrung fordern,
Doch schwerlich wird die Glut der Andacht vor ihm lodern.
Die Heiligen gib auf, die trüb' ihr Schein umkränzt,
Und übe deinen Stift an dem, was lacht und glänzt.
Er mag den heitern Tanz der Amaryllis zeigen,
Die Grazien hochgeschürzt, der Waldesnymphen Reigen:
Und immer sei gedenk: Dem Liebesgott allein
Dankt deine holde Kunst ihr Wesen und ihr Sein.

Das lebendige Kunstinteresse der Rheinsberger Zeit wurde geringer mit dem Beginn des Berliner Lebens und seiner ernsten, den ganzen Menschen fordernden Aufgaben, wenn der König auch noch manchmal namentlich über billige Ankäufe sich entzückt äußern konnte. Seine Gunst schenkte er nunmehr in weit höherem Grade der Litteratur, gemäß den Worten, die er einmal an Voltaire schrieb: „Die Geistesindustrie ist der mechanischen Industrie der Künstler bei Weitem vorzuziehen."

Doch verschwand die Kunstliebe und der mit ihr eng verknüpfte Sammeleifer in der Regentenzeit nicht ganz. Allmälig wandelte sich der Geschmack: von den Franzosen, die er als Kronprinz am meisten bewundert hatte, wandte sich Friedrich zu den Niederländern — war doch seine holländische Reise 1754 zu dem Zwecke unternommen, Bilder der großen Vlamen zu kaufen —, konnte aber bei Rubens und van Dyk nicht denselben erheiternden Eindruck gewinnen, wie ehedem bei den Franzosen. Für die großen Italiener gewann er dagegen nie ein rechtes Verständniß:

Rafael stellte er immer unter Correggio, und für einen größeren Künstler als die Meister des Cinquecento hielt er Pompeo Battoni. Gewisse Lichtwirkungen zog er der Darstellung des Schönsten vor, so daß er bei der Kunde von der Ausgrabung Pompejis zunächst die Frage that, ob die Alten das Helldunkel gekannt hätten. Die geringe Ausbildung seines Kunstgeschmacks zeigte sich in einem eigenthümlichen Schwanken seiner Anschauungen: bald verlangte er die ideale Darstellungsart in der Kunst, so daß er die Abbildung des Gewöhnlichen, Kleinbürgerlichen verachtete, bald trieb er den Realismus so weit, daß er die Wahl der römischen Imperatorentracht für sich, oder die des griechischen Kostüms für Voltaire ablehnte und auch in Kunstgebilden einen Jeden in der ihm eigenthümlichen Gewandung zu sehen begehrte.

Friedrich's Verhältniß zur Kunst war weniger Herzens-, als Verstandessache. Er sammelte nicht aus Begeisterung; die bildende Kunst war ihm vielmehr nur Mittel zum Zweck. Sein Gemäldesaal mußte gefüllt werden; daher konnte er schreiben: „Sobald ich genug Bilder erlangt habe, höre ich auf." Die kunstgeschmückte Umgebung war ein nothwendiger Bestandtheil der Art, wie er sich die Erscheinung des mächtigen Fürsten dachte. Daher war das wirthschaftliche Moment für ihn bestimmend. Auswärtige Künstler beschäftigte er vielfach, aber nicht gern im Ausland, sie mußten in Berlin oder Potsdam arbeiten; auch Rohmaterialien bezog er aus dem Inlande: statt sächsischen Sandsteins kaufte er magdeburgischen; aus Schlesien ließ er farbigen Marmor und Chrysopas kommen. Wenn er die Gobelinmanufaktur zu Grunde gehen ließ, so that er es, weil diese Teppiche der Mode der Zeit nicht mehr entsprachen; statt deren begünstigte er: Feuervergoldung, Herstellung von Schildpattarbeiten, Seidentapeten, Holzbildhauerei, Dekorationszeichnen. In den ersten Jahrzehnten seiner Regierung verbrauchte er für Erzeugnisse der Kunst und des Kunsthandwerks ungeheure Summen, die in keinem Verhältniß zu dem sonstigen Staats-

haushalt standen; später wurde er sparsam, fast geizig, weil er das, was er wollte, erreicht hatte.

Trotz dieses ganz bestimmten Standpunctes war er nicht einseitig in der Auswahl der Kunstwerke, die er kaufte; doch bestimmte er das von ihm Erworbene nicht für öffentliche Sammlungen, sondern zunächst für den eigenen und den Genuß der Seinen, freilich mit der Maßgabe, daß auch das Publicum zu den Gärten und Tempelchen Potsdams Zutritt erhielt, in denen er seine Schätze aufstellte. Vielmehr schaffte der Liebhaber französischer und holländischer Kunstwerke, entweder selbst oder durch seine Unterhändler Gotzkowsky und Oesterreich, auch antike und Renaissance-Werke an. 1742 kaufte er die Antiken-Sammlung des Cardinals Polignac, bei der freilich mancherlei Täuschung mit unterlief, z. B. durch die sog. Familie des Lykomedes, eine „plastische Maskerade", zu der Lambert Siegisbert Adam eine Anzahl Fragmente durch entsprechende Kleidung und Geräthe in willkürlichster Weise zusammenstellte*). 1747 gelang ein Hauptkauf: der Adorant (Antinous) aus dem Besitze des Fürsten Liechtenstein, der dorthin nach manchen Wanderungen aus Fouquet's Sammlung gekommen war; 1753 ein in seiner Art nicht minder kostbarer Erwerb, die Jo des Correggio; 1767 prächtige Vasen und Bronzen aus der vente Julienne in Paris. Auch durch Geschenke, z. B. sehr werthvolle des Königs von Frankreich, wurden die Besitzthümer vermehrt, die die Grundlage unserer modernen Museen wurden; aus der Hinterlassenschaft der Markgräfin von Baireuth kamen alte und neue Werke; Merkur und Venus von Pigalle bereicherten die französische Abtheilung.

In der nächsten Umgebung Friedrich's während der Rheinsberger und in den ersten Jahren der Berliner Zeit lebten zwei Künstler, die geradezu seine Geschmacksleiter waren, und deren

*) „L. S. Adam und M. A. Slodtz in Paris arbeiten für den König." Aus ihrem Nachlasse kamen Werke an ihn durch Mettra's Vermittelung. Edm. Scherer, Grimm (Paris 1887) p. 465. Vgl. nun auch die Mittheilungen von Seidel, Jahrb. XIII, 190 ff.

Entfernung eine Aenderung in seiner künstlerischen Richtung hervorrief: Pesne und von Knobelsdorff.

Diese beiden Künstler verlangen an dieser Stelle eine Würdigung, obwohl der erstere in eine etwas frühere Periode hinüberragt. Antoine Pesne*) (1683—1757) lebte schon von 1711 an in Berlin, seitdem er durch das Porträt des Grafen Knyphausen Friedrich I. bekannt geworden war. Er blieb auch in der kunstarmen Zeit Friedrich Wilhelm's I. Berlin treu; wenigstens kehrte er von längerem Aufenthalt in Dresden, Paris und London immer wieder dorthin zurück. Er war hauptsächlich als Bildnißmaler thätig, erwarb als solcher großen Ruhm und hinterließ eine förmliche Galerie zeitgenössischer Bilder, aus der man mit Behagen eine frohmuthige, lebenskräftige Generation in ihren verschiedensten Repräsentanten erkennt, alle ungemein ähnlich, nur leider alle mit einer damals üblichen Verschönerungssucht dargestellt, die oft das besonders Charakteristische vermissen läßt. Unter seinen Bildnissen sind die des Königs und anderer Mitglieder des Königshauses hervorzuheben, eines der anmuthigsten das liebliche Bildchen der prinzlichen Geschwister, auf dem Friedrich sich durch seine Schwester Wilhelmine vom Trommelschlagen zum Blumenpflücken nicht wegziehen lassen will. Er liebte es ferner, seine behäbige, freundliche Gestalt, allein oder in Gesellschaft anderer Familienmitglieder darzustellen. Er führte charakteristische Erscheinungen des damaligen Berliner Lebens vor, die anmuthige Tänzerin Cochois, die spätere Gattin des Marquis d'Argens, die schöne Barbarina oder den Kupferstecher G. F. Schmidt und seine Gattin, den Bildhauer King und Andere. Eines seiner

*) Seidel, der auch hierfür benutzt ist, liefert eine eingehende Biographie, namentlich die Beschreibung des Deckengemäldes, Gazette des beaux-arts 1891, auch Sep.-Dr., 32 SS. Manches Neue über Pesne ders. im Jahrb. XIII, vgl. S. 258 A. 1. Ueber Pesne ferner: Dussieux, Les artistes français à l'étranger, Paris 1856, S. 58—66. S. 67 ff. auch Notizen über andere französische Maler und Bildhauer in Berlin. Sonst A. D. B. XXV. 430—432 und die das. erwähnte Lit. Viele Porträts von Pesne waren in der Rococo-Ausstellung, Berlin, Mai 1892, vereinigt.

prächtigsten Bilder ist das La Mettrie's. Aber auch die Hofgesellschaft, die Gefährten aus Friedrich's Zeit erscheinen in ihren charakteristischen Typen: neben den ernsten Arbeitern, Knobelsdorff mit seinem mächtigen geistreichen Kopfe, Jordan, dem schwermüthigen, weltabgewandten Gelehrten, die froh Genießenden, Gotter, Chasot, Keyserling mit seinem Lieblingsattribut der Flasche. Die Rheinsberger Zeit mit ihrer Freude und ihrer Lebenslust erscheint in diesen Bildern in wunderbarer Weise verkörpert. „In Composition", sagt Seidel, „Zeichnung und leuchtender Farbengebung stellt Pesne den Höhepunkt dessen dar, was im Berlin des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Malerei geleistet worden ist." Pesne, der seit 1711 der Akademie angehörte*), begann von seinem Eintreffen in Berlin an große Einwirkung auf eine ganze Reihe jüngerer Mitstrebender zu üben, die alle noch lange nach seinem Tode seinen Einfluß erkennen ließen. Seit seiner vielleicht durch Knobelsdorff veranlaßten Verbindung mit Rheinsberg betrieb er außer der Bildniß- auch die Decorationsmalerei. Von dieser ist als kennzeichnendstes Denkmal der Musiksaal des Rheinsberger Schlosses übrig geblieben; Pesne's Hauptleistung darin, ein für jene Zeit bedeutendes Kunstwerk, ist das große Deckengemälde. Es stellt die Rosse des Sonnengottes dar, auf deren einem ein Amor sitzt, während ein anderer, von dem Pferde herabgeschleudert, mit seinen Pfeilen am Boden liegt. Hinter ihnen ist Aurora umgewendet, um in die Pforten des Himmels einzulenken; vor ihnen schwebt die von Amoretten begleitete Venus. Die Nacht entflieht vor den Göttern des Lichts; ihre bösen Dünste werden von den Winden zerstreut. Mag, wie Manche annehmen, die Absicht bestanden haben oder nicht, Apollo selbst darzustellen und ihm die Züge Friedrich's zu leihen, so bleibt die Allegorie auf die zukünftige lichtvolle,

*) Vgl. K. Ak. der Künste zu Berlin. Verzeichniß der Mitglieder seit 1695. Abgeschlossen am 1. Oct. 1892. Berlin 1892. S. 3. Er ist der 29. Akademiker. G. F. Schmidt wurde Mitglied 1749, Rode 1756, Chodowiecki 1764, J. W. Meil 1766, J. H. Meil 1783.

der Kunst- und Litteraturentwickelung günstige Zeit, die mit der Thronbesteigung des Kronprinzen beginnen sollte, klar und deutlich genug.

Eine solche Zeit mit herbeizuführen, schien G. W. von Knobelsdorff ganz besonders geeignet.*) Knobelsdorff (1699 bis 1753), von Hause aus Soldat, seit 1729 in Berlin, trat nicht lange nach dem Beginne seines Berliner Aufenthaltes 1733 mit Friedrich in Verbindung. Nicht der Offizier, sondern der mit künstlerischen Neigungen und Fähigkeiten begabte Mann war es, der Friedrich's Vertrauen gewann. Ihm war schon in Cüstrin die Aufgabe zu Theil geworden, das Aeußere von Friedrich's Wohnhaus umzugestalten; in Rheinsberg trat zu dieser einen Aufgabe die fernere hinzu, auch für die Dekoration des Innern zu sorgen. Gerade in jener Zeit war er auch als Zeichner und Maler thätig. Er war dazu ausersehen, Zeichnungen für die geplanten Kupferstiche einer glänzenden Ausgabe von Voltaires Henriade zu machen. Ihm verdankt man ein Bild Friedrich's, das, ohne erheblichen Kunstwerth zu besitzen, dadurch von doppelter Bedeutung ist, daß es von einem dem Fürsten Nahestehenden herrührt und eine glückliche Studie aus dem vollen Leben gewährt, den Menschen darstellt statt den prächtigen Herrscher. Diesen Werth des Intimen, den Charakter des Lebensvollen und Gegenwärtigen, haben auch Knobelsdorff's übrige Bilder aus jener Zeit: sie schildern Vorgänge aus dem Gesellschaftsleben oder Personen aus dem nächsten Umgangskreise des Fürsten. Ein so vertrauter Lebensgenosse wie Knobelsdorff mußte auch Gesinnungsgenosse des Friedrich'schen Kreises werden. Ja, wie es in derartigen Fällen leicht zu gehen pflegt, er übertrieb die dort herrschende Frankomanie dermaßen, daß er selbst in Italien die Hauptwerke der italienischen Blüthezeit nur mit den Augen eines Franzosen des 18. Jahrhunderts ansah und sich über die

*) Vgl. Eloge von dem König selbst 1753. G. W. von Knobelsdorff von Wilhelm v. K. Berlin 1861. P. Seidel in Jahrb. 9, S. 113 ff. A. D. B. XVI, 305—307.

begeisterte Lobpreisung der Meisterarbeiten des Cinquecento durch die Italiener nur lustig machte.

Hatte Knobelsdorff aber in Italien nicht die Italiener schätzen gelernt, so gewann er daselbst Bewunderung für die Antike, die ihm dort zum ersten Male in zahlreichen vollgültigen Werken entgegentrat. Wie mancher Deutsche vor ihm gelangte auch er grade in Rom zur Werthschätzung der hellenischen Baukunst. Diese nachzuahmen hatte er in den ersten Regierungsjahren Friedrich's vollauf Gelegenheit; sobald ihm etwa die Lust, Französisches nachzuahmen, entgegentrat, zeigte sich Knobelsdorff als entschiedener Gegner des Modernen, zu Gunsten des Alten. Er wurde zum Surintendant aller königlichen Schlösser und Directeur en chef sämmtlicher Bauten ernannt. Als solcher hatte er eine große Inspectionsthätigkeit zu üben, die sich weit über Berlins Grenzen erstreckte. Für Berlin besonders und seine allernächste Umgebung kommen außer der durch ihn erwirkten Einrichtung des Thiergartens der Umbau des Charlottenburger Schlosses und der Neubau des Berliner Opernhauses in Betracht.

So großen Einfluß Friedrich seinem Freunde Knobelsdorff gewährte, so ließ er sich doch nicht ausschließlich von ihm leiten. Er hatte seine eigenen Ideen. Wenige Jahre nach Friedrichs Tode wurde freilich der große König als Bauherr lebhaft getadelt. Dies geschah in dem Werke*) von Heinr. Ludw. Manger, der seit 1753 in königlichen Diensten stand, seit 1775 Mitdirector, später alleiniger Director der königlichen Bauten geworden, zuletzt allerdings bei Friedrich in Ungnade gefallen war. Manger gab dem Könige Ungerechtigkeit, Eigensinn,

*) Manger, Baugeschichte von Potsdam, bes. unter der Regierung Friedrichs II., 3 Bände, 1789. 90. Ueber Manger A. D. Biogr. XX, S. 189. Die Ausführungen im Text nach Cornelius Gurlitt, Friedrich der Große als Architect, Westermann's Monatsh. Okt. 1890, S. 100—129. Vgl. ferner Dohme und Gurlitt: Architectur und Kunstgewerbe des 17. und 18. Jahrh. Berlin 1890 fg. Dohme's Vortrag oben S. 661 A.

übelangebrachte Sparsamkeit schuld. Er bezeigte die größte Lust, jedes Verdienst Friedrich's an den Bauten seiner Regierungszeit in Abrede zu stellen. Aber diese Behauptung ist durchaus übertrieben und spricht in ihrer Ungerechtigkeit nicht sowohl gegen den König, als gegen den Schriftsteller und Architecten, der sich auf Kosten seines Herrn zu bereichern versuchte.

In der ersten Zeit stand der König zwar ganz unter seiner, d. h. der französischen Einwirkung. Namentlich in dieser Zeit lassen sich gewisse, von Dohme nachgewiesene Fundamentaltheorien, die den Franzosen entlehnt sind, bei ihm aufzeigen. Es war ihm unangenehm, daß Jemand über ihm wohnte, daher der eingeschossige Bau in Sanssouci. Er wollte nichts unter sich haben, so daß er das ebengenannte Schloß nicht unterkellern ließ, und um das Treppensteigen zu vermeiden, brachte er im Stadtschloß von Potsdam eine Rampe an, vermöge deren er aus dem ersten Stock alsbald ins Freie gelangen konnte. Er war ein abgesagter Feind der Säulen an den Fassaden. Er liebte die großen halbrunden in der Mitte mit Ornamenten reichbesetzten Fenster. Er wünschte seine Schlösser mit reich geschmückten Balustraden zu sehen, deren durch reiche Phantasie überraschende Figuren, Vasen von den armen Bildhauern pro Stück für acht Thaler geliefert wurden.

Mitte der fünfziger Jahre trat in Friedrich's Anschauungen über Architectur ein Umschwung ein: eine stärkere Hinneigung zum Classicismus und eine Nachahmung des Stils der Italiener. Die freilich schon 1747 begonnene Hedwigskirche in Berlin sollte eine Nachahmung des Pantheon werden; die Potsdamer Paläste und Bürgerhäuser sehen aus wie „verkleidet in den Gewändern italienischer Großen". Eine zweite spätere Wandlung bezeichnete die dritte Stufe in Friedrichs Bauthätigkeit: die Hinneigung zu der romantischen, sodann zu der ernsteren Seite des englischen Bauwesens, dem „begeisterten Palladianismus," wie sie in dem Berliner Opernhause (dem Werke Knobelsdorff's), weniger deutlich im Palais des Prinzen Heinrich (von

Boumann) hervortritt, endlich ganz besonders in den durch Gontard aufgeführten beiden Kuppeln auf dem Gensd'armenmarkt, die in den Spitzen zweier zu Greenwich errichteten Kirchen ihr direktes Vorbild haben. Es war wohl nicht grade die Absicht des Königs, nun den französischen, italienischen, englischen Mustern auch das deutsche anzuschließen. Thatsache ist jedoch, daß bei dem Bau der königlichen Bibliothek zu Berlin der in Wien zu der Fassade der Hofburg gemachte Entwurf des Wiener Architecten Fischer von Erlach zu Grunde gelegt wurde, dessen barocker Stil mit den umstehenden Prachtgebäuden so seltsam contrastirt.

Den Berliner Bürgerhäusern wendete der König weit geringere Aufmerksamkeit zu als sein Vater. Während er in Potsdam, wo er freilich beständig residirte für 616 Häuser die colossale Summe von 3,150,000 Thalern zahlte, hielt er sich Berlin gegenüber in bescheideneren Grenzen. Nur in den Vorstädten wurde ziemlich stark gebaut und die dort stehenden theilweise recht elenden Hütten in stattliche Häuser verwandelt. Im Gegensatze zu seinem Vater legte er bei seinen Bauten auf das Wie erheblichen Nachdruck; ihm kam es nicht mehr wie jenem darauf an, daß gebaut wurde, sondern er wünschte ein zierliches Aussehen, ja übertrieb wohl diese Forderung manchmal auf Kosten der innern Bequemlichkeit. Hohe Beamte, die Häuser geschenkt bekamen, waren mit den großen Räumen unzufrieden, die sie möbliren und heizen mußten. Um den gelegentlich geäußerten Wünschen nach schneller Erledigung der Bauaufträge nachzukommen, wurde schlecht gebaut. Häusereinstürze gehörten daher nicht zu den Seltenheiten. Fast ebenso schlimm war die alsbald nach dem Bau eintretende Entwerthung der Gebäude. Häuser, deren Bau den König 14,000 Thaler gekostet hatten, wurden bald nach ihrer Vollendung mit 8000 Thalern taxirt und verkauft.

Zu solch befohlener Bauthätigkeit wurde nach wie vor den Betroffenen Zuwendung von Grund und Boden, Baumaterialien,

Geldern zu Theil.*) Doch regte sich grade gegen diese Gunst, welche ja für Viele eine drückende Last, für Manche Anlaß zu völligem Ruin war, offenkundiger als früher, der Widerstand; ein Bürger beklagte sich gradezu über das ihm auf diese Weise zu Theil gewordene Geschenk; Andere beschwerten sich über die Dächer der am Gensd'armen-Markt erbauten Häuser, so daß der Kaufmann und Commissarius Bärs es für nöthig hielt, mit 44 andern Bürgern den König seiner Ergebenheit zu versichern und um Fortdauer der königlichen Gnade zu bitten. Der König beschied in einer Antwort, welche Schmerz und Aerger über die erlittene Kränkung deutlich erkennen läßt, die Petenten dahin (15. Okt. 1782), daß er niemals die Schuldigen mit den Unschuldigen vermengen werde. Aber sein Eifer, die Stadt baulich zu verändern, erkaltete sichtlich seit den üblen Erfahrungen, welche er gemacht hatte.

Einen bedeutsamern Schmuck als durch die Gebäude erhielt Berlin durch seine Denkmäler. Auch die schöne Sitte, Berlin durch die Denkmäler Verstorbener zu schmücken und darin den Nachlebenden Vorbilder zur Nacheiferung aufzustellen, war in den Zeiten Friedrich Wilhelms I. abhanden gekommen. Friedrich II. führte sie wieder ein. Statt der Pietät jedoch, welche die meisten Herrscher bei Aufstellung von Denkmälern leitete, ließ er die Dankbarkeit walten. Nicht seinen Vorfahren oder gar, was bei ihm eine verzeihliche Eitelkeit gewesen wäre, sich selbst, ließ er Bildsäulen errichten, sondern den Generalen, denen er seine großen Erfolge verdankte. Auf dem im Jahre 1749 vor dem Johanniterpalast angelegten Wilhelmsplatz, der zum Paradeplatz bestimmt war, wurden während Friedrichs Regierungszeit die Denkmäler von vier Helden des siebenjährigen Krieges aufgestellt**):

---

*) Für das Folgende vgl. Berlinische Correspondenz 1. Stück 1782. Ferner Berl. Monatsschr. II, 461 ff.

**) Vgl. König I, 123. 302. 401. 445. Für Schwerin's Denkmal Berliner Neudrucke II, 3, S. XXXIX und 161 fg. Zieten's Denkmal wurde erst 1794 errichtet. Vgl. Varnhagen, Winterfeldt. Berl. 1836, S. 233.

Schwerin (1769), Winterfeldt (1777), von den Brüdern Künz aus Cassel, Seidlitz (1781), Keith (1786). Das erste fand zwar wegen des Mischmaschs alter und neuer Bekleidung und Verzierung lebhaften Tadel, erregte aber Bewunderung für den König, der die Thaten der Seinen so rühmlich zu lohnen wußte. Die drei anderen setzten die Zeitgenossen zunächst dadurch in Verwunderung, daß sie nicht in römischer oder griechischer Gewandung, sondern in der Kleidung erschienen, in der man sie während ihres Lebens zu sehen gewohnt gewesen war, sie erfreuten durch ihren lebendigen Ausdruck und die Geschicklichkeit des Künstlers. J. P. A. Tassaert, der Bildner der Seidlitz'schen Statue, gehörte mit Fr. Gasp. Adam und Sigisb. Michel zu den französischen Bildhauern, die für Friedrich in Berlin thätig waren.*)

Die officielle Vereinigung der Berliner Künstler war und blieb die Akademie der Künste. Sie konnte sich nicht gleicher Berücksichtigung wie ihre den Wissenschaften dienende Schwesteranstalt rühmen. Nach der kurzen Blüthe bald nach ihrer Begründung schien sie dem gänzlichen Verfall bestimmt zu sein.

Eine sehr schwere Schädigung erlitt sie und das gesammte Berliner Kunstleben durch den 1743 erfolgten Brand des königlichen Marstalls, über dem die Zimmer der Akademie sich befanden, einen Brand, durch den viele noch von Friedrich I. herstammende Sammlungen, z. B. Abgüsse von Antiken, zu Grunde gingen. Es nützte auch nicht viel, daß das Gebäude wieder aufgerichtet wurde; dadurch erlangte die Anstalt nicht Wiedererstattung des Verlorenen und die Räume nur auf dem Papier, da die Mittel zur Instandsetzung der Zimmer fehlten. Ein Kaffeeschenk, der wohl eine kleine Pacht zahlte, nahm die Räume ein, welche der Kunst zu dienen bestimmt gewesen waren. Auch

*) Von ihrer Thätigkeit ist bisher wenig bekannt. P. Seidel, dessen letzterschienene Arbeit (Jahrb. XIII) ich eben noch vor Drucklegung dieser Bogen benutzen konnte, will ihr Leben und ihre Arbeiten für den König in einer besonderen Studie behandeln.

die Ernennung eines neuen Directors, der zugleich den Titel Hofmaler führte (1753), bedeutete nicht viel. Allerdings nimmt der neuernannte Blaise Nicolas Le Sueur eine weit höhere Stelle in der Kunstgeschichte ein, als der frühere F. W. Weidemann. Dieser 1668—1750, seit 1702 in Berlin, war eine Zeit lang ein beliebter Porträtmaler. Jener aber, Blaise Nicolas Le Sueur, dem sein berühmter Namensvetter und Vorgänger in der Malerei Eustache Le Sueur zwar Abbruch that, „bildete die jüngeren Künstler musterhaft". Dies sagt kein Geringerer als Gottfried Schadow (Kunstansichten S. IV fg.), der von dem Rector bekennt, daß er fast seine ganze Zeit und Kraft dem Lehramte widmete. „Seine Vorbilder, insbesondere die weiblichen Akte, dienen bis heute (1849) in den Klassen als Vorlageblätter." Auch Philipp Hackert, in seiner von Goethe herausgegebenen Selbstbiographie, rühmt ihn gleich sehr als Künstler und als Menschen.

Die Zustände der Akademie waren, wie man aus einem 1765, auf Veranlassung des Obersten Quintus Icilius abgestatteten Bericht Le Sueur's entnehmen kann, die denkbar traurigsten. In den 12 Jahren seines Directorats hatte die Anstalt nur 200 Thaler jährliche Einkünfte. Um den allerdringendsten Bedürfnissen zu genügen, legte der Director, wie es scheint, 40 Thaler jährlich zu, gab außerdem seine Wohnung als Unterrichtsraum für die Schüler her und lieferte ihnen unentgeltlich Heizung und die nöthigen Materialien. Solcher Schüler gab es 150, die außer von dem Director noch von einem Maler, einem Mathematiker und von Zeichenlehrern unterrichtet wurden.

Zur Abstellung solch unhaltbarer Zustände machte Le Sueur (16. Mai 1765) folgende bescheidene Vorschläge: 1. Einräumung des alten Locals; 2. Bewilligung von jährlich 2000 Thalern für Besoldung der Lehrer, Anschaffung von Materialien, ferner Gewährung einer nicht genannten Summe für Remuneration eines Castellans, Bezahlung eines lebenden Modells und Herstellung von fünf Preismedaillen; 3. Ernennung von zwei Pro-

fessoren des Figurenzeichnens, je einem des Ornamentzeichnens und der Mathematik und von zwei Adjunkten für den Zeichenunterricht.

Nur eine einzige dieser billigen Forderungen und zwar diejenige, die gar keine Kosten verursachte, nämlich die Einräumung des alten Locals, wurde bewilligt, aber auch sie erst nach mehrmaligen Vorstellungen Anfang 1770. Zu derselben Zeit wurde eine Vereinigung der Akademie mit dem Oberbaudepartement als eine Verbindung des Nützlichen und des Schönen in Erwägung gezogen, aber von den Akademikern nicht gebilligt. Dieser gab es damals 16, von denen mit dem Director vier als Lehrer thätig waren, vier sich Rectoren nannten, darunter der Hofkupferstecher Schmidt, die übrigen sich einfach als Mitglieder bezeichneten, darunter Chodowiecki, Meil, Rode. Weder die Rectoren noch die Mitglieder übten irgendwelche akademische Lehrthätigkeit aus; freilich bekam auch keiner von ihnen Gehalt oder Pension.*) Akademische Zusammenkünfte fanden nicht statt. Die Unterrichtenden waren außer Le Sueur Wagner, Robert, Krüger.

Eine wesentliche Aenderung erfuhren die Verhältnisse erst unter dem Directorat von Bernhard Rode (seit 1783), den auch die oben mit ihm genannten Künstler durch gutachtliche Aeußerungen unterstützten. Doch wäre es den Anstrengungen der Akademie allein nicht gelungen, eine neue Organisation zu erlangen, wenn sie nicht in dem Minister Heinitz einen Curator erhalten hätte**), der diesen stolzen Namen mit Recht verdiente. Durch ihn wurde die Idee angeregt und ausgeführt, der Akademie eine praktischere Richtung durch Ausbildung und Unterricht von Handwerkern zu geben und ihre Mittel durch Gewährung der Hälfte des Ueberschusses der Bergwerks- und

*) Dies nach Ledebur vgl. oben S. 155 Anm.

**) Sowohl Rode als Heinitz fehlen in der A. D. B. Ueber Heinitz, Reimann, Abhandl. über Fr. d. Gr., Gotha 1891, wo aber gerade diese Seite der Thätigkeit wenig berührt wird. Ueber Rode vgl. den unten S. 681 ff. folgenden Abschnitt.

Hüttenkasse zu vergrößern. Der Zuschuß wurde später auf 1200 Thaler normirt. In der Sitzung des akademischen Körpers (11. Febr. 1786) kam eine Neuordnung der Akademie zu Stande, aus der folgende wichtigere Bestimmungen hervorzuheben sind: An Stelle des ehemaligen Protectors trat der Minister Heinitz; die jährlich abwechselnden Directoren wurden durch einen auf Lebenszeit erwählten Director ersetzt, der eben vermöge dieser längeren Amtsdauer geeigneter schien, die Interessen der Anstalt zu vertreten. Rectoren wurden sechs statt der bisherigen vier ernannt, und zwar Chodowiecki, die beiden Meil, Frisch, Tassaert, Meyer. Die Akademie sollte von nun an das Recht haben, „kunstliebende Subjecte" zu Ehrenmitgliedern zu wählen; zur Förderung ihrer Zwecke war die Herausgabe einer Zeitschrift in Aussicht genommen, deren erster Band erst 1788 erschien: als wesentlich wurde die Veranstaltung einer Kunstausstellung bezeichnet.

Zur Unterstützung dieser auf Neubegründung der Akademie hinzielenden Bestrebungen diente eine in Bestätigung und Ausdehnung früherer Privilegien erlassene königliche Verordnung (29. April 1786)*). Danach sollte jeder bei der Berliner Akademie immatrikulirte Künstler seine Kunst frei und ungehindert üben dürfen; außerdem war jedes von einem solchen verfertigte Kunstwerk gegen fremde Nachahmung oder eigenmächtigen Verkauf durch Andere geschützt.

Die erste von der Akademie veranstaltete Berliner Kunstausstellung**) wurde am 20. Mai eröffnet und am 3. Juni 1786 geschlossen. Sie wurde am 19. Mai von der Königin besucht, die in Begleitung sämmtlicher Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses erschien. Die Ausstellung enthielt 335 Nummern. Die Werke waren in drei Zimmern aufgestellt, in deren einem sich die Arbeiten von Schülern und Dilettanten befanden.

*) Meusel a. a. O. 29 H. S. 307—309.

**) Vgl. Berliner Zeitungen von 1786; Illustr. Katal. der Jubiläums-Ausstellung, Berlin 1886, Einl.

Darunter waren auch Zeichnungen einiger Fürstlichkeiten, z. B. des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. In einem vierten Zimmer standen die Modellsachen der Akademie, in einem fünften Gemälde alter fremder Künstler. Da die damaligen Akademiemitglieder aus ihren eigenen Arbeiten nicht eine völlige Ausstellung zu Wege bringen konnten, so hatte man Bilder früherer Mitglieder, besonders ehemaliger Rectoren und Directoren von Terwesten bis Le Sueur und Dubuisson zusammengebracht, zur Ehrung der Alten und Aneiferung der Jungen. Man gab sich, wie es in dem Vorbericht zu dem Verzeichniß der ausgestellten Kunstwerke hieß, der Hoffnung hin, in nicht zu langer Zeit auswärtigen Kunstanstalten gleichzukommen und war gewiß, in gerechtem Tadel und Beifall der Kunstverständigen Anregung zum Fortstreben zu finden.

Aus den im Verhältniß mit heutigen Zuständen wenigen und dürftigen Urtheilen, die über die Ausstellung gefällt wurden, mag nur das eine Chodowiecki's hervorgehoben werden*). Er sagt: „Sie zeigt, wie weit unsere Akademie noch neben andern Akademieen, die viel jünger sind als sie, zurück ist, und wieviel Schritte sie noch machen muß, um jene einzuholen.“ Chodowiecki schlug auch die ersten Preisaufgaben für Zeichnungen und Thon- oder Wachsreliefs vor: Tod Schwerin's; Hintritt des zu Thränen gerührten Königs an das Lager seines entseelten Feldmarschalls. Ueber den dritten Vorwurf mag Chodowiecki selbst sprechen: „Der blessirte Major Kleist liegt nackend, mit einem russischen Husarenmantel bedeckt, neben einem Wachtfeuer; ein russischer Husar wirft ihm ein Achtgroschenstück auf den Mantel.“ Die Bescheidenheit in dem Urtheile des großen Meisters verdient ganz besondere Beachtung. Bemerkenswerth ist auch, daß in diesen Preisaufgaben, zu denen früher und später antike Themata vorzugsweise gewählt wurden, die glanzvolle Gegenwart oder die unmittelbare Vergangenheit ihre Gegenstände bieten mußte.

---

*) Monatsschrift der Ak. d. K. Berlin 1788, I, 20 fg.

Ankäufe auf dieser ersten akademischen Ausstellung Berlins sind schwerlich vom Könige verfügt worden, sonst war er ein eifriger Käufer und Sammler. Ueber seine Ankäufe von Bildern und Statuen ist schon berichtet; hier sollen noch einige Notizen über seine Neigung zu Werken der Kleinkunst folgen.

Unter den Kunstwerken, welche bei dem König beliebt waren und von ihm gern zur Vertheilung an verdiente Männer benutzt wurden, sind kostbare, aus schlesischen Steinen gearbeitete, mit farbiger Goldfassung und Brillanten geschmückte Dosen zu erwähnen. Es sind „Meisterwerke der Goldschmiedekunst und Edelsteinfassung, in welchen das Rococo wahre Triumpfe feiert"*). Sie sind von so hohem Werth, daß sie von den Nachkommen der Beschenkten an den Krontresor zurückgegeben werden mußten. Es ist nicht unmöglich, daß einzelne dieser kunstvollen Werke, bei denen besonders die in Karneol und anderen Steinen geschnittenen Reliefsiguren und die in farbigem Golde und kleinen Brillanten ausgeführten Amoretten, mythologischen Figuren bewundernswerth sind, in Berlin gearbeitet wurden. Als treffliche Künstler in diesem Fache, als Vollender sehr geschätzter Silber-, Gold-, Boule-, Bronze-, Mosaik-Arbeiten werden der Schweizer Joh. Melch. Kambly, seit 1745 in Berlin, später in Potsdam, der Hofsteinschneider Joh. Ad. Hanf (1715—1776) und E. M. Diemar, geb. 1720, der ältere, letzterer ein geborener Berliner, genannt.

Von den durch Friedrich gekauften Kunstgegenständen**), die seit 1830 einen Bestand der Königl. Museen in Berlin bilden, verdient die durch Winckelmann's Catalog berühmt gewordene Sammlung Philipp's von Stosch von geschnittenen Steinen und Glaspasten eine Hervorhebung (1765). Auch ita-

*) Vgl. eine Notiz Voss. Ztg. 1890, 24. April. Einzelne Angaben, Nicolai, Anh. 98. 102.

**) Für das Folgende J. Friedlaender: Die Königl. Kunst- und Alterthumssammlungen vor 1830 in: Zur Gesch. d. K. Mus. in Berlin 1880, S. 12 ff.

lienische Bilder von Albani werden gekauft; den Ankauf eines Raphael, für den der König von Polen 30000 Dukaten bot (Sixtinische Madonna?) lehnte der König in einem oft angeführten Schreiben ab. Die Sammlungen (Kunstkammer), denen F. W. Stosch vorstand (vgl. oben S. 561), waren so gut wie unzugänglich, sie wurden nur gezeigt, wie Büsching meldet, wenn die Erlaubniß des Königs erlangt worden, „alsdann begiebt sich Herr Stosch aus Berlin nach Potsdam, um diese kostbaren Kunstwerke vorzuweisen".

Zu den Kunstschätzen des königlichen Hauses gehörten auch die in Rheinsberg verwahrten des Prinzen Heinrich, die nach dem Tode des Prinzen (1803) versteigert wurden und sich in alle Welt zerstreuten. Er hatte eine wahrhafte Leidenschaft für die Künste. Seine Schätze*) setzten sich zusammen aus den früher im Besitz des Kronprinzen befindlichen und aus Bildern, die hauptsächlich aus Paris bezogen waren. Es waren zumeist holländische Bilder — dem Inventare nach Werke der ersten Meister — aber auch einzelne französische von Eustache Lesueur und Watteau. Außer den Bildern hatte der Prinz von seinen Petersburger und Pariser Reisen Teppiche, Porzellane, Bronzen und Marmor-Medaillons mitgebracht, vor Allem aber eine Anzahl Porträtbüsten, die von dem berühmten Houdon gefertigt waren: Büsten des Prinzen selbst und einzelner hervorragender französischer Schriftsteller.

Außer den königlichen, gab es Privatsammlungen. Unter diesen soll zunächst die Streit'sche hervorgehoben werden**), die dem grauen Kloster vermacht worden war. Vor der Streit'schen Schenkung hatte das Gymnasium nur zwei unbedeutende Bilder

*) Paul Seidel, die Kunstsammlungen des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrichs des Großen in Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. XIII, 55—67.

**) Vgl. Sammlung aller Schriften, bei der zweihundertjähr. Jubelfeier des Berlinischen Gymnasiums S. 109 fg. Meusel, Miscellaneen I, 2, S. 11—19. Ueber Streit vgl. oben S. 580 fg. F. Bellermann, Progr. des Wohlthäterfestes. Berlin 1850.

besessen, den Stifter der Bibliothek, J. K. von Tiefenbach, wie er als Kind mit einem Hunde spielte, und eine Darstellung des großen Brandes im Jahre 1712. 1757 und 1763 schenkte Streit eine größere Anzahl Bilder (im Ganzen 40), um deren Aufstellung sich die Maler Gerhard und Krüger verdient machten. Es waren Bilder heimischer Künstler sowie italienischer und holländischer Meister. Die Hauptgruppe (11 Bilder) war venezianischen Ansichten und Vorgängen gewidmet, mehrere von Antonio Canaletto. Sehr zahlreich waren biblische Vorwürfe vertreten, theilweise Copieen Rubens'scher Gemälde, wenige mythologische, einzelne allegorische. Die realistische Manier der Holländer war nur durch zwei Proben, eine Frau, die ihre Brille in der Hand hält und einen Alten, mit Tabakspfeife und Beutel, wirksam vertreten. Auch die Zeit und die Umgebung des Schenkers fehlte nicht. Es war nur billig, daß Gemälde des Stifters vorhanden waren — vielleicht hätte man sich mit einem statt der drei übergebenen begnügt und auf die Porträts der Verwandten Verzicht geleistet —; und es verstand sich von selbst, daß in einer preußischen Anstalt Bilder des Herrscherpaares und des früheren Königs Friedrich Wilhelm's I. vertreten waren. Die letzten drei Gemälde rührten von Pesne her.

Die sonstigen Privat-Gemälde und Kunstsammlungen verzeichnet Nicolai, der die in den Schlössern befindlichen Gemälde auf 1000 berechnet. Privatsammlungen waren zahlreich und außerordentlich gut ausgestattet. Daß ihr Inhalt für Berlin größtentheils verloren, entweder durch Nachlässigkeit zu Grunde gegangen, oder in Folge der Ungunst der Zeiten nach dem Auslande verschleppt worden ist, muß der Kunstfreund lebhaft bedauern. Die Besitzer jener Schätze, hohe Beamte, Adlige, reiche christliche und jüdische Kaufleute, Daum, Splittgerber, Veitel Ephraims, Vater und Sohn, Gelehrte wie Möhsen, Maler wie Chodowiecki, Meil nannten ihr eigen oder glaubten wenigstens viele treffliche Stücke aus der holländischen und italienischen Glanzzeit bei sich zu beherbergen. In den Verzeichnissen sind von jenen Voll,

Jordaens, Rembrandt, Rubens, Teniers, Terbourg, Wouvermanns, von diesen Carracci, Caravaggio, Correggio, G. Reni, Tintoretto, P. Veronese, L. da Vinci und viele Andere vertreten, viele nicht bloß mit einem Werke. Einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich die Franzosen des 18. Jahrhunderts. Weit geringere Theilnahme fanden die Deutschen, speziell die Berliner, unter denen man eigentlich nur B. Rode häufiger begegnet.

So wenig es möglich war, alle in Berlin weilenden Franzosen, Schriftsteller, Gelehrte zu behandeln, so wenig kann es hier versucht werden, sämmtliche Künstler der Fridericianischen Zeit aufzuzählen. Daher sei es gewagt — denn ein Uebergang in ein fremdes Gebiet bleibt immer ein Wagniß — von fünf Künstlern zu reden, die alle zu ihrer Zeit eine große Bedeutung hatten und alle etwas specifisch Berlinisches besaßen, Rode, Meil, die Therbusch, G. F. Schmidt und Chodowiecki. Die drei ersten sind heute fast völlig vergessen, während die beiden letzten ihren Ruhm als die lautersten Vertreter der Fridericianischen Zeit bewahrt haben*.)

Christian Bernhard Rode**), geboren in Berlin 1725, ge-

---

*) Ueber Berliner Kunst „Nachricht von Berlinischen Künstlern und Kunstsachen" (T. Merkur 1776 II, 261—281); wichtige Bemerkungen über F. Reclam, G. F. Schmidt, B. Rode, Falbe, Mad. Therbusch, Frisch, Meil, Chodowiecki, Krüger, D. Berger, Saler, Bodenberg, Glume, Eckstein. — Ueber G. F. Schmidt bes. a. a. O. III, 248 ff. — Phil. Hackert's Selbstbiogr. (von Goethe bearbeitet) kommt für Berlins Kunstgesch. wenig in Betracht. Hackert war nur als Schüler 1753—1762 in Berlin. Sein Gemälde der Zelten bei Berlin (Rococo-Ausstellung, Berlin 1892) gibt ein hübsches Bild Berliner Lebens.

**) Rode. (Fehlt in der A. D. B.) Vgl. Abbildungen berühmter Gelehrten und Künstler Deutschlands nebst kurzen Nachrichten ihrer Leben und Werke, Berlin 1780. S. 39—54. (Am Schluß Ramler's Ode. Ueber den ihm gewidmeten Kupferstich D. Bergers nach einem Bilde Chodowiecki's 1772. Meusel, Misc. Erf. 1779. 2. H. S. 39 fg. (Die Seitenzahl ist verdruckt); Verzeichniß der auswärtigen Gemälde des Berlinischen Historienmalers Hrn. Director Rode. — Conz.: Rode in Berlin, Gedicht. — Berl. Monatsschr. 248—263, 292 ff. Notiz über Rode, Berl. Corr. 1783, S. 780 fg. Benutzt sind ferner etwa 200 Radierungen, Handzeichnungen, Kupferstiche in G. L. St. Nagler's Künstlerlex. Bd. 93, 270—280.

storben 1797, war ein Schüler Pesne's und vollendete seine künstlerische Bildung durch eine Reise nach Frankreich und Italien. Zeitgenossen rühmten an ihm „tiefen in Wahrheit, Schönheit und Vollkommenheit eindringenden Blick, Oberherrschaft über die Einbildungskraft". Bei allem Beifall, den er bei den Zeitgenossen fand, hatte er manchen Angriff zu ertragen. Ramler, der in seiner Ode „An Herrn Bernhard Rode" den Künstler sehr feierte, gab davon und zugleich von seiner Bescheidenheit, seiner Ruhe jedwedem Angriff gegenüber Zeugniß in der an den Meister gerichteten Frage:

> Welche Gottheit dir Feuer zu deinen Schöpfungen einflößt,
> Und diese kalte Sanftmuth, eiteln Aberwitz
> Still zu dulden, den Neid mit keinem Gemälde zu strafen,
> Den Hohn mit keinem Blick?

Heute ist er fast völlig vergessen. Die Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 enthielt von dem so Fruchtbaren ein einziges Bild.

Sein Arbeitsgebiet war ein weites, um so weiter, als er die von ihm gemalten Bilder selbst radirte, viele andere Radirungen, z. B. nach Schlüter'schen Vorlagen anfertigte, außerdem eine große Masse Zeichnungen entwarf, die zu Buchillustrationen benutzt werden sollten, nicht immer aber nach ihrer Bestimmung behandelt wurden. Er berücksichtigte fast gleichmäßig die biblische und die weltliche Geschichte. Seine biblischen Bilder, deren einige, von ihm geschenkt, in der Marien- und Petrikirche Aufnahme gefunden haben, bieten einen förmlichen Commentar zur Geschichte des Alten und Neuen Testaments. Aus der Geschichte fast jedes Patriarchen ist ein Gegenstand gewählt; von Adam bis Tobias treten die wichtigeren Persönlichkeiten auf. Der Künstler wählte nicht immer Hauptvorgänge. Neben bedeutsamen Momenten aus der Geschichte Joseph's, der Versuchung durch Potiphar's Weib und seiner Erkennungsscene mit den Brüdern, Hiskia's Tod, Simei's Errettung durch David, nahm er auch manche Ereignisse, bei denen die Selbstbeschränkung des

Künstlers verwunderlich erscheint. Statt Isaak's Opferung stellte er den Augenblick dar, wie Abraham seinem Sohne das Opferholz abnimmt, und neben der Heilung des Tobias von der Blindheit kam der Streit mit seinem Weibe um eine heimgebrachte Ziege zur Darstellung. Oft sucht man verwundert nach dem Motiv, das den Künstler zur Behandlung reizte, wie etwa bei dem Blatt „Ahab's Wagen wird gewaschen". Unter den dem neuen Testament entnommenen Bildern herrscht Christus vor. Einzelne Züge aus dem Leben, wichtige, oft dargestellte, wie das Abendmahl, oder weniger oft behandelte, wie: Christus gibt sich dem Thomas zu erkennen (Altarbild der Marienkirche), wechseln mit Momenten des Endes und des Lebens nach dem Tode: Grablegung, Himmelfahrt, Auferweckung der Todten, jüngstes Gericht, einem ungemein figurenreichen Bilde; dagegen vermied er, wenigstens in größeren Bildern, peinliche Vorgänge, wie die Geißelung wiederzugeben, auch die Kreuzigung stellte er selten dar. Außer Christus erscheinen Petrus und Paulus in Hauptstationen ihres Lebens. Bei diesen scheute er sich nicht, auch Widriges, z. B. mehrfach Pauli Geißelung vorzuführen. Die Reue des Judas lockte ihn zu wiederholten Malen. Sein Christustypus ist unschön. Nichts erinnert in ihm an den idealen Menschheitslehrer, weder die göttlich schöne Gestalt noch der unsäglich körperlich und seelisch Leidende kommt hier zu seinem Rechte. Am deutlichsten zeigt sich diese Unfähigkeit in einem großen Blatte: Christi Verhör. Auf demselben erscheint der Verhörte wirklich wie ein armer Schächer, der keine Ahnung seines Werthes besitzt, während die Richter und die Zeugen, die günstig gesinnten und die begierig auf eine Verurtheilung harrenden lebendig charakterisirt werden. Insgemein sind es die Alten, Männer und Frauen, die dem Künstler besser gelingen, besonders die Helfenden, die Samariter; wenn nur nicht bei Darstellung der Männer der ewig gleiche kurzgeschorene Vollbart so einförmig wirkte. Jungen Leuten und Frauen weiß er nicht die erforderliche Anmuth zu geben. Seine Frauen sind Puppen

ohne Leben, selbst die Darstellung des Nackten, bei der das Fleisch nicht gespart wird, ist auch da, wo der Künstler es erstrebt, ohne jeden sinnlichen Reiz. Die nüchterne, rein verstandesmäßige Auffassung des Künstlers zeigte sich in einem Bilde: „Das Almosen der Heuchler wird mit Posaunen ausgeblasen", wo man wirklich die mächtigen Posaunen und die Hände der Bläser neben dem gar keinen heuchlerischen Eindruck machenden Spender sieht, oder in einem anderen: „Ein Samariter gießt Oel in die Wunden eines unter die Mörder gefallenen Mannes, vor welchem ein Schriftgelehrter und ein Pharisäer betend vorüber gegangen sind". Man muß es eine Verirrung des Geschmacks nennen, wenn Vorgänge, die nur zum Verstande, nicht zur Einbildungskraft sprechen, die daher so unbildlich wie möglich sind, zur künstlerischen Darstellung gewählt wurden.

Auch die weiten Pfade der Weltgeschichte durchlief unser Künstler. Er wählte aus der ägyptischen so gut wie aus der preußischen seine Stoffe. Griechische und römische Geschichte blieben ihm nicht fremd. Für letztere waren ihm Plutarch's Lebensbeschreibungen Lieblingsführer; in der ersteren wählte er gerne Sagen, behandelte mehrmals die Geschichte Alexander's und stellte, vielleicht gereizt durch Ramler's oben erwähnten Vorwurf, nicht ohne Hinblick auf eigene Kritiker dar, wie Apelles, der ein Bild der Göttin Venus gemalt hatte, einem kritischen Schuster den Rath gab, bei seinem Leisten zu bleiben. Dem Minister Hertzberg malte er für dessen Landhaus zu Britz Scenen aus der Geschichte der Landwirthschaft, seine Blicke nach China wendend, um Hertzberg's Verdiensten um die Seidenzucht zu huldigen, oder indem er dessen römische Collegen Curius und Cincinnatus in ihrer der Politik abgerungenen landwirthschaftlichen Muße darstellte. Aus der preußischen Geschichte lockten ihn, abgesehen von Albrecht Achilles, der Annahme der Reformation durch Joachim II. und dem Uebergang des großen Kurfürsten über das Haff, den er in höchst anziehender Art, den

Führer und sein Pferd nach Schlüter'schem Vorgange behandelnd darstellte, besonders die Vorgänge der eigenen Zeit. Zwei dieser Bilder mögen mit den Worten eines Zeitgenossen beschrieben werden: „1. Herzog Leopold von Braunschweig, welcher in der ausgetretenen Oder bei Rettung der Nothleidenden ertrunken war, wird wiedergefunden und von Schiffern aus dem Wasser gezogen. 2. König Friedrich Wilhelm II. hält mit der einen Hand ein Steuerruder, welches mit einem Oelzweig umwunden ist und drückt mit der andern eine Wagschale ins Gleichgewicht, welche die neben ihm schwebende Gerechtigkeit hält. In der einen Schale liegen Krone und Scepter, in der andern eine Pflugschar und ein Hirtenstab". Gern wendete er sich den zeitgenössischen Helden zu. Zeugnisse davon sind die vier Grabbilder (Garnisonkirche), die er Schwerin, Winterfeldt, Keith und Kleist widmete, den Verstorbenen die Göttinnen des Ruhms, des Sieges, der Freundschaft zugesellend. In diesen Zeichnungen stört manches Traditionelle in den allegorischen Frauengestalten und manches Conventionelle, wie das gar zu häufig gewählte, daß ein Weib, neben der Büste oder dem Medaillon stehend, durch eine vor die Augen gehaltene Hand das Trauern ausdrücken soll. Aber die eigentlichen Porträts — zu denen bekannter Personen ist noch das des Ministers Hertzberg zu rechnen — sind oft von großer Schärfe und Treue und auch die weniger Bekannter, z. B. der Malerin Therbusch, und die Unbekannter, wie das des Predigers Bruhn und eines Berliner Bürgers Voigt mit seiner Gattin bezeugen ein löbliches Streben nach Individualisirung. Auch in den Dienst der Dichter und Schriftsteller seiner Zeit stellte er sich gern: Rabener's Satiren entnahm er manchen Stoff. Ramler erwies er für dessen laute Rühmung den Gegendienst, die Prachtausgabe seiner Oden mit zahlreichen Illustrationen zu versehen. Aber auch als Illustrator wählte er mit Vorliebe geschichtliche Werke, z. B. von Bünau, M. J. Schmidt, Schröckh, und stellte anschaulich und verständig bedeutsame Vorgänge des deutschen Mittelalters dar. Nur selten versah er es darin, wie

in einer völlig humoristisch wirkenden Wiedergabe Tells, in welcher das dumm glotzende Kind, Geßler, der auf dem Pferde sitzend, den Apfel über dem Haupte des Knaben hält, die Frau, die den mit einem unförmlichen Bogen ausgerüsteten Tell zurückzuhalten scheint, durchaus nicht den gewünschten grausigen Eindruck hervorbringen können.

Auch des Heimischen und Persönlichen gedachte Rode bisweilen. Der märkischen Landschaft, besonders dem schon genannten Hertzberg'schen Gute widmete er einige Blätter, die freilich mehr ein geschichtliches Interesse beanspruchen. Weit mehr als die heimische Landschaft würdigte Rode die heimische Kunst. Wiederholt trat er als Schlüter's Copist auf, z. B. indem er „Neue allegorische Blätter nach verschiedenen halberhobenen Arbeiten Andreas Schlüter's" Berlin 1772 herausgab. Diese seine Radierungen nach Schlüter's Vorlagen gehören zu dem Besten, was er schuf. Sie legen Zeugniß ab von der Unterordnung eines selbstthätigen Künstlers unter einen Größern, die damals wie heute selten war. Hätte sich Rode nur in seinen eigenen Schöpfungen von dem Gewaltigen mehr anregen lassen, dem er so geschickt nachzubilden verstand! Endlich bekundete er in zwei Bildern seine Pietät gegen seine Eltern (Marienkirche). Freilich mehr als künstlerischen Geschmack: Die Mutter stellte er dar, wie sie aus dem durch Engel geöffneten Sarge stieg und von der Ewigkeit den Ort ihrer Bestimmung gezeigt erhielt; an des Vaters Grabe saß die Hoffnung, einem entfliehenden Schmetterling nachsehend. Rode war kein tonangebender Meister, aber ein fleißiger, vielfältig angeregter und mannigfach anregender Arbeiter, der unverdienter Weise in völlige Vergessenheit gerathen ist.

Die beiden Brüder Meil, durchaus ähnlich in ihrer Thätigkeit, dürfen wohl zusammengefaßt werden. Der Aeltere*), Joh.

*) Ueber den älteren Meil, Selbstbiographie in Meusel, Miscellaneen art. Inh. Erf. 1779 I, 2. H. S. 1—9. Verz. sämmtl. Titelkupfer u. Vignetten-Abdrücke . . . gesammelt von F. L. Hopffer. Berlin 1809.

Wilh. Meil (1729—1803, seit 1774 in Berlin), war ein vielseitiger Künstler und ein gebildeter Mann. Als Knabe schon hatte er modelliren gelernt und war weniger durch Unterweisung, als durch selbständige Versuche zum Malen, Steinschneiden, Radiren gekommen. Während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Leipzig war er dem Professor Christ näher getreten und hatte sich in dessen Vorlesungen und im Verkehr mit ihm eine tüchtige archäologische Bildung verschafft. Der jüngere, C. P. Heinr. (1733—1805, schon seit 1752 in Berlin), war gleichfalls in Leipzig wissenschaftlich vorgebildet und nahm in Kunst und Leben eine seinem Bruder gleiche Stellung ein; beide waren eine Zeit lang Directoren der Akademie.

Der Brüder Meil Thätigkeit umfaßte fünf Jahrzehnte, von 1750—1800. Auch sie waren in erster Linie Radirer wie Rode, nach dessen Zeichnungen sie nicht selten arbeiteten. Aber im Gegensatz zu ihm traten bei Meil zwei Momente hervor, die freilich erst bei Chodowiecki vollendet in die Erscheinung traten: Humor und Realismus. Das biblische Gebiet schwand fast völlig bei ihnen, fast die einzige Ausnahme machen die Zeichnungen zu Bilaubé's Joseph, das Geschichtliche blieb wenigstens nicht im Vordergrunde stehen, jedenfalls folgten sie bei ihren geschichtlichen Blättern nicht eigener Erfindung. Noch waren es auch bei ihnen vielfach zeitgenössische Dichtungen, die ihr Zeichentalent in Anspruch nahmen, aber schon traten neben Ramler und dem mit besonderer Liebe behandelten Ewald von Kleist, die zu Allegorischem und Mythologischem vielfache Veranlassung gaben, die Karschin, Lange, Willamov, auch Nicolai, der der wirklichen Welt näher führte. Als Beispiel ihrer Allegorie mag ein (nicht ausgeführter) Versuch zu Kleist's Gedichten gelten: ein Kind, das von einer Biene gestochen wird, worüber ein Satyr lacht. Mit dem Ganzen sollte das Sinngedicht, mit dem Honig das An-

---

Ueber den jüngeren die Notiz A. D. B. XXI, 216. Ueber beide Nagler's Künstlerlex. Bd. 9, S. 5—8. Die von beiden illustrirten Werke und zahllose Blätter in G. L. St.

genehme und Gefällige, mit dem Stachel der Biene das Strafamt dieser Gedichte bezeichnet werden. Nahe verwandt mit dieser Allegorie war der Versuch, die Eigenart eines Dichters auszudrücken, wie etwa im Titelkupfer zum französischen Diderot: die Tragödie, die sich erstechen will, wird von Cupido zurückgehalten, Hymen schwingt seine Fackel dazu, zur Andeutung, daß Diderot's Dramen eine Mischung von Tragischem und Komischem enthielten und vergnüglich endeten. Dagegen sind die Kupfer zu „Sebaldus Nothanker" (4. Aufl. 1799, wiederholt in einer billigen Ausgabe 1814) gute Abschilderungen des wirklichen Lebens, vermöge deren Meil mit Chodowiecki in glückliche Concurrenz trat. Denn neben Jenes Darstellungen können sich Meil's Blätter sehen lassen, etwa das, wie Propst Puddewustius und Diakon Pypfnövenius den Archidiakon Makligius, dem sie einen Besuch abstatten, in sehr unpriesterlicher Toilette damit beschäftigt finden, auf einem Salatfeld den Dünger auszubreiten, oder die Scene, in welcher ein verhungerter Handwerker, der aus Noth den vorübergehenden Herrn angegriffen, von dessen Edelmuth gerührt den Stock wegwirft und ihm zu Füßen fällt, oder die andere, wo Sebaldus, von seinem heuchlerischen Begleiter, der ihn vor Seelenverkäufern gewarnt, in eine „Unterkammer" gestoßen wird, wo 30 elende Kreaturen verkümmern. In diesen Zeichnungen weiß Meil mit vielem Glück die thätige Menschengüte zur Anschauung zu bringen und zugleich für das Elend, das er darzustellen hat, die Theilnahme der Beschauer zu erregen.

Die Welt und das Leben, wie sie sich dem Künstlerpaare darstellten, zu schildern, gaben die folgenden zwei Werke die hauptsächlichste Anregung: Engel's Mimik und das Spectaculum naturae et artium. Die Kupfer des ersteren (Ideen zu einer Mimik, 2 Theile, Berlin 1785 fg.) schließen sich den bis ins Einzelnste gehenden Vorschriften des Textes aufs Allergenaueste an, trotzdem ist der Künstler in diesen 59 Figuren glücklich inspirirt. Ganz trefflich sind z. B. die Figuren aus einer Scene von

Babo's „Otto von Wittelsbach": die Neugier des Helden, der von Ritter Friedrich sich einen Brief vorlesen läßt, und die Entrüstung, da er ganz Anderes zu hören bekommt, als was er vermuthen durfte. Den vorgeschriebenen Ausdruck der Liebe, des Zorns, der Schmeichelei weiß er glücklich zu treffen. Ausgezeichnet ist die satirische Darstellung einer Tänzerin, die in einer Pantomime, zu der Corneille's Horace die Idee gab, die Drohung versinnbildlichen sollte, man werde sich selbst zerfleischen: die hochbusige, sehr umfangreiche Dame, deren Kostüm das unrömischste ist, das man sich denken kann, und bei der höchstens Kopftuch und fliegende Haare an die zürnende Römerin erinnern, fährt heftig mit ihrer geballten Faust an den weit aufgerissenen Mund. So zeigt sich in dem ganzen Werke ein glückliches Zusammenarbeiten des Künstlers mit dem Kunstgelehrten, und seitens jenes eine selbständige Beobachtung des wirklichen Lebens.

Das Spectaculum, ein damals beliebtes Handbuch, zwang den Künstler, Ackerbauer und Handwerker in ihren verschiedensten Beschäftigungen, die Thätigkeit der Menschen zu Land und Wasser, in Krieg und Frieden, ferner allerlei Geräthe, die zu jeder möglichen Hantirung gebraucht wurden, darzustellen. Auch sonst scheute er sich nicht, Dinge des täglichen Lebens zu wählen: Kutschen und Portechaisen, Tische und Möbel aller Art. Und da er nicht wie Rode in einer eingebildeten Welt lebte, oder bloß der Vergangenheit anzugehören schien, so scheute er sich nicht, das wiederzugeben, was ihm auf den Straßen der Stadt oder bei seinen Streifereien auf dem Lande begegnete: ein altes Bettelweib mit einem Kinde, einen Juden mit einem runden Hut, einen andern mit einem Muff, der ein paar alte Schuhe unter dem Arme trägt, einen Brauerknecht, der, bei seinen Fässern stehend, Tabak raucht.

Manche Blätter der Brüder Meil sind von glücklichem Humor erfüllt. Wie sie überhaupt bei Darstellung des Heiteren, Fröhlichen lieber als bei der Vorführung des Ernsten und

Traurigen verweilten, wie sie z. B. das Mutterglück in sehr anziehender Weise zu schildern und anmuthige Frauen mit dem Zauber echter Weiblichkeit zu umkleiden wußten, so wendeten sie sich geradezu humoristischen Scenen zu, die von fern an Hendschel'sche Skizzen erinnern. Dieser Art sind die Blätter, die Betrunkene vorführen, oder das, auf dem man einen Knaben sieht, der, mit langen Hosen angethan, auf einem Stock reitet, oder die, auf denen Kinder auftreten, die, auf Stelzen gehend, sich wie alte Leute angezogen haben und sich gegenseitig necken. Am drastischsten wirkt das „Finkeljochem" bezeichnete Blatt: ein Schusterjunge mit herabhängendem Strumpf und zerrissenen Hosen, der in einer Hand eine Flasche trägt und halb lustig, halb betrübt, bald auf die Armseligkeit seiner Kleidung, bald auf den in der Flasche enthaltenen Reichthum blickt.

Außer diesem unschuldigen Humor liebte Meil auch die kecke Satire. Der Künstler, der verschiedenen Schriften Moses Mendelssohn's, sowie dem Berlinischen Journal für Aufklärung Vignetten voransetzte, konnte kein Heiligenverehrer sein. Sein Titelkupfer zu dem von A. G. v. Bretschneider gedichteten „Almanach der Heiligen"*) ist ebenso wie die in diesem vorkommenden 12 Kupfer keine Verklärung. Das zeigte deutlich Meil's oder seines Biographen Beschreibung des ersteren: „Ein Marktschreier mit vielen Heiligenbildern, Paternostern und Kreuzen behangen, hält in der rechten Hand ein zusammengebundenes Packet mit der Aufschrift: „Heilige fürs ganze Jahr" und mit der Unterschrift: „Kauft's, kauft's, oder ich schmeiß' es weg"." Noch deutlicher jedoch zeigte sich diese Tendenz in den Heiligenbildern, mit denen die nicht unwitzigen, aber knotigen und

*) Der Almanach in G. L. St. — Näheres darüber bei Meusel, Verm. Nachr. und Bemerkungen, Erl. 1816, S. 28 fg., dessen Lob übertrieben ist, und Göckingk, Reise des Hrn. v. Bretschneider nach London u. Paris, Berl. 1817, S. 50 fg. Der Almanach wurde von Herrn von Oesfeld in Berlin herausgegeben, das Mscr. ging durch Nicolai's Hand. Bei Göckingk heißt der Künstler irrthümlich Moril.

zotigen Verse Bretschneider's begleitet wurden. Mit großem Behagen werden hier die Heiligen als beschränkte Dümmlinge, stolze Laffen, Spaßmacher oder Sinnenmenschen dargestellt. Christophorus, der mit seinem Kreuz einem Teufel entgegentritt, wird absichtlich wie eine Rothhaut dargestellt, die einem Europäer den Garaus machen will. Ulrich, der seine Kappe ausschüttet und die Maus, die diese benagt hatte, mit Fluchworten zur Erde streckt, sieht wie ein armer Schächer aus. Die heilige Ursel, die vor einem lüsternen Mönch steht, hat das Aussehen einer Erzkokette, und der beschnittene Wundermann Mayer, ein einäugiger, lahmer, buckliger Schneider — „nach den vernünftigen und jetzt allgemein beliebten Grundsätzen der Toleranz sei es uns erlaubt, auch einen jüdischen Heiligen zu besingen," sagt der Text —, der einen Pfaffen in die Luft prellt, weil dieser dem Könige gerathen, die Juden zu vernichten, ist gewiß der kläglichste Heilige, der jemals zur Anschauung gebracht worden. Als Gegenbild zu diesem mehr als dürftigen Heiligen tritt der Johann von Capistrano, der mit dem „Bischofshut von Schreibpapier", der „seines heiligen Hauptes Zier ist", halb wie ein Heiliger und halb wie ein Narr ausschaut. Das Ende der Heiligenverspottung schließt sich dann würdig dem Anfange an: ein Heiliger strebt, von Rauchwolken getragen, in die Höhe; statt eines Menschenantlitzes aber zeigt er ein Schafsgesicht.

Außer diesen Künstlern soll auch eine Künstlerin erwähnt werden, Anna Dorothea Therbusch, geb. von Lisiewska, geboren in Berlin 19. Juli 1722, gest. das. 9. Nov. 1782. Man wird zwar heute nicht mehr mit ihrem ersten Biographen*) sagen „Sie besaß nicht nur jenes große Talent, wodurch sie sowohl in Ansehung des Colorits, als der Magie der Kunst, dem Rubensschen Pinsel unstreitig am nächsten kam; an Schönheit der

*) Lebensumstände der im J. 1782 zu Berlin verstorbenen Madonna Therbusch, anonym, in Meusels Misc. artist. Inhalts, 17. H. Erfurt 1783, S. 266—275. Diderot, Oeuvres, Paris 1875—77, Bd. XI. XVIII. IX. XX. Die Hauptstellen XI, 256, 263 (Salon de 1767).

Ideale aber, und besonders an Anmuth, diesen noch übertraf", wenn man auch dessen Zusatz „sie hatte den durchdringendsten Verstand, das feinste Gefühl und den edelsten Charakter" trotz seiner Superlative gelten lassen mag. Schon von ihrem Vater hatte sie Zeichnen gelernt, in den ersten Jahren ihrer Ehe wurde sie theils durch das Widerrathen ihrer Schwiegermutter, theils durch die Geburten vieler Kinder und die dadurch erfolgte Kränklichkeit an Ausbildung ihres Talentes gehindert. Erst 1761 unternahm sie eine Kunstreise nach Stuttgart und Mannheim, der später (1765—1770) eine lange mit vielen Widerwärtigkeiten erfüllte Reise nach Paris, Belgien und Holland folgte, lebte von da an dauernd in Berlin, wo sie bereits 1773 den Tod ihres Gatten zu beklagen hatte. Den Stoff zu ihren Gemälden entnahm sie der Mythologie: aus den Erzählungen über Pan, Venus, Adonis, Jupiter und Antiope; einzelne derartige Bilder, auch eine zum Opfer geführte Iphigenia, malte sie im Auftrage des Königs. Ihn, die Mitglieder der königlichen Familie, besonders den Prinzen Ferdinand von Preußen, in dessen Hause sie besonders bekannt war, darzustellen, wurde ihr mehrfach vergönnt. Viel gerühmt wurde ihr eigenes Bild, das hoffentlich auf den Beschauer einen bessern Eindruck machte, als die folgende Beschreibung eines Zeitgenossen, „in einem Kniestück an einem offenen Fenster sitzend und mit einer den Entwurf einer Zeichnung überdenkenden Miene, die sie auf das vor sich habende Papier bringen will." Großes Interesse erregte ihr 1892 in der Rococo-Ausstellung in Berlin aufgehängtes Bild, das den Buchhändler Nicolai mit seiner Familie, acht Köpfe stark, darstellte, ein tüchtiges gut ausgeführtes Bild, das den etwas philisterhaften Zug, der in den damaligen Berliner Bürgerfamilien vorhanden war, zu vollkommener Erscheinung brachte, ohne dadurch langweilig oder unangenehm zu werden.

Als sie in Paris war, machte sie ein Miniaturbild des berühmtesten Kunstkritikers jener Zeit, Diderot. Dieser rühmte und höhnte sie abwechselnd. Zuerst nannte er sie das beste Ge-

schöpf von der Welt; dann bezeichnete er die Meldung von ihrer Abreise als „die gute große glückliche Nachricht," gab ihr Eitelkeit und Narrheit schuld und heftete ihr den Schandnamen der „unwürdigen Preußin mit verrücktem Kopf und verderbtem Herzen" an. Auch in der Beurtheilung ihrer Künstlerschaft zeigte er Gegensätze. Einmal äußerte er sich entzückt von ihrer Cleopatra, bewunderte die Wahrheit ihres Naturstudiums, schrieb ihr Talent zu und war froherregt darüber, daß sie als Frau und gar als Autodidactin so viel zu leisten vermöge, dann aber brauchte er grade bei Gelegenheit ihres Naturstudiums das grausame Wort „man ist entweder arm, klein, niedrig, oder man ist erhaben, Frau Therbusch ist aber nicht erhaben." Die Ursache dieser Zwiespältigkeit im Urtheil liegt wohl darin, daß die Künstlerin, überreizt und anspruchsvoll, unbekannt in einem fremden Lande, vielleicht auch unpraktisch in Geldangelegenheiten den leicht erregbaren Critiker viel plagte und dadurch von der Liebe zum Haß umstimmte. „Sie ist Autodidakt, ihr durchaus hartes und männliches Können zeigt dies deutlich. Sie besitzt den Muth, die Natur anzurufen und zu betrachten. Sie sprach mit Entschiedenheit zu sich: ich will malen. Sie hat den rechten Begriff von Schamhaftigkeit: denn sie stellte sich unerschrocken vor das nackte Modell, im Glauben, daß nicht das Laster das ausschließliche Vorrecht habe, einen Menschen zu entkleiden. Sie lebt ganz ihrer Kunst, aber ist noch so völlig Kind, daß sie überaus empfindlich gegen jedes über sie gefällte Urtheil ist und über einen großen Erfolg toll werden oder sterben könnte. An Talent fehlte es ihr keineswegs, um in Frankreich großen Eindruck hervorzubringen, ihr fehlte Jugend, Bescheidenheit, Schönheit, Coquetterie. Sie hätte unsere Meister rühmen, bei ihnen Unterricht nehmen, sich mit ihrer ganzen Person ihnen darbieten müssen." — So viele französische Künstler und Schriftsteller fanden in Berlin Beschäftigung, Nahrung und Ansehen. Dem gegenüber ist es lehrreich zu betrachten, wie es einer Berlinerin erging, die in Frankreich ihr Glück suchte.

Ein Berliner echten Schlages, ganz nahe von Berlin in Schönerlinde geboren 24. Jan. 1712*), also im buchstäblichsten Sinne ein Zeitgenosse Friedrichs und in Berlin am 15. Jan. 1775 gestorben, war G. F. Schmidt, als Kupferstecher der allererste seiner Zeit. An den Bildnissen seiner zeichnenden, malenden, bildenden Genossen, wie sie von den Meistern selbst oder von eifrigen Schülern geschaffen wurden, könnte man achtlos vorübergehen; wer einmal Schmidt's leuchtendes Antlitz gesehen hat, das er selbst 1752 gezeichnet und gestochen hat, der bleibt gefesselt**). Ein Kopf voll Leben und Geist, voll Güte und Humor, jugendlicher scheinend, als er es seinen Jahren nach war, mit schwellenden, nicht unsinnlichen Lippen, mit einem Ausdruck, der Frohsinn, Arbeitslust, Selbstbewußtsein deutlich verkündet. Gegenüber manchen griesgrämischen, pedantischen, mühevoll arbeitenden Genossen ein auf seine Kraft vertrauender ganzer Mensch.

Paris und Petersburg beherbergten den Künstler eine Weile; die erstere Stadt 1737 bis 1744, die letztere 1757 bis 1762; auch diesen Städten kam wie Berlin seine Kunst zu Gute. Aber obgleich manche seiner trefflichsten Arbeiten in den beiden letzteren Städten entstanden sind, so kommen an

*) Catalogue raisonné de l'oeuvre de feu G. Fr. Schmidt. London 1789. — Schmidt's Werke oder beschreibendes Verzeichniß sämtlicher Kupferstiche und Radirungen, welche der berühmte Künstler G. Fr. Schmidt, K. Pr. Hofkupferstecher, Mitgl. d. K. Ak. zu Berlin, Paris und der kais. zu St. Petersburg von a. 1729 bis zu seinem Tode 1775 verfertigt hat. Nach der franz. Ausg. frei bearbeitet, mit versch. Vermehrungen und Verbesserungen versehen hgg. von L. D. Jacoby, Kunsthändler. Berlin 1815. (Mit einem Stich Berger's nach einer späteren Zeichnung Schmidt's.) — Wessely, G. F. Schmidt, Berlin 1887. Ders. A. D. B. XXXI, 726—728. H. Longhi, Calcographia 1830, übers. von Goethe (Hempel) 28, 599 fg.

**) Ein wundervolles Blatt in G. L. St., die noch andere sehr schöne Blätter Schmidt's enthält. In derselben auch die im Text behandelten Hauptwerke: Oeuvres du philosophe de Sans-Souci au donjon du Château avec privilège d'Apollon, 3 Bände in 4° 1750—1752; Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg. 3 Bde. Berlin 1767 bei C. F. Voß 4°. (Mit ders. Aufschrift: au donjon; ich kenne nur die Ausgabe: d'après l'original.)

dieser Stelle doch nur seine Berliner Werke in Betracht, sowohl die, die dort gearbeitet sind, als die, welche dortige Persönlichkeiten angehen. Wie jeder damals lebende Berliner und Preuße wendete er dem Könige seine besondere Aufmerksamkeit zu; die Prachtausgabe einiger Werke des königlichen Schriftstellers zierte er mit seinen Zeichnungen und Stichen.

Unter diesen sind besonders reizvoll Schmidt's Gruppen nackter Kinder. Sie wiederholen sich mehrfach, aber sie erfreuen stets. Eine Hervorhebung verdienen: zwei Knaben, deren einer auf einem Schwan reitet, während ein anderer das Thier mit Blumen bekränzt; drei, die mit einem Stabe spielen, auf dem eine Narrenmaske befestigt ist; drei andere, die sich jagen: einer ist bereits hingefallen, der zweite läuft ängstlich vor dem dritten davon, der ihm die Zunge herausstreckt.

Aber ein wichtigerer Vorwurf war das Bild des Königs selbst nach einem Gemälde Pesne's und herrliche Stiche damals bekannter Persönlichkeiten. Auch als Radirer war er für Rembrandt'sche Werke, für die er eine ganz besondere Vorliebe besaß, thätig. Seine Arbeit auch in dieser Richtung wurde sehr gerühmt. Longhi, dessen Urtheil durch Goethes Uebersetzung bekannt geworden, sagt von ihm: „Der Künstler ist einer der größten, dessen sich die Kupferstechkunst zu rühmen hat, er wußte die genaueste Reinlichkeit und zugleich die Festigkeit des Grabstichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche sowohl kühn als abwechselnd und manchmal mit Willen unzusammenhängend war, immer aber vom höchsten Geschmack und Wissen. . . . Hätte er die Geschichte in großem Sinne wie das Porträt behandelt und hätte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so könnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm dies nicht gelungen, so bleibt er doch einer der trefflichsten Meister und der erfahrenste Stecher."

Daniel Chodowiecki*) (1726—1801, in Berlin seit 1743)

*) Ueber Chodowiecki, Heinecke, Nachricht von Künstlern und Kunstsachen bis 1768. Verzeichniß seiner Kupferstiche, Berlin, Mylius, 1775.

Er war zuerst Lehrling bei einem Kaufmann, begann früh aus Liebhaberei Emaille-Dosen zu malen und widmete sich seit 1754 ernstlich der Kunst. Pesne, Le Sueur, Rode wurden seine Lehrer. Zunächst warf er sich auf die Miniaturmalerei, seit 1756 begann er zu radiren. Hier fand er das eigentliche Feld seiner unvergleichlich fruchtbaren Thätigkeit. Bis zum Jahre 1781 zählte er selbst 399 verschiedene Radirungen, wobei häufig zwei bis zwölf Blatt als ein einziges Werk bezeichnet und berechnet wurden. Bis zum 8. October 1784 war die Zahl der Blätter auf 527, bis 1787 auf 573 gestiegen, der genaueste bis jetzt vorhandene Catalog zählt 950 Nummern. Chodowiecki lebte 60 Jahre fast ununterbrochen in Berlin, eine Fahrt nach seiner Heimath Danzig abgerechnet, von der er ein köstliches Album zurückbrachte, und kleinere Reisen nach Leipzig, Dresden, Halle, Dessau. Er nahm unter seinen Kunstverwandten und in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung ein. Mit den berühmtesten Berlinern war er befreundet; mit auswärtigen Berühmtheiten stand er in freundschaftlicher und geschäftlicher Correspondenz; Fremden war er eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Nachtrag bis 1778 in Meusel, Miscellaneen artistischen Inhalts, Erfurt I, 1779, S. 30—41. Lebensbeschreibung nebst Verzeichniß der Werke das. H. 5, S. 3—43. (Aufsätze von ihm H. 4, Entgegnung darauf H. 5.) — Das. H. 7, 3—14. H. 9, S. 131 ff. H. 22 (1785), S. 227—235. H. 30, (1787), S. 338 ff. (letztere drei Artikel von Ch. selbst). Engelmann, Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche, Lpz. 1857 (mit Biogr. von A. Weise). Nachträge und Berichtigung, Lpz. 1860. Neuere Reproductionen aus Daniel Chodowiecki's Künstlermappe, Berlin, Amsler u. Ruthardt (Handzeichnungen) (1885). Von Berlin nach Danzig. E. Künstlerfahrt im J. 1773 von D. Ch. Facsimiledruck. Berlin, das. (1884). Ch. Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen. Berlin, Mitscher u. Röstell, o. J. Dass. Neue Folge, gleichfalls o. J. Von neuerer Litteratur ist benutzt: Hettner, Gesch. d. dtsch. Lit. d. 18. Jh. II, 622 fg. — Woltmann, Hogarth u. Chodowiecki in: Aus 4 Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgesch. Berlin 1878. S. 147. (Ders. in A. D. B. IV, 133—135.) R. Dohme, Kunst u. Künstler. I. Abth. 2. Bd. 39 H. — Benutzt sind ferner die reichen Mappen in G. L. St.; einzelnes im Kgl. Kupferstichcabinet.

In neuerer Zeit hat man ihn, nicht um ihn zu loben, mehrfach mit Nicolai zusammengestellt. Wie mir scheint mit Unrecht. Denn mag er auch mit Nicolai den Vorzug scharfer Beobachtung und den Nachtheil einer gewissen Nüchternheit der Phantasie gemein haben, so unterscheidet er sich von ihm, wenn es überhaupt angeht, einen schaffenden Künstler mit einem Kritiker zu vergleichen, in drei wesentlichen Puncten. Zunächst durch seine Tendenzlosigkeit. Aufklärer war er zwar auch trotz Nicolai, aber er war viel zu gebildet und zu wenig kampflustig, um stets die Aufklärung zu vertheidigen und ihre Gegner zu verfolgen: außer feisten Pfaffen und heuchlerischen Frömmlern wußte er auch wackere Priester und einfältige Fromme darzustellen. Sodann durch seine Vielseitigkeit. Während Nicolai stets an einem Stoffe klebte, ewig in derselben Zeit zu leben meinte, so daß er einen Fortschritt nicht begriff, und das Neue, schon weil es neu war, rücksichtslos verurtheilte, wechselte Chodowiecki seine Stoffe und ging vorwärts mit der Zeit. Mit Lessing und den Aufklärern hatte er angefangen; er schritt fort zu Goethe („Leiden des jungen Werther"), die Nicolai bespöttelte, lieh seine Kunst der zweiten Generation der Stürmer und Dränger (Schiller's „Kabale und Liebe"), die anderen Berlinern unverständlich blieb, hatte Freude und schaffte sie Anderen an Vossens Louise, die vermeintlichen Idealisten platt erschien, und an „Hermann und Dorothea", in die sich die Antixenienleute nicht finden wollten. Er bannte sich an ein Land so wenig wie an eine Gattung. Versuchte er doch das für ein Kind des 18. Jahrhunderts schwierige Unternehmen, das „Lob der Narrheit" des Erasmus, das Weltzustände des 15. Säculums schilderte, zu illustriren und führte es geistreich durch, wenn er auch Holbein, den Zeitgenossen des holländischen Satirikers, nicht erreichen konnte. Ja, er wagte sich an viele Stücke Shakespeare's, an denen freilich seine Kraft versagte. Englische Moralisten und Romanschriftsteller, daneben Voltaire und Rousseau, aber auch Sedaine, der russischen Katharina Aphorismen wie die Perle der spanischen Dichtung, Don Quixote,

45*

wußte er zu schätzen und ohne ängstliche Treue und Local-fanatismus doch einem jeden ein gewisses fremdes Colorit zu verleihen. Jahrzehnte lang hatte er in seinem Streben, das wiederzugeben, was er sah, die Männer mit Zöpfen, Haarbeutel und Degen, die Damen mit hohen Frisuren und Reifröcken dargestellt; ihm aber hing der Zopf so wenig hinten, im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Nicolai, daß er ohne Bedenken und ohne Schmerz nun auch die neue Tracht: das geringelte Haar, das griechische Damenkleid, den Cylinderhut mit gleicher Virtuosität wiederzugeben wußte. Endlich unterschied er sich von Nicolai durch seinen feinen Humor. Der Berliner Aufklärer blieb bei aller seiner Bedeutung plump und wurde grob, wenn er witzig sein wollte. Der Berliner Künstler war ein feiner Humorist. Mit behaglicher Laune schilderte er das bürgerliche Leben in allen seinen Verzweigungen. Er moralisirte gern und karrikirte wenig. Darum mochte er es nicht leiden, wenn man ihn mit Hogarth verglich, denn von dessen Schärfe und Bosheit war er gänzlich entfernt. Auch er hatte, nach einem schönen Worte Goethe's, Unnatur, Verderbniß, Barbarei und Abgeschmacktes zu schildern, aber er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen. Er besaß eine Fülle von Laune, oft übermüthigen Humor. Dies bekundete er nicht bloß in ganzen Darstellungen, wie etwa in der Wallfahrt nach Französisch-Buchholz, einer parodistischen Darstellung der Seinigen, die er damit für eine verregnete Landpartie trösten wollte, sondern durch die zahllosen Einfälle, die ihn bei jeder Arbeit gleichsam überwältigten und von ihm, damit er sie nur los wurde, in den Rand der Platten geritzt wurden.

Chodowiecki's Arbeiten zerfallen in zwei Klassen: Illustrationen zu den Werken Anderer und freie Erfindungen. Die ersteren stehen weit über den meisten Buchillustrationen. Sie sind von dem Text inspirirt und sind doch auch ohne ihn leicht verständlich. Der Künstler war ein geistreicher und gebildeter Mann, der ein wirklicher Bundesgenosse des Dichters wurde, nicht sein

Sklave blieb. Man hat neuerdings den Versuch gemacht, „Minna von Barnhelm“ mit diesen Illustrationen neuzudrucken; mit dem besten Erfolge: sie wirken ebenso lebensfrisch wie das Lustspiel selbst. Es würde sich lohnen, weiter zu gehen. Bei Sebaldus Nothanker würde es sich ohne Zweifel ergeben, daß der Zeichner noch weniger ermüdet als der Autor; aber sollte nicht auch bei Voltaire's „Candide“ die Jugend mehr auf Seiten des Künstlers als des Dichters sein?

Chodowiecki's eigene freie Erfindungen galten dem bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Leben, wie er selbst fest im Bürgerstande wurzelte. Er besaß ein gesundes Naturgefühl und wußte, ohne sentimental zu werden, seine wirkliche oder seine Adoptivheimath darzustellen. Nicht das Schöne in der Natur reizte ihn, sondern das Einfache und Schlichte, das, was durch seine malerische Stimmung Eindruck auf ihn machte oder sein Gemüth bewegte. Er besaß ferner dichterisches Vermögen und Phantasie genug, um sich allerlei Situationen auszumalen und die Wirkungen gewisser Zustände zu erdenken. So schuf er eine ziemliche Anzahl Folgen von zwölf und mehreren Stichen, auf denen allerlei Narrheiten, Heirathsanträge, Damenbeschäftigungen u. ähnl. dargestellt wurden. Grade in solchen Folgen offenbarte er seinen ganzen erquicklichen Humor. Er besaß sodann wohlthuende Freude an seinem Familienleben und gewährte durch dessen wiederholte Schilderung einen reizvollen Einblick in sein Heim, schalkhaft und zärtlich, aber ohne Ruhmredigkeit sich und die Seinen in der Ruhe und in der Arbeit, in harmlosem Geplauder und in munterer Geselligkeit vorführend.

Was uns aber an diesem Berliner Künstler ganz besonders auffällt, ist, daß er ein Berliner auch in seinen künstlerischen Darbietungen war. Er klügelte wenig mit seiner Phantasie aus, sondern griff keck ins Leben hinein. Seine Illustrationen und freien Erfindungen waren die Wiedergabe dessen, was er vor sich sah, auf den Straßen, in den Häusern. Aber auch bestimmte Tagesvorgänge hielt er mit seinem Griffel oder seiner Nadel

fest. Zwar von den gewaltigen Kriegsereignissen hielt er sich im Ganzen zurück. Zunächst weil er sie nicht wirklich mit ansah, sodann weil er seine Unfähigkeit erkannte, Historisches darzustellen. Darum hütete er sich selbst Berlins Occupationen 1757 und 1760 zu schildern, obwohl ihm einzelne Scenen daraus trefflich gelungen wären. Dagegen ist aus der Kriegszeit ein Blatt erhalten, welches das Fehlen anderer sehr bedauern läßt: russische Gefangene in Berlin 1758 von preußischen Soldaten escortirt, von Berlinern, unter denen auch des Künstlers Frau, mit Wohlthaten unterstützt. Es ist ein hübsches Blatt, in dem die zerlumpten, hungrigen, wilden Feinde ungemein charakteristisch dargestellt sind. Später hatte der Künstler Gelegenheit genug, in Kalendern die Geschichte des siebenjährigen Krieges zu illustriren; aber auch hier wählte er nur einzelne Scenen mit wenigen Personen, deren Mittelpunkt der König war. Der Friedensschluß, des Königs Rückkehr in seine Residenz wurde von dem Künstler durch eine Allegorie gefeiert, eine Kunstart, in der er kein Meister war: in römischer Imperatorenkleidung reitet der König, dem sieben Feldherren folgen, in die Stadt; neben dem Pferde schreitet der Friede; über ihm schweben weibliche Figuren, Wohlstand und Sieg; er wird empfangen von der Stadt, einer weiblichen Figur mit einem zur Erde gebückten Bären; Alles wird überstrahlt von dem Auge Gottes!*)

Weit mehr auf seinem Felde bewegte sich Chodowiecki, wenn er wirkliche Berliner Vorgänge, wie etwa den Empfang der türkischen Gesandtschaft schilderte. Es sind köstliche Blättchen von derber Laune und Satire, in denen diese Bewohner fremder Länder, oder Berliner Typen, wie der Planetenleser Paul, die Wunderdoctoren oder ein Bauer dargestellt werden, der mit offenem Maule in die „ernsthaften Bauerngespräche“ hineingrinst; culturhistorisch ungemein wichtige Bilderbogen, in denen Berliner Kopfputze, Hüte, Trachten vorgeführt werden

*) Andere Allegorien verzeichnet Krieger S. 46, z. Th. mit Versen.

oder die Blätterreihe „Berlinische Folgsamkeit", in denen die Art illustrirt wird, wie eine feine Dame, ein Stutzer, ein Hausirer, ein altes Ehepaar einen Hund mit sich führt. Der Künstler schildert sein Berlin auch wie es sich ergötzt und sein Ausblick aus dem Thiergarten auf die Zelten mit den feinen Kutschen, den Promenirenden, den einsamen Bänken und Kaffeeschenken gewährt ein treues Abbild Berliner Lebens.

. Je kleiner die Blättchen, um so entzückender die Frische und Lebenswahrheit. Mit Recht spricht Lichtenberg von seinem „noch nie erreichten Talent, auch in den kleinsten Figuren Seele darzustellen." Eine vergangene Zeit gewinnt hier aufs Neue fast ein gegenwärtiges Dasein.

So gern Chodowiecki auch kleinbürgerliches Leben darstellte, so suchte er, der wie alle Berliner dem großen Könige eine enthusiastische Verehrung bezeigte, auch den größten Zeitgenossen im Bilde festzuhalten. Hier stritt sein Wollen mit seinem Können, leider oft vergebens. Es herrscht in dem Künstler ein ewiges Ringen, mit diesen Zügen und dieser Gestalt sich abzufinden, den gebietenden Fürsten auf dem Throne, den mächtigen und glücklichen Schlachtenlenker für Mit- und Nachwelt dauernd darzustellen. Aber auch hier gelingt ihm mehr das Menschliche als das Historische. An seine Staatsactionen kann man nicht glauben, aber seine Bildchen kleiner menschlicher Vorgänge, wie der König den alten Ziethen besucht, wie er von seinem Großneffen stürmisch aufgefordert wird, ihm seinen Ball zurückzugeben, machen uns den Herrscher lieb und werth. In der echt menschlichen Güte des großen Helden fand der menschlich gute Künstler den passenden Stoff.

Ueber den Tod des Königs hinaus währte des Künstlers Treue. Unter den zahlreichen künstlerischen Darstellungen, die nach dem Tode des Monarchen erschienen, nimmt Chodowiecki's Blatt — die Hälfte eines Fächers — eine hervorragende Stelle ein. Diese Apotheose ist freilich auch eine Allegorie, zwang also den Künstler in eine Art, die nicht die seine war. In der That

sind die drei Götter, die aus den Wolken her den gestorbenen Helden empfangen: Jupiter, Mars, Apollo fast Carricaturen gleich zu achten. Aber das Hauptstück: Friedrich selbst, den linken Arm auf Minerva, den rechten auf Themis gestützt, zum Himmel emporstrebend, ist außerordentlich schön. Den alten abgelebten Helden stützen schöne, jugendkräftige Frauen: fast nichts Irdisches ist mehr an diesem Leibe; im Haupte, das mit einem Lorbeerkranz geschmückt ist, glänzen die Augen wie verklärt gen Himmel. Der Gedanke, der dem Bilde zu Grunde liegt, ist ungemein rührend und erhebend: der Herrscher, dessen nimmermüde Lebensgefährtinnen Gerechtigkeit und Weisheit gewesen, erlangt in der Ewigkeit einen unvergänglichen Platz neben Kriegskunst, Dichtung, Herrschermacht.

Nicht beredter konnte Berlin seinen Fürsten zum Tode geleiten, der ihm neuen Glanz gegeben und seine Weltstellung begründet hatte.

Schluß.

Am 17. Aug. 1786 früh am Morgen starb Friedrich fern von Berlin, wie er fern von seiner Residenz gelebt hatte. Man kann nicht sagen, daß in der Berliner Bevölkerung eine allgemeine, der Größe des Verlustes entsprechende Trauer herrschte. Der König hatte zu sehr die Hauptstadt gemieden, zu eifrig dem französischen Wesen gehuldigt, zu rücksichtslos in manchen Verwaltungsangelegenheiten durchgegriffen, um bei der Menge, die ihren Herrscher sehen will, die in Sprache und Wesen mit ihm eins zu sein begehrt und die unter allen Eigenschaften seine Milde am meisten schätzt, völlig verstanden und geliebt zu werden. Gar manche athmeten auf, wie befreit von schwerem Druck. Gerade sie hatten bald Veranlassung genug, nach der dahingegangenen Heldengestalt sich zu sehnen und den Geist zurückzurufen, der geschwunden war*).

Gewiß gab es ehrlich Trauernde. Officieren und Gemeinen, die an die Bahre traten, rannen die Thränen über die Wangen. „Zum Ruhm aller Lakayen und Pagen", schrieb der Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm III., „muß ich sagen, daß wahre Betrübniß auf ihren Gesichtern zu sehn war, und daß man sehn konnte, wie sehr sie ihren König betrauerten."**)

---

*) Das Stimmungsbild von Berlin, das (v. Cölln) Vertraute Briefe I, S. 11 entwirft, ist 1807 nicht 1786, mit zu genauer Beachtung der inzwischen vergangenen 20 Jahre, entworfen.

**) Koser, Die letzten Tage Friedrich's d. Gr., Deutsche Rundschau XII, 11, S. 204.

Im Allgemeinen aber drücken die oben S. 421 fg. mitgetheilten Stellen über Cherifdir und sein Volk gewiß besser als loyale Versicherungen die Stimmung und das Urtheil der Berliner über ihren König aus. Und wer dächte nicht an Goethe's bekanntes, während seines kurzen Berliner Besuches gesprochenes Wort, daß er „die Lumpenhunde" über ihren Herrn habe „raisonniren" hören.

An die Stelle der Volkstrauer trat eine officielle Trauer, die vielleicht um so lebhafter war, je weniger sie gefühlt wurde. Zahlreiche Reden wurden gehalten*). In gar manchen kam der Ernst der Lage, die Größe des Verlustes, die Dankbarkeit, die man dem großen Todten schuldete, zu würdigem Ausdruck. Auch gar viele Gedichte wurden verfaßt und veröffentlicht.

Doch ist es überaus charakteristisch, daß die meisten patriotischen Dichter, welche am Grabe Friedrich's ihre poetische Thräne weinten, alsbald seinem Nachfolger mindestens eine dichterische Huldigung darbrachten; noch seltsamer aber, daß Friedrichssänger, die bei Lebzeiten des Großen kein Ende ihres Sanges finden konnten, nun, da er todt war, schwiegen, wie Ramler,

*) Im Druck erschienene, in Berlin gehaltene Gedächtnißreden und -Predigten auf den Tod Friedrichs II. kenne ich folgende: Boysen, C. L. Conrad, J. D. Cube, J. S. Diterich, J. C. G. Dreßel, J. A. Hermes, Herold, C. F. W. Herrosee, Ch. W. Krause, J. F. Ch Löffler, Lüdecke, Miethmann, A. R. Naticke, F. S. G. Sack (in zwei Auflagen erschienen), J. J. Spalding, W. A. Teller (gleichfalls in zwei Auflagen), J. H. F. Ulrich, Wessely, übers. von Bendavid, F. E. Wilmsen, J. F. Zöllner. Auch manche der auswärts gehaltenen Predigten wurden in Berlin gedruckt. — Die meisten, am Tage der Gedächtnißfeier, 10. Sept. 1786, gehalten, führen einfach den Titel: Rede, Trauerrede, Gedächtnißpredigt; Wilmsen's Predigt ist betitelt: „Was es für eine Namensgröße und Unsterblichkeit sey, die Gott unserm verewigten Könige, Friederich den Zweiten gab?" — Auch an Cantaten, Beschreibungen der letzten Stunden ist kein Mangel; für die officielle Trauerfeier wurde gedruckt: „Das letzte Lebewohl dem Heiligen Schatten Friedrichs des Großen . . bey der feyerlichen Leichenbestattung in der Garnisonkirche zu Potsdam mit Stimmen, Flöten, Saiten dargebracht den 9. Sept 1786." Berlin G. J. Decker. Mit gegenüber gedrucktem lateinischem Text.

schwiegen, um sich bei dem Nachfolger desto eifriger zu insinuiren. Nur der wackere Gleim brachte dem Einzigen nach seinem Tode wie bei seinem Leben ausschließliche Huldigung dar.

Predigten aber und Lieder enthielten Worte, nichts als Worte. Unter den gesprochenen Worten in gebundener und ungebundener Rede, so zahlreich sie auch erschollen, ist kein einziges, das die Größe des Verlustes ganz ausspräche. Nicht einmal Schubart's ossianischer Gesang „Friedrich's Tod", zwar nicht in Berlin gedruckt, aber dort, wie man erzählte, in tausenden von Exemplaren verkauft, macht eine bemerkenswerthe Ausnahme. Nur einigermaßen möchte Schubart's im Todesjahr, aber vor dem wirklichen Ableben des Königs gedichteter Hymnus „Friedrich der Große" der Bedeutung des Moments entsprechen. Dort redet der Dichter, nachdem er die Thaten des Helden aufgezählt und die seiner in der Unsterblichkeit wartenden Gefährten genannt hat, den greisen König mit den Worten an: „Stark kämpftest du den Kampf des Lebens; Stark wirst du kämpfen den Kampf des Todes. Deinen Herrschergeist gab dir Gott, Erhalten wird dir Gott Diesen Herrschergeist. Huldlächelnd wird Er deiner Seele sagen: „Du schwurst im Drange der größten Gefahr, Als König zu denken, zu leben, zu sterben! Und Wort hast du gehalten. Man bring' ihm die Krone, Die leuchtender strahlt, Als alle Kronen der Erde! Denn Friedrich, meines Lieblings Geist, Ist's werth, ewig Kronen zu tragen"."

Einsichtige waren der Ueberzeugung, daß nicht bloß ein großer Mensch gestorben, sondern eine bedeutende Epoche zu Ende sei. „Er ist gestorben, wie man es ihm wünschen mußte, und ist groß geblieben bis ans Ende. Sein Nachfolger wird Mühe haben, nach einem solchen Vorgänger ein großer Mann zu werden." So schrieb Georg Forster*), der mit Berliner Kreisen enge Fühlung hatte. Und einen Monat später äußerte er: „Den

---

*) Forster an Spener, 4. Sept. und 4. Oct. 1786, Archiv f. d. Stud. n. Spr. LXXXVII, S. 176. 179.

Tod des großen Königs mag Europa nur beweinen; denn nunmehr ist der Schimmer von Aufklärung und Denkfreiheit wohl auf immer dahin, womit man sich einmal schmeichelte, so lange sein großes Beispiel den Ton angab. Jetzt wollen wir uns vor dem Magus Magorum beugen und das Urim und Thummim, welches den Blick ins Reich der Geister öffnet, bei den wahren Weisen suchen, denen der Lapis eine Kleinigkeit ist."

Statt eine Menge Zeugen zu hören, die doch nur dasselbe Zeugniß, wenn auch mit verschiedenen Worten, ablegen könnten, sei zum Schluß eine Anekdote*) erzählt, die in ihrer Schlichtheit den Eindruck des großen Ereignisses ergreifend wiedergibt.

„Als die Trauerkunde vom Tode des großen Friedrichs zu Berlin eintraf, gab's plötzlich in allen Straßen dieser Stadt einen außerordentlichen Auflauf, und, wie es gewöhnlich bei solchen Fällen ist, die wenigsten der Mitlärmer und Mitrenner wußten die Ursache davon. Der größte Haufen fiel in die Meinung, es müsse wo brennen, und so erhob sich nun allenthalben das Geschrei: „Feuer!" — Custine, welcher sich damals zu Berlin befand und die wahre Ursache des Auftritts sich dachte, lag ruhig in seinem Fenster, als ihm eine gegenüber wohnende Dame zurief: „Wo brennt's denn?" — „Ach!" erwiderte Custine, „es brennt nirgends; aber zu Potsdam ist ein großes Feuer ausgegangen."

*) Anekdoten aus dem Leben des Generals Custine 1794, S. 24. Custine's Memoiren (Hamb. u. Fft. 1794) sprechen nicht von diesem Ereigniß, da sie erst mit den Revolutionskriegen beginnen.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 16 ist das Werk K. Freih. v. Ledebur's: König Friedrich I. von Preußen, Beiträge zur Geschichte seines Hofes sowie der Wissenschaften, Künste und Staatsverwaltung jener Zeit, Leipzig 1878 und 1880, nachzutragen.

Zu S. 45 vgl. „Deutsche Revue" Juli 1892: „Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin". Danach beauftragte König Friedrich I. gegen Ende seiner Regierung den Baumeister Jean de Bodt mit einem Plane für einen neuen Dom. Zum Bau dieser Kirche war eine Summe von 400,000 Dukaten in Aussicht genommen; für den Künstler selbst waren 10,000 bestimmt.

Zu S. 54 A.: Das Gedicht steht auch bei Küster I, 24. Zu S. 62 ff. (Schade) ist auf Küster I, S. 383—407; zu S. 65 ff. (Porst) auf Küster I, 256 fg., 413—416 zu verweisen.

Zu S. 129 A. *** ist Breyssig statt Breyer zu lesen.

Zu S. 169, 10 ff., 174, 25: Gegen Friedrich Wilhelm's I. unbedingte eheliche Treue spricht die von A. F. Büsching, Eigene Lebensgeschichte, Halle 1789, S. 143 erzählte, durch Roloff gut bezeugte Geschichte.

Zu S. 198: Das Gedicht Reinbeck's mit dem Gedicht Lange's, auf das es eine Entgegnung bildet, und mit „ausgleichenden" Versen Jablonski's ist auch gedruckt Berl. Corr. 1783, S. 582 fg.

S. 235 Z. 18 fg. ist Fénélons st. Fontenelles zu lesen.

Zu 271 ff.: Ein Geschenk Stan. Rücker's wird erwähnt bei Heidemann, Gesch. d. Gr. Klosters S. 197, 203.

Zu 323 A.: Der Brief ist nicht aus dem Jahre 1808, sondern vom 25. Mai 1814.

Zu S. 329: Eingriffe des Königs bei Ernennung von Pfarrern finden sich selten. Folgendes bedarf noch der Aufklärung. Am 16. Nov. 1741 wird in der Voss. Ztg. die Rede angezeigt, welche der Geh. Kriegsrath und Stadtpräsident von Neuendorf am 8. Nov. bei Gelegenheit der Propstwahl in Cölln an der Spree gehalten hat. Am 30. Nov. dagegen heißt es das.: „Die Wahl des Herrn Oesfelds zum Propste bei der Gemeine S. Petri in Cölln an der Spree ist von Ihro Königl. Majestät nicht bestätiget, sondern Höchstdieselben haben den Doct. und Prof. Theol. Prim. in Königsberg Herrn Quandt zum Nachfolger des seligen Herrn Reinbecks zu ernennen allergnädigst geruht". (Ueber Quandt vgl. de la litt. all., hgg. von Geiger, Heilbronn 1883, S. IVfg., 16.) Nun wurde aber weder Quandt noch Oesfeld, sondern Süßmilch Reinbeck's Nachfolger. Vgl. V. H. Schmidt, Gesch. d. Petrikirche, 1809, S. 60fg.

Zu S. 413: Ein Journal français de Berlin erschien 1784 bei C. F. Rellstab.

Zu S. 510, Z. 2: Specielle Erwähnung hätte das 1774 auf dem „Gensd'armenplatz" von Boumann dem Aelt. erbaute „franz. Comödienhaus" verdient. Vgl. Abbildung und Geschichte in Schäffer und Hartmann, Die königl. Theater in Berlin, 1886, S. 275fg.

Zu S. 529ff.: Wie sehr derartige Fragen damals in der Luft lagen, bezeugt Goethe's Notiz 7. Jan. 1797: „Diskussion mit dem Abbé Sabbadier über die Nothwendigkeit die Vorurtheile zu unterhalten" (Tagebücher, Weimar. Ausg. II, 52). Daselbst III, 26 auch eine Notiz über eine 1750 von der Akademie gestellte Frage: „Wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen", Berlin 1750, und die Abhandlung des Pastors Fein, die den Preis davontrug.

S. 597 A., S. 599 A. und 429. Lessing's Todtenfeier wurde am 27. Febr. wiederholt. Vgl. Litteratur- und Theater-

zeitung 1781, I, 159, vorher 137. Diese Zeitung 1778–1781 in je 4 Theilen hätte eine kurze Erwähnung verdient. Doch lernt man aus der „Chronik des hiesigen Theaters“ und anderen Theater-Notizen nicht sonderlich viel. 1779, I, 36 heißt es: „Die Beschränktheit des theatralischen Artikels ... der wir nicht abhelfliche Maaße schaffen können.“

S. 645fg. Die von mir hier und vielfach sonst in der Handschr. benutzten Briefe Ramler's an Gleim sind gedruckt bei Pröhle, Fr. d. Gr. u. d. dtsche Lit. 1872, S. 209fg.

Den Abschnitt S. 565—584 hat Herr Schulinspector Dr. L. H. Fischer, 601—615 Herr Dr. Max Friedländer, 661—702 Herr Geh. Reg.-Rath R. Dohme durchzusehen die Güte gehabt; ihre werthvollen Bemerkungen, für die ich auch an dieser Stelle besten Dank sage, durfte ich benutzen. Auch Herrn O. Göritz schulde ich wiederum Dank für seine mir bei der Correctur gewährte Unterstützung.

Berlin, 12. November 1892.

Ludwig Geiger.

Druck von G. Bernstein in Berlin.









